

Von diesem Buch sind für Bücherfreunde
200 Exemplare besonders luxuriös
ausgestattet, auf feinstem Kunst-
druckpapier gedruckt und in
Ganzleder gebunden.

Der Preis dieser
Exemplare
beträgt
20 M.



Titelzeichnung
und Zierstücke
von
Hans Baluschek.

Auf Deutschlands hohen Schulen.

Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen
Hochschul- und Studentenwesens.

Bearbeitet und herausgegeben von

Reinhold
Dr. R. Fick

unter Mitwirkung

von

Hanns Freiherrn von Gumpenberg * Dr. A. Langguth
Dr. Hofmeister * Dr. Paul Grabein * Jul. Kirdjhoff
Dr. Joh. Noelting * Dr. Fritz Hoffmann * Dr. Römpler
Dr. W. Fick * H. Langla * Fritz Hupfer * Otto Wendt
Dr. Doege * Dr. G. Conrad.

Mit 400 Abbildungen und Zierstücken.



III. Tausend.

Verlag

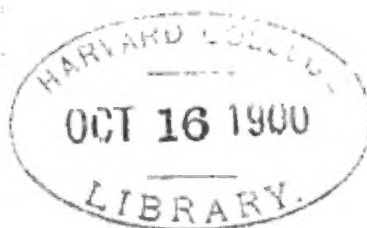
Hans Ludwig Gilo,

Berlin * Leipzig

MDCCCC.

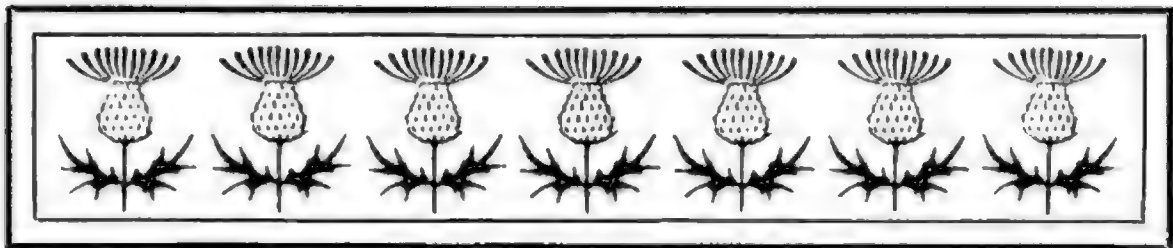
~~VI, 17061~~

Educ 4609.00



Walker fund

~~~~~  
Der Nachdruck, **»»**  
auch einzelner **»»**  
Artikel aus diesem  
Buche ist verboten.  
~~~~~  
Das Übersetzungs-
recht bleibt vorbe-
halten. ~~~~~



Vorwort.

Wie soll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierlänge der Bruderliebe? Welche Töne soll ich euch geben, um mich verständlich zu machen? Welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich soll dich beschreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Laie, die kann man ihm beschreiben, aber deinen inneren, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauterer Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschaut, mag er dem Laien nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfährt, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nächsten Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mit Gefühl und mit gesungen, giebt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loth in seiner Mühe lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht.

Das Burschenleben, wie es Hauff mit diesen begeisterten Worten preist, und die Stätten, an denen es sich abspielt, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer heutigen Gestalt zu schildern, ist die Aufgabe dieses Buches. Es will das studentische Leben der Gegenwart zu seiner reichen kulturgeschichtlichen Vergangenheit in Beziehung setzen und aus ihr heraus erklären, und so die akademische Welt dem Verständnis dessen, der in ihr lebt oder im Begriff steht, in sie einzutreten, näher bringen. Wie mancher, der zum ersten Mal die Schwelle der alma mater überschreitet, steht pochenden Herzens und befangen der neuen Welt gegenüber, die sich ihm eröffnet und der er von nun an angehören soll; wohl läßt ein ahnendes Vorgefühl der „akademischen Freiheit“ seine Brust schwellen, aber das unbekannte Land, in das er sich halb zögernd, halb ungeduldig vorwärts drängend hineinbegiebt, ist ihm fremd und unverständlich. Dies Buch soll ihm ein Führer und zuverlässiger Berater sein. In das allmähliche Werden des heute Bestehenden, in den Geist unserer Väter, die uns als ein reiches Erbe den Schatz, den wir in unsern Universitäten besitzen, hinterlassen haben, soll es einen Einblick verschaffen, damit vor allem die heranwachsende Generation, ohne darüber die Anforderungen des heutigen Lebens zu vergessen, sich stets voll Pietät der Größe und schlichten Erhabenheit des von unsern Vorfahren geschaffenen Werkes bewußt bleibt.

Daß die Lösung dieser Aufgabe, bei dem weiten Umfange des zu bearbeitenden Stoffes und bei den Gegensätzen, die das geschichtliche und das moderne Studentenleben umspannt, nicht den Beifall aller finden wird, ist vorauszusehen. Das Buch hat eine — schon durch die Titelzeichnung versinnbildlichte — Tendenz, die

hoffentlich von vielen, namentlich unter der akademischen Jugend, gebilligt werden wird. Für solche, die in der Bethätigung eines ehrenhaften deutschen Studententums nur die Bewahrung toter Formen sehen, nicht aber den lebendigen Quell echt deutscher Volksart erblicken können, der hier so kräftig sprudelt wie nirgends, ist dies Buch nicht geschrieben; es wendet sich vielmehr an alle, die deutsch empfinden und an der Pflege deutschen Burschenlebens festhalten. An diese aber wendet es sich ohne Unterschied und mit dem Bemühen, ihnen allen gerecht zu werden, von der Voraussetzung ausgehend, daß die schöne Vergangenheit unseres Studentenlebens nicht gewissermaßen als ein Sondervorrecht einer einzelnen Gruppe, sondern als Gemeingut allen angehört, die sich als deutsche Burschen fühlen.

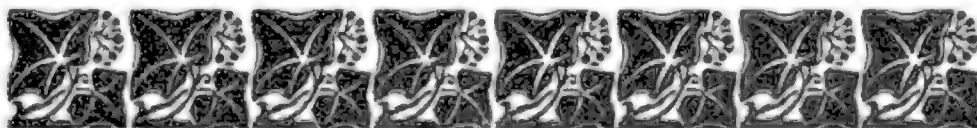
Wenn es trotz dieses Bestrebens den Anschein haben könnte, als seien die alten Korporationen über Gebühr berücksichtigt, so liegt das an dem ganzen Charakter des Werks, das in erster Linie eine Kulturgeschichte sein will und sich darum vor allem auf das Material, das sich aus der Geschichte dieser Verbindungen ergibt, stützen mußte. Ohne die Vorarbeiten auf diesem Gebiete, vor allem ohne die gründlichen Forschungen des Dr. W. Fabricius, dessen Werk über die „deutschen Corps“ den meisten meiner Mitarbeiter und mir eine überaus dankenswerte Hilfe gewesen ist, wäre die Herstellung des vorliegenden Buches, zumal in der kurzen mir zu Gebote stehenden Frist eines knappen Jahres, nicht möglich gewesen.

In der entgegenkommendsten Weise bin ich von Seiten der studentischen Korporationen selbst durch Übersendung von Druckschriften und Bildern unterstützt worden; ich hoffe, daß das Interesse, welches die Studentenschaft dem Buche bei seiner Ankündigung und während seines Entstehens entgegenbrachte, auch dem fertigen Buche bewahrt bleibt, und bitte auch fernerhin Berichtigungen, Ergänzungen und sonstige Mitteilungen an mich gelangen zu lassen.

Meine Mitarbeiter haben mich bei der Fertigstellung des Werkes getreulich unterstützt; ihr Anteil läßt sich im Einzelnen nicht genau abgrenzen, doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Darstellung des historischen Abschnitts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im wesentlichen der Feder des Herrn v. Gumpenberg entstammt, und daß die größtenteils auf handschriftlichen, bisher unveröffentlichten Quellen beruhende Arbeit über Rostock von dem Bibliothekar Dr. Hofmeister, die Monographie über Königsberg von Oberlehrer Dr. Fritz Hoffmann herrühren. Meinem Kollegen Dr. Doege, der sich auch der Bearbeitung der Bibliographie unterzogen hat, bin ich zu besonderem Danke verpflichtet, weil er mich auf die reichen Schätze der jetzt der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums unterstellten Freiherrlich v. Lipperheide'schen Kostümsammlung aufmerksam gemacht und so den Bilderschatz des Werkes um manches interessante Blatt vermehrt hat. Der Herr Verleger, der kein Opfer gescheut hat, um den Wert des Buches durch Beschaffung eines reichen Illustrationsmaterials zu erhöhen und ihm eine glänzende Ausstattung zu geben, hat sich um die Herstellung des Buches in seiner vorliegenden Gestalt ein nicht geringes Verdienst erworben.

Berlin, im Dezember 1899.

Der Herausgeber.



Inhaltsübersicht.

I. Teil.

Hochschulwesen und Studententum im allgemeinen.

Seite

1. Abschnitt: Geschichte des Universitätswesens und Studententums 1—110

1. Kapitel: Vorgeschichte 1—8

Ältere Vorbilder. — Kloster- und Tomschulen. — „Freie Schulen des zwölften Jahrhunderts. — Die ersten Universitäten. — „studium generale“ und „universitas“. — Privilegien, Immunitäten und Freiheiten. — Bologna. — Paris. — Die deutschen Gelehrtenschulen im 13. Jahrhundert. — Vorrechte der deutschen Studenten auf den fremden Universitäten.

2. Kapitel: Das Mittelalter 9—20

Prag 1348. — Wien 1368. — Heidelberg 1386. — Köln 1389. — Erfurt 1392. — Würzburg 1403. — Leipzig 1409. — Rostock 1419. — Greifswald 1456. — Freiburg 1460. — Basel 1460. — Ingolstadt 1472. — Trier 1473. — Mainz 1476. — Tübingen 1477. — Wittenberg 1502. — Frankfurt a. O. 1506. — Allgemeine Verhältnisse der mittelalterlichen Universitäten Deutschlands. — Frequenz. — Lehren und lernen. — Ähnlichkeit zwischen den Universitäten und den Handwerkszünften. — Das Leben an den Universitäten. — Tracht. — Rittersches Leben in den Kollegienhäusern. — Alter der Scholaren. — Die Burgen. — solventes und pauperes. — Die fahrenden Studenten und ihre Vorläufer.

3. Kapitel: Humanismus und Reformation 21—57

Einfluß der humanistischen Bewegung. — Basel. — Freiburg. — Tübingen. — Ingolstadt. — Erfurt und die Epistolae obscurorum virorum. — Leipzig. — Wittenberg. — Luther und Melancthon. — Rostock und Greifswald. — Frankfurt a. O. — Heidelberg. — Mainz. — Köln. — Die Reformation und die deutschen Universitäten. — Wittenberg unter dem Einflusse Luthers und Melancthons. — Erfurt. — Leipzig. — Frankfurt a. O. — Rostock. — Greifswald. — Köln. — Wien. — Heidelberg. — Basel. — Freiburg und Tübingen. — Ingolstadt. — Neugestaltung der alten Universitäten in den protestantischen Ländern. — Neugestaltung der Universität Wittenberg. — Tübingen. — Leipzig. — Basel. — Frankfurt a. O. — Greifswald. — Marburg 1529. — Königsberg 1544. — Jena 1558. — Helmstedt 1576. — Allgemeiner Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. — Ökonomische Lage der Professoren. — Lebensordnung der Scholaren. — Neue Tracht und neue Sitten. — Studentenflammbücher. — Die Schul- und Studentenkomödien. — Die akademischen Gymnasien. — Würzburg 1582. — Wien. — Prag. — Olmütz 1573. — Breslau. — Innsbruck. — Prag 1593. — Paderborn. — Münster und Osnabrück.

4. Kapitel: Das siebzehnte Jahrhundert 58—65

Das collegium adelphicum Mauritianum. — Gründung der „fruchtbringenden Gesellschaft.“ — Gründung der naturforschenden Gesellschaft in Rostock. — Der Kampf gegen die Bevorzugung des Altertums. — Ratichius und Comenius. — Wiederaufblühen der theologischen Dogmatik. — Einfluß des dreißigjährigen Krieges. — Der Adel als herrschender Stand. — Herrschende Stellung der Natur- und Staatswissenschaften. — Begründung der neuen Philosophie. — Der Pietismus. — Das neue bürgerliche Bildungsideal. — Die Ritterakademien. — Misachtung der Universitäten. — Die Hohenzollern als Förderer des wissenschaftlichen Fortschritts. — Duisburg 1684. — Halle 1694. — Thomasius und seine Schule. — Das erste philologische Seminar. — Kiel 1663. — Wittenberg. — Die Sitten der Deposition. — Ursprung der Deposition. — Die Deposition in den Burgen. — Die Deposition nach dem Manuale scholarium. — Die Deposition als offizieller Universitätsakt. — Luther und die Deposition. — Die Deposition im 17. Jahrhundert. — Bekämpfung der Deposition. — Abschaffung der Deposition. — Die Entlebung des Pennalismus. — Der „Pennal“. — Der Pennalismus im 17. Jahrhundert. — Bekämpfung des Pennalismus. — Tracht. — Das „Musen“ des Studenten. — Vorlesungen. — Geringe Achtung vor den Professoren. — Verhältnis zu den Bürgern. — Übermäßige Streiche der Studenten. — Trinkfellen. — Nachliche Lummelie. — Professorenburgen und Konviktskisten. — Verschall der Studienordnung. — Verunglückte Studenten. — Studentenflammbücher des 17. Jahrhunderts.

	Seite
3. Kapitel: Das fridericianische Zeitalter	66—88
<p>Aufklärung und religiöse Empfindsamkeit. — Der Neuhumanismus. — Emanzipation des Deutschthums. — Göttingen 1734. — Halle. — Leipzig. — Erlangen 1743. — Der Philantropismus. — Friedrich der Große und die preussischen Universitäten. — Einführung des Abiturientenexamens. — Wirkung der Aufklärung auf die bairischen Universitäten. — Jngolstadt. — Würzburg. — Bamberg. — Mainz. — Trier und Köln. — Bonn 1784. — Münster 1773. — Staatliche Beaufsichtigung der Lehrthätigkeit. — Ansehen der juristischen Fakultät. — Frequenz. — Dauer und Formen des Studiums. — Das Deutsche als Unterrichtssprache. — Die libertas philosophandi. — Aufkommen des freien Vortrages. — Ansehen der Universitäten. — Tracht. — Unfeig. — Sittenlosigkeit. — Spiele. — Körperliche Übungen. — Das Trinken. — Das Rauchen. — Öffentliche Aufzüge und Aufsehrungen. — Schulden und Kredit. — Aufschwung und Bekämpfung der Landmannschaften. — Entstehung der Studentenorden. — Der Mysticismus. — Freimaurer- und Studentenorden. — Verfall der Orden.</p>	
6. Kapitel: Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs	89—140
<p>Die Landmannschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts. — Goethe über die Landmannschaften. — Die Vorgänge in Jena 1809. — Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. — Die Romantiker. — Pestalozzi. — Schleiermacher und Fichte. — Gründung der Universität Berlin 1810. — Der Jugendbund. — Entwurf von Statuten für die Burschenschaften. — Vorläufer der Burschenschaft. — Die Algenster „Schwarzen“. — Die Tübinger Teutonia. — Die Berliner und Jenerer Vandalen. — Die Jenaer Wehrkraft. — Die Gründung der Jenerer Burschenschaft. — Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. — Gründung der Würzburger Teutonia. — Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft. — München 1826. — Bonn 1818. — Auftauchen politischer Tendenzen in der Burschenschaft. — Ermordung Kopke's. — Die Karlsbader Beschlüsse. — Auflösung der Burschenschaft. — Der Jünglingsbund. — Die zweite allgemeine deutsche Burschenschaft. — Arminen und Germanen. — Das Frankfurter Attentat und seine Folgen. — Die Corps bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. — Lebenscorps und Waffen-corps. — Die Opposition gegen die Corps. — Der studentische Proceß. — Die allburschenschaftlichen Verbindungen. — Das zweite Wartburgfest. — Pflege des Deutschthums an den Universitäten. — Die Germanisten. — Die Historiker. — Blüthezeit der deutschen Wissenschaft. — Wettstreit der Universitäten. — Studentenleben in den 50er und 60er Jahren. — Die Gründung des Rösener S. C. — Die neuen Landmannschaften. — Der Eisenacher Burschenbund. — Der Winzler. — Die studentischen Vereine. — Die deutsche Studentenschaft im Kriege 1870/71. — Straßburg. — Die deutsche Wissenschaft nach dem Kriege. — Die deutsche Burschenschaft. — Die Gründung des A. D. C. — Der Coburger L. C. — Der V. C. — Der A. T. B. — Die studentischen Gesangsvereine. — Der D. A. C. — Der Wingolf. — Der Schwarzburgbund. — Die Vereine deutscher Studenten. — Biemarck 70. Geburtstag. — Kaiser Wilhelm 90. Geburtstag. — Die Studenten in Friedrichsruh.</p>	
2. Abschnitt: Die Universität und ihre Einrichtungen	141—169
<p>Entwicklung der Universität von einer freien Körperschaft zur staatlichen Bildungsanstalt. — Die moderne Selbstständigkeit der Universität. — Die Verwaltungsorgane. — Die Fakultäten. — Verhältnis zwischen Dozenten und Studierenden. — Die akademischen Lehrer. — Honorar und Kolleg. — Die Quästur. — Die Auditorien. — Semester und Ferien. — Alter und Vorbildung der Studierenden. — Frequenz der Universitäten und Fakultäten. — Immatriculation und Studium. — Studienplan. — Studiendauer. — Examina. — Promotion. — Studienkosten. — Peneßien. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Gesellschaftliche Stellung. — Das Verbindungsleben. — Die Alten Herren. — Die Studentenhäuser. — Die Zünfte. — Die akademische Gerichtsbarkeit.</p>	
3. Abschnitt: Studentische Sitten und Gebräuche	170—206
<p>Die Ankunft der Jüfse. — Das Reiten der Jüfse. — Die Jüfsaufnahme. — Das Brennen der Jüfse. — Der Jüfsritt. — Der Jüfsmajor. — Die Trinkfellen. — Das Hospiz. — Kommers und Aneige. — Der Fürst von Loren. — Der Salamander. — Der Landrevater. — Die Erkweige. — Der Hoffstaat. — Der Biercomment. — Ausfahrten. — Das Comitiat. — Studentisches Leidenbegännis. — Jadelzüge. — Das studentische Lied. — Die Studentensprache.</p>	
4. Abschnitt: Das Sechsen und die Mensur	207—240
<p>Entwicklung der deutschen Sechsen. — Die Maifbrüder und Sechsenfichter. — Die Anfänge des studentischen Sechsen. — Das Waffentragen der Studenten. — Anfänge des Duells. — Duell-Ethik. — Die deutsche Stoffsechsenkunst im 17. Jahrhundert. — Die Stoffmensuren des 18. Jahrhunderts. — Die Orden und das Duell. — Die Comments der Landmannschaften. — Injurie und Toronation. — Die Forderung. — Die Kleidung des Pankanten. — Die Feigen und Sekundanten. — Die Stoffmensur in den 30er Jahren. — Einführung des Biercommentis. — Entwicklung der Sechsenmensur. — Der Pankant. — Die Sekundanten. — Eine Mensur in den 60er Jahren. — Die Bestimmungsmensur. — Der Verren. — Die Säbelmensur. — Die Ehrengerichte. — Die Bedeutung der Mensur.</p>	

2. Teil.

Die einzelnen Hochschulen.

Seite

Heidelberg 1386	243—257
Landschaftliche Lage. — Die Stadt. — Gründung der Universität. — Einführung der Reformation. — Die Universität im 17. Jahrhundert. — Studentenleben bis 1800. — Die Ruperto-Carola. — Orden und Landsmannschaften. — Burschenschaft und Corps. — Die Reformverbindungen. — Die heutige Burschenschaft. — Schwarze Verbindungen, Turnerschaften u. j. w.	
Leipzig 1409	258—273
Allgemeiner Charakter Leipzigs. — Die Anfänge der Universität. — Die Universität im 16. und 17. Jahrhundert. — Die heutige Universität. — Leipziger Studentenleben. — Zusammensetzung der Studentenschaft. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Beziehungen zur Bürgerschaft. — Dichtersellschaften. — Konzert. — Theater. — Gortbe als Leipziger Student. — Tanz und Unruhe. — Tumulte und Auszüge. — Der Mäusenrieg. — Landsmannschaften und Orden. — Th. Körner als Landsmannschafter. — Burschenschaft und Corps. — Die Korporationen bei der 450jährigen Jubelfeier. — Die heutigen Korporationen.	
Rostock 1419	274—295
Gründung der Universität. — Übersiedelung nach Greifswald. — Auswanderung nach Lübeck. — Studentenleben im 15. Jahrhundert. — Der Humanismus. — Die Reformation. — Reorganisation der Universität. — Streit um das Patronat. — Disziplinarverordnungen des 16. Jahrhunderts. — Das Weiße Kolleg. — Blütezeit der Universität im 16. Jahrhundert. — Die Nationen. — Studentenleben um 1740. — Rostock und Bülow. — Schließung der Bülow'schen Universität. — Die Orden. — Die allgemeine Burschenschaft. — Die Burschenschaft vom Jahre 1818. — Die Burschenschaft in den 30er Jahren. — Aufblühen der Universität seit 1837. — Die heutigen Korporationen.	
Greifswald 1456	296—300
Älteste Geschichte. — Niedergang im 18. Jahrhundert. — Aufblühen unter preussischer Herrschaft. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Die Korporationen. — Die Stadt und ihre Umgebung.	
Freiburg 1457	301—309
Gründung der Universität. — Hoher Stand der Bildung am Oberrhein. — Ungünstige äußere Verhältnisse. — Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Reformen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. — Die Herrschaft der Jesuiten. — Übersiedelung nach Konstanz. — Aufschwung der Hochschule. — Studentenleben vor 1800. — Die Universität unter bairischer Herrschaft. — Die Stadt. — Der Breisgau. — Anfänge des Verbindungslebens. — Die heutigen Korporationen.	
Tübingen 1477	310—318
Landschaftliche Lage. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Gründung der Universität. — Der Humanismus. — Die Reformation. — Herrschaft der Theologie. — Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Einfluß des 30jährigen Krieges. — Herzog Karl Eugen. — Gründung der Karlschule. — Einwirkung der französischen Revolution. — Die Orden und Landsmannschaften. — Die Burschenschaft. — Die heutigen Korporationen. — Die Universität im 19. Jahrhundert.	
Marburg 1527	319—327
Allgemeiner Charakter der Universität. — Die Stadt. — Die Umgegend. — Die Gründung der Universität. — Die Universität im 16. Jahrhundert. — Ansehen der theologischen Fakultät. — Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Streit zwischen Kassel und Darmstadt. — Vermilderung der Studentenschaft nach dem 30jährigen Kriege. — Christian Wolf. — Marburg im 17jährigen Krieg. — Studentenleben im 18. Jahrhundert. — Marburg unter westfälischer Herrschaft. — Aufschwung der Universität nach dem Befreiungskriege. — Orden und Landsmannschaften. — Die Tentoria. — Corps und Burschenschaft. — Die Allgemeinheit. — Die heutigen Korporationen.	
Königsberg 1544	328—341
Charakter der Universität. — Vorgeschichte. — Gründung der Universität. — Herrschaft der aristotel. Philosophie. — Theologische Streitigkeiten. — Studentenleben bis gegen 1700. — Die Nationen. — Fürsorge des Großen Kurfürsten. — Die 1. Jahrhundertfeier. — Zeitweiliger Niedergang. — Kronprinz Friedrich Wilhelm als Rektor. — Kant. — Studentenleben gegen Ende des 18. Jahrhunderts. — Erniedrigung und Erhebung Preußens. — Stiftung der allgemeinen Burschenschaft. — Einspreiten gegen die Burschenschaft. — Landsmannschaften, Kränzchen und Corps. — Studentenleben in den 20er Jahren. — Blütezeit der Königsberger Universität. — Studentenleben in den 30er und 40er Jahren. — Die Burschenschaft Albertina. — Politische Strömungen in der Studentenschaft. — Kronprinz Friedrich Wilhelm als Rektor. — Die heutigen Korporationen. — Die Palästra Albertina.	

	Seite
Jena 1558	342—354
Charakter der Universität. — Gründung. — Anfänge der Universität. — Studentenleben der ersten zwei Jahrhunderte. — Professoren-Elsche. — Die Jenerseer Bürger. — Studentische Tracht. — Der Pump in Jena. — Das Jechen. — Wandlung des akademischen Lebens. — Die Universität um 1800. — Erinnerungsstätten. — Universitäts-Institute. — Wandel im Studentenleben. — Die Burschenschaft. — Die Corps. — Die übrigen Korporationen. — Landschaftliche Lage. — Die Stadt. — Die Umgebung.	
Würzburg 1582	355—367
Allgemeiner Charakter Würzburgs. — Baudenkmäler. — Auszüge. — Altes Universitätsgebäude und Juliusseilal. — Die Universitäts-Institute. — Der Lehrsörper. — Studentenleben in früheren Jahrhunderten. — Die Orden. — Die Gesellschaften. — Die Landsmannschaften und Corps. — Die Burschenschaft Teutonia. — Die Germania. — Aufhebung der Burschenschaft 1819. — Teilnahme am Jünglingsbund. — Die Amicitia-Germania. — Verfolgung und Auflösung der Burschenschaft. — Der S. C. — Der D. C. — Die Turnerschaften. — Katholische Verbindungen. — Sonstige Korporationen.	
Gießen 1607	368—374
Charakter der Stadt. — Landschaftliche Lage. — Gründung der Universität. — Gießen im 17. und 18. Jahrhundert. — Anfänge des Korporationswesens. — Orden und Landsmannschaften. — Die Gießener „Schwarzen“. — Burschenschaft und Corps. — Die heutigen Korporationen. — Die Universität im 19. Jahrhundert. — Die Institute. — Frequenz. — Charakter der Hochschule.	
Kiel 1665	375—381
Gründung der Universität. — Die Universität im 18. Jahrhundert. — Studentenleben bis 1800. — Die Universität um die Wende des Jahrhunderts. — Die Burschenschaft. — Landsmannschaften und Corps. — Studentenleben der 20er und 30er Jahre. — Die Erhebung Schleswig-Holsteins. — Anfänge der heutigen Korporationen. — Die Behörde. — Die jetzigen Verbindungen. — Die Universität unter preussischer Herrschaft. — Die Stadt. — Die Umgebung. — Charakter der Universität.	
Halle 1694	382—392
Geistliche Einweisung. — Vorgeschichte. — Thomaeus und Franke. — Gleich der Professoren. — Bedeutung der theologischen Fakultät. — Disputation 1794. — Aufhebung der Universität durch Napoleon. — Wiederherstellung unter Jerome. — Die Universität in den Freiheitskriegen. — Verschmelzung mit der Wittenberger Hochschule. — Hallisches Studentenleben im 18. Jahrhundert. — Die Anfänge des farbentragens. — Die Orden. — Die Landsmannschaften. — Die Teutonia. — Anzüge und Tummel. — Die heutigen Korporationen. — Allgemeiner Charakter von Stadt und Universität.	
Göttingen 1754	393—406
Gründung der Universität. — Reiche Lotterung. — Zusammenlegung der Studentenschaft. — Die ersten Lehrer. — Grinner Ton der Studentenschaft. — Der Comment und das Hoffrecht. — Anfänge der Landsmannschaften. — Die Orden. — Auszug nach Herflingerode. — Die Landsmannschaften vor den Freiheitskriegen. — Die erste Burschenschaft. — Der Auszug nach Wigenhausen. — Die Göttinger Revolution. — Blomard als Student. — Der Prozeß. — Die Korporationen der 40er Jahre. — Auszug im März 1848. — Antwort Doves an die Royal Irish Academy. — Die Göttinger Studentenschaft im Kriege 1870/71. — Die Korporationen nach dem Kriege. — Die Stadt. — Die nähere Umgebung. — Erntezeiten. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Der Pump in Göttingen. — Die Einwohner. — Gesellschaft.	
Erlangen 1745	407—414
Anfänge der Universität. — Erlangen unter preussischer Herrschaft. — Die Universität seit 1810. — Studentenleben im 18. Jahrhundert. — Studenten und Witzgesellschaften. — Holzereien. — Aufkommen eines feineren Tons. — Anfänge des Korporationswesens. — Orden und Landsmannschaften. — Die Burschenschaft. — Auszug nach Alldorf. — Die heutigen Korporationen. — Allgemeiner Charakter von Erlangen.	
Münster 1780	415—417
Vorgeschichte. — Gründung. — Die Universität. — Die Akademie unter preussischer Herrschaft. — Die studentischen Korporationen. — Allgemeiner Charakter von Münster.	
Berlin 1810	418—427
Gründung der Universität. — Berlins geistige Bedeutung um 1810. — Die ersten Landsmannschaften. — Die burschenschaftliche Bewegung. — Die Berliner Studentenschaft in den Freiheitskriegen. — Der Burschensverein von 1818. — Auflösung der Korporationen. — Blüte der Berliner Universität. — Das Jahr 1848. — Die Korporationen um 1880. — Frequenz und Lehrkörper. — Das Studenten-	

	Seite
viertel. — Vergnügungen. — Umgegend. — Das fleißige Berlin. — Charakter des akademischen Lebens. — Die Berliner Studentenchaft. — Die Korporationen.	
Breslau 1811	428—433
Vorgeschichte. — Die Gründung der Leopoldina. — Bau des Universitätsgebäudes. — Studentenleben an der Leopoldina. — Die Leopoldina unter preussischer Herrschaft. — Verschmelzung mit der Frankfurter Universität. — Die Diadrina-Leopoldina seit 1811. — Die ersten Landsmannschaften. — Die Teutonia. — Corps und Burschenschaft in den 20er Jahren. — Das Jahr 1848. — Die allgemeine Studentenverbindung Diadrina. — Die heutigen Korporationen. — Allgemeiner Charakter von Breslau.	
Bonn 1818	434—440
Gründung der Universität. — Landschaftliche Lage. — Auszüge. — Vorgeschichte der Universität. — Lehrkräfte und Lehrmittel nach der Neugründung. — Burschenschaften und Corps. — Bonner Studentenleben. — Die Korporationen seit 1870.	
München 1826	441—446
Allgemeiner Charakter Münchens. — Die Großstadt. — Kunstgenuss. — Auszüge. — Vorgeschichte. — Gründung von Ingolstadt. — Der Jesuitismus in Ingolstadt. — Verlegung der Universität nach Landshut. — Eröffnung der Münchener Universität. — Ingolstädter Studentenleben. — Die Landsmannschaften in Landshut und München. — Die Münchener Corps. — Das Jahr 1848. — Die heutigen Korporationen.	
Strassburg 1872	447—450
Geistes- Schilderung der landschaftlichen Lage. — Geschichte der alten Universität. — Strassburg unter französischer Herrschaft. — Studentenleben im 18. Jahrhundert. — Vernichtung der Universität durch die französische Revolution. — Neugründung 1872. — Korporationen. — Lehrkräfte und Institute. — Charakter der Hochschule.	
Die technischen Hochschulen	451—472
Die ersten Anfänge. — Das Collegium Carolinum bis 1814. — Die Berliner Bauakademie. — Gründung weiterer Gewerbeschulen. — Das Gewerbeinstitut in Berlin. — Die Bauakademie bis 1859. — Gründung der polytechnischen Schule in Karlsruhe. — Die höhere Gewerbeschule in Dresden. — Das Polytechnikum in Stuttgart. — Das Darmstädter Polytechnikum. — Die höhere Gewerbeschule in Hannover. — Das Collegium Carolinum wird polytechnische Schule. — Entwicklung der technischen Bildungsanstalten in den 60er Jahren. — Neuorganisation der Darmstädter Hochschule 1868. — Neugestaltung der Münchener Schule 1868. — Karlsruhe und Dresden, technische Hochschulen. — Entwicklung der Berliner Bauakademie zur technischen Hochschule 1878. — Fortschritte in den 70er Jahren. — Gründung und Entwicklung der Aachener Schule. — Entwicklung bis zur Gegenwart. — Einrichtung der Hochschulen. — Abteilungen. — Verwaltung. — Der Lehrkörper. — Hörer und Aufnahmebedingungen. — Ferien. — Der Unterricht. — Diplomprüfung. — Erteilung des Doktorgrades. — Die Staatsprüfungen. — Kosten des Studiums. — Benefizien. — Die Ausschüsse an den Hochschulen. — Verband der Ausschüsse. — Die Korporationsverbände. — Berlin. — Braunschweig. — Karlsruhe. — München. — Dresden. — Stuttgart. — Hannover. — Exemstadt. — Aachen.	
Sachregister	481—485
Verzeichnis der Abbildungen	486—487
Berichtigungen und Zusätze	488





1. Teil.

Hochschulwesen
und
Studententum im allgemeinen.



Freie Schulen
des zwölften
Jahrhunderts.

Zeit. Von den übrigen ersten Universitäten des Mittelalters steht indessen fest, daß sie aus freien Schulen des zwölften Jahrhunderts hervorgingen, welche meist durch Erweiterung und Vervollkommenung der alten Klosterschulen, zum Teil aber auch selbständig entstanden, als der damalige lebhafteste Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere das Emporkommen der „scholastischen“, d. h. rationalen und dialektischen Theologie neue und bessere Lehranstalten nötig machte. Die Lehrer wie die Schüler der freien Schulen konnten jederzeit die Schule verlassen und anderswo Lehrthätigkeit oder Studium fortsetzen; dabei zogen oft die Schüler den Lehrern, die Lehrer den wanderlustigen Schülern nach, zum Kummer der betreffenden Stadt, für welche die Anwesenheit beider einen hohen Wert repräsentierte. Aus dem Bewußtsein dieser Bedeutung und Unabhängigkeit ergab sich für Lehrer und Lernende bald das gemeinsame Bestreben, den Vorteil ihrer Stellung auszunutzen und sich unter In-

Die ersten
Universitäten.



Aus dem Manuale scholarium.

anspruchnahme bestimmter Vorrechte zu festen Körperschaften zusammenzuschließen. Konnten sie doch der stillschweigenden Zustimmung der Stadtoberkeit ebenso sicher sein wie der Beschützung und Privilegierung seitens des Papstes, dem an jeder Ausbreitung seines Einflusses lag: und damit war ihnen dann auch in letzter Linie die bestätigende Gunst des weltlichen Landesherrn gewiß. So wuchsen die im 12. Jahrhundert auftauchenden französischen und italienischen Universitäten einfach aus den bestehenden Verhältnissen heraus, sie fanden nur gelegentlich die offizielle Anerkennung bei Papst und Kaiser, wurden aber nicht förmlich „gegründet“. Ebenso waren die im 13. Jahrhundert privilegierten Universitäten schon vorher als größere Schulen berühmt, und auch späterhin zeigte sich noch oft genug der gleiche allmähliche Übergang. Bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein nannte man die Hochschule „scholae“

(scolae), wie sie ja auch gewöhnlich aus der Vereinigung mehrerer kleinerer Einzelschulen entstand; im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts kam der Ausdruck „studium“ dafür in Gebrauch, seit etwa 1250 wurde dann die Benennung „studium generale“ allgemein; daneben kamen auch die Ausdrücke „studium universale“, „studium solenne“ oder „locus famosus“ vor. Der Zusatz „generale“ bezog sich lediglich auf die Studierenden, so daß man „studium generale“ ungefähr mit „Lehranstalt für Alle“ übersetzen müßte. Das Wort „universitas“ wurde dagegen im Mittelalter in einem weiteren Sinne gebraucht: es bezeichnete ganz allgemein jeden organisierten Verband; so sprach man auch von einer „universitas studii“, ein Ausdruck, der nicht nur auf die Gesamtheit der Magister und Scholaren, sondern ebenso auf die Mitglieder einer einzelnen Fakultät angewandt wurde. Die Bezeichnung „alma universitas“ trat erst im 14. Jahrhundert unter politischem Einfluß hervor, dagegen kam der Ausdruck „mater universitas“ schon früher auf. An den deutschen Universitäten wurde dann die Benennung „studium generale“ mit „universitas“ vertauscht, zuerst in einem Urkunde Karls IV. vom Jahre 1355. In dem Charakter einer „Lehranstalt für Alle“ tritt dann noch, den Begriff der mittelalterlichen Hochschule vollendend, der einer privilegierten Lehranstalt hinzu, im Gegensatz zu den Partikularschulen, die für Lehrer wie Schüler keine Privilegien besaßen. Von den Privilegien der Hochschulen waren die wichtigsten das Recht der Promotion und das der Zuspredung der „facultas ubique docendi“, welches letzteres für alle Universitäten allgemein wurde, seit Papst Gregor IX. es 1233

„studium
generale“ und
„universitas“.

Privilegien,
Immunitäten
und Freiheiten.

der Toulouser Hochschule zugebilligt hatte. Zu den Privilegien kamen dann auch noch Immunitäten und die Freiheit von Steuern, Abgaben und Zöllen.

Unter den romanischen Universitäten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ragten vor allem Paris und Bologna hervor; jenes namentlich als die „Mutter der Scholastik“, dieses als die glänzendste Pflanzstätte der Rechtsgelehrsamkeit. Da beide, insbesondere Paris, die Entwicklung des deutschen Universitätswesens vorzugsweise bestimmten, muß etwas näher auf die Verfassung und korporative Gestaltung dieser berühmten Hochschulen eingegangen werden.

Bologna war nicht die älteste Rechtsschule Italiens, doch überflügelte sie Bologna. im 12. Jahrhundert Pavia und Ravenna, die im 11. Jahrhundert größere Bedeutung beissen hatten. Der Versuch der italienischen Rechtslehrer, die Bestimmungen Justinians über die Rechtsschulen auf die entstehenden Universitäten anzuwenden, mißglückte, da jene Aufstellungen für die Verhältnisse des Feudalstaats nicht mehr zutrafen. Die Weiterbildung des Scholarenrechts mußte daher auf dem Wege von Verträgen und Privilegien erfolgen, oder auch einfach durch Usurpation. So setzten die Bologneser Scholaren bei Kaiser Friedrich I. in dem 1158 auf den Roncalischen Feldern erlassenen Gesetz der Authentica (nach dem Anfangsworte „Habita“ genannt) zuerst von allen Hochschülern ein Privileg durch, dem zufolge alle zu einer Studienanstalt behufs wissenschaftlicher Ausbildung Reisenden, namentlich aber die Studierenden der Rechtswissenschaft in den besonderen Schutz des Kaisers genommen und unterwegs wie an Ort und Stelle vor jeder Behelligung sicher gestellt wurden. Als Angeklagte sollten sie nach Belieben ihre Professoren oder den Bischof der Stadt zum Richter wählen. Dieses Privileg Barbarossas wurde die Grundlage aller Privilegienbriefe, welche die Universitäten später von den Kaisern und Landesherren erhielten, es gab ferner indirekt Veranlassung zu einer korporativen Verbindung der Scholaren, insofern es diesen besonders zugute kam und der Zusammenschluß mehr Schutz nach außen und ungestörteren Genuß der Freiheiten verbürgte. In Bologna vereinigten sich zuerst die scholares forenses der Rechtswissenschaft. Der Charakter der Bologneser Scholarenkorporationen war zunächst der durch wechselseitigen Vertrag begründeter freier Innungen von Landsleuten am fremden Orte, ganz wie z. B. auch die deutschen Kaufleute zu ähnlichem Zweck nationale Genossenschaften im Auslande bildeten; sie setzten sich daher nur aus fremden Italienern und Nichtitalienern zusammen. Die Korporation übernahm auch für jeden ihrer Angehörigen die Unterhandlung mit den Hausbesitzern über Wohnungsmiete u. s. w., eine der Hauptangelegenheiten des mittelalterlichen Scholarentums. An der Spitze jeder Scholarenverbindung stand ein „rector societatis“ oder „universitatis scholarium“, nach dem Muster der italienischen Städteverfassung, nicht zu verwechseln mit dem „rector scholarum“ oder magister, der lediglich die Schule, d. h. den Unterricht leitete. Gleichfalls dem italienischen Städtewesen nachgebildet waren die consiliarii (procuratores) der Rektoren, von denen jede „Nation“ (um hier den für die älteren Studentenverbindungen gebräuchlichen Ausdruck einzuführen) einen besaß. Die Anerkennung aller Rechte einer Genossenschaft an die Bologneser Scholaren wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß in Bologna fast nur jus civile und jus canonicum gelesen wurde, Wissenschaften, die damals nur reisere Männer anzogen, darunter viele, die in ihrer Heimat schon Ämter bekleideten; dementsprechend wurden auch in Bologna die Scholaren ganz wie die Rechtslehrer selbst „domini“ tituliert.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts bestanden sicher vier, wahrscheinlich aber noch mehr nationale Korporationen in Bologna. Da besonders jene Scholaren zur Bildung solcher genossenschaftlichen Verbände neigen mußten, deren heimische Rechtszustände und Gewohnheiten gleichfalls von genossenschaftlichem Geist durchdrungen waren, kamen dabei vor allem die Deutschen in Betracht, in deren Heimat das Genossenschaftsrecht um die Wende des Jahrhunderts schon in voller Blüte stand; außer ihnen noch die Franzosen und Engländer, und etwa die Provençalen und Catalonier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bildung der



scheidende Macht in den Händen der Scholaren verblieb. Die Lehrer wurden von den Studierenden gewählt, jährlich wiedergewählt oder auch schon nach einem Jahr entlassen; sie hatten kein Stimmrecht in den Versammlungen, konnten nicht zu den Nationsämtern gewählt werden, waren dagegen der Gerichtsbarkeit der Scholaren unterworfen; als bloßen Angestellten der Universitätsgemeinde war ihnen auch nicht der geringste Einfluß auf die Gesetzgebung zugestanden. Lehrgang, Examina und Promotionen lagen wohl in der Hand eines „collegium doctorum“, allein dieses bestand nicht etwa aus dem Lehrkörper, sondern aus geborenen Bolognesern, deren Familien wenigstens seit zwei Generationen in Bologna das Bürgerrecht besaßen und die, wenn sie auch in Bologna promoviert sein mußten, doch nur zum geringeren Teil an der Hochschule lehrten; es war lediglich eine Art städtischer Gilde, die einerseits zur Bürgergemeinde gehörte, andererseits auch der Scholarenuniversität unterstand, und deren Thätigkeit zudem seit 1209 von dem Archidiaconus kontrolliert wurde.

Stellt sich die Universität Bologna als ein demokratisches Gemeinwesen dar, so bildete sich an der Universität Paris, deren Schülerschaft sich vorwiegend aus Paris. Klerikern und unreifen Jünglingen zusammensetzte und daher das Fortwirken des alten Klosterschulwesens ermöglichte, eine durchweg aristokratische Verfassung heraus.

Die Pariser Hochschule entstand im Anschluß an die Domschule auf der Seineinsel und die Klosterschulen zu St. Geneviève und St. Viktor. Als der Ruhm des scholastischen Philosophen und Theologen Abélard in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts viele Lernbegierige nach Paris lockte, genügten diese alten Lehranstalten nicht mehr, so daß sich eine Anzahl Lehrer mit ihren Schülern in ihrer Umgebung niederließen. Zwischen solchen Einzelschulen bestand zunächst kein anderer Zusammenhang, als daß alle bei dem kirchlichen Schulherrn des Territoriums die Autorisation nachsuchen mußten. Dieser „Kanzler“ (in Deutschland hieß er gewöhnlich „Scholasticus“) hatte neben der Beaufsichtigung des Unterrichts in der Dom- oder Klosterschule, die er meist einem „rector“ oder „magister scholae“ übertrug, auch die Anstellung oder wenigstens Zulassung und Überwachung aller Lehrer in der Diözese inne. Bei der wachsenden Menge der Bewerber war er schließlich mit der bloßen Vorlegung von Zeugnissen zufrieden, so daß das Kanzleramt bald zu einem einfachen und häufig im Dienste der Habgier mißbrauchten Rechte herabsank und sein Einfluß, der auch die Gerichtsbarkeit über die Lehrer in sich schloß, diesen ungehörig erscheinen mußte. Die Folge war, daß sich die Lehrer zu gemeinsamer Abwehr zusammenschlossen und sich mit einer Vorstellung an Papst Innocenz III. wandten, der selbst in Paris studiert hatte und wie seine Vorgänger stets bereit war, die Macht der lokalen Behörden einzuschränken. So erlangte die Pariser Lehrerschaft schon damals die tatsächliche, wenn auch noch nicht die formelle Selbständigkeit der Gesamtschule, indem 1213 durch päpstliches Schiedsgericht ein Vertrag zwischen dem Kanzler und der „universitas magistrorum et scholarium“ zustande kam, nach welchem in Erteilung der licentia docendi der Lehrerbeschuß über die Entscheidung des Kanzlers gestellt wurde; 1215 bestätigte der päpstliche Legat die weitere Bestimmung, daß jeder Scholar der Gerichtsbarkeit seines Magisters unterstehen sollte. Aus der privilegierten Vereinigung aller Magistri der vier in Paris bestehenden Disciplinen der Theologie, des Jus, der Medicin und der artes (sc. liberales) ging also die Pariser Universität hervor; ja das „consortium magistrorum“ („collegium magistrorum“, „universitas doctorum“) war geradezu die Universität selbst, insofern nur die Magister in den Versammlungen Stimmrecht besaßen. Da nun die „Artisten“, d. h. die magistri artium liberalium, für sich und ihre Schüler ganz andere Interessen zu vertreten hatten, als die Theologen, und diese wieder andere als die Juristen oder Mediciner, schlossen sich nach und nach die Magister gleicher Disciplin enger an einander an, um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. So erhielt der Ausdruck „facultas“, der zuerst nur eine Disciplin bezeichnet hatte, allmählich die zukunftsreiche Bedeutung eines Professorenkollegiums gleicher Disciplin. Schon 1213 zeigten die

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in der verschiedenen Geltendmachung ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit darauf erhielt jede „Fakultät“ ihre eigenen Statuten, namentlich auf Grund einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1251. Theologie, Recht und Medicin standen als „obere Fakultäten“ der „unteren Fakultät“ der artes oder Philosophie gegenüber; die theologische Fakultät war von ihnen die vornehmste und angesehenste, nächst ihr die juristische, in der seit 1219 nur mehr kanonisches Recht gelehrt wurde. Das Studium in den oberen Fakultäten setzte mehrjähriges Studium in den artibus voraus, ja Viele machten erst hierin das Magisterexamen, ehe sie Theologie, Jurisprudenz oder Medicin studierten. Doch hatte die Artistenfakultät nicht bloß als Vorbereitungskurs Bedeutung, sie trieb auch ihre besonderen wissenschaftlichen Forschungen: in ihr entschied sich der Sieg der Dialektik über die ältere Richtung, in ihr wurden die Kämpfe um die Berechtigung der aristotelischen Studien und der Streit zwischen Nominalismus und Realismus ausgefochten. Die in ihr herrschende größere Freiheit ließ Papst Innocenz IV. sogar die artes als die „wahre Wissenschaft“ preisen, weil sie nur um ihrer selbst willen gepflegt würde.

Hinsichtlich des Nationalismus lagen die Verhältnisse in Paris anders als in Bologna. Wohl hielten auch in Paris von Anfang an die Scholaren gleichen Volkstums zusammen, die feste Einteilung in „Nationen“ geschah aber hier nicht auf dem Wege organischer Entwicklung, sondern wurde erst nach Konstituierung der Universität künstlich vorgenommen, vor allem zum Zwecke praktischer Ordnung und übersichtlicher Gliederung der Magisterabstimmung. Man unterschied die vier Nationen der Gallici oder Franci (Franzosen, Italiener, Spanier, Griechen, Orientalen), Anglici oder, wie man sie später nannte, Alemanni (Deutsche und Engländer), Normanni und Picardi. Numerisch überwogen die gallikanische und die deutsch-englische Nation; bei der Beratung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren alle gleichgestellt, doch stimmte zuerst die gallikanische Nation, dann die pikardische, dann die normannische, zuletzt die deutsch-englische, womit eine Art Rangverhältnis gegeben war. Die Nationen umfaßten alle Scholaren nebst den Eicentiaten und die magistri artium; die letzteren hatten aber gleichzeitig Sitz und Stimme im consortium magistrorum. Jede Nation zerfiel wieder in „Provinzen“ (provinciae seu regna), die im Prinzip der Zusammenfassung den „Landsmannschaften“ im engeren Sinne entsprachen; jede hatte ihre eigenen Statuten, jede ihre besonderen Feste, Einnahmen und Rechte. An der Spitze jeder Nation stand ein von den zugehörigen Magistern aus ihrer Mitte gewählter Procurator. In der allgemeinen Versammlung hatten die Magister der nach Nationen stimmenden artistischen Fakultät vier, jede der drei oberen Fakultäten eine Stimme. Daraus darf man indessen nicht auf eine Übermacht der Artisten schließen, denn die Nationen waren selten einig, und ebensowenig standen die oberen Fakultäten den Artisten als geschlossene Partei gegenüber; zudem wurden die vier Nationalverbände der Artisten bald genug zusammen als artistische fünfte Fakultät betrachtet und auf eine Stimme beschränkt. Anfangs hatte die Pariser Universität kein Haupt; jede der drei oberen Fakultäten unterstand einem Dekan, die Artistenfakultät einem Rektor. Seit dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts war der Rektor der Artisten zugleich Rektor der ganzen Universität und besorgte die Geschäfte der Gesamtkorporation, stand aber den Dekanen der oberen Fakultäten, die auch jetzt bei seiner Wahl nicht mitwirkten, an Rang nach. Jede Fakultät trug ihre Scholaren in eine besondere Matrikel ein.

Die deutschen
Gelehrten-
schulen im 13.
Jahrhundert.

In Deutschland kam es während des 13. Jahrhunderts noch nicht zur Bildung einer Universität, wenn auch damals schon manche Ansätze dazu vorhanden waren. Das litterarische Leben war auch hier schon zu achtenswerter Höhe gediehen, auch hier wirkten schon an namhaften Schulen Gelehrte, die zuvor in Paris oder Bologna Ruhm erworben hatten; auch trieb sich schon damals eine Menge nach Studentenart lebender Scholaren in den deutschen Ländern umher, wie unter anderem auch der starke Anteil der Deutschen an der in den „Carmina burana“ erhaltenen mittel-

nicht zur Verantwortung gezogen werden, falls sie sich gütlich wieder verglichen; auch durfte man sie wegen eines unblutigen, an einem Bürger verübten Verbrechens nicht verhaften. In Siena durfte die Verhaftung eines deutschen Scholaren nur im Falle eines Mordes erfolgen; auch hatten die Deutschen hier ein eigenes Gericht, vor das man sie fordern mußte, und die Erlaubnis, Waffen zu tragen. Endlich, als in Italien, Frankreich, England und Spanien das Universitätswesen längst zu voller Blüte gediehen war, folgte auch Deutschland selbst dem Zuge der Zeit. Der wirtschaftliche Aufschwung im Verlaufe des 13. Jahrhunderts und der gesteigerte Bedarf an Klerikern trug wohl am meisten dazu bei; eine Menge neuemstandener Stadtschulen verlangte nach Magistern und Baccalarien. Doch sind, bei allem Vorwärtsdrängen der Verhältnisse, die ersten deutschen Universitäten durch förmliche Gründung entstanden.





allgemeinen Versammlungen wurden in Klöstern, Kapiteln, Kirchen oder Kreuzgängen abgehalten.

Erfurt 1392.

Ganz ähnlich entstand die zweite städtische Universität zu Erfurt; nur erwarb hier der Rat vorsichtiger Weise von dem Avignoner Papste Clemens VII. wie von dem römischen Papste Urban VI. eine Errichtungsbulle, erstere 1378, letztere am 5. Mai 1389. Die Vorlesungen begannen 1392. Ausgestattet wurde die Uni-

versität mit den Präbenden der Kollegiatkirchen zu St. Marien und St. Severin und einem Hause zur Bildung eines Artistenkollegiums. Die Erfurter Hochschule gelangte im 15. Jahrhundert zu hoher Blüte und wurde eine der stärksten besuchten Universitäten Deutschlands.

Würzburg
1403.



Auch in Würzburg versuchte Bischof Johann von Egloffstein 1403 die Gründung einer Universität, doch ging diese Hochschule bald wieder ein; erst 1582 gelang dort dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn die Errichtung einer neuen Universität, die nach der Vereinigung Würzburgs mit Baiern den Namen „Julius-Maximilians-Universität“ erhielt.

Leipzig 1409.

Die Leipziger Universität entstand aus den Trümmern der Prager Hochschule; wir müssen daher an dieser Stelle auf die schon angedeutete Katastrophe der

letzteren zurückgreifen. Die böhmische Nation in Prag hatte längst das Übergewicht der Deutschen als unendlich empfunden, da diese die übrigen drei Nationen beherrschten und ihnen, den Einheimischen, daher bei den Abstimmungen in dreifacher Übermacht gegenüberstanden; dazu kam, daß anfangs auch fast alle Stiftungsstellen in den Händen der Deutschen waren. Als dann religiöse Gegensätze den Deutschenhaß der Böhmen noch verschärften und der Magister Johannes Hus an ihre Spitze trat, setzten sie 1409 bei König Wenzel die Umkehrung des bisherigen Abstimmungsverhältnisses durch, so daß die böhmische Nation fortan drei, die drei anderen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Nach vergeblichem Widerstand verließen die deutschen Magister und Scholaren die Stadt, worauf die Universität schnell verödete; sie zogen größtenteils nach Leipzig, wo dank ihrer Beteiligung noch im Herbst des Jahres 1409 eine neue Hochschule mit einer „meißnischen“, einer „sächsischen“, einer „bairischen“ und einer „polnischen“ Nation entstand. Sie war aber die letzte von den deutschen Hochschulen, welche die Einteilung der Lehrer in Nationen beibehielt; die nächsten Neugründungen stellten ihre Verfassung und Verwaltung ausschließlich auf das Fakultätensystem, da man seit den Prager Vorgängen zum Nationalismus kein Vertrauen mehr hatte. Die Errichtungsbulle der Leipziger Universität erließ Alexander V. am 9. September 1409, am 2. Dezember gaben die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen Friedrich und Wilhelm die Stiftungs-urkunde. Drei Kollegien wurden der Universität beigegeben, darunter das von dem ersten Rektor Johannes von Münsterberg testamentarisch gestiftete Kolleg Unserer lieben Frauen für sieben Magister der polnischen Nation, ein viertes gründete 1411 der Cistercienserorden für seine in Leipzig studierenden Mitglieder. Die sonstige Dotierung und die innere Organisation der Hochschule erfolgte ganz nach dem Vorbild der Universität Prag.

Rostock 1419.

Mit Rostock erhielt 1419 Norddeutschland und, abgesehen von den ältesten

englischen Universitäten, Nordeuropa überhaupt seine erste Hochschule. Die auf Ansuchen der Mecklenburger Herzöge Johann IV. und Albrecht V. vom Papst Martin V. erteilte Bestätigungsbulle datiert vom 13. Februar 1419. Die feierliche Eröffnung erfolgte am 12. November desselben Jahres, doch bestand die vollständig nach dem Vorbilde Erfurts eingerichtete und wie dieses irgendwelchen Einfluß der Nationen auf die Verfassung und Verwaltung statutarisch ausschließende Universität anfangs nur aus drei Fakultäten; die theologische Fakultät wurde erst 1452 von Papst Eugen IV. hinzugefügt.

Nach einer Pause von fast vier Jahrzehnten folgte die Gründung von weiteren sieben deutschen Universitäten, namentlich unter dem Einfluß des gesteigerten Bildungsdranges, den die seit der Mitte des Jahrhunderts sich geltend machende Bewegung des Humanismus und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit sich brachten; die Zahl der kirchlichen Pfründen nahm fortwährend zu, der ärztliche Beruf wurde lohnender, und auch die römische Rechtsgelehrsamkeit kam jetzt zu Ehren, bei den deutschen Fürsten wie bei den stolz ausblühenden deutschen Städten, die damals noch den Weltmarkt beherrschten.

In Greifswald setzte Heinrich Rubenow, ein reicher Bürgermeister der Stadt **Greifswald** 1456 und zugleich rostocker Magister der schönen Künste, 1456 die Gründung einer Universität durch, die von ihm selbst, dem Stadtrate, dem Herzog und den benachbarten Klöstern dotiert wurde. Am 29. Mai gab Calixtus III. die Errichtungsbulle, am 18. Oktober begannen die Vorlesungen. Es folgte die Gründung der Universität Freiburg **Freiburg** 1460. durch Erzherzog Albrecht, den Bruder Kaiser Friedrichs III. Zu der päpstlichen Errichtungsbulle vom 20. April 1455 und den landesherrlichen Ausstattungs- und Freiheitsbriefen von 1456 und 1457 kam hier zum ersten Mal ein kaiserlicher Bestätigungsbrief vom Jahre 1456. Die Vorlesungen begannen erst im Jahre 1460; Pfarrkirchen fürstlichen Patronats in Vorderösterreich und drei Kanonikate bildeten die Ausstattung. Auch Basel hatte von Pius II., der als Aeneas Sylvius sich in der Stadt aufgehalten hatte, am 12. November 1459 eine Universitätserrichtungsbulle erhalten, und beeilte sich wie Freiburg schon 1460 das Studium zu eröffnen, um diesem den Vorrang noch abzugewinnen. Der Bischof von Basel wurde Kanzler der Universität, die von der Stadt einen Freiheitsbrief und ein Haus erhielt; der Papst stattete sie mit Präbenden und Kanonikaten aus. In der ersten Zeit zog die Stadt mit schweren Geldopfern ausländische Gelehrte, namentlich italienische Rechtslehrer, an ihre Hochschule; letztere stellten bald, gestützt auf ihr Übergewicht, die Forderung, daß die Ausübung der akademischen Disciplin wie auch die Stellung und Wahl des Rektors nach bolognesischem Muster den Scholaren überlassen werden sollte. Die Stadt zeigte sich zwar anfangs diesen Bestrebungen geneigt, seit 1481 gewann aber doch das französische System auch hier die Oberhand.

Herzog Wilhelm der Reiche von Baiern hatte schon am 7. April 1459 von **Ingolstadt** Pius II. die Zustimmung zur Errichtung einer Universität in Ingolstadt erlangt, doch 1472 konnte diese erst 1472 eröffnet werden. In der betreffenden päpstlichen Bulle fällt die ungewöhnliche, sonst nirgends vorkommende Bestimmung auf, daß jeder Promovend dem hl. Stuhl einen Treueid leisten solle; der Papst sah wohl in der bairischen Hochschule einen der stärksten Stützpunkte seiner Interessen, und, wie die Zukunft lehrte, mit Recht. Die artistischen und theologischen Studien hatten hier von Anfang den Vorrang; ältere geistliche Stiftungen der bairischen Herzöge zu Ingolstadt, Kanonikate und Pfarreien bildeten die Ausstattung der neuen Hochschule. Schon im nächsten Jahre wurde die Universität Trier eröffnet, auf Grund einer Errichtungsbulle von 1450; am 23. November 1476 folgte die Errichtung der Universität Mainz durch Sixtus IV., auf Ansuchen des Erzbischofs Diether. Die Ausstattung **Mainz** 1476. war hier wie dort die gewöhnliche. Im Herbst 1477 wurde unter Graf Eberhard im Bart von Württemberg die Tübinger Hochschule eröffnet, auf Anregung von **Tübingen** Eberhards Mutter Mechthildis und kraft einer Bulle Sixtus IV. vom 9. November 1476. 1477

Wittenberg
1502.



Frankfurt a. O.
1506.

stammt vom 15. März 1506, das kaiserliche Dekret vom 26. Oktober desselben Jahres. Kurfürst Joachim I. beschenkte die Universität mit den nötigen Häusern, im übrigen erfolgte die Dotierung durch die Kirche.

Allgemeine
Verhältnisse der
mittelalterlichen
Universitäten
Deutschlands.

Damit ist die Reihe der mittelalterlichen Universitätsgründungen auf deutschem Kulturgebiete erschöpft. Wiewohl manche von ihnen rasch zu bedeutender Wirksamkeit gediehen, galten bis in das 16. Jahrhundert hinein die großen französischen und italienischen Hochschulen nach wie vor als die überragenden Vorbilder, zu denen jeder Höherstrebende wenigstens auf kurze Zeit pilgerte, um sich womöglich „an der Quelle der Gelehrsamkeit“ einen Grad zu holen. Die ersten deutschen Humanisten und Lehrer des römischen Rechts machten fast alle ihre Studien in Italien, und ganz allgemein war das Bestreben, ausländische Doktoren und Magister an die deutschen Hochschulen zu ziehen.

Das Verhältnis der mittelalterlichen Universitäten Deutschlands zur Kirche kann man sich kaum nahe genug vorstellen; wie sie aus kirchlichen Schulen oder im Anschluß an solche durch päpstlichen Machtspruch entstanden und ihre Lebensfähigkeit vorwiegend kirchlichen Schenkungen verdankten, so waren auch die älteren und ständigen Hochschullehrer größtenteils Kanoniker, die Scholaren der oberen Fakultäten fast durchweg Geistliche, während die meisten Scholaren der Artistenfakultät sich auf den geistlichen Beruf vorbereiteten; nach Lehrgang, Disciplin und Einrichtungen erschienen die Universitäten gewissermaßen nur als freier und umfassender organisierte Stiftsschulen. Der Einfluß des Landesfürsten auf die Universitätsverfassung beschränkte sich dementsprechend bis gegen das Ende der Periode darauf, daß er auch den weltlichen Angehörigen der Hochschulen dieselbe Ausnahmstellung der weltlichen Gewalt gegenüber einräumte, die der Klerus inne hatte; erst im 15. Jahrhundert begannen die Landesherren gelegentlich diese Grenze zu überschreiten. So erließ Kurfürst Friedrich II. 1438 für die Universität Leipzig eine Reihe von Verordnungen, welche das Promotionsverfahren und die innere Ordnung der Kollegien umgestalteten; so behielt sich ferner in Ingolstadt und Tübingen der Landesherr von Anbeginn die Bestätigung aller Statuten vor.

Frequenz.

Die Frequenz der mittelalterlichen Universitäten ist oft in der abenteuerlichsten Weise überschätzt worden, weil man nicht beachtete, daß nicht nur die Magister und Scholaren, sondern auch alle für die Hochschule arbeitenden Abschreiber, Illuminatoren (Maler), Buchhändler, später alle Buchdrucker und Buchbinder, sowie die Diener der Universitätsangehörigen immatrikuliert wurden und daß ferner viele Kanoniker, Pfarrer, Vikare und Ärzte der betreffenden Diözese sich lediglich des Privilegiengenußes halber mitimmatrikulieren ließen, ohne lehren oder studieren zu wollen. Nach den Untersuchungen Paulsen's war in Wahrheit 900 bis 1000 schon eine selten erreichte Frequenziffer für die eigentlichen Universitätsglieder. Von den Fakultäten war die artistische überall die stärkste und die medizinische die schwächste; die Nachfrage nach gelehrten Ärzten („physici“) war bis gegen das Ende des Mittelalters in Deutschland



zur Pflicht, dabei hatte er jetzt das Recht, selbst „Ehrlinge“ und „Gesellen“ zu „Gesellen“ und „Meistern“ zu machen. Von dem „Ehrgeld“ (pastus) ihrer Schüler konnten übrigens nur die magistri artium einigermaßen leben, auch wenn sie nicht so glücklich waren, eine der besoldeten Stellen in den „Kollegien“ zu erhalten; die oberen Fakultäten zehrten von den ziemlich hohen Promotionsgebühren und den kirchlichen Pfründen. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts wurde der landesherrliche Einfluß auf die Besetzung und Besoldung der Lehrstellen immer beträchtlicher, anfangs des 16. Jahrhunderts war man im wesentlichen schon bei dem modernen System der angestellten Professoren und der neben ihnen wirkenden Privatdocenten angelangt.

Das Leben
an den
Universitäten.

Die enge Beziehung zur Kirche machte sich in der Lebensordnung und gesellschaftlichen Stellung der Universitätsangehörigen überall geltend; in den Statuten der Wiener Hochschule hießen sie geradezu „clerus universitatis“, und das Volk nannte sie „Halbpaffen“. Die Universitätsfeste hatten kirchlichen Charakter und wurden gewöhnlich mit einer Messe eröffnet. Auch die Kleidung war kirchlich streng, sie bestand in einem langen Rock von einfarbig dunklem Zeug, zu welchem die Scholaren Kapuze und Gürtel, die Magister ein Barett trugen. Eine Menge von „Kleiderordnungen“ bekämpfte alle Versuche der Scholaren, die Strenge der Tracht zu durchbrechen. Viel zu dem kirchlichen Geist der mittelalterlichen Hochschulen trug auch das ohne eigentliche Vorchrift bestehende Eölibat der Lehrer bei; es verstand sich für die meisten von ihnen ganz von selbst, insofern sie geistliche Ämter inne hatten oder erstrebten. Die Mediziner gingen zuerst von dieser Gepflogenheit ab, im Verlaufe des 15. Jahrhunderts kamen dann auch Eheschließungen von Juristen und Artisten vor, bis endlich die Reformation dem Vorurteil überhaupt ein Ende machte. Im früheren Mittelalter aber hatte das Leben an den Universitäten auch sonst starke Ähnlichkeit mit dem Klosterleben. In den schon erwähnten Kollegienhäusern, die auch die Eektorien, die Versammlungsräume und eine Anzahl vermietbarer Wohnstuben für Scholaren enthielten, hatten die Magister neben einander ihre Stuben oder Zellen und speisten zusammen an gemeinsamem Tische; während der Mahlzeit wurde etwas Erbauliches vorgelesen. Jeder Magister hatte einen Scholaren zum „famulus“ (servitor), der ihm Stube und Kleidung säuberte, Gänge für ihn machte und ihn bei Ausgängen begleitete. Die Lebensweise in den mittelalterlichen Kollegien war eine äußerst bescheidene, ja armselige; Extragerichte, gebratenes Geflügel und Wein kamen nur ein paar mal im Jahre auf den Tisch. Daraus erklärt sich auch die große Wichtigkeit, mit der alle außerordentlichen Festschmäuse behandelt wurden, wie sie den einzelnen Universitätsgliedern namentlich bei jedem Fortschritt in der akademischen Karriere zur Last fielen.

Klosterliches
Leben in den
Kollegien-
häusern.

Aller
der Scholaren.

Das durchschnittliche Alter der Scholaren beim Eintritt der Universitätsstudien war das 15. oder 16. Lebensjahr, doch kamen auch 14jährige Scholaren vor, und selbst von dieser gewöhnlich festgehaltenen Grenze nach unten konnten Rektor und Dekan dispensieren. So wurden z. B. Ökolampadius, Johannes von Eck und Melanchthon schon mit 12 Jahren zum Universitätsstudium zugelassen. Die Scholaren fanden zunächst entweder in den Mietkammern der Kollegienhäuser, wo sie einen der Magister zum Vorsteher hatten, oder, sofern sie unbemittelt waren, in den Stiftungshäusern Unterkunft; als aber der stärkere Zudrang zu den Hochschulen bald Wohnungs-

Die Bursen.

not herbeiführte, mieteten einzelne unternehmungslustige Magister mit Erlaubnis der Universität Privathäuser, richteten sie entsprechend ein und warben dafür möglichst viele Scholaren als Mieter, denen sie außer Wohnung und Verköstigung wahrscheinlich auch leihweise die nötigen Bücher boten; armen Baccalarien borgten sie wohl auch das für die öffentlichen Disputationen und Prozeßionen vorgezeichnete offizielle Habit. Ein solches Privat-Konvikt hieß nach dem von den Scholaren erhobenen Wochengelde „bursa“ und die Hausgenossen einer Burse „combursales“, „bursales“, „domicelli“ oder „socii“; das Wort „Bursch“ der neueren Studentensprache entspringt ursprünglich einfach einer süddeutschen Dialektform von bursa. Der dem Konvikt vorstehende Magister hieß „conventor“, „rector bursae“ oder

nominibus, filij scilicet Magdeburgensis, Mommom sive Momum Brunswigensis, Gauße Gossleriensis.“

Die Hausordnung der Bursen war eine klösterlich strenge. Früh 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr verließen die Bursalen ihr Lager, um zunächst in den Morgenstunden die öffentlichen Vorlesungen zu hören. Um 9 oder 10 Uhr wurde zur Mahlzeit (prandium) geläutet, um 5 Uhr zum Abendessen (coena). An den Winterabenden wurde die Burse mit Lichtern und Kienspänen, die aber nicht an die Holzwände gesteckt werden durften, spärlich erleuchtet. Die Hausthüre wurde im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr geschlossen; nächtliches Ausbleiben eines Bursalen wurde streng bestraft. Ihre Betten mußten sie sich selber machen, denn außer

der Köchin gab es aus naheliegenden Gründen keine weiblichen Diensthboten in den Bursen. Das Betreten der Küche war so wenig erlaubt wie das Einführen von Weibspersonen; ebenso war das Waffentragen verboten, das Färmen und Musizieren im Hause und das Beschnüren der Wände. An vielen Universitäten enthielten die Statuten die Bestimmung, daß der Rektor der Universität und der Dekan der Artisten zeitweilig die Bursen einer Visitation unterziehen sollten. Daß aber bei all diesen Überwachungen und Verboten das mittelalterliche Studentenleben nicht ohne Ausge-



Heidelberger Straßenszene des 15. Jahrhunderts.

Nus: De fide meretricum in suos amatores. Quaestio minus principalis determinata a magistro Jacobo Hartlieb. (Argentinae 1489.)

lassenheit war, zeigen die beigelegten Holzschnitte, von denen der eine fünf betrunkene Scholaren, der andere ein Ständchen vor Augen führt, das von der nackt am Fenster erschienenen Donna mit dem bekannten Nachtgeschirrgusse belohnt wird.

Die beiden alten Drucke, denen die Holzschnitte entnommen sind, gehören ebenso wie die oben citierte Schrift „de generibus ebriosorum“ und das später noch zu erwähnende „Monopolium der Schweinezunft“ vom Jahre 1494 zu den quaestiones quodlibeticae, auch quaestiones accessoriae oder minus principales genannt, wie sie im Mittelalter namentlich in Erfurt und Heidelberg üblich waren. Sie schoben sich in die ernsteren Redeturniere, die unter dem Namen disputationes de quolibet jährlich einmal oder noch seltener abgehalten wurden, als ein scherzhaftes und belustigendes Intermezzo ein und geißelten in satirischer Weise die Gebrechen der Zeit auf das Schärfste. Dazu bestimmt, die Langeweile des feierlichen Aktes zu kürzen, dienten sie der akademischen Jugend als Tummelplatz ihres Witzes und

Humors; sie bilden, da sie meist an alltägliche Dinge anknüpfen, einen wertvollen Beitrag zur mittelalterlichen Sittengeschichte besonders der Universitäten.

Die durchschnittliche Jahresausgabe eines mittelalterlichen Scholaren betrug *solventes* und etwa 20 Gulden; sie entsprach dem Einkommen eines damaligen Handwerkers. *pauperes*. Scholaren mit höchstens 10 Gulden (später 6 Gulden) Jahreseinkommen galten im Gegensatz zu diesen „*solventes*“ als Arme, „*pauperes*“, sie wurden zur Immatrikulation, zu den Vorlesungen wie zu den Promotionen umsonst zugelassen und hatten die Anwartschaft auf Freistellen in den Stiftshäusern. Außerdem war das Betteln (*hostiatim mendicare*) auf den mittelalterlichen Universitäten weder verboten noch auch verpönt, was wieder in dem beherrschenden Einfluß der Kirche begründet lag.



Ein Philotechnus oder „Liebhaber der Kunst“.

Nach einem Stich von Christoph Maurer im Besitz des kgl. Kupferstichkabinetts, Berlin.

Den an Ort und Stelle bettelnden „*pauperes*“ nahe verwandt waren die *Die fahrenden* „*scholastici vagantes*“, die „fahrenden“ Studenten, wie sie seit dem Aufblühen der *Studenten und* Hochschulen in den deutschen Ländern unstät von einer Universitätsstadt zur anderen *ihre Vorläufer* zogen. „Fahrende Leute“ gab es schon im frühen Mittelalter; sie rekrutierten sich zum größten Teil aus Geistlichen, die kein Unterkommen fanden und daher umherstreifend sich ihren Lebensunterhalt erbetteln mußten, bis sie etwa ein vornehmer Prälat, ein Stifts- oder Klosterherr zu seiner Bequemlichkeit auf unbestimmte Zeit in Dienst nahm, ohne erst lange nach ihren Fähigkeiten zu fragen. Den fahrenden Geistlichen schlossen sich dann allmählich auch erwachsene Schüler an, die mit ihnen von Schule zu Schule zogen und die unmittelbaren Vorläufer der fahrenden Studenten wurden. Wie zwei Stellen des „König Rother“ und des Nibelungenliedes lehren, fanden sich die „Fahrenden“ jener Zeit namentlich auch bei allen größeren Festen ein, wobei sie auf Besenkung und Überlassung der Überbleibsel von den Mahlzeiten rechnen durften. Im Laufe der Zeit wurden sie für die Sesshaften zu einer Landplage, da die Schwärme

der Vaganten, „varnde liute“ oder „varnde; volc“ genannt, außer Priestern, Schul-
lehrern und Schülern bald auch heruntergekommene, beutelustige Ritter und schöne
Abenteurerinnen, Sänger und Musikanten, Marktschreier und Gaukler, Söldner und
Handwerksgesellen umfaßten. Die fahrenden Studenten waren wie ihre Vorgänger
lustigen und leichten Sinnes, je nach der wechselnden Augenblickslage ausschweifend
und verschwenderisch oder lumpig wie Straßenbettler, immer aber im stillen hoch-
mütig und eingebildet. Gewinnsucht und wohl auch Spottlust veranlaßte sie, sich dem
Volk gegenüber ein geheimnisvolles Ansehen zu geben; so nannten sie sich „Meister
der sieben freien Künste“, behaupteten, im Venusberg gewesen und in die schwarze
Magie eingeweiht zu sein, den Teufel, die Dämonen und das schlechte Wetter be-
schwören, aus den Sternen und Träumen wahrzagen zu können; auch gaben sie sich
für Schatzgräber, Heilkünstler und Wunderthäter aus, oder sie versuchten ihr Glück
als Musikanten („Lyranten“) und Sänger, als Klosterbrüder, als Poffenreißer, später
auch als Schauspieler. Unter Anspielung auf ihre Excesse in Baccho hießen sie auch
„Bacchanten“; jeden von ihnen begleiteten in der Regel einige halbwüchsige, oft
erst zehnjährige Schüler als seine „Schützen“, die er gegen die Verpflichtung, ihm
gehorsamst aufzuwarten, auf sein Wander- und Bettelleben und an die Schulen mit-
nahm. Die Behandlung, welche diese kleinen famuli von ihrem Herrn erfuhren,
war nicht die beste; sie mußten nicht nur oft für ihn betteln und um Brot jagen,
während sie selbst Hunger litten, sondern auch für ihn stehen und bei Streitigkeiten
sich für ihn prügeln lassen, und er selbst traktierte sie bei jeder Gelegenheit gleichfalls
mit Schlägen. Die in Basel aufbewahrte Selbstbiographie des Schweizer Seilermeisters
und späteren Professors Thomas Platter (1499—1582) giebt ein lebendiges Bild
von dem Verhältnis der Bacchanten zu den Schützen, das, wie wir später sehen
werden, auch für die studentischen Sitten an den Universitäten selbst nicht ohne Be-
deutung war, insofern es ein Vorbild für den sogenannten „Pennalismus“ abgab.





einem humanistisch gebildeten Juden, ausgearbeitet war. Nach Ingolstadt wurde Ingolstadt 1492 Celtis als Lektor der Poesie und Eloquenz berufen, Eocher-Philomusus wurde 1497 sein Nachfolger; aber erst die Wirksamkeit des gleichfalls von Freiburg berufenen J. von Eck vollendete die Modernisierung des Lehrbetriebes. Für das Griechische und Hebräische gewann die Universität 1520 durch schwere Geldopfer Reuchlin, doch ging dieser schon 1521 nach Tübingen; Agricola wurde sein Nachfolger in Ingolstadt.

Der für Deutschland entscheidende Sieg der „Poeten“ über die „Sophisten“ vollzog sich aber nicht an den bisher genannten Universitäten, sondern an den Hochschulen von Erfurt, Leipzig und Wittenberg. In Erfurt begann 1494 der Elßässer Maternus Pistoris humanistische Fächer zu lehren, aber unter gleichzeitiger Beibehaltung der Scholastik; die ausschließliche Entscheidung für das Neue erfolgte unter dem Einflusse des in dem benachbarten Gotha lebenden Freidenkers Conrad Muth, alias „Mutianus Rufus“, dessen humanistische Convivien die Erfurter Studenten — unter ihnen Eobanus Hessus, Camerarius, Crotus und Ulrich von Hutten — eifrig besuchten. Aus dem Kreise Mutians gingen 1515 bis 1517 die bekannten „Briefe der dunklen Männer an Ortuinus Gratius“ hervor, die anlässlich eines Streits des Humanistenführers Reuchlin mit den Kölnern haßerfüllt über die Vertreter der alten Bildung herfielen, sie als armselige, schmutzige, gierige Hungerleider, lüsterne, täppische Gejellen, ekelhafte Frömmeler und Totenreißer, plumpe, garstige und dabei eingebildete Tölpel, ja stupide Bestien brandmarkten. So maßlos dieser Angriff war, so groß war das Aufsehen, das er erregte; er riß die erste Bresche in das Bestehende, worauf die Erfurter Universität durch friedliche Wirksamkeit von Mutians Schüler Eobanus Hessus ganz für den Humanismus gewonnen wurde. Eine große Studienreform vom Jahre 1519 beseitigte die Scholastik überhaupt und führte das Griechische und Hebräische als Lehrgegenstände ein. In Leipzig berief Herzog Georg, selbst ein Anhänger der Bewegung, die „Wanderpoeten“ Buschius und Alsticampianus nach einander an die Universität; letzterer kam 1507 von Frankfurt a. O., wo er die Universität hatte eröffnen helfen, und brachte Hutten als seinen Schüler mit. Zwar mußte er in Leipzig nach kaum vierjähriger Thätigkeit den „Sophisten“ das Feld räumen, er schlug ihnen aber noch in einer fulminanten Abschiedsrede tiefe Wunden, und fünf Jahre später hatte der Humanismus auch in Leipzig gesiegt. 1515 erhielt die Hochschule in dem Engländer Richard Crocus ihren ersten griechischen Lehrer; Petrus Mosellanus folgte ihm. Schon 1519 war die Leipziger Universität durchaus im humanistischen Sinne umgestaltet.

Erfurt und die
Epistolae
obscurorum
virozum.

Die Universität Wittenberg hatte von Anfang an humanistischen Charakter, wurde doch auch ihr Begründer, der Kurfürst Friedrich der Weise, als Gönner der schönen Wissenschaften in vielen Poemen der Humanisten gepriesen. In der Erziehungsurkunde Kaiser Maximilians wurde die Pflege der Wissenschaften und der schönen Litteratur bereits für den Kaiser oder den Staat in Anspruch genommen, da sie den Zweck hätte, für das weltliche Regiment und die weltlichen Kulturaufgaben tüchtig zu machen. Luther, der 1501–1505 als Erfurter Student bereits mit dem Humanismus bekannt geworden war, wurde 1508 aus dem Erfurter Augustinerkloster in das Wittenberger Kloster des Ordens als Lektor der Schulphilosophie versetzt. Er war mit den Humanisten eigentlich nur in der Bekämpfung des Aristoteles einig, während ihm die Scholastik, die jenen zu viel Christentum enthielt, im Gegenteil noch allzu heidnisch erschien. Im Sommer 1518 kamen Reuchlins Schüler Böschenstein und sein Großneffe, der Tübinger Magister Philippus Melanchthon, beide von Reuchlin dem Kurfürsten empfohlen, an die Universität. Melanchthon, der schon in Tübingen mit aller Entschiedenheit den Humanismus vertreten hatte, brachte auch in Wittenberg schnell die griechische Sprache neben dem Latein zu Ehren und schaffte, im Einverständnis mit Luther, die auch hier erst nur eingeschränkte Scholastik vollständig ab; sein Wirken verhalf der Universität zu mächtigem — allerdings, wie wir sehen werden, schnell vorübergehendem — Aufschwung, so daß sie 1521 wegen Über-

Wittenberg.
Luther und
Melanchthon.



Rostock
und
Greifswald.

Frankfurt
a. O.

Heidelberg.

Mainz.

Köln.

fällung ein neues Kollegium bauen mußte. Statt der alten scholastischen Disputationen wurden jetzt zweimal im Monat Redewebungen (declamationes) abgehalten, wobei abwechselnd die Professoren der Eloquenz und der Grammatik und die Scholaren als Redner auftraten und die Leistungen der letzteren von dem Professor der Eloquenz kritisiert wurden; dagegen sollten die Physiker und Mathematiker einmal im Monat disputieren.

Auch die beiden Ostseeeuniversitäten Rostock und Greifswald schritten jetzt zu einer humanistischen Umgestaltung ihrer Lehr-Ordnungen, Rostock 1520, Greifswald 1521 nach dem Vorbilde der Leipziger Hochschule. Ebenso war schon die Gründungsurkunde der unter dem Beirat des humanistischen Edelmannes Eitelwolf vom Stein errichteten jüngsten Universität Frankfurt a. O. im blüh-

hendsten Humanistenstil abgefaßt und der Charakter ihres Lehrplans von vornherein humanistisch. Poesie und Eloquenz lehrte dort zuerst der langnamige Publius Vigi-
lantius Bacillarius Urungia; auch Hutten und die Wanderpoeten Buschius und Rhagius hielten sich eine Zeit lang an der Universität auf.

In Heidelberg hatten schon unter dem Kurfürsten Philipp († 1508), bei welchem Reuchlin kurze Zeit Rat und Hofmeister der Prinzen war, die Humanisten Agricola und Wimpfeling ihr Glück versucht, doch kam es erst 1520 zum entscheidenden Umschwung. 1522 erfolgte die radikale Studienreform, 1525 kam Buschius als Lehrer der lateinischen Eloquenz und Poesie, im folgenden Jahre Simon Grynaeus für die griechische, Seb. Münster für die hebräische Lektur. In Mainz versuchte seit 1515 der Erzbischof Albrecht von Brandenburg mit Hilfe Eitelwolfs vom Stein und Hutten die Universität zu modernisieren; letzterer richtete auch auf seine Kosten eine dreisprachige Akademie ein. Als aber Eitelwolf schon 1515 starb, zerbrach sich das Unternehmen wieder. Die Trierer Hochschule scheint der Humanismus überhaupt nicht beeinflusst zu haben. In Köln, der festen Burg des Obskurantismus, verhielt sich die Universität natürlich so konservativ wie möglich; doch traten auch hier Poeten und Oratoren auf. 1484 wurde der Italiener Wilhelmus Raymundus Mithridates immatrikuliert, der außer der griechischen und lateinischen Sprache auch das Hebräische, Arabische und Chaldäische beherrschte; 1504–1508 wurde Andreas Canter als Poet von der Stadt besoldet, und las wohl auch an der Hochschule; seit 1491 lehrte der Jülicher Joh. Caesarius an ihr griechische und lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik und erklärte griechische und römische Autoren, 1512 bis 1514 auch sein Schüler Mosellanus. Buschius und Aesticampianus kamen gleichfalls nach Köln, hatten aber nicht viel Glück, wiewohl Buschius sich mit einem Lobgedicht auf die Stadt und die Universität einführte; die Vorlesungen des Aesticampianus wurden sogar von vornherein verboten. Besser gelang es Crocus 1515 an der Hochschule festen Fuß zu fassen. Aber erst seit 1522 machte diese, gedrängt von den Scholaren, wirkliche Zugeständnisse in den Statuten, auch dann noch mit einzelnen Vorbehalten. Immerhin erhielt 1528 Arnold von Wesel ein Kanonikat mit der Verpflichtung, Griechisch und Hebräisch zu lesen, und 1529 nahm der Rat einen besoldeten Humanisten an. Die mittelalterliche Rutenzucht bestand aber in Köln nach wie vor weiter.

Schon um das Jahr 1520 schien der Humanismus auch in Deutschland überall gewonnenes Spiel zu haben, so daß Erasmus mit selbstbewußter Freude von

dem Anbruch eines goldenen Zeitalters unter seiner Ägide träumte. Aber gerade als die Aussichten der Poeten und Oratoren am glänzendsten waren, trat ein jäher Umschwung ein; die Kirchenreformation fuhr wie ein Wirbelsturm durch die stolz aufstrebenden Bauten des Humanismus und zertrümmerte sie.

Der innere Gegensatz, der Luther bei aller gemeinsamen Abneigung gegen das Alte von den Humanisten schied, ist schon angedeutet worden; die gewaltige Erregung, die sein Auftreten namentlich auch an den Hochschulen hervorrief, riß die Kluft noch viel tiefer. War er selbst gegen die heidnischen Elemente der gelehrten Bildung nur sachlich eingenommen, während er sie als formelle Mittel zum Verständnis des Überlieferten wie zum mustergiltigen Ausdruck des Eigenen für wert-

Die Reforma-
tion und die
deutschen
Universitäten



B. 74

Eine Gelehrendisputation des 16. Jahrhunderts.
Nach einem Holzschnitt von Hans Burgkmair a. d. J. 1519.

voll, ja für nötig erachtete, so wandte sich die von ihm ausgehende Bewegung zunächst gegen die gelehrte Bildung überhaupt; Luthers Betonung der Subjektivität und des Glaubens wurde von ihr nicht nur in seinem Sinne gegen die objektiven „Werke“, sondern auch gegen alles objektive Wissen ausgebeutet, was um so begreiflicher erscheint, als Luther in seiner heftigen sachlichen Polemik gegen den „verdammten, hochmütigen, schalkhaften Heiden“ Aristoteles die Universitäten „die eigentlichen Burgen des Teufels auf Erden“ schalt. Die erste Wirkung der Reformation auf die deutschen Hochschulen war also eine von innen heraus zerstörende, und der soziale Krieg, den sie entflammte, brachte dann das Universitätswesen auch äußerlich beinahe zum Stillstand.

Indessen, wie gesagt: Luther selbst trug unmittelbar wenig Schuld daran. Wenn er auch Erasmus im Jahre 1520 das Steuer der Zeit entriß, so nahm er

doch das ihm angebotene Bündnis mit den radikalen, deutschnationalen und anti-romanischen Humanisten Crotus und Hutten an und kam andererseits der maßvollen und feinen Gelehrtennatur Melanchthons fast ebenso weit entgegen, wie dieser sich in seinem Wirken für die Reformation von Luthers starker Willenspersönlichkeit beeinflussen ließ. Luther und Melanchthon vertraten die Anschauung, daß die Erhaltung und Ordnung des Schulwesens nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht der weltlichen Obrigkeit sei; dabei sei der gelehrte Unterricht vor allem auf die Sprachen zu stellen, aber auch philosophische Studien seien wünschenswert; die Unterweisung im Glauben sollten Katechismus und heilige Schrift vermitteln. 1520 äußerte Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“: „Das möcht' ich gern leiden, daß Aristoteles' Bücher von der Logica, Rhetorica, Poetica behalten, oder, in eine andere kurze Form gebracht, mit Nutzen gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen . . .“ „Daneben hätte man nun die Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, die mathematischen Disciplinen, Historien, welche ich befehle Verständigeren . . .“ und: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die fürnehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium.“ Ausführlicher besprach Luther die Notwendigkeit eines gelehrten Unterrichts in der Schrift „An die Rats Herrn aller Städte Deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“; hier wandte er sich mit leidenschaftlichem Zorn gegen die Verächter der Wissenschaft, die sich auf ihn berufen zu können glaubten.

Wittenberg
unter dem Ein-
flusse Luthers
und
Melanchthons.

An der Universität Wittenberg, dem Herde der Reformationsbewegung, las Melanchthon schon 1519 über den Römerbrief, aus welcher Vorlesung 1521 die loci theologici, die erste Dogmatik der neuen Theologie, hervorgingen. Bald hatte der Einfluß Luthers nicht nur das Studium des Aristoteles, sondern auch die humanistischen Studien von der Hochschule verbannt, zu Gunsten des Paulus und der neuen Theologie. 1520 verdamnte Melanchthon in einer Rede „Ermahnung zum Studium der Paulinischen Lehre“ nicht mehr bloß die scholastische Philosophie, sondern auch die Philosophie überhaupt; im nächsten Jahre begründete er dieses Urteil in seiner pseudonym veröffentlichten Verteidigung Luthers ganz im Sinne des Reformators damit, daß die Philosophie Götzendienst sei, weil sie Widersprüche gegen die heilige Schrift enthalte. In derselben Schrift sagte auch er, nie sei etwas Verderblicheres und Gottloseres erfunden worden als die Universitäten; dem Teufel selber verdankten sie ihr Dasein. Sehr bald aber wurde Melanchthon wieder maßvoller in seinen Äußerungen, als sich die zersetzenden Wirkungen des mißverstandenen religiösen Eifers an der Wittenberger Hochschule zeigten. Seit 1522 klagte er in seinen Briefen und Reden über den Verfall der schönen Wissenschaften; der Humanist regte sich wieder in ihm und wehrte sich gegen die jüngsten „Pseudotheologen“, die „mit ihrem barbarischen Gezänk die Musen vertrieben“. In der That sank die Frequenz der Universität, so mächtig sie in den ersten Jahren gestiegen war, mit rapider Schnelligkeit, viele Lehrer verließen sie, und die ökonomische Lage der zurückgebliebenen verschlechterte sich derart, daß Luther auch Melanchthon nur durch starke Anstrengungen der Hochschule erhalten konnte. Erst in den dreißiger Jahren erholte sich die Wittenberger Universität wieder von dieser schweren Krisis.

Die einzige deutsche Universität, die der Lehre der Wittenberger unmittelbar zufiel, Erfurt war Erfurt; sie holte sich damit den Keim zu ihrem allmählichen Untergang. Als Luther 1521 in Erfurt einzog, glaubte der Poet Eobanus die Musen selbst in seiner Begleitung kommen zu sehen; er sollte aber sehr bald bitter enttäuscht werden. Kaum hatte der Reformator die Stadt wieder verlassen, so begann die studentische Jugend im Bunde mit der städtischen das „Pfaffenstürmen“, plünderte und zerstörte die Häuser der Geistlichen. Den vertriebenen Klerikern zogen bald auch die Studenten nach, deren Eltern gegen das wilde Treiben protestierten, und zuletzt verließen auch die humanistischen Lehrer größtenteils die verödete Stadt. Die Universität fristete dann wohl noch fast drei Jahrhunderte lang ein kümmerliches Dasein, erlebte aber keinen Aufschwung mehr.

In der Leipziger Hochschule hatte der Einfluß Wittenbergs schon gegen Leipzig. Ende des zweiten Jahrzehnts einen Rückgang der Frequenz zur Folge; zwischen 1520 und 1530 ging der Besuch noch weit mehr zurück. Die klassischen Studien gerieten in Verfall, da sie dem Herzog Georg als „keiserlich“ verdächtig geworden waren, und die Anhänger des Alten gewannen wieder die Oberhand. Die brandenburgische Hochschule in Frankfurt a. O. ging um dieselbe Zeit fast gänzlich ein, ebenso die beiden Ostsee-^{Frankfurt a. O.} Universitäten. In Rostock fand im Winter 1526/27 überhaupt keine Immatrikulation ^{Rostock} statt; 1530—1536 blieb ein Rektor ununterbrochen im Amte. Auch in Greifswald, ^{Greifswald} das sich der Reformation mit gleicher Entschiedenheit verschloß, setzten die Inschriften, Vorlesungen und Promotionen mehr als ein Jahrzehnt lang fast ganz aus. Ein Hauptlager der Reformationsgegner war die Universität Köln. Hier sprach die ^{Köln} theologische Fakultät 1520 das Verdammungsurteil über die Bücher Luthers und verbrannte sie in Gegenwart des Kaisers. Sie verharrte auch in dieser Stellung, nahm trotz der reformationsfreundlichen Bestrebungen des Erzbischofs Hermann von Wied, des Kanzlers H. von Neuenar und Agrippa's von Nettesheim. Die Immatrikulationsziffern sanken auch hier auf den fünften bis zehnten Teil des früheren; noch 1546 klagte ein Bericht der Hochschule, „die Studien seien schier erloschen.“ Erst der Einzug der Jesuiten im Jahre 1557 brachte wieder einen Aufschwung. Auch an der Universität Wien, die sich 1515—1520 vor allen deutschen Hochschulen ^{Wien} des stärksten Besuchs hatte rühmen können, sank die Immatrikulationsziffer seit 1522 rapid; gegen 1530 waren nur noch 30 Scholaren vorhanden. Den Hochschulen zu Heidelberg und Basel erging es nicht besser. In Heidelberg, wo übrigens einige ^{Heidelberg} Freunde der Reformation lehrten, gab es bald mehr Professoren als Studenten. Die Stadt Basel nahm 1529 die Reformation an, worauf die altgläubigen Lehrer, dar- ^{Basel} unter auch Glareanus, nach Freiburg gingen und die Universität sich vollständig auflöste. Leichter überstanden die Hochschulen zu Freiburg und Tübingen das kritische ^{Freiburg und Tübingen} Jahrzehnt; Freiburg hatte sich nach kurzem Niedergang während des Bauernkriegs schon 1529 wieder zu voller Blüte erholt. Regierung und Rat wirkten hier in der Zurückweisung der Reformation zusammen. Noch weniger wurde Ingolstadt ^{Ingolstadt} von der Bewegung berührt; hier wurde die Universität durch Eck die Vorkämpferin des Katholicismus gegen Wittenberg, sie verbot und verfolgte den Besuch der Wittenberger Hochschule wie auch die Lektüre lutherischer Schriften.

• Wiewohl nun nach dem bisher Geschilderten das bittere Wort des Erasmus ^{Neugestaltung} berechtigt scheint: „Wo immer das Luthertum herrscht, da sind die Wissenschaften zu ^{der alten Uni-} Grunde gegangen“, so wäre es doch sehr ungerecht, die Wirkung der Reformation ^{versitäten in} auf die Universitäten nur nach dem traurigen Bilde der ersten Uebergangszeit zu be- ^{den protestanti-} urteilen. Sobald die revolutionären Stürme verbraust waren und die Lage sich ge- klärt hatte, gingen die Reformatoren eifrig an die Wiederaufrichtung des gelehrten Bildungswezens. Nach dem Bauernkriege errichteten die protestantischen Fürsten in ihrem Gebiet Sonderkirchen unter landesherrlicher Oberhoheit, 1532 wurde im Nürnberger Religionsfrieden die vorläufige Duldung der Neuerungen ausgesprochen, und jetzt fielen der politisch bekanntlich als „Schmalkaldischer Bund“ konstituierten Reform-^{ation} schnell alle größeren weltlichen Territorien zu, mit Ausnahme von Oesterreich und Baiern. Dieser Herstellung einer friedlichen Ordnung folgte in den protestanti- schen Ländern unmittelbar die Neubegründung des Universitätswesens in protestanti- schem Geiste, meist unter dem persönlichen Beirat Melancthons. Insofern das neue Bekenntnis in der Priesterweihe kein Sakrament mehr erblickte, erhielt jetzt das theo- logische Studium eine entscheidende Bedeutung für das Predigeramt; nicht minder gewann die wissenschaftliche Bildung für den protestantischen Geistlichen dadurch an Wichtigkeit, daß der Schwerpunkt des Gottesdienstes in die Predigt verlegt worden war.

Die Universität Wittenberg erhielt ihre Neugestaltung in den dreißiger ^{Neugestaltung} Jahren. Die neuen Statuten der theologischen Fakultät vom Jahre 1535 setzten an ^{der Universität} die Stelle der bisherigen rationalen oder philosophischen Theologie die schriftmäßig- ^{Wittenberg} philologische. Von den drei Theologie-Professoren, zu denen als vierter Legent der

die 1535 unter Verabschiedung der widerstrebenden Lehrer erfolgte. Im gleichen Jahre kam Camerarius, 1536 Melanchthon selbst auf die Bitte des Fürsten nach Tübingen; Camerarius verfaßte die neuen Statuten nach dem Wittenberger Vorbild. Das Griechische wurde stark bevorzugt; seit 1537 wurden in der theologischen Fakultät die Texte in den Ursprachen gelesen. Die Umgestaltung der Leipziger Hochschule erfolgte nach dem Tode des Herzogs Georg (1539). 1540 kam es zu dem Vorschlag, daß die Klöster zur Erhaltung von Magistern und Scholaren 5 bis 4000 Gulden spenden sollten: „dann mögen sie hoffen, mit Glimpf davonzukommen“ (veniam sperare); außerdem solle man Camerarius als „gubernator totius philosophici studii“ zu gewinnen suchen. Dieser folgte auch dem Ruf (1541) und leitete die Neugestaltung; 1542 dotierten die Klöster die erneuerte Hochschule mit 2000 Gulden jährlich. Camerarius wurde der erste „professor utriusque linguae;“ Wolfgang Meurer der erste griechische Professor.

1532 wurde auch die Universität Basel wieder aufgerichtet, zunächst mit nur Basel acht Lehrern, unter gleichzeitiger Errichtung eines Stipendiaten-Konvikts im Dominikanerkloster. Grynaeus war hier der erste Lehrer des Griechischen. In Frankfurt a. M. erfolgte die Universitätsreform (1540) durch Melanchthons Schwiegersohn, den strebsamen Poeten und Eloquenzprofessor Sabinus, der (1539) Rektor der Frankfurter Hochschule war. Diese wurde mit den Einkünften des Karthäuserklosters und (1551) auch mit den Gütern des Stendaler Domkapitels dotiert, wodurch sie zugleich die Landständschaft erhielt. In Greifswald wurde die Hochschule im Herbst (1539) Greifswald wieder eröffnet; unter der Beihilfe Joh. Bugenhagens, des neben Luther und Melanchthon hervorragendsten Vertreters der Reformation, erhielt sie 1545 neue Statuten nach dem Wittenberger Muster, worin Melanchthon, dessen Lehrbücher auch hier den Vorlesungen zu Grunde gelegt werden sollten, „unser aller gemeinsamer, mit höchster Treue zu verehrender Lehrer“ genannt wurde. Rostock war schon (1551) nach dem Beispiel der großen Hansestädte zum Protestantismus übergetreten; in den 40er Jahren ermöglichten Beiträge der Herzöge und der Seestädte Hamburg, Lübeck, Bremen und Riga der Stadt die Unterhaltung einer Anzahl von Lehrern; 1552 folgte die erste protestantische Kirchenordnung für Mecklenburg, 1557 die Ausstattung der Universität mit eingezogenen Kirchengütern. 1563 wurden die verwickelten Rechtsverhältnisse der Hochschule geordnet, und 1564 erhielt sie neue Statuten nach dem Vorbild Wittenbergs. Die Rostocker Hochschule, die gleichfalls alle Lehrbücher Melanchthons einführte, erreichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts große Bedeutung, sie war nach Wittenberg die hervorragendste unter den protestantischen Universitäten; hier wirkten Melanchthons Schüler Burenius, Posselius, Caselius und David Chytraeus, sowie zeitweilig auch der alte Erfurter Humanist, Draconites.

In Heidelberg wurde die Universitätsreform (1544) nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. in Angriff genommen, fand aber zähen Widerstand bei den oberen Fakultäten; nur die Artistenfakultät ließ durch den Gräcisten Micellus (1551) eine provisorische Statutenerneuerung vornehmen, nach welcher das Baccalariat Kenntnis des Griechischen, der Rhetorik und Dialektik, das Magisterium Bekanntschaft mit den antiken Autoren, Physik und Mathematik voraussetzen sollte. 1546 wurden die Heidelberger Bursen in eine neue, contubernium genannte Anstalt zusammengezogen und ein dreiklassiges Pädagogium errichtet; 1556 wurde dieses mit der alten Stadtschule zu einer selbständigen neuen Anstalt verbunden; ferner wurde (1555) im Augustinerkloster ein Konvikt für Studenten der philosophischen Fakultät begründet, das bald an die theologische Fakultät überging. Als die Pfalz (1556) mit dem Regierungsantritte Ottheinrichs sich ganz für die Reformation entschieden hatte, erfolgte endlich unter Melanchthons Beihilfe durch die Statuten vom Jahre 1558 die durchgreifende Neugestaltung der Hochschule, die ihr eine sechzigjährige Blütezeit brachte.

Teils gleichzeitig mit diesen Neugestaltungen alter Universitäten, teils in ihrem Gefolge entstanden aber im Verlaufe des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auch völlig neue protestantische Universitäten. Die erste dieser

einer Universität mit kaiserlichem Privileg folgen konnte. Auch hier kam es bald zu erbitterten Kämpfen um die Formulierung der neuen Theologie.

Die letzte protestantische Hochschulgründung, an der Melanchthons Einfluß noch nachwirkte, war die Universität Helmstedt. Sie entstand aus einem von Sandersheim nach Helmstedt verlegten Pädagogium, das Herzog Julius von Braunschweig 1576 zur Hochschule erhob. In der Abfassung der Statuten hatte Melanchthons Schüler Thyraeus hervorragenden Anteil; sie zeigten aber schon einzelne Abweichungen von den Wittenberger Satzungen. Die Erhaltung der reinen, in der herzoglichen Kirchenordnung bezeichneten Lehre galt auch hier für die Hauptaufgabe der Universität; alle Lehrer mußten die Bekenntnisschriften des corpus doctrinae beschwören. Der Herzog erwartete als politisch-kirchlicher Landesherr auch von den Professoren unbedingten Gehorsam. Der dauernde Einfluß des Melanchthon'schen



Die Julia-Carolina zu Helmstedt.

Geistes auf die Helmstedter Hochschule zeigte sich unter anderem darin, daß hier selbst in den schlimmsten Zeiten der neuen Streittheologie der Humanist Caselius (1553 bis 1613), der schon bei Rostock erwähnte Schüler Melanchthons, noch eine bedeutende Wirksamkeit entfalten konnte.

Was den allgemeinen Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrhunderts betrifft, so waren auch diese noch privilegierte Körperschaften mit einem gewählten Oberhaupt, dem Rektor, mit einer begrenzten Selbstverwaltung und Eigengerichtsbarkeit und vier Fakultäten unter je einem Dekan. Die Artistenfakultät war auch hier noch die Vorschule für die oberen Fakultäten, nur hieß sie jetzt gewöhnlich „philosophische“ Fakultät; die theologische und juristische Fakultät aber waren schon zu weit größerer Bedeutung und Frequenz gelangt als an den mittelalterlichen Universitäten: erstere infolge der schon besprochenen entscheidenden Wichtigkeit des theologischen Studiums für die protestantische Geistlichkeit, letztere, weil die Rechtsprechung jetzt immer mehr gelehrten Richtern anvertraut wurde. Da außer den Richtern bald auch Räte und Beamte sich ihre juristische Fachbildung an den Universitäten anzueignen begannen, wurde die juristische Fakultät im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die angesehenste und stärkste; Ende des 16. Jahrhunderts stand sie

Allgemeiner Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrh.

heuren, nach Länge und Quere aufgeschnittenen Pluderhosen eifern, die oft über hundert Ellen Tuch oder kostbare Seide verschlangen und nach dem Beispiel der Landsknechte von den Studenten mit Vorliebe getragen wurden. Auch der spanisch gepflegte Bart war bei den letzteren in Mode gekommen. Die uns namentlich in Stammbüchern aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts erhaltenen studentischen Porträts zeigen den Studenten mit Stutz und Knebelbart in enganliegendem Wams mit puffenverzierten Ärmeln, gefalteter Spitzenkrause, kolossaler, aber über dem Knie wieder ganz eng zusammengeknürter Pluderhose und schwarzen Lederschuhen, über der Schulter einen kurzen Mantel mit hochstehendem Kragen, an der Hüfte einen langen Stoßdegen mit Korbgriff, auf dem Haupte ein Barett, meist aus schwarzem Sammt mit roter Feder.



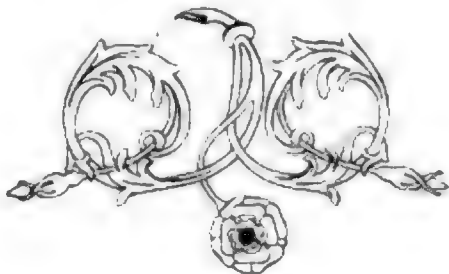
Satirische Darstellung eines studentischen Trinkgelages im 16. Jahrhundert.
(Aus: De Generibus Ebriosorum.)

Frische Kraft und Frohsinn scheint der hervorstechendste Zug der deutschen Studenten des Reformationszeitalters gewesen zu sein; der jugendliche Geist der großen Lebenserneuerung mußte naturgemäß ihnen zuerst zugute kommen. Ein sonniges Bild ihres Treibens findet sich in Rollenhagens „Froschmenseler“:

„Auf den Schulen die Studenten
baden und tauchen gleich den Euten,
schwimmen künstlich (wie Geyß und Schwanen),
fischen, fahren mit Schiff und Kanen,
fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
wissen von keiner trawrigkeit.
Singen auf ihre vielstimmige Reygen
in Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
sein kunstreich nach der Musen arth,
kein froelicher Volk funden ward.“

theologische Lehrstühle inne, außerdem leiteten sie eine adelige Landschafschule, die seit 1570 mit der Universität konkurrierte. Die Forderung der letzteren, den Orden zu vertreiben, fand kein Gehör; zuletzt wurde auch hier das Jesuitenkolleg der Hochschule einverleibt. Nach Prag kamen die Jesuiten 1556; sie errichteten ein Kollegium Prag. von 12 Mitgliedern, dem ein jesuitisches Gymnasium, ein Konvikt für arme Studenten und ein Pensionat für Adelige folgten. Das Gymnasium hieß bald nach Hinzufügung philosophischer und theologischer Kurse „Clementinische Akademie“ und begann schon 1565 selbständig zu promovieren; der Protest der alten Karolinischen Universität gegen die Verletzung ihrer Vorrechte hatte keinen Erfolg, so daß sich schließlich die Erbitterung 1618 in einem Gewaltakt entlud: die Jesuiten wurden vertrieben, und ihre Güter fielen der Universität anheim. Aber die Jesuiten vertrieb man eben nicht ungestraft; schon vier Jahre später hatten sie auch in Prag wieder die Oberhand gewonnen, und nun kam die Rache. 1622 wurden ihnen alle Güter und Insignien der Hochschule übergeben und die neue Jesuitenakademie „Carl-Ferdinands-Universität“ genannt; der jeweilige Rektor des Jesuitenkollegiums sollte zugleich Rektor der Universität sein und als solcher die Professoren ernennen. Namentlich wegen dieser letzteren Bestimmung brach nun aber ein derartiger Sturm der Entrüstung gegen die Jesuiten los, daß sie sich kluger Weise mit der Herrschaft über die philosophische und theologische Fakultät zufrieden gaben. Von Prag aus gründeten sie eine Reihe von Kolonien in Böhmen und Mähren, darunter Olmütz (1566); 1573 wurde das Olmützer Jesuitengymnasium zur Universität erhoben. Nach den Erfolgen der Kaiserlichen im dreißigjährigen Krieg folgte die Errichtung von Jesuitenkollegien und Jesuitengymnasien in Schlessien, so in Breslau 1638, wo die Anstalt im Verlaufe des 17. Jahrhunderts immer mehr den Charakter einer wirklichen Universität gewann. In Innsbruck hatte König Ferdinand schon 1562 ein Jesuitenkolleg begründet, das Innsbruck. 1606 neben den Humanitätskursen auch philosophische und theologische Vorlesungen eröffnete, und 1673 zur Universität erhoben wurde. In Steiermark wurde zu Graz Graz 1584. 1573 ein Jesuitenkolleg errichtet und schon 1585 in eine Universität umgewandelt. Auch im Nordwesten Deutschlands gelang es den Jesuiten festen Fuß zu fassen; hier entfalteten sie von Köln aus, auf das sie sich hauptsächlich stützten, eine rege Thätigkeit und gründeten Kollegien in Mainz, Erfurt und Trier. In Bonn entstand 1673 ein Jesuitengymnasium, aus dem hundertzwanzig Jahre später die Universität hervorging. In Paderborn erhielten die Jesuiten 1585 die Leitung des Gymnasiums, das 1614 zur Universität, aber ohne medicinische Fakultät, erhoben wurde; Paderborn. ebenso erhielten sie die Domschulen von Münster (1588) und Osnabrück (1628), Münster und Osnabrück. wo sie philosophische und theologische Kurse einrichteten; 1630 wurde die Osnabrücker Domschule zur Akademie erhoben.

Ende des 16. Jahrhunderts beherrschte der Jesuitenorden die gesamte Bildung des katholischen Klerus in Deutschland; seine Universitäten verharren noch immer streng in dem aristotelisch-thomistischen Lehrbetrieb. Aber schon im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts begann sein Stern zu bleichen; sein vergeblicher Kampf gegen alles Neue, namentlich gegen die immer mächtiger anwachsende rationalistische Weltanschauung trugen ihm Haß und Mißachtung ein.



Theologen. Auch in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Emanzipation der Neuzeit vom Altertum ließ Deutschland seinen Nachbarn den Vortritt, doch stellte es einzelne hervorragende Vertreter wie Joh. Kepler und Joachim Jungius. Letzterer begründete schon 1619 als Mathematikprofessor in Rostock eine naturforschende Gesellschaft mit dem ausdrücklichen Zweck, „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung zu erforschen und alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückzuführen, durch eine richtige Unterweisung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren.“ In seinem ganzen Wirkungskreise suchte Jungius die Rechte des scholastischen Unterrichtswezens zu beseitigen und der induktiven Forschung im Sinne Bacon's und Galilei's Bahn zu brechen. Der Humanismus kam für die Entwicklung des neuen Zeitalters nicht mehr in Betracht; seine letzten Vertreter starben im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und blieben ohne Nachfolger, da die Höfe nach lateinischen Poeten oder humanistischen Prinzenenerziehern nicht mehr verlangten. Zu allem Überflusse wandte sich jetzt auch noch eine von der protestantischen Theologie ausgehende extrem-christliche Opposition immer heftiger gegen das klassische Altertum als bevorzugtes Bildungselement, so daß es für die gelehrten Kreise bald in den Hintergrund gerückt war, als eine Raritätenkammer, aus der man sich gelegentlich passende Säckelchen zur Betrachtung und zu erbaulichem Vergleiche hervorsuchte.

Gründung der naturforschenden Gesellschaft in Rostock.

Der Kampf gegen die Bevorzugung des Altertums.

Für den Umschwung, der sich damals im deutschen Geistesleben vollzog, waren namentlich die bekannten pädagogischen Reformbestrebungen des Holsteiners Wolfgang Ratichius (1571--1655) und des durch ihn angeregten Mähren Joh. Amos Comenius (1592--1671) charakteristisch. Beide wollten der deutschen Muttersprache ihr Recht verschaffen, beide die Erlernung der alten Sprachen durch einen methodischen Kompendienlehrgang abkürzen. Comenius bestritt auch die wissenschaftliche und intellektuelle Zulänglichkeit der bisherigen Lehranstalten, er beschuldigte sie, von dem Wesentlichen der Lehrgegenstände abgelenkt zu haben. Außerdem leugnete er die Autorität des Altertums, eiferte als Christ gegen die heidnischen Lehrer und verfocht die Ansicht, daß in den Wissenschaften nur Vernunft und Erfahrung entscheiden könne. Ähnliche Reformideen vertraten der Poesie, später Theologieprofessor Eilhard Lubinus in Rostock (1565--1621) und der Hamburger Prediger J. Balthasar Schupp (1610--1661); letzterer befürwortete eifrig die mathematisch-physikalischen Studien und ihre praktische Verwertung, auch leitete er schon zu dem nächstfolgenden Zeitalter über, indem er bereits der Bildung durch das praktische Leben vor der Universitätsgelehrsamkeit den Vorzug gab und darauf hinwies, daß man diese praktische Bildung nirgends besser und schneller als an den Fürstenhöfen erwerben könne. Unter dem Einfluß dieser Männer nahm die Schätzung der Klassicität des lateinischen Ausdrucks wie auch die Lektüre der römischen Klassiker an den Universitäten schnell ab, wenn auch die Pflege der lateinischen Sprache noch immer den Mittelpunkt des Studiums bildete; noch rascher und entschiedener wurde die Beschäftigung mit dem Griechischen eingeschränkt; außer dem griechischen Neuen Testament wurden bald nur mehr Homer und Demosthenes gelesen. In der Theologie räumte die Schrifterklärung wieder der Dogmatik den Ehrenplatz, ja sie war am Ausgange des 17. Jahrhunderts von vielen Universitäten schon fast ganz verschwunden. Je mehr das klassische Latein und Griechisch an Interesse verlor, desto umfangreicher breitete sich der theologische und philosophische Unterricht aus, daneben rückten jetzt Mathematik und Physik, Geschichte und Geographie in den gewonnenen Raum vor.

Ratichius und Comenius.

Wieder-ausblühen der theologischen Dogmatik.

Der dreißigjährige Krieg brachte diese neuen Bildungsbestrebungen zum Stillstand; er ließ die deutschen Universitäten teils veröden, teils in der furchtbarsten Weise verrohen und verwildern. Mit dem westfälischen Frieden aber brach für das deutsche Bildungswesen ein neues Zeitalter an, unter der Ägide der höfischen Welt. Die Städte und das Bürgertum, auf welche Humanismus und Reformation sich vorzugsweise gestützt hatten, waren durch den Krieg ihrer führenden Stellung beraubt

Einfluß des dreißigjährigen Krieges.

Der Adel als herrschender Stand. worden; der hohe und niedere Adel hatte sich zum herrschenden Stande aufgeschwungen. Jetzt ahmten die Universitätsprofessoren in allen Äußerlichkeiten die Hofleute nach; nur die Theologen und die Schulmeister behielten die klerikale Tracht bei, die Professoren der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit und der Medicin übernahmen die höfische Kleidung. Auch aus der Tracht der Studenten verdrängte der soldatistische und höfische Zuschnitt der Zeit vollends alles Geistliche; sie kleideten und geberdeten sich jetzt, wie wir später sehen werden, durchaus kavaliermäßig.

Herrschende Stellung d. Natur- und Staatswissenschaften. Begründung der neuen Philosophie. Aller ernstere geistige Fortschritt ging jetzt gleichfalls von den Fürstenhöfen aus; die absolutistischen Nachahmer Ludwigs XIV. hatten Gewalt über alle Lebensverhältnisse ihrer Unterthanen und strebten als oberste Schulherren vor allem die Förderung der irdischen Wohlfahrt an; der rechte Glaube und Religionskult verlor dadurch an maßgebender Wichtigkeit und mußte die Führung der Naturwissenschaft



Die Professoren im festzuge bei Einweihung der Universität Kiel 1665.
(Mss: Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniae.)

Der Pietismus. und den neuen Staatswissenschaften überlassen. Leibniz begründete die neue theoretische Philosophie, Pufendorf die moderne Staatswissenschaft in Deutschland; Thomafius und Chr. v. Wolf führten die Bewegung weiter. Die zurückgedrängte Theologie erfuhr auch noch eine innere Schädigung durch das Aufkommen des Pietismus, der sich von aller theologischen Gelehrsamkeit abwandte und in der Erbaulichkeit eines rein praktischen Christentums seine Befriedigung suchte. Die imponierende politische und litterarische Entwicklung des französischen Volkes, in dessen Abhängigkeit das von den Kriegsstürmen schwer heimgesuchte, zerstückelte und zersplitterte Deutschland geraten war, verstärkte noch die Stimmung gegen alle rückschauende Gelehrsamkeit. Die französische Sprache wurde jetzt auch die Sprache des Staats und der Gesellschaft; alle Einrichtungen des Nachbarlandes, seine Civil- und Militärverwaltung, seine Sitten und Umgangsformen wurden begierig übernommen. Der vollendete Hofmann nach französischem Schnitt wurde das Endziel des heißen Bemühens aller Gebildeten. In einem solchen „galanthomme“ gehörte vor allem die elegante Beherrschung der französischen, in zweiter Linie der italienischen und lateinischen Sprache, Kenntnisse in Geschichte und Geographie, Genealogie, Heraldik und Spbragistik, Rechts-

Das neue höfische Bildungsideal.

wissenschaft, Morallehre und Naturrecht, Politik und Reichshistorie, Mathematik, Physik, Mechanik, Architektur und Fortifikationslehre, ferner die Meisterschaft im Reiten, Fechten, Tanzen, Ballspielen, Jagen und Trandhieren, auch eine respectable Fertigkeit in der Malerei und Zeichenkunst sowie in der Musik; und hatte man all das sich glücklich angeeignet, so mußte die „conduite“, die tadellose Vertrantheit mit allen Feinessen der Tracht und Toilette, des Komplimentierens und Diskurrierens, des Benehmens in Salon und Vorzimmer das stolze Gebäude des Wissens krönen. Da die „conduite“ sich nur praktisch im weltmännischen Verkehr erlernen ließ, bildete eine Reise nach Frankreich, den Niederlanden, Italien oder England den regelmäßigen Abschluß des Bildungsganges, der jetzt bei Söhnen aus besserer Familie auch nicht mehr durch die alten Vorbereitungsschulen, sondern im elterlichen Hause durch Hofmeister und Informatoren oder durch den Besuch einer der „Ritterakademien“ eingeleitet wurde, wie sie außer in Kassel, dessen „Collegium Mauritianum“ vorbildlich

Die Ritterakademien.



Die Studenten im Festzuge bei Einweihung der Universität Kiel 1665.
(Aus: Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniae.)

war, in Lüneburg, Wolfenbüttel, Brandenburg, Berlin, Kolberg, Hildburghausen, Erlangen, Wien, Siegnitz und anderwärts erstanden. Der gelehrte Unterricht auf diesen Akademien umfaßte nicht etwa die Fakultätswissenschaften, sondern nur ungefähr das Pensum „eines wohlbestellten gymnasii“; außerdem wurden an ihnen besonders auch ritterliche und militärische Spiele gepflegt. Den Ritterakademien nahe verwandt, aber doch mehr den modernen Hochschulen ähnlich waren das von dem Herzog Karl von Braunschweig 1745 errichtete „Collegium Carolinum“ und die 1778 von Herzog Karl Eugen von Württemberg begründete und durch Schiller berühmt gewordene „hohe Karlschule“ in Stuttgart.

Auf die Universitäten selbst sah man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Misachtung der Universitäten zunächst mit großer Geringschätzung als auf Anstalten herab, die sich überlebt hatten. Leibniz, der sich seine Bildung bei Hofe und in Paris geholt hatte, wollte nichts mit ihnen zu thun haben. Erst als Thomasius an der Leipziger Universität der zeitgemäßen „ohnpedantischen“ Denk- und Lehrweise mit aller Energie Eingang zu verschaffen suchte, gelangten sie wieder zu öffentlichem Ansehen. Thomasius war es auch, der als Privatdozent in Leipzig 1687 Vorlesungen in deutscher Sprache

über die französische Übersetzung einer spanischen Jesuitenschrift ankündigte. Er vertrat die Meinung, die Deutschen sollten die Franzosen auch in der Hochhaltung der Muttersprache nachahmen. Die entsetzten Professoren älterer Ordnung machten Thomasius bald genug das Verbleiben an der Leipziger Universität unmöglich; einen günstigeren Boden für seine Bestrebungen fand er an der neugegründeten Universität Halle.

Die
Hohenzollern
als Förderer d.
wissenschaftl.
Fortschritts.
Duisburg
1654.

Der brandenburgisch-preussische Staat begann nämlich im 17. Jahrhundert nicht nur politisch, sondern auch in der Förderung des geistigen Fortschritts die Führerschaft zu übernehmen. Der große Kurfürst hatte schon 1654 die Universität Duisburg gegründet, die als Vermittlerin der modernen niederländischen und französischen Bildung von Bedeutung war, und auch an der Universität zu Frankfurt a. O. begünstigte er mit aller Entschiedenheit die neueren Bestrebungen. Er war es, der den angefeindeten Pufendorf als Historiographen nach Berlin rief; auch die Begründung der Berliner Bibliothek ist bekanntlich sein Werk. 1667 unterzeichnete er den Plan des schwedischen Flüchtlings Skytte zu einer internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt in der Mark Brandenburg (man dachte an Tangermünde), die zugleich eine universelle Hochschule werden sollte; die Freunde der Freiheit und der Wissenschaften aller Länder und christlichen Konfessionen sollten die Einladung erhalten, sich an ihrem Sitz niederzulassen. Hier blieb es nun freilich beim bloßen Entwürfe. Aber auch Friedrich I. nahm angefeindete Vorkämpfer der neuen Geistesrichtung in Brandenburg auf, und 1694 errichtete er die Universität Halle, 1700 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, deren erster Präsident Leibniz wurde.

Halle 1694.

Thomasius und
Francke.

Thomasius war schon 1690 nach Halle gekommen, wo er bald darauf zum brandenburgischen Geheimen Rat ernannt und gleichzeitig zur Eröffnung von Vorlesungen ermuntert wurde. Der starke Besuch der letzteren gab unmittelbar Veranlassung zu der Universitätsgründung, nachdem 1693 für eine solche auch ein kaiserliches Privileg erlangt worden war. Von auswärts wurden für die neue Hochschule gewonnen der berühmte Wittenberger Jurist Sam. Stryk, die Erfurter Theologen Francke und Breithaupt, der Coburger Philosoph Buddens und der Merseburger Philolog Cellarius; dazu kamen noch Fr. Hoffmann und G. E. Stahl, ein bedeutender Mediziner und ein hervorragender Naturforscher. Thomasius und der Pietist Francke, beide moderne Praktiker, gaben der jungen Universität den entscheidenden Charakter; unter den Gegnern ging bald der Spruch um: „Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus.“ Das Cellarius anvertraute humanistisch-philologische Studium hatte wenig Glück an der Hallischen Hochschule; man suchte ihm 1697 durch die Begründung eines „collegium elegantioris litteraturae“ aufzuhelfen, womit das erste philologische Seminar geschaffen war. Auch diese Maßregel nützte aber nicht viel, da der Geist der Zeit den klassischen Studien widerstrebte.

Das erste
philologische
Seminar.

Kiel 1665.

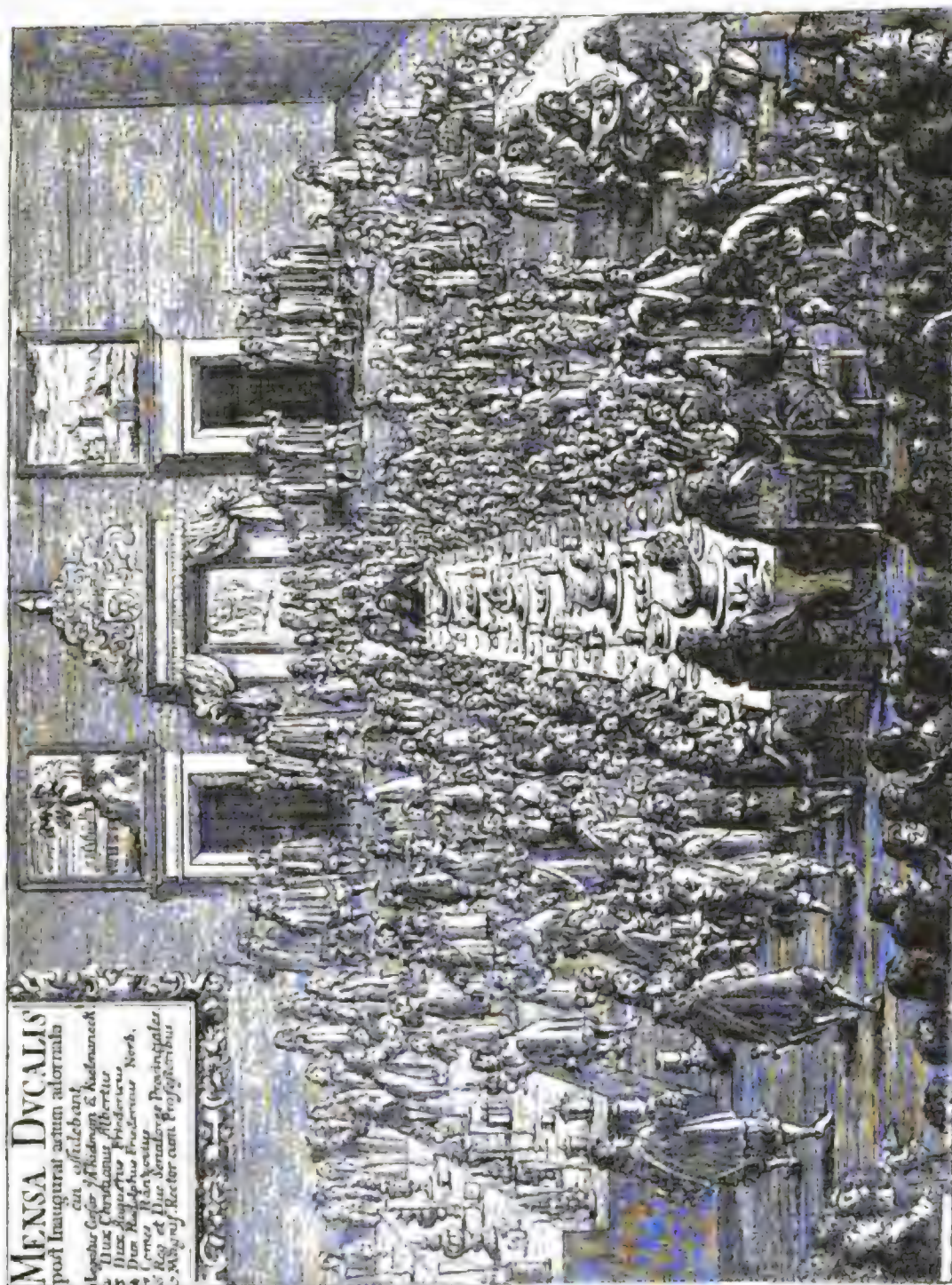
Im deutschen Norden wurde von Herzog Christian Albrecht 1665 zu Kiel eine neue Hochschule gegründet. Hier lehrte der Jurist S. Rachel, einer der ersten Vertreter des modernen Natur- und Völkerrechts, und der durch seinen 1682 erschienenen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ und seinen „Polyhistor literarius philosophicus et practicus“ (Lübeck 1688) bekannte Eloquenz- und Poesieprofessor D. G. Morhof. Von anderen Professuren umfaßte die philosophische Fakultät in Kiel damals noch Logik und Metaphysik, Moral, Politik, Mathematik, Physik, Griechisch, Geschichte und moderne Sprachen.

Strasburg hatte sich, wie schon erwähnt, 1621 zur wirklichen Universität aufgeschwungen; hier setzte bereits Matth. Bernegger († 1640) den modernen Fortschritt der historischen und mathematischen Wissenschaften durch.

In Leipzig, das für Deutschland der Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs und des Buchhandels geworden war, blieben während des 17. Jahrhunderts die Vertreter des Alten an der Universität noch im Vorteil, wie wir an dem Beispiel des Thomasius gesehen haben; außer ihm wurde auch Francke von der Hochschule vertrieben, und Pufendorfs Schriften wurden verboten. Erst als die hartnäckigsten

Vorkämpfer der alten Anschauungen in den letzten Jahren des Säculums das Zeitliche gesegnet hatten, konnte auch die Leipziger Universität sich der Modernisirung nicht länger verschließen.

Die Wittenberger Hochschule wehrte im 17. Jahrhundert als Hüterin der Wittenberg.



cathedra Lutheri und der reinen Lehre alle Neuerungen von sich ab, und wies auch noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts standhaft die neue Philosophie zurück. Auch an anderen Universitäten, wie Jena und Tübingen, vollzog sich die Umgestaltung im modernen Sinne erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Am

längsten widerstrebten den Neuerungen die katholischen Universitäten; hier erfolgte die Modernisierung erst viel später.

Die Sitte
der
Deposition.

Ehe wir nun wieder ein Bild des Studentenlebens zu geben versuchen, wie es sich in dem etwa durch die Jahre 1600 und 1740 abgegrenzten Zeitalter darstellte,

müssen wir die Schilderung eines studentischen Brauches nachholen, der schon an den mittelalterlichen Universitäten eine große Rolle spielte und im 17. Jahrhundert ausartete, um dann nach jähem Niedergang in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ganz zu verschwinden. Es war dies die Sitte der sogenannten „Deposition“, d. h. der Säuberung des die Universität beziehenden Neulings von aller „Bacchanten“-Barbarei durch eine symbolische Ceremonie voll derber Phantastik.

Ursprung
der
Deposition.



Depositionsszenen des 16. Jahrhunderts.

(Aus dem *Carmen heroicum de typo depositionis*, autore Friederico Wilebrando. Erfordi et Wittenbergae 1578.)



Die Deposition wurzelte wie die ceremonielle Erteilung der akademischen Grade zunächst im mittelalterlichen Junktwesen, das ja gleichfalls den Lehrling durch feierliche Losprechung zum Gesellen machte; ihre Spur läßt sich aber noch viel weiter zurück verfolgen, man denke an die Aufnahmegebräuche auf den athenischen Sophistenschulen des 4. Jahrhunderts n. Chr., auf den Rechtsschulen Justinians, auf den Rhetorenschulen der späteren Römerzeit und an das Vorbild des klösterlichen Noviziates. Anfänge der Universitätsdeposition selbst lassen sich schon für die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts an den französischen Hochschulen nachweisen. Die organisatorische Verwandtschaft der „Nationen“ mit den Gilden legte den neu ankommenden Studenten als beinahe selbstverständliche Leistung die Zahlung eines Eintrittsgeldes auf, das anfangs von den Unterabteilungen der „Nationen“, den „Provinzen“, bald aber von den „Nationen“ selbst erhoben wurde. Die Neulinge hießen hier bejani oder bejauni, das Eintrittsgeld bejanium oder be-

jaunium, der Zustand der Neulinge bis zur Aufnahme in die Nation bejania oder bejanitas. Als die Bursen aufkamen, übernahmen der magister regens und die Combursalen den Anspruch auf das bejanium; gleichzeitig wurden Verationen der Neulinge allgemein üblich, die aber häufig zu Erpressungen des bejanium mißbraucht und

daher schon früh mit akademischen Strafen verfolgt wurden. Im Anschluß an die Vexationen fand wahrscheinlich schon damals eine Aufnahmezeremonie, sicher aber eine feierliche Waschung statt, in Nachahmung des christlichen Taufakts. Noch im 14. Jahrhundert entwickelte sich der Begriff der bejania oder bejanitas, der erst einfach die Unreife der Neulingschaft bezeichnet hatte, in roherer und skurrilerer Ausgestaltung zu der verächtlichen, „stinkenden“ beanitas, von welcher der elende „Bean“ so schnell wie möglich befreit werden muß. Die Fabel vom üblen Geruche der Bienen stammt wohl von den Handwerkern, die in dem uralten „Compagnonnage“ ihre Neulinge als „boues“ bezeichneten und sie mit Rufen wie „à la porte la bête puante!“ aus ihrem Kreise jagten.

Ohne Zweifel haben schon die ersten deutschen Universitäten den Depositionsbrauch — um einen officiellen Akt handelte es sich damals noch nicht — einfach von der Pariser Universität mit übernommen, seine spätere offizielle Ausgestaltung war aber ihr eigenes Werk. Die Wiener Statuten von 1384 und die Kölner von 1392 wandten sich n. a. auch gegen die Bienenverierung,

augenscheinlich aus demselben Grunde wie die französischen Universitäten. Der Ausdruck „depositio“ erscheint zum ersten Mal in den Statuten der Universität Erfurt vom Jahre 1447. Nach diesen sollten die Bursenrektoren schwören, „a beano pro beanii ipsius depositione non plus tertia parte floreni Renensis exigere et exigi permittere, licentia ad majus exponendum (exposcendum?) a Rectore Universitatis et secreto concilio non obtenta.“ Aus der Stelle geht hervor, daß der Brauch sich an den Bursen der deutschen Universitäten bereits eingebürgert hatte und von den letzteren als Einnahmequelle für den Bursenrektor geduldet wurde. In Heidelberg erscheint die Deposition zu-

erst in der Matrikel vom 17. Juli 1454, wo es heißt: „Rupertus, Alberthus, Johannes, Fratres, duces Bavariae, com. palat. filii principis illustrissimi ducis Ottonis deposuerunt beanium.“ Da aber diese Bemerkung in der Matrikel bis 1552 keinem anderen Studentennamen beigelegt ist, hatte die Deposition



Die
Deposition
in den
Bursen.

Depositionsszenen des 16. Jahrhunderts.
(Aus dem Carmen heroicum de typo depositionis, autore Friederico Widebrando. Erfordii et Wittenbergae 1578.)



Die Deposition
nach dem
Manuale
scholarium

damals offenbar noch nicht den Charakter eines officiellen Universitätsaktes. Die Art der Veration, welche die Beane damals in Heidelberg zu erdulden hatten, veranschaulicht das Verbot der Artistenfakultät vom 15. Juli 1466, „ne aliquis quemquam beanorum ad cantandum Salve compellat aut cum stercoribus proiciat, sub pena retardationis“ (bei Strafe der Zurückstellung vom Examen). Auch in Tübingen mußten nach den Statuten von 1466 die Bursenrektoren einen auf die Depositionsgelder bezüglichen Eid ablegen, der fast wörtlich der erwähnten Erfurter Bestimmung gleicht. Eine ausführliche Beschreibung der vorreformatorischen Deposition in Deutschland findet sich in dem „Manuale scholarium“ (um 1480), das in typischer Dialogform das Heidelberger Studentenleben jener Zeit vorführt. Im ersten Kapitel des Manuale stellt sich der neuangekommene „discipulus“ — auch „puer“ wird er im Laufe des Gesprächs tituliert — dem Bursenrektor mit der Bitte vor, er möge ihn vom beanium absolvieren. Der Bursenrektor befragt ihn über seine Vermögensverhältnisse und begleitet ihn zum Examen und zur Intitulation. Dann fährt er fort: „Nunc inscriptus es in matriculam; ubi depositionem beanii habere existimas?“ Es wird beschlossen, daß der Depositionsakt und die ihm folgende collatio in der großen Stube der Burse unter Beiziehung von drei Magistern, zwei Baccalarien und einer Anzahl von Bursalen vor sich gehen solle, worauf der Bursenrektor dem Beanen Mut einspricht. Das zweite Kapitel spielt in der großen Bursenstube. Man hat sich versammelt und der Bean sitzt in tierischer Verkleidung mit Hörnern und langen Eberzähnen im Hintergrund. Zwei ältere Combursalen, Camillus und Bartholdus, treten ein; ersterer hält entsetzt inne und ruft: „quis hic est foetor, qui locum illum inficit? Proh rem indignam! aut cadaver erat hic putrescens aut hircus omnibus bestiis immundior. Optimi magistri virique praestantissimi, quomodo in hoc foetore sedere potestis?“ Schleunigst will er wieder in's Freie hinaus, aber Bartholdus bewegt ihn, lieber die Ursache des Gestanks ausfindig zu machen. So finden die Beiden das Untier und erkennen es als einen Bean. Sie äußern erst ihren Schrecken über das gefährliche und greuliche Aussehen des Eindringlings: „haec bestia cornigera est, aures habens bovis instar, ex utroque mente se dentes extendunt, quibus morsum ceu porcus silvestris minatur, nasus curvus ad noctuae rostri similitudinem, oculi rubei lippique furorem minantes. Vae huic, quem arripiat!“ Bartholdus entschließt sich endlich, das Monstrum anzureden, er glaubt in dem Bean einen Landsmann (conterraneus) zu erkennen und fordert ihn auf, ihm die Hand zu reichen, weist sie aber wegen der angeblich langen und scharfen Nägel zurück. Camillus bietet dem Bean ein Glas Wein zum Trost, entzieht es ihm aber wieder unter Schimpfreden. Jetzt treten dem gekränkten Neuling schon die Thränen in die Augen; er wird dafür als Mutteröhnchen verhöhnt und mit weiteren Schimpfworten überschüttet: „O beane, o asine, o foetide hirce, o olens capra, o huso, o cifra, o figura nihili, o tu omnino nihil!“ In seines Nichts durchbohrendem Gefühl sitzt der Eingeschüchterte stumm da. Jetzt beschließt man, den Bean „ab ista deformitate absolvere ac demum laudabili studentium adjungere consortio.“ Camillus soll dabei als Arzt behilflich sein: „Nosti probe, qui bachantibus insaniamque habentibus cornua deponantur ac postea dentes illi cruantur. Aures vero, quemadmodum cultellis fieri consuetum est, abbreviantur, caliginem oculorum amovemus. Et cerne pilos illos de naso progredientes! fac in primis extrahas. Sed laboriosum erit tam longam tamque horrendam barbam tondere; cum vero tibi rallum sit acutissimum, lignis de quercinis factum, elaborate eum exornabis. Tum scelera sua confitetur. Postremo a magistris venerabilibus a foetore illo deponetur copuleturque consortio nostro.“ Camillus eilt fort, um die Instrumente und eine Salbe zu holen, während Bartholdus inzwischen den Bean wieder zu trösten versucht. Hierauf werden die „dura et inveterata cornua“ mit einer Säge abgenommen und mit einer Zahnzange (dentale) die Eberzähne gerissen. Bartholdus reicht ein Becken

mit Wasser, welche letzteres unappetitlicher Weise mit Kräutern aus dem Garten, „ubi cloaca exitum habet,“ gewürzt ist. Dann wird dem Bean mit dem hölzernen rillum der Bart abgenommen, wobei er angeblich unwohl wird und eine Salbe gebrauchen muß „extorsa ex fabis hircorum, et aqua, destillata e simo virgineo, condita floribus, qui crescunt noctis tempore mediae, cum diurno cursu mulsum portarunt rustici;“ auch Pillen aus dem Ochsenstall kommen zur Anwendung, und der Bean wird noch obendrein durch den Vorschlag geängstigt, ihn zur Erholung eine Zeit lang in der Bursenkloake aufzuhängen, deren Duft Heilkräfte besitze. Aber dem Patienten scheint es trotz aller ärztlichen Bemühungen immer schlechter zu gehen; darum legt Bartholdus das superlicium (Beichthemd) an, um ihm die Beichte abzunehmen, wobei sich der Bean der verschiedensten Sünden, namentlich auch sexueller, schuldig bekennen muß. Zuletzt wird ihm als Buße für seine Frevelthaten und den entsetzlichen Gestank, den er verbreitet hat, die Bewirtung der Magister, des Arztes und des Beichtvaters durch eine „largissima coena“ auferlegt, auch „vinum melius“ dürfe dabei nicht fehlen. Hierauf wird der Bean zum Bursenrektor geführt, der ihm die Absolution erteilt. Wie die letztere vorgenommen wurde, geht aus dem Text des Manuale leider nicht hervor; es heißt dort nur noch, daß nach erfolgter Deposition die ganze Versammlung den neuen Studenten mit dem Rufe „proficiat vobis“ umringte, worauf es an's Schmausen und Trinken ging. Auch das „Monopolium der Schweinezunft“ des Erfurter Magisters Joh. Schram vom Jahre 1494 enthält Mitteilungen über die vorreformatorische deutsche Deposition, die in allem Wesentlichen mit der Darstellung des „Manuale“ übereinstimmen.

Bemerkenswert ist, daß im „Manuale“ der Bean während des ganzen Depositionsaktes als „Joannes“ angeredet wird. Diese Eigentümlichkeit hatte jedenfalls ihren Grund auch wieder in einer scherzhaften Anlehnung an den Taufakt der römisch-katholischen Kirche, bei dem die Formel „laetare Johannes, ut sis in perpetua Dei misericordia“ üblich war. Der Spottname beanus, früher bejanus oder bejaunus, ist wahrscheinlich auf den französischen Ausdruck bec jaune, Gelbschnabel, zurückzuführen; eine scherzhafte Definition des Wortes findet sich schon in dem 1600 erschienenen „Cornelius relegatus“ des Wichgrev mit dem Akrostichon: „Beanus est asinus nesciens vitam studiosorum“.

Als nun unter dem Einflusse des Humanismus die Bursen verkümmerten und von den Scholaren verlassen wurden, erhob sich die Frage, was mit der bisher in ihnen geduldeten Depositionssitte geschehen sollte, an der auch die Studenten des Depositionschmauses halber festhalten wollten. Die deutschen Hochschulen lösten das Problem dahin, daß sie im 16. Jahrhundert nach und nach den Brauch selbst übernahmen und zu einem officiellen Universitätsakt erhoben, wobei jetzt oft die Eltern oder nächsten Verwandten der Beanen gegenwärtig waren, ein besonders dazu aufgestellter „Depositor“ die Deposition vornahm und der Dekan der philosophischen Fakultät meist unter Einfügung eines kurzen Examens die ernsthafte Schlußceremonie der „Absolution“ besorgte. So hatte in Prag die Deposition schon 1528 officiellen Charakter. Sie fand dort regelmäßig im August statt; eine aus dem Jahre 1560 erhaltene Schilderung in Dialogform von Jacob Pontanus zeigt, daß die Beane hier durch ein grave edictum Bedelli nach der Exekutionsstätte citiert wurden. Die jüngeren Studenten (pueri) trieben mit dem Bean allen möglichen Schabernack, was sie „participia“ nannten; hierauf mußte er sich auf den Boden legen und wurde mit Säge, Beil, Hobel und Art nach der Schnur wie ein Zimmerbalken bearbeitet, auch wusch man ihm den Kopf, rasierte und kämmte ihn in der derbsten Weise. Auch in Wittenberg bestand zu Luthers Zeit die Deposition bereits als officieller Universitätsakt; Luther selbst hat als Dekan viele Beanen, wenn sie die Hörner deponiert hatten und als Absolventen ihm zugeführt wurden, geprüft und in die Studentenschaft aufgenommen. Mehrere der ermahnenden und betrachtenden Ansprachen, die er bei dieser Gelegenheit zu halten liebte, sind uns überliefert; die charakteristischste und sinnigste möge hier Platz finden: „Diese gegenwärtige Demüti-

Die Deposition
als officieller
Universitätsakt.

Luther und die
Deposition.

natürlich den Stuhl samt dem Beanen wieder umfallen ließ und der Depositor den angeblich gerissenen Zahn in Gestalt einer langwurzigen Rübe vorwies; dann stopfte er in die „Zahnlücke“ trockene Holzasche. Während der ganzen Zahnoperation durchsuchten mehrere von den Landsleuten das abgelegte Gewand des Beanen nach etwa verborgenen Wertstücken, die dann in den Besitz der Compagnie übergingen; fand sich dabei ein rührender Brief der Mutter, so wurde er unter lautem Halloh vorgelesen. Hatte der Bean all das überstanden, so mußte er sich vor dem Depositor auf die Kniee werfen und bekennen, daß er sterben wolle. „Wie willst du sterben?“ fragte ihn dieser. „Wie ein Bacchant.“ — „Und wie willst du auferstehen?“ — „Wie ein novellus Studiosus.“ Jetzt scharten sich die Landsleute, plötzlich zu feierlichem Ernste übergehend, um ihn und geleiteten ihn in würdevollem Zug durch die Straßen zu dem Dekan oder einem Magister der Philosophie. Dieser hielt eine längere Ansprache, worin er den Neuling pathetisch in die Geheimnisse der „Musen und Chariten“ einweihete, und examinierte ihn. Hierauf gab er ihm Salzkörner in den Mund, „damit seine Rede ferner immer lieblich und mit Salz gewürzt sei“, und goß ihm Wein übers Haupt, „damit er in Zukunft auf dem Mittelwege zwischen Freiheit und Freude dahingehe“; endlich sprach er ihn feierlich vom Beanismus frei. Die Landsleute beglückwünschten den neuen Studenten — freilich nur „pro tempore“, denn nun begann für ihn, wie wir bald sehen werden, das böse „Pennaljahr“ — und führten ihn nach dem Depositionssaale zurück, wo dann auf seine Kosten das Gelage begann.

Der Deposition konnte sich kein Studierender entziehen. Einzelne Beanen gaben wohl an, daß sie schon anderwärts deponiert worden seien, es wurde aber dann eifrigst nachgespürt, und ergab sich nur der geringste Verdacht, so wurden sie bei der nachgeholtten Deposition doppelt so schlimm hergenommen. Um die Unschuldigen vor einer schärferen Wiederholung der Deposition sicher zu stellen, wurden daher an verschiedenen Universitäten die Namen der Deponierten dem Rektor mitgeteilt, ehe er die Einzeichnung in die Studentenliste vornahm. In Leipzig erhielt noch 1688 kein von auswärts kommender Student das akademische Bürgerrecht, wenn er nicht eine schriftliche Bestätigung seiner Deposition, den bald üblich gewordenen „Depositionschein“, dem Rektor vorweisen konnte. Kein Bean konnte Doktor oder Magister werden; daher waren nicht selten ältere, verheiratete Männer gezwungen, die Deposition über sich ergehen zu lassen, ehe sie die ihnen zugedachten Stellen antreten konnten. Auch Elias Burschius, der an der Leydener Universität, wo man die Deposition nicht kannte, bereits sein Triennium absolviert hatte und als Schriftsteller berühmt war, mußte sich auf einer deutschen Hochschule noch nachträglich deponieren lassen.

Behämpfung
der Deposition.

Die mannigfachen Ausschreitungen, welche die Deposition mit sich brachte, und ihr vorwiegend pössenhafter Charakter machten sie schon im 16. Jahrhundert höheren Ortes mißliebig. So war Ottheinrich von der Pfalz ein Gegner von ihr, wenn er sie auch nicht ganz aufheben, sondern nur von rohen Auswüchsen säubern wollte. Radikaler schritt der Pfalzgraf Johann Kasimir (+ 1592) gegen die Deposition ein; er schaffte sie in Heidelberg durch die Statuten vom 2. Dezember 1588 gänzlich ab, welche bestimmten, daß der junge Neuling nur einfach vom Regens des Contuberniums geprüft werden sollte. Trotzdem bestand nach einer Überlieferung aus dem Jahre 1619 der Brauch auch in Heidelberg insgeheim fort, und seit der Wiedereröffnung der Hochschule 1652 fanden auch wieder feierliche Depositionen durch den ausdrücklich als Universitätsbeamten bezeichneten Depositor Zwengel statt. Kurfürst Karl Ludwig erhielt zwar die frühere Aufhebung der Deposition aufrecht, dekretierte aber zugleich, daß jeder Student auf Wunsch nach der Immatrikulation beim Rektor, der Anmeldung beim Dekan der philosophischen Fakultät und der Bestehung einer Prüfung bei dem letzteren einen Depositionschein erhalten könne, gegen Erlegung eines Thalers, und „da fern gleichwohl jemand den alten ritum depositionis erforderte, solle demselben damit geholfen sein.“ An manchen Universitäten wurde die Deposition bei-

behalten, um den aktiv Beteiligten die damit verbundenen materiellen Vorteile nicht zu entziehen. So antwortete die Weimariſche Regierung 1636 auf den Antrag Herzog Ernſt des Frommen von Gotha, die Depoſition an der Jenaer Hoſhſchule abzuschaffen, mit der kurzen Bemerkung, daß dies wegen der geringen Einkünfte der Philoſophen unmöglich ſei. Dennoch wurde im 17. Jahrhundert der Kampf gegen die Depoſition in Wort und Schrift immer allgemeiner. In Ingolſtadt gerieten die Jeſuiten 1712 über dieſen Gegenſtand in heftigen Streit mit dem Senat der Univerſität; dieſer machte geltend, die „Schloſſerspoffen“ der Depoſition beſtünden „nur noch in Dillingen (wo ſeit 1549 eine bedeutungsloſe kleine Univerſität beſtand) und Ingolſtadt,“ zur unrechtmäßigen Bereicherung des Depoſitors. Schließlich entſchied der Kaiſer den Streit; er beſtimmte, daß die Depoſition künftig nur mehr bei den



Arriidet salubris, cernens Sadiola juvenis.
Oscula dilecta vos repetita dare.

Der Nörre sagt: Das ihm behagt
Das Spiel, so er Hieschawet von fer.

Pennal und Schoristen.

(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Herden. Straßburg 1608.)

vom Gymnasium kommenden Neulingen Anwendung finden sollte. Auch für diese fand sie aber seit 1712 in einer einfacheren und milderer Form statt, wobei dem „Quintus“, wie hier der Depositor — regelmäßig ein hervorragender Magister — hieß, ein „Substitut“ und ein „instrumentorum bajulus“ assistierten und die Beanen versprechen mußten, sich spätestens drei Tage nach der Deposition immatrikulieren und auf einer anderen Universität nicht nochmals deponieren zu lassen, den Professoren Gehorsam und Ehrfurcht zu zollen und die Eintracht unter der Studentenschaft zu erhalten. Außer der ceremoniellen Verwendung von Salz und Wein, die hier der „Quintus“ mit zu besorgen hatte, war noch ein Besprengen des Kopfes mit Wasser („aquam, unde mentis claritatem haurias, accipe“) vorgeschrieben. Schließlich erklärte der Quintus die Deponierten für Studenten und schloß mit den Worten: „Omnia ad maiorem Dei deiparaeque semper virginis nec non sanctorum inclytæ facultatis patronorum Catharinae et Francisci Xaverii gloriam et honorem. Amen.“

Die gänzliche Abschaffung der Deposition erfolgte an den einzelnen deutschen Hochschulen zu sehr verschiedenen Zeiten; sie hatte ihre Hauptgründe in dem Auf. der Deposition.

schwung des Mittelschulwesens im 18. Jahrhundert und in der Wandlung der studentischen Sitten. In Halle und Göttingen wurde die Deposition schon bei der Gründung (1694 bzw. 1734) nicht mehr in Betracht gezogen, in Erlangen kam sie bald nach der Gründung (1743) ab, in Königsberg 1717, in Leipzig um 1720, in Wittenberg 1733, in Erfurt um 1740, in Ingolstadt 1747. In Jena blieb nach der zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten Aufhebung der Deposition insofern ein Rest von ihr bestehen, als der „Depositor“, wie dort der Oberpedell bis heute noch heißt, den neu ankommenden Studenten die von ihm verwahrten alten Depositionswerkzeuge zeigte und lehrhafte Deutungen daran knüpfte. Von diesen Werkzeugen waren 1743 noch ein Hörnerhut, ein Bacchantenzahn, ein „Paternoster monile“ („dessen Antheilung zeigt, wie seltsam es lassen würde, wenn ein Mensch in solcher Pracht sich brüsten wollte“), ferner Beil, Hobel, Bohrer, Kamm, Scheere, Scheermesser und Seife vorhanden. Wohl die letzte nachweisbare Spur der Deposition fand sich 1774 im Tübinger Contubernium. A. F. Vöf schrieb darüber: „Auch inscribieren hier (d. h. im Contubernium) die neu ankommenden Studenten und bezahlen etwas, wenn sie nicht schon auf einer anderen Universität gewesen, für die Deposition, deren Andenken nur bei den aus den Klosterschulen hierher beförderten Stipendiaten, ohne die geringste Divergenz, durch Vorzeigung der vorhandenen Reste und Erteilung historischer Nachrichten von ihrem Ursprung und vormaligem Gebrauch, wie auch durch eine öffentliche Rede von dem ersten unter den Kandidaten der Magisterwürde in etwas erhalten wird.“ Die Depositionsgebühren kamen in Tübingen schon seit 1744 — wahrscheinlich dem Jahr der dortigen officiellen Abschaffung der Deposition — der Universitätsbibliothek zu gute.

Heutzutage erinnern nur noch einige sprachliche Ausdrücke und Redensarten an den alten Universitätsbrauch. So spricht man noch heute von „ungehobelten“ und „ungeschliffenen“ Menschen, und sagt, ein junger Mann habe sich „die Hörner abgestoßen“ oder „abgelassen“.

Die Entstehung
des
Pennalismus.

In engem Zusammenhang mit der Deposition bildete sich seit dem 16. Jahrhundert die studentische Sitte des sogenannten Pennalismus aus, deren Anfänge gleichfalls an den französischen Universitäten des Mittelalters zu suchen sind, und die im Anschluß an den Nationalismus im 17. Jahrhundert zu voller Blüte gelangte. Den älteren Studenten behagte die Gewalt über den Neuling, wie die Deposition sie ihnen zum Teil einräumte, und die damit verbundenen materiellen Vorteile allzusehr, als daß sie nicht auf eine Verlängerung, ja eine Steigerung dieses Verhältnisses über die officielle Absolution hinaus bedacht gewesen wären. So versielen sie naturgemäß darauf, die Neulinge mindestens das erste Studienjahr hindurch ihrerseits noch nicht als rechte und ebenbürtige Studenten anzuerkennen und sie während dieser Zeit auf alle mögliche Art zu tyrannisieren und auszubeuten. Verschärft wurde diese Neigung noch dadurch, daß sich um 1600 bei der Ausübung der Deposition verschiedene Mißbräuche einschlichen, welche sie bei den Studenten in Mißkredit brachten; es kam nämlich vor, daß gewissenlose Depositenoren sich die Deposition abkaufen, ja daß ängstliche Eltern ihre Söhne schon als Kinder deponieren ließen, um ihnen die spätere Unbill zu ersparen. Der Leipziger Depositor z. B. ging damals häufig auf Reisen, um solche Kinderdepositionen vorzunehmen. Jedenfalls wurden die Wirkungen der Deposition auf die studentische Stellung des Neulings schon im Anfange des 17. Jahrhunderts von den Landsmannschaften nicht mehr anerkannt und ihrerseits der „Status“ oder das „Pennaljahr“ an deren Stelle gesetzt, das als eine Art fortgesetzter, aber noch viel gründlicherer Deposition gedacht war.

Der „Pennal“.

Die gebräuchlichste Benennung, die der Neuling seitens seiner Landsleute erfuhr, war „Pennal“ (pennalis), von der Schreibfeder (penna), die er in der Büchse an seinem Gürtel sorgsam mit sich herumtrug, um kein Wort des Lehrers zu verlieren; die erfinderische Fürsorge seiner Quälgeister hat ihm aber auch noch eine Menge anderer Namen gegeben. So hieß er „Quasimodogenitus“ und „Neovistus“, da er in der Deposition eine gewaltige Verwandlung durchgemacht hatte,

aus der er als Neugeborener oder Neubefehrter hervorgegangen war; ferner „Innocenz“ (da er noch als unschuldiges Kind zu betrachten war), „Rapschnabel“ (weil er gerne frech seinen gelben Schnabel aufthat), „Spulwurm“ (insofern er an der Universität vorläufig nur schmarrte), „Feiz“ (da er nur die Hefe, faex, der Studentenschaft war), und „studiosus occasionatus“ als ein Geschöpf, das die Natur nur in gelegentlicher schlimmer Laune zum Studenten machte. Andere Spottnamen der Pennäle waren: „Bacchanten“, „Haufghanen“, „Ölberger“, „Mutterkälber“, „Haufunken“, „Säuglinge“, „Offsky“, „Schieber“, „Imperfecti“; auch der volkstümliche alte Ausdruck „Halspapen“ wurde im 17. Jahrhundert bezeichnender Weise auf sie angewandt. Die Entstehung des Namens „Füchse“ für die Neulinge gehört nach der allgemeinen Annahme in dieselbe Zeit; doch ist er vermutlich schon sehr viel älter und auf das niederdeutsche „foss“ zurückzuführen, das schon vor 1500 als Bezeichnung eines herangewachsenen Schülers belegt ist. Die Pennäle nannten dagegen ihre Peiniger „Schoristen“ (Scheerer), „Agierer“, „Agenten“, „Tribulierer“ (Quäler) oder „Pennalisierer“; unter sich selbst nannten sich die Schoristen „Absoluti“, „frische Kerls“, „fröhliche Purschen“, „freye, redliche, daffere und herghaffte Studenten“.

Im ganzen galt der „Pennal“ den älteren Studenten wie der „Bean“ als ein „unvernünftiges Tier, das weder Maß noch Grenze seiner Ungeschliffenheit hat“. Welche Eigenschaften sie im einzelnen bei ihm voraussetzten, geht aus einer uns erhaltenen Schrift vom Jahre 1611 hervor; hier wird er als ein Haltfest (tenax), Geiztragen und gewinnstüchtiger Egoist, eitler Sichvordränger, vermöhter Gourmet und verliebter Courtschneider dargestellt, als frecher, hochmütiger und streitsüchtiger Patron, aber auch als furchtsamer Hase den Studenten gegenüber, als eingebildeter Pseudogelehrter und Siebengescheidter, als Schwäger, Schlemmer und Trunkenbold. Mit dieser Fülle von Fehlern mußte er sich natürlicherweise glücklich schätzen, wenn sich die älteren Studenten überhaupt noch um seine Erziehung bekümmerten; das hinderte freilich nicht, daß die Landsmannschaften möglichst viele solcher Erziehungsobjekte in ihre Gewalt zu bringen suchten.

An den Thoren der deutschen Universitätsstädte lungerten im 17. Jahrhundert um die Zeit, da die Neulinge anzurücken pflegten, ältere Studenten als „Aufstreiber“ herum, die sich den meist unerfahrenen Ankömmlingen als freundliche Führer und Ratgeber, ja hinterlistiger Weise selbst als Warner aufdrängten und sich erboten, sie nach einem guten Gasthaus oder auf ihre Bude zu führen; gelang ihnen das, so waren ihre Opfer andern Tags Pennäle ihrer Landsmannschaft. War aber ein Neuling schon vorher gewarnt und dankte für die Begleitung, so eilte der „Aufstreiber“ zu seinen im Trinkhause versammelten Landsleuten und meldete die Ankunft eines Neulings, der sich nicht bei seiner Nation melden wolle, worauf dann regelmäßig der Beschluß folgte, den jungen Herrn „daffere zu agieren, zu schimpfieren und zu tribulieren“. Man zog nach 10 Uhr nachts in corpore vor die Wohnung des Ankömmlings, brüllte, plärrte, brummte, grunzte und blökte, beschimpfte ihn und seine Eltern und warf ihm die Fenster ein, während man schrie: „Heraus, du Pennal, du Feiz, du Spulwurm!“ und ihn unter Flüchen zum Kampfe mit drei Landsleuten forderte. Natürlich getraute sich der Eingeschüchterte nicht vor die Thüre. Begegneten ihm aber die Landsleute tags darauf, so verhöhnten sie ihn, oder überfielen ihn auch und richteten ihn übel zu, und dieser Kriegszustand währte so lange, bis der Geächtete sich entschloß, als Pennal in ihre Verbindung zu treten. Oft genug freilich waren auch nicht einmal „Aufstreiber“ nötig, um den Neuling zum Pennal zu machen, oft suchte er gleich nach der Ankunft sehr selbstbewußt seine Landsleute auf, ließ sich von ihnen im Triumphe auf den Burgkeller führen und bezahlte dort als nobler Mann die Fecche für sie, ließ auch wohl für die Gesellschaft eins aufspielen, so daß in dieser ersten Nacht schon fast seine ganze Baarschaft draufging. Am andern Tage mieteten ihm die Landsleute eine Wohnung und rückten wieder in corpore an, um seine Bude „einzuweihen“, wobei er den „Introitus“, Hering und Wein, geben mußte; schon jetzt pflegten sie allmählich andere Saiten aufzuziehen, sie hießen

Der
Pennalismus
im 17. Jahrh.

ihn borgen gehen, wenn sein Geld zu Ende war, sie herrschten ihn an, schmähten und mißhandelten ihn, wenn sie mit ihm unzufrieden waren, warfen ihn zu Boden und traten ihn mit Füßen. Er mußte unter den Bänken hocken, auf denen sie saßen und sich wohl sein ließen, er mußte ihnen die Krüge und Gläser ausspülen, einschenken und zutragen, und durfte nicht mucken bei allem, was sie ihm zumuteten. Gewöhnlich besaß er schon jetzt nicht mehr so viel, um als Bean den Depositor bezahlen zu können, und doch war dies nur der Anfang seiner Not; die Erpressungen wurden von Woche zu Woche ärger, man forderte ihn kategorisch auf, Gelage und Schmäuse zu geben, so daß er nach Hause um Zuschuß schreiben mußte, und auch die Professoren ließen gelegentlich solche Pennalschmäuse auf seine Kosten in ihrem



*Rebia dum pululam facient hinc inde volutem. Naen pila restaurat rursus in corpore vires,
Exercet marmis corpus, et ingenium Torquet at obsidus obrutamens studiis*

Studentisches Ballspiel.

(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

Hause stattfinden, um sich dabei gleichfalls einen guten Tag zu machen. Hatten die Landsleute an der Bewirtung des Pennals irgend etwas auszusetzen, so fielen sie über ihn her, schändeten ihm Haar und Bart, stießen und schlugen ihn blutig; ja es kam vor, daß Pennale an den erhaltenen Verletzungen starben oder in Verzweiflung Selbstmord begingen. Auch von seinen Kleidungsstücken und Einrichtungsgegenständen mußte der Pennal, der nach der Anschauung der Studenten kein Eigentumsrecht besaß, alles hergeben, was diese begehrten; blieb ihm selbst nur ein durchlöcherter Hut, ein zerlumpter Rock, zerrissene Hosen und ein Paar schleppende Pantoffeln statt der Schuhe, so galt er als wohl versorgt. Er mußte den Abschreiber, Aufwärter, Botengänger und Schuldeneintreiber machen, daneben war er der wirkliche Bediente seines Leibburischen, putzte ihm Schuhe und Kleider, besorgte ihm den Tisch, folgte ihm auf seinen Spaziergängen als demütiger Trabant, trug ihm den Raufdegen und in der Tasche Geld und Spielkarten nach, schaffte den Betrunknen nach Hause und pflegte den Kranken. Trat sein gestrenger Herr zu ihm heran, so mußte er eine tiefe

Reverenz machen, und unterhielt sich der Pennal gerade mit einem hübschen Mädchen, so mußte er dem Studenten ohne weiteres seinen Platz bei der Schönen abtreten. Widersprechen durfte er überhaupt niemals, denn er war „ein Tier, das nicht Recht, nicht Unrecht hat“. Natürlich war er auch nicht satisfaktionsfähig; er durfte auch im Dienste seines Herrn nicht den Degen, sondern nur die Rute führen. Machte er auf der Straße den Studenten nicht schnell genug Platz, so tauchten sie ihn in den nächsten Brunnen.

Auch die einzige tröstliche Aussicht, daß ja nach einem Jahr alles zu Ende wäre, pflegte den Pennal zu betrügen. Dann zogen die Schoristen gewöhnlich noch die Ferien in Betracht, welche die Pennale ihrer Tyrannei entzogen, und verlängerten daher das Pennaljahr zunächst um sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs



*Musica deliciae nostrae, sed saevior illa est,
Cantabat in juvenum si quoque Virgo choro.*
126

*Der Muse die best, best gebrißt,
Wa die zart weiblich sein nicht ist.*

Musikierende Studenten.

(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicum.)

Minuten; aber auch nach Ablauf dieser Zuschlagsfrist konnte der Pennal noch nicht bestimmt das Ende erwarten, denn galt er dann noch nicht als „genügend bewährt“, so wurde der Schlußtermin noch weiter hinausgeschoben.

War nun das böse Jahr samt seinen Verlängerungen für den Pennal vorüber, so mußte er bei allen Mitgliedern der Landsmannschaft umhergehen und demütig um seine Absolution bitten, unter gleichzeitiger Einladung zu einem Abschiedsschmause. Die Landsmannschaft trat zusammen und gewährte die Bitte, wenn nichts Besonderes mehr gegen den Pennal vorlag. Bei seinem Abschiedsschmause kam er aber noch einmal gründlich ins Fegefeuer; alle seine Sünden und Mängel wurden ihm nochmals vorgehalten und ihm die schwersten Bußen dafür auferlegt; er mußte unter den Tisch kriechen, wurde gepufft, gestochen und an den Haaren gezerrt, während er den Bierkellner machte; auch mußte er seinen eigenen Durst mit einem Gemengsel von Bier, zerschnittenen Resteln, Lichtöfeln, Tinte, Senf und ranziger Butter, seinen Hunger mit einem Gericht von Wurst, Brot, zerstoßenen Ziegelsteinen,

Topfscherben und Salz stillen. Auch mußte er wohl einem Studenten eine Weile als Reitteser dienen, während die übrigen die „Bacchusmesse“ anstimmten, oder das Pennallied:

„Prächtig kommen die Pennäler hergezogen,
Die da neulich sind ausgewogen
Und haben lang zu Hause gesogen
Von der Mutter“ u. s. f.

Ferner nötigte man den scheidenden Pennal, über seine Sünden eine regelrechte Disputation abzuhalten und sich selbst zu verurteilen. Endlich mußte er feierlich versprechen, als freier Bursch andere Pennäle gerade so zu agieren und zu tribulieren, wie er selbst agiert und tribuliert worden war, und erhielt dann nach Abschneerung oder Abseugung der Haare und Umbindung des Degens „im Namen der heiligen Dreieinigkeit“ die Absolution, die ihn den Studenten aller deutschen Hochschulen gleichstellte. Die meist sehr bedeutenden Kosten des Absolutionschmanes fielen natürlich ihm allein zur Last.

Bekämpfung
des
Pennalismus.

Der Kampf der Universitätsbehörden gegen den Pennalismus begann schon kurze Zeit nach seinem Entstehen; von 1610 ab wurden, namentlich in Jena und Rostock, förmliche Verbote gegen ihn erlassen, worin er „der pestartige Brand und Krebs“ der deutschen Hochschulen genannt wurde. Gleichzeitig wurden die Landsmannschaften verboten, um das Übel bei der Wurzel zu fassen: die bloße Anmeldung bei der Nation sollte mit Relegation bestraft und jedem Neuling der Eid abgenommen werden, daß er keiner Verbindung beitreten wolle. Aber die Wirkung dieses Eides wurde gewöhnlich dadurch umgangen, daß man sich schon vor der Eidesleistung in die Nation aufnehmen ließ; die Pennäle selbst wollten meist gar nicht von ihrem Joche befreit sein, weil sie darauf brannten, ein Jahr später ihrerseits die jungen Studenten ausbeuten zu können. Dennoch machte die Bekämpfung des Pennalismus allmählich Fortschritte; seit 1638 suchte die Wittenberger Hochschule eine Einigung der Universitäten gegen ihn zustande zu bringen, und bald war ein Bund von acht Hochschulen geschaffen, der nun systematisch vorging und der Unsitte in den sechziger Jahren ein Ende machte. In Rostock mußten die Nationen 1662 ihre Bücher, Eaden und Siegel abliefern, und an den übrigen Universitäten wurde wohl ebenso verfahren.

Deposition und Pennalismus waren die Hauptübel, woran das Studentenleben bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus krankte, aber sie waren nicht die einzigen Schäden; auch hatten sie eine Menge schlimmer Auswüchse und Eigenschaften im Gefolge, die mit der Beseitigung jener keineswegs verschwanden. Unter den typischen Eigenschaften, die den Burschen, den vollberechtigten Studenten des 17. Jahrhunderts auszeichneten, stand obenan ein unbändiges, bis zu maßloser Einbildung gesteigertes Selbstbewußtsein. Wurde er doch von allen Seiten verwöhnt: die Fürsten waren stolz auf ihre Universitäten, die Bürger verzogen und fürchteten den Studenten, er war frei von ihrer Gerichtsbarkeit, und um die akademische Rechtsprechung brauchte ihm nicht bange zu sein, da die Professoren selbst aus Gewinnsucht um seine Gunst buhlten; Pennäle, Samuli und Pedelle waren seines Winkes gewärtig. Ferner machte die unsichere und verworrene Zeit des dreißigjährigen Krieges den Studenten wehrhaft und trotzig und stets zum Herausfordern bereit; er mußte jetzt reiten und fahren, mit Hieb- und Stichwaffen umgehen können und unterschied sich vom Soldaten nur durch sein anspruchsvolleres Auftreten und durch die feinere Tracht, in der er dem Edelmann nachzueiferte. Letzteres war um so begreiflicher, als jetzt auch der Adel seine Söhne zahlreich auf die Universitäten schickte, wo sie dann aber dank fürstlicher Reskripte in einer Ausnahmestellung abseits standen und, statt einer Landsmannschaft beizutreten, selbst besondere, freilich sehr kurzlebige Vereinigungen gründeten, wie die „Gesellschaft der Kavallierer“. Trat der nach ihrem Muster herausstaffierte bürgerliche Student à la mode, oder wie man ihn damals nannte, der „alamodische Student“ in vollem Putz aus seiner jetzt „Museum“ ge-

nannten Wohnung hervor, so trug er gewöhnlich weiße Stüßerstiefel, deren Stulpen die Waden zeigten, mit großen vergoldeten Junkersporen, weite Pumphosen, mitunter von kostbarem Corduanleder, ein feinger schnittenes und wieder geheftetes Wams, darüber ein „stradiotisches“ Soldatenkoller, eine goldgelbe Schärpe und einen kurzen, wertvollen Kaufmannsfragen; auf dem langen Haar saß ein breitkrämpiger Hut mit wallender Feder, der Bart war nach spanischer Art spitz geschnitten. Im Munde trug der Student die Tabackspfeife, die der Krieg ins Land gebracht hatte, an der Seite einen Edelmannsdegen, in der Hand Stock und Spitzhammer. Die Pfeife und der Stock pflegten ihn überall hin zu begleiten, auch in die Vorlesungen. Von Spielen liebte er außer den schon anlässlich der Schilderung des Pennalismus erwähnten Karten namentlich Ballspiele, wie der umstehende Holzschnitt eines veranschaulicht.

Das „Museum“ des Studenten war heilig und unverleßlich; „Musaea studiosorum sunt sacra“, hatte ein kaiserlicher Brief erklärt. Wurde dem Studenten irgend eine Nachbarschaft unbequem, so konnte er ohne weiteres deren Abzug erzwingen; andererseits durfte ihm, wenn er Wohnung suchte, kein leerstehendes Zimmer verweigert werden, und der Mietpreis war durch Taxation — 30 Gulden jährlich und 8 Groschen für Kost wöchentlich — vorherbestimmt, so daß er nicht überfordert werden konnte; zudem durfte er dafür auch auf weitgehenden Kredit rechnen, und brannte er schließlich seinen Gläubigern mit Hinterlassung seiner Bücher durch, so durften sie ihm die letzteren doch nicht beschlagnahmen. Von den Vorlesungen hörte der alamodische Student am liebsten die unentgeltlichen Publica; da aber diese bei den schlechten Zeiten immer rarer wurden, mußte er wohl oder übel auch einige Privata bezahlen, und zwar voraus, denn die Professoren kannten ihre Leute. Er suchte dann so viele einzelne Brocken aufzuschnappen, als ihm zum äußeren Anschein eines Gelehrten notwendig erschienen. Die alte Ehrfurcht vor den Professoren war vorüber, und zwar, wie wir sehen werden, nicht ohne gute Gründe; trieben sich doch auch die Professorentöchter damals auf den Stuben der Studenten herum und knüpften Liebschaften mit diesen an, ohne die Konkurrenz öffentlicher Dirnen zu scheuen. Mindestens ebenso wichtig wie die Professoren nahm der Student seine leiblichen Versorger, die er insolgedessen „Vierprofessor“, „Brotprofessor“, „Küchenprofessor“ titulierte, auch redete er mit Vorliebe den Aufwärter mit „Magister“ an. Die Bürger standen in seinen Augen noch tiefer als die Pennäle, und zwar ebenso tief unter ihnen, wie diese unter den ehrlichen Studenten; er nannte sie „Schmuß“, „Pech“ oder „Bären“, ihre Weiber „alte Hummeln“, ihre Töchter — freilich zum Teil wieder aus Erfahrung — „leichtfertige Säcke“; sie mußten ihn „Edler“ oder „Junker“ titulieren, sich von ihm verhöhnen, mit Steinen werfen und mit dem Blasrohr ins Fenster schießen lassen; wagten sie sich in sein „Museum“, so jagte er sie mit blankem Degen hinaus. Ihre Töchter freilich waren ihm als Geliebte gut genug, ja er ließ sich gelegentlich so weit herab, einer Bürgerstochter auf der „Schusterzither“, d. h. mit Gesang, ein Ständchen zu bringen, sie mit „taffeten Schurztlüchern“ und Ringen oder einem neuen Pelz zu beschenken. Suchte dann die Schöne ihr Heil dennoch bei einem Bürgersohn, so überfiel er mit seinen Freunden den Nebenbuhler in einsamer Gasse und richtete ihn jämmerlich zu. Überhaupt ärgerte er sich über jede bürgerliche Festlichkeit in der Stadt wie über eine Unmähung; er stellte sich an die Kirchenthür, oft in lächerlicher Vermummung, und verspottete die Brautleute, er drang in größerer Schar unerwartet in das hochzeitliche Haus, nahm das Mahl in Beschlag, prügelte und verwundete die Hochzeitsgesellschaft. Den Studenten dieser Zeit galt überhaupt nichts heilig. So ließen sie einmal einem Toten, der an ihrer Kneipe vorbeigetragen wurde, unter Halloh ein lustiges Feldstückchen mit Trompeten aufblasen; auch störten sie die Leichenbegängnisse oft mit „grungen, pfeiffen, grölzen, ruffen und thönen“. In der Kirche teilten sie während des Gottesdienstes Maulschellen und Nasenstüber an die Pennäle aus, lärmten, lachten, murmelten oder zankten laut. In den Dörfern der Umgebung drangen sie auch oft auf die Kanzel, über-

Das „Museum“ des Studenten.

Vorlesungen.

Geringe Achtung vor den Professoren.

Verhältnis zu den Bürgern.

Übermäßige Strafe der Studenten.

schwagten den Pfarrer oder predigten selbst im Rausche und brachten die Bauern damit zum Lachen, oder sie schlichen sich als Beichtvater in den Beichtstuhl und gaben den arglosen Weibern und Mädchen unflätige Bußen auf. Einmal legten sie auch einen Hering in einen leeren Sarg und ließen ihn als einen verstorbenen Landsmann kirchlich zu Grabe tragen. Jeder Bauer, der seine Waaren zur Stadt fuhr, mußte besorgen, daß eine Rotte Studenten ihm Butter, Eier, Hühner und Gänse wegnahm, ebensowenig waren die Insassen eines vornehmen Reisewagens in der Nähe einer Universitätsstadt vor Belästigung und Beschimpfung sicher.

Trinkfellen.

Wie die Trinklust damals von allen Klassen Besitz ergriffen hatte, so spielte sie auch bei den Studenten jener Zeit eine große Rolle; ihr waren namentlich die Abend- und ersten Nachtstunden geweiht. Eine Menge phantastischer, aber auch



*Ue pocal cum cum hoc longum vagatur. Teat. Wer zu viel trinkt, gar oft
Aureus offeret sapius illi Deus. S. 103. Bericht des Peter Roth überholte.*

Der Bote bringt Geld.

(Aus dem Pugillus Facietiarum Iconographicum.)

sinnvoller Regeln und Bräuche kamen dafür auf und gaben den studentischen Trinkgelagen einen poetischen Reiz, der gelegentlich durch die unerschrockene Teilnahme ehrbarer Mädchen noch erhöht wurde. Man gebrauchte allerlei wertvolle Trinkgefäße, namentlich zur Ehrung männlicher Gäste; da war z. B. das „poculum gratulatorium“ oder der „Willkomm“, das große Glas auf dem Simse, das „dem neuen Gaste offeriert wird, der sich gleichsam darüber entsetzt und wegen der greulichen, ungeheuren Last erblasst“; ferner das „römische Reich“, „dessen Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß es wohl auch dem allerstärksten Herkuleum oder Sauff-Ritter dürfte ein Bein stellen und wider Gottes Boden darnieder werfen“. Auch trank man wohl aus einer Speiseschüssel, einem Filzhut oder wie der Rodensteiner aus einem Stiefel, oder man trieb noch komplizierteren Trinkfult, wie z. B. von „jenem Saukuntschel“ berichtet wird, daß er „sechs ganze Simonische oder gesalzene Bauernkarpffen (Heringe) in die Kanne geworfen, um sie zugleich mit dem Bier gar meisterlich auszutrinken“. Bier war nämlich der gewöhnliche „Stoff“ der studentischen Gelage; es gab damals schon eine Fülle verschiedener Sorten, deren

Eigenart und Wirkung feinfühlig und mit Wichtigkeit unterschieden wurde. Das Wittenberger Bier hieß „Guckuck“ und war „ein greuliches Getränk“, doch noch lange nicht so schlimm wie „das Leipziger gekräuterte, Bauch zerreisende Rastrum“. Das Hamburger Bier wurde dagegen als nährend und blutreinigend gelobt, ebenso das „Puff“ von Halle und das westfälische „Kent“, doch waren die beiden letzteren Biere „so dünn, daß sich einem der Magen dabei umdreht“. Der Brandenburger „alte Klaus“ machte faul. „Mit Recht berühmt“ war Braunschweiger „Mumme“, auch das starke Güstrower „Knisenack“ war eine weite Reise wert. „Tückisch und gefährlich“ wirkten Boizenburger „Bit den Kirl“ und Kyriker „Mord und Dodschlag“, Hannoverscher „Broyhan“ erhebend, Wernigeröder „Lumpenbier“ niederdrückend; Einbecker Bier war „gesund und gut gegen Fieber“. Als sehr empfehlenswert galten auch „Englisch Bier“, „Serwesten“ und „Torger“. In Jena trank man



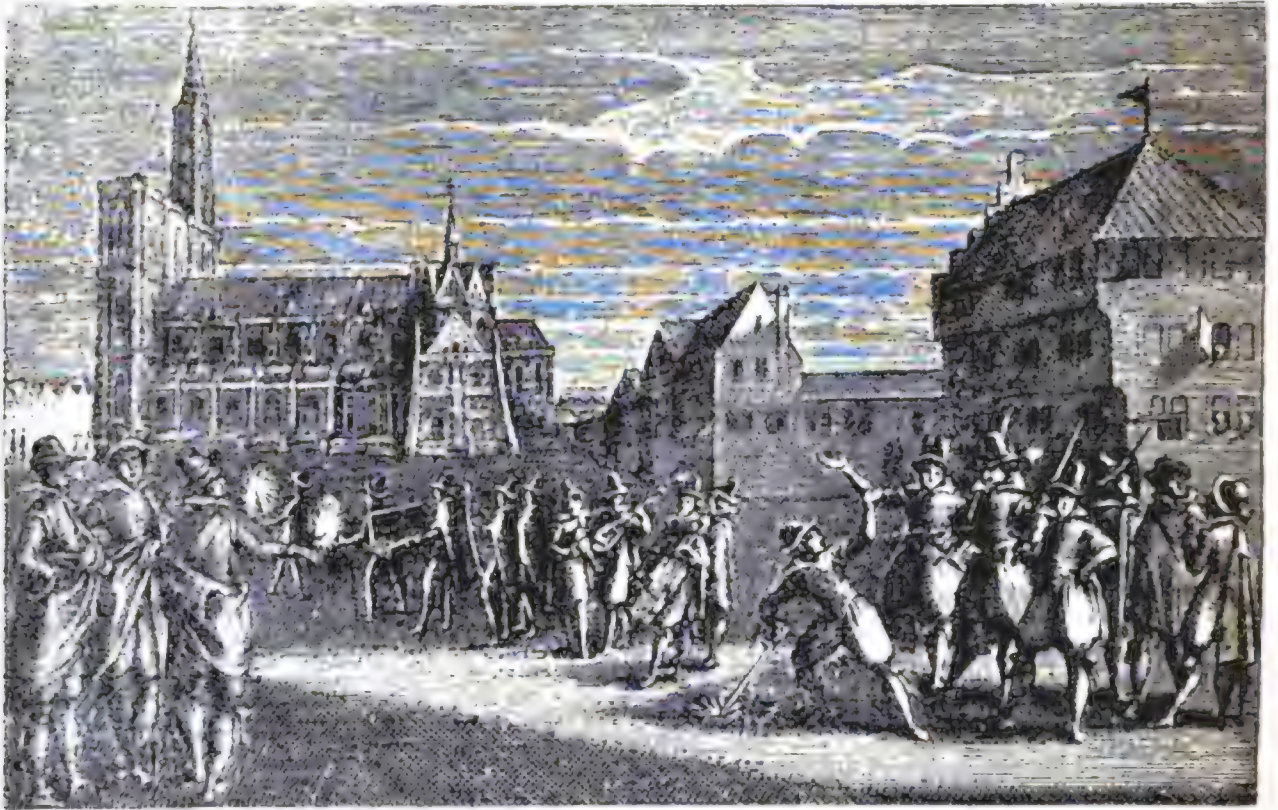
*Arreptis fidibus, noctu grassantur in urbe, Offensi vigilis at membra ferocia muletant
Facturi socy, gratia puella, tibi Fustibus l'unc, et discet manere domi.*

Ständchen verummelter Studenten.

(Mus: Academia seu Speculum vitae scholasticae. Arnheim 1612.)

damals außer dem „Stadtbier“ und dem „Rosenbier“ vorzugsweise „Orlamünder“, „Köstritzer“, „Neustädter“, „Naumburger“, wohl auch das berühmte „Zerbster“ Bier. Die Krone aller Biere aber war der Rostocker „Syth“. Man sieht: an Abwechslung war schon damals kein Mangel. Oft wurde bei solchen Trinkgelagen den Gästen Brüderschaft angetragen, und zwar geschah das etwa in folgendem Dialog: A. „Wenn ich dem Herrn nicht zu jung oder zu geringe wäre, wollte ich ihm eines auf gute Kundenschaft und Brüderschaft bringen“. B. „Trink her in Gottes Namen, es soll mir sehr lieb sein“. A. (nachdem er ausgetrunken und das neugefüllte Trinkgefäß dem B. zugeschoben) „Mein Name heißt A., ich will thun, was dir lieb ist, und lassen, was dir leid ist“. B. „Und eben desgleichen will ich auch thun“. Hierauf schwiegen die beiden feierlich eine Weile, baten dann, daß die Brüderschaft durch öfteres Besuchen bestätigt werden möge, und banden sich zum bleibenden Zeichen der Verbrüderung gegenseitig einen Nessel von ihrer Hose an das Wams. In das Brüderschaftstrinken der Einzelnen schloß sich dann das Gesundheitzutrinken Aller nach der Ordnung, wobei immer ex getrunken werden mußte, und zwar trank ein rechter

Student die Ganzen als „floricos“, d. h. er umschloß mit weit geöffnetem Munde möglichst den ganzen Rand des Glases, um dann dessen Inhalt auf einmal hinabzustürzen, so daß sich im Glase die Schäumbläschen, „flores“, zeigten. Besondere Trinkkünstler tranken wohl auch auf der Bank stehend unter einem Bein hindurch, oder sie legten sich auf den Boden und ließen sich das Bier durch einen Trichter einschenken. Oder man veranstaltete ein Trinkspiel, wie das „Königspiel“, wobei die Tafelrunde einem besonders trinkfesten Studenten als ihrem „König“ gehorchen mußte, oder das „Kriegspiel“, das in Anlehnung an die Zeitereignisse „Kaiserliche“ und „Schweden“ mit schwerem Geschütz, d. h. mit Gläsern und Kannen gegen



*Nocte fides resonant lapides nudata machera
ignibus exerceat sidera clamor adu*

*Lux mero madido vel sanguine fertur ore
Sic tempus Phæbo turba dicata terit
M. Casp. Brubius P. L. C.*

Nächtliche Tumultscene in Straßburg.
(Aus dem Pugillus Facietiarum Iconographicarum.)

einander ins Treffen führte. Nebenbei gab es auch Wettkämpfe im Rauchen; so wurde z. B., wer es bei einem Gelage auf 50 Pfeifen brachte, zum „Magister“, wer 80 ausrauchen konnte, zum „Eicentiaten“, und wer gar 100 bewältigte, zum „Doktor“ der Tabackswissenschaft promoviert.

Nächtliche
Tumulte.

Waren die Studenten in später Nacht des Trinkens satt geworden, so zogen sie in Gruppen durch die Straßen und störten nach Kräften die Nachtruhe der Bürger, warfen ihnen die Fenster ein, lärmten, sangen Ständchen, brachten einem mißliebigen Professor ein Pereat oder griffen die friedlich vorübergehenden Bürger und die Stadtwächter, die es wagten sie zur Ruhe zu mahnen, mit dem Degen an. Solche Händel fielen oft für beide Teile sehr blutig aus; es blieb dabei nicht selten ein Toter am Platze. Das Leichenbegängnis eines von einem Bürger erschlagenen rauflustigen Studenten, wobei der Pfarrer über den Bibeltext „Philister über dir, Simson!“ sprach, soll die erste Anregung zu dem studentischen Ausdruck „Philister“ gegeben haben.

Unter den Studenten bestand damals ein scharfer Gegensatz zwischen den „Professorenburtschen“, die an dem von einem Professor in seinem Hause eingerichteten Mittagstische speisten, und den „Konviktoristen“, während die bei Bürgern speisenden Durchschnittstudenten als „Bürgerburtschen“ zwischen beiden in der Mitte standen. In den meisten Universitätsstädten waren nämlich als schwache Nachbilder der ehemaligen Kollegien sogenannte Konviktorien gestiftet worden, wo unbemittelte Studenten gegen eine ganz geringe Vergütung gemeinsam speisten. Viele arme, aber noch mehr heruntergekommene Studiosen fanden sich hier zusammen, von der studentischen Spottlust „Kaldamenschlucker“ geschmäht, darunter die rohesten Schoristen und die lächerlichsten Tagediebe der Universität, wiewohl die Hausordnung Gebote und fromme Vorlesungen bei Tische vorschrieb. Das Essen in den Konviktorien war oft so schlecht, daß die ergrimten Gäste mit Stöcken und Degen über den gewinnsüchtigen

Professoren-
burtschen und
Konviktoristen.



*Adhuc Myriorax aus temet ipso Cyclops
Dum Bromus malidus yagilaca munda habet.* *Stad. sein feindlich Werk haben mit macht
Wie sie gefahren die vögel nicht* *Strasbourg*

Nächtlicher Kampf zwischen Studenten und der Stadtwache.
(Aus dem Pugillus Facietiarum Iconographicarum.)

Wirt herfielen und ihm den Hausrat auf die Gasse warfen. An jedem Tische des Konviktoriums saßen zwölf Genossen; schied einer von ihnen aus und wurde ein neuer Student eingereicht, so mußte dieser den elf anderen ein Trinkgelage oder eine Geldsumme zahlen, um als „membrum mensae“ angesehen zu werden; vergebens schritten die Universitätsbehörden gegen diese Erpressung ein, denn wer sie sich nicht gefallen ließ, wurde von seinen Tischgenossen als Pennal behandelt. Bei den Konviktoristen oder, wie sie auch hießen, „Kommunitäten“ als den Proletariern der Studentenschaft bildete sich nun ganz von selbst eine heftige Abneigung gegen die reichen Professorenburtschen heraus, die zur Wonne ihres Kostgebers das sechs- und achtfache für den Mittagstisch bezahlten, auf dem Kirchendach die vordersten Sitze einnehmen und bei allen Disputationen zunächst am Katheder stehen wollten, auch den Universitätsfechtmeister für sich allein beanspruchten, sich von den Konviktoristen zuerst grüßen ließen, ohne zu danken, und sogar für ihre Hunde, deren Halsbänder

die Buchstaben P. P. H. (Professoren-Purischen-Hund) trugen, besondere Hochachtung beanspruchten. Oft kam es zu blutigen Händeln zwischen beiden Parteien, wobei die Studenten mit dem Degen vorgingen, während ihre Jungen (famuli) mit Steinen warfen. Die Professoren hielten natürlich, ihres Vorteils eingedenk, stets zu ihren Pensionären, die ihnen dafür durch schwelgerische Gelage im Professorenhause Gelegenheit zu glänzendem Extraverdienst gaben, auch zu Neujahr und anlässlich der Geburtstage, Messen und Jahrmärkte regelmäßig die Frau Professorin, die Kinder und die Magd des Hauses beschenken. So gerieten die Professoren oft in die allerbedenklichste Abhängigkeit von den wohlhabenden Studenten; sie ließen sich auch zu den National-schmäusen führen und machten dort den größten Anflug mit, schrieen, blöften und



*Alex. Vina, Venus, virgula Vacua, juventa
Numina sunt, fugite o Juvenes! latec agitur in herba.*

Angol, P.

*Cornelius hat sich schenkt,
Alles Studenten wohlbekant.* 14
Strasburg.

Cornelius, der Typus eines verbummelten Studenten.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

tanzen mit ihren Schülern um die Wette, was sich besonders lächerlich bei den lang-röckigen Theologen ausgenommen haben soll.

Die Dauer des Studiums war wohl zu keiner Zeit so verschieden wie damals. Es gab im 17. Jahrhundert Leute in Amt und Würden, die nur ein halbes Jahr Student gewesen waren; die Wechselfälle des Krieges lösten auch in dieser Hinsicht alle festere Ordnung auf. Nicht minder im Urgen lagen die Examina, von deren lächerlicher Handhabung drastische Anekdoten erzählen. Mancher Student streifte halbe Semester lang vagierend durchs Land, mancher besuchte in einem Jahre drei Hochschulen; sehr oft wurden nicht einmal Abgangszeugnisse verlangt. Machten einem Studenten schlechte Streiche das Verweilen an der Universität wie die Rückkehr zu seinen Eltern unmöglich, was damals keine Seltenheit war, so wurde der „Cornelius“ — mit diesem Gattungsnamen pflegte man einen solchen verbummelten Studenten zu bezeichnen — Soldat, und zwar einer der zügellosesten, bis er irgendwo vom Feinde erschlagen, von einer Krankheit dahingerafft oder von ergrimten Bauern zu Tode gemartert wurde. Andere verunglückte Studenten jener Zeit wohnten auch

Verfall
der Studien-
ordnung

Verunglückte
Studenten.

wohl als arme Landschulmeister oder Glöckner in elenden Baracken, wieder andere sanken zu Gauklern, Taschenspielern, ja Straßenräubern herab, zogen als Wegsteinhändler, Hölzer und Kärner von Dorf zu Dorf, oder sie fristeten ihr Leben als Flurschützen und Schäferknechte. Doch gab es auch in jener für den deutschen Studenten gefährlichsten Zeit starke und besonnene Charaktere, die es allen Versuchungen und Schwierigkeiten zum Trotz auf der Hochschule zu tüchtigen Kenntnissen brachten und in ehrlicher Arbeit die akademischen Grade erwarben. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die Quellen, denen wir die breite Schilderung der damaligen Ansitten verdanken, vielfach von dem moralischen Übereifer der Reformschriftsteller, auch wohl von der Schwarzseherei eines grämlichen Pedanten diktiert sind; auch das 17. Jahrhundert kann den Satz nicht aufheben — wenn es ihn auch vielleicht in etwas einschränkt —, daß zu allen Zeiten auf deutschen Universitäten sehr viel gelehrt und auch sehr viel gelernt worden ist.

In den aus dem 17. Jahrhundert erhaltenen Studentenstammbüchern herrschen noch immer lateinische Denkprüche vor, doch treten jetzt derbkraftige deutsche Sprüche häufiger auf, wie

„Frisch und fröhlich daran,
Was man nicht umgehen kann“ (1624);

der soldatische, waffenfrohe Geist jener Zeit spiegelt sich auch hier wieder, in Versen wie dem als Motto diesem Zeitabschnitt vorangestellten, oder in dem folgenden:

„Die Feder und der Degen
Selten allerwegen“ (1669).

Dazwischen mischen sich jetzt auch bezeichnender Weise französische Sinnsprüche, z. B.:

„Bon courage amoindrit le dommage“ (1624);

oder

„Bien est sauvé qui Dieu garde“ (1638).

Alle bisher geschilderten Eigentümlichkeiten des studentischen Lebens erhielten sich im wesentlichen bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, nur gewannen auch hier gegen Ende der Periode die höfischen Sitten und Umgangsformen immer mehr Einfluß.



die Litteratur der Alten studieren, um sie zu genießen, Urteil und Geschmack an ihnen zu bilden, und sich so zu eigener und selbständiger Produktion in den Wissenschaften und Künsten vorzubereiten.

Nächst Göttingen hatten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben. In Halle dehnte Christian von Wolf, der 1706 als Mathematikprofessor dorthin gekommen war, seine Vorlesungen bald auf alle philosophischen Wissenschaften aus; erst seine Philosophie, die sich gegen allen Autoritätsglauben wandte und als Wahrheit nur das gelten ließ, was vor der Vernunft bestehen konnte, verdrängte die Melanchthon'sche Schulphilosophie ganz von den deutschen Universitäten. Freilich führte der Kampf zwischen



Der feierliche Einzug des Markgrafen Friedrich bei Gründung der Universität Erlangen.

(Aus: Historia Academiae Fredericianae Erlangensis. Erlangae 1794)

dem alten Autoritätsprinzip und dem selbständigen Denken und forschen im Dienste der Wahrheit zunächst (1725) zu der Vertreibung Wolf's aus Halle, ein Ereignis, das der fromme Francke als Erlösung von einer „großen Macht der Finsternis“ begrüßte. Doch gewann sehr bald wie an anderen Hochschulen auch in Halle die moderne Richtung den Sieg: die protestantische Theologie geriet unter den beherrschenden Einfluß der Wolf'schen Philosophie und die schon von Spinoza empfohlene libertas philosophandi kam zu ihrem Rechte. In Leipzig war in den ersten Jahrzehnten eine Reihe neuer Lehrstühle errichtet worden, 1710 für Chemie und Reichsrecht, 1711 für Naturrecht und Heraldik, 1721 für das Arabische, 1725 für Philosophie. Seit 1724 war Gottsched hier als Privatdocent thätig, 1734 wurde er Professor der Logik und Metaphysik und lehrte als solcher die Wolf'sche Philosophie. Für den Neuhumanismus wirkte in Leipzig seit 1742 der Eloquenzprofessor J. A. Ernesti und sein Schüler Chr. G. Heyne, Gesner's Nachfolger in Göttingen,

der, wie Winckelmann die antike Kunst, die Beschäftigung mit der Litteratur der Alten zum Genußmittel der gebildeten Gesellschaftskreise machte.

Erlangen
1748. Zu den Neugründungen dieser Periode gehört auch die von den beiden fränkischen Fürstentümern errichtete und mit der Verlassenschaft der oben (S. 41) erwähnten Ritterakademie dotierte Universität Erlangen. Die Erlanger Hochschule war längere Zeit als Vermittlerin zwischen der gelehrten Bildung Nord- und Süddeutschlands von großer Bedeutung; sie hatte anfangs drei theologische und fünf juristische Professoren, von denen ein Theologe auch philologische, drei Juristen auch philosophische und historische Vorlesungen hielten; außerdem bestanden noch vier besondere philosophische Lehrstühle. Auch hier wurde 1777 nach dem Vorbilde des Gesner'schen Seminars ein „seminarium philologicum s. scholasticum“ eröffnet, das der Eloquenzprofessor Harles leitete.

Der Philanthropismus. Im Anschluß an die Neuhumanisten, aber auch im Gegensatz zu diesen, weil sie selbst dem klassischen Altertum innerlich fremder gegenüberstanden und die Beschäftigung mit ihm nicht mehr für nötig hielten, wirkten die „Philanthropisten“ unter der Führung des Hamburgers J. B. Basedow, der mit seinem 1774 in Dessau gegründeten „Philanthropinum“ gewissermaßen die Ritterakademien ins Bürgerliche übersetzte.

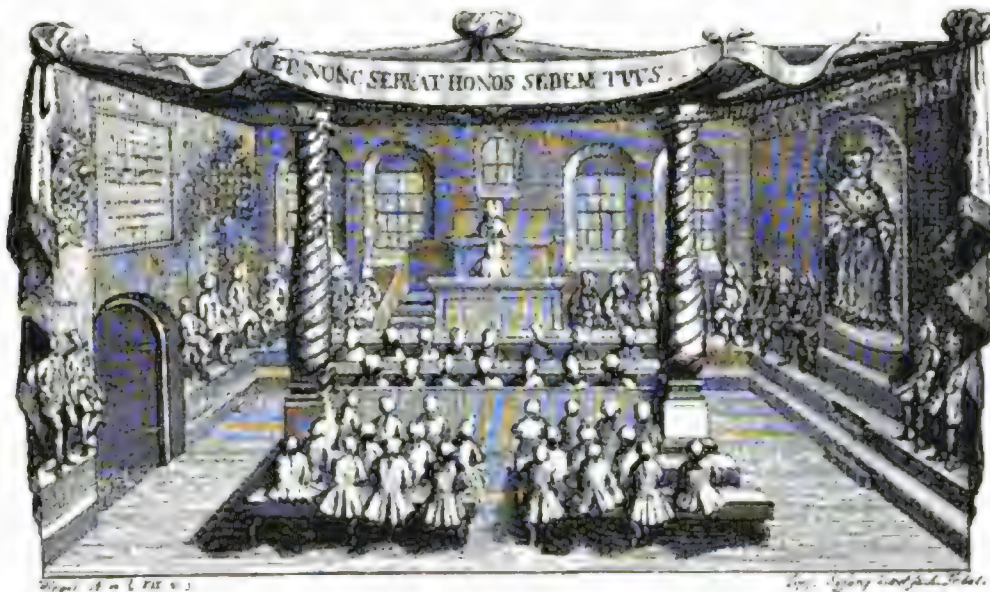
Friedrich der Große und die preussischen Universitäten. Friedrich der Große that wenig für die Universitäten seines Landes; die deutschen Universitätsgelehrten galten ihm als eingebil-dete, langweilige und unfruchtbare Pedanten, die Theologen obendrein als Mucker. So blieb es denn auch in Halle während seiner Regierung bei der äußerst geringen Dotation von 7000 Thalern jährlich. Das Bildungsideal des alten Fritz war das der praktisch fruchtbaren Eloquenz; die Ausgestaltung und Durchführung seiner diesbezüglichen Schulreform-pläne überließ er dem Minister Freiherrn von Zedlitz. Dieser, ein entschiedener Anhänger der Aufklärung, erwarb sich um den Fortschritt des gelehrten Unterrichts-wesens in Preußen bedeutende Verdienste. Vor allem strebte er eine Verbesserung der sehr mangelhaft gewordenen Lehrerbildung an, indem er an den Universitäten die Bildung philologischer Übungskurse und Seminarien förderte. Das von Zedlitz ins Dasein gerufene „Oberschulkollegium“, dem auch zwei Universitätsprofessoren (v. Hofmann-Halle und Steinbart Frankfurt a. O.) angehörten, ordnete 1788 an, daß alle von Schulen zur Universität Abgehenden sich einer staatlich beaufsichtigten Prüfung unterziehen sollten, womit das Abiturientenexamen eingeführt war.

Wirkung der Aufklärung auf die bairischen Universitäten. In Baiern wurde der Anschluß an die neue Kulturbewegung unter der Regierung Maximilian Joseph III. (1745—1777) durch den Wolfianer J. A. Jästätt (1702 bis 1776) versucht, welcher aus seiner Würzburger Professur des Naturrechts 1741 als Lehrer des damaligen Kurprinzen nach München berufen und 1746 von seinem

Ingolstadt. gekrönten Schüler zum Direktor der Universität Ingolstadt ernannt worden war. Er fand erst heftigen Widerstand seitens der noch immer von den Jesuiten beherrschten theologischen und philosophischen Fakultät, errang aber 1752 den Sieg über seine Gegner, worauf die juristische und die medizinische Fakultät modern umgestaltet und Kurse in der Experimentalphysik und Chemie eingeführt wurden. Nach Aufhebung des Jesuitenordens 1774 folgte dann eine neue Studienordnung für die ganze Universität, durch welche auch die theologische und philosophische Fakultät eine Modernisierung erfuhr. Die Abschaffung des Lateinischen als Unterrichtssprache hatte 1789 die Errichtung eines Lehrstuhls der Philologie mit obligatorischen Vorlesungen zur Folge, und durch eine abermalige Studienordnung vom Jahre 1799 erfuhr das philologische Studium noch eine beträchtliche Erweiterung. 1800 wurde die Hochschule von Ingolstadt, wo der jesuitische Geist noch immer nachwirkte, nach Landshut verlegt, das für die Aufklärungsbestrebungen der Regierung einen besseren Boden bot.

Würzburg. In Würzburg hatte die Universität ihre Modernisierung den bedeutenden Fürstbischöfen Friedrich Karl von Schönborn (1729—1746) und Franz Ludwig von Erthal (1777—1795) zu danken. Die bisherige Herrschaft der Jesuiten wurde gebrochen und die Lehrerschaft erneuert; auch Jästätt docierte hier eine Zeit lang. Unter dem Fürstbischof von Erthal gewann die Aufklärung den entscheidenden Sieg;

seit 1788 las der Benediktiner Reuß über die Kantische Philosophie, nachdem er zu diesbezüglichen eingehenderen Studien mit einem Reisestipendium nach Königsberg gesandt worden war; auch wurde das Deutsche als Vortragssprache eingeführt. 1794 wurde das Gymnasium von der Universität getrennt und die Absolvierung des erstenen zur Vorbedingung der Immatrikulation erniedrigt, während vorher die Gymnasiasten der oberen Klassen gleichzeitig immatrikulierte Studenten gewesen waren. 1803 kam dann die Universität durch die Säkularisation des Hochstifts unter bairische Verwaltung. Gleichen Verlauf nahm die Entwicklung an der 1649 gegründeten Universität Bamberg, und auch in Heidelberg erfolgte die Umgestaltung der Jesuitenuni- versität zu einer Hochschule der Aufklärung in ganz ähnlicher Weise. In Mainz war der kurfürstliche Hof schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts voltairianisch gesinnt. 1786 wurde die Universität mit Gütern aufgehobener Klöster ausgestattet und neue Professoren berufen, darunter auch mehrere Mitglieder des Illuminatenordens; bald darauf bereitete die französische Revolution der Mainzer Hochschule ein jähes Ende. Auch die Universitäten Trier und Köln erfuhren eine moderne Um-
Bamberg.
Mainz.
Trier u. Köln.



Der Hörsaal der Leipziger Juristenfakultät.

gestaltung, letztere unter der Regierung des aufklärungsfreundlichen Grafen Mayfriedrich von Königsack (1761—1784), der zugleich Bischof von Münster war. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde mit den dadurch verfügbar gewordenen Mitteln das Bonner Gymnasium zunächst zu einer Akademie und 1784 zur Univer- sität erhoben, bei deren feierlicher Einweihung der Kurator, Freiherr von Spiegel, ein Schüler der Göttinger Hochschule, über den Nutzen der Aufklärung sprach. An der Akademie zu Münster führte der Generalvikar Franz von Fürstenberg (+ 1810) die Reformen der Aufklärung durch; 1773 erhielt sie dann Rang und Rechte einer Universität.
Bonn 1784.
Münster 1773.

Die Stellung der Professoren als Staatsbeamten hatte sich in der fridericianischen Zeit bis zu einem Grade verschärft, der sich heute mit der Würde der akademischen Lehrthätigkeit nicht vereinen ließe; die Regierung unterwarf die letztere einer fortwährenden Beaufsichtigung, indem sie sie mit der Anschauung rechtfertigte, daß die Hochschulen vor allem dem Zwecke dienten, dem Landesherrn tüchtige Staatsdiener zu erziehen. So erscheint denn auch die damals aufgekommene Sitte, verdiente Professoren der Rechte oder der philosophischen Fächer mit staatlichem Titel wie „Hofrat“, „Geheimer Regierungs-“ oder „Justizrat“ auszuzeichnen, in einem eigentümlichen Lichte. Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen war das Ansehen der dem Staate un-

Staatliche
Beaufsichtigung
der
Lehrthätigkeit.



zeitalters für den Einfluß mit der besonderen Landes-
kirche einzustehen, so war der neue Universitäts-Professor
für die selbständige Wahrheit seiner Lehre verant-
wortlich, denn eigenes Denken war sein Recht und seine
Pflicht. Da er nun aber freilich im 18. Jahrhundert
noch alle Einzelsächer seiner Fakultät beherrschen mußte
— die eigentliche Spezialisierung der Professuren er-
folgte erst im 19. Jahrhundert — konnte er nicht
in allen Fächern, die er vortrug, selbständiger Forscher
sein, in den ihm fernerliegenden Fächern mußte er
nur die besten Autoren kennen und sie zu nutzen verstehen.
So war Kant als Mathematiker und Physiker nur
Kenner. Auch die Studenten strebten noch mehr als heute
eine umfassende Bildung an; die Vorlesungen der Philo-
sophen, Mathematiker und Philologen waren damals
nicht etwa von Kandidaten der Philosophie, der Mathe-
matik oder der Philologie besucht, sondern von jungen
Männern, die ihre allgemeine wissenschaftliche Bil-
dung vervollständigen wollten. Was die Form der Vorlesungen anbetrifft, so herrschte
noch immer das Lesen über Textbücher vor, doch waren diese jetzt meist in deutscher
Sprache und oft von dem Vortragenden selbst verfaßt, womit das Diktieren —
wenigstens der Hauptsache — üblich wurde. In Göttingen, wo man in allem Eleganz
und Weltbildung zu zeigen liebte, scheint das Diktieren mehr vermieden und zuerst
der freie Vortrag eingeführt worden zu sein.



Jenem Burſche aus der Zeit des
7jährigen Krieges.

Aufkommen
des freien Vor-
trages.

Im ganzen war das 18. Jahrhundert für die deutschen Hochschulen eine
Zeit raschen Aufschwungs. War noch Leibniz nicht an eine Universität zu bringen
gewesen, so hätte Kant nicht um die Welt sein Königsberg mit dem Hofe vertauscht.
Damals hat Deutschland auch seinen Nachbarn im Hochschulwesen den Vorrang ab-
gewonnen. Die englischen wie die französischen Universitäten wiesen die Anforderungen
der neuen Zeit im wesentlichen zurück; jene gerieten in unfruchtbaren Stillstand,
diese wurden von der Revolution als altersschwache Anstalten hinweggesetzt, worauf
Fachschulen an ihre Stelle traten, die sich mit den neuen deutschen Universitäten in
keiner Weise messen konnten.

Ansehen der
Universitäten.

Die Tracht der Studenten war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahr-
hunderts anders als in der zweiten. In der ersten Hälfte trugen sie gewöhnlich eine
ungeheure Allongeperrücke, dreieckigen Hut, breitköpfigen Frack, kurze schwarze Bein-
kleider, Strümpfe und Schnallenschuhe. Noch 1671 war in Altdorf einem Studenten
die Perrücke von seinen Kameraden in Stücke gerissen worden; aber bald darauf
hatte die französische Mode auch in diesem Punkte gesiegt. So entschloß sich der
größte Teil der Altdorfer Studenten der Theologie, zu Ehren des Dr. Seltner schwarze
Perrücken zu tragen; schon in den ersten Jahrzehnten ging die ganze Altdorfer
Studentenschaft in Perrücken und roten Mänteln zum Abendmahl, und als 1744 ein
Student es noch wagte, nur seine natürlichen Locken nach Altdorf mitzubringen,
zwang man ihn sofort, diese abzuschneiden und die Perrückentracht mitzumachen.
In Jena trugen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die meisten Studenten große,
lange, schwarze Raufdegen, die beim Gehen nachschleiften; Schuhe, Strümpfe und
Kleider waren nach dem Berichte eines Zeitgenossen „von übler Beschaffenheit,
weil ihre Philosophie sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmert“, die Hosen
oft von grobem Leder. So nachlässig schlenderten jene „Renommisten“ einher,
von denen Zacharia schrieb:

„Gestiefelt ist ihr Fuß, umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandschuh sind an den Cyclophen Händen“.



Leipziger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Niepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)

Daneben gab es aber damals in Jena auch reiche Stuger, die der französischen Mode in opulenterer Weise fröhnten; ein Kostümbild aus den dreißiger Jahren zeigt folgende Tracht: große gepuderte Allongeperrücken mit langem Zopf, dreieckiger Hut mit goldener oder doch vergoldeter Akrasse, gefaltelte Hemdkrause, feines Schmurrbärtchen, breitköpfiger roter, goldbesetzter Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wams, kurze rote Beinkleider, Gamaschen und Schnallenschuhe, den Stoßdegen mit mächtigem Stichblatt an gesticktem Bandelier, an den Händen Stulphandschuhe, in der rechten den unvermeidlichen Stock, der wie der Degen ins Kolleg mitgenommen wurde. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde den Studenten das Tragen des Degens verboten, zuerst in Preußen, und in den letzten Jahrzehnten kamen dann auch die Perrücken ab, während gleichzeitig der „Stürmer“, ein lederner Helm mit Federbusch, Koller und Kanonensstiefel Mode wurden.

Unfleiß. Mit dem Fleiß der Studenten stand es auch im 18. Jahrhundert noch schlimm genug. In Picander's „Akademischem Schlendrian“ sagt der Arlequin von seinem Herrn: „Er lebte ziemlich mit der wilden Gang um die Wette. Manchmal stund er doch früh auf, gieng eine Stunde auf die Reitschule, von dar auf den Fecht-Boden, hernach auf das Caffee-Haus, und ein Billardgen gespielt, wenn das Glück gut, auch mit Stiefel und Sporn in ein Collegium. Und dieses nicht eher, biß es schon halb aus; er nahm sich Apffel und Nüsse mit, die wurden aufgeknaßt und gegessen, mit dem Nachbarn geplaudert, und Gauckel-Possen getrieben, daß man den Professor kaum davor hören kunte. Wenn er etwa eine Viertelstunde gegessen, so fing er mit den Beinen an zu scharren, wie ein unbändig Pferd, daß der Doktor wohl mit Gewalt aufhören mußte. Nachgehends zu Tische auf den Keller, von dar auf das Dorff, vom Dorffe wieder herein. Auf den Gassen herumgegangen, und der erste



Göttinger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Niepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)





lohn soll nicht über einen Monat; Stubenmiete, Bettzins und Aufwartung nicht über ein Vierteljahr; Arzneien und Arztlohn nicht über ein halbes Jahr, und das Honorarium für die Collegia höchstens nur bis zum Ende derselben geborgt werden.“



Der in Schulden stehende Student.

(Aus: Winterschmidt, Studentenleben. Nürnberg um 1760.)

Auffschwung u.
Bekämpfung
der Lands-
mannschaften.

Einen neuen Aufschwung nahm im Verlaufe des 18. Jahrhunderts das Landsmannschaftswesen. Wir haben bei der Schilderung des Pennalismus gesehen, welche Macht die nach dem Verfall des Bursenwesens erst in freierer Form, dann etwa seit 1615 in organisierten Verbänden mit festen, unter einander ziemlich ähnlichen Statuten, Unterstützungs- und Sterbekasse und besonderen Farben fortbestehenden, von Seniores und Conseniores vertretenen „Nationen“ inne hatten. Jede dieser Landsmannschaften hatte außer den Seniores noch ihre fiscale und Pedellen und eine eigene „Nationallade“, entsprechend der bürgerlichen „Zunftlade“. Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nationen wurden vor den „Seniores-Convent“ gebracht, der in Rostock zuerst 1647 genannt wird. Der Kampf der Universitätsbehörden gegen den Nationalismus in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts und das geheime Fortbestehen der landsmannschaftlichen Verbände auch nach ihrer offiziellen Auflösung wurde gleichfalls schon an früherer Stelle besprochen. Freilich waren sie gegen das Ende des 17.

lose, rein gesell-
einigungen ohne
geworden. Aber
Jahrzehnt des 18.
schlossen sie sich
sammen und wur-
ziell geduldet,
ausdrücklich an-
in Rostock nach
„Pommern“ von
ein Universitäts-



Stempel der thüringisch-mecklenburgischen Landsmannschaft zu Rostock.

trou“ der pommerschen Landsmannschaft, repräsentierte sie, wenn gerade kein pommerscher Student anwesend war, und verwahrte ihre Lade, zu deren drei verschiedenen Schlössern er, der Senior und der Consenior die Schlüssel hatten; in jedem Quartal fand bei ihm die

Jahrhunderts
schaftliche Ver-
ernstere Zwecke
schon im ersten
Jahrhunderts
wieder fester zu-
den wieder offi-
wenn auch nicht
erkannt. So war
den Statuten der
1711 regelmäßig
Professor „Pa-



Vorbereitung zur Universität

Öffnung der Lade und die Abrechnung statt. Dem Senior folgte hier und wohl auch anderwärts gewöhnlich der Consenior nach; lag etwas gegen ihn vor, so wurde er mit zwei anderen „subjectis“ präsentiert und aus den dreien der neue Senior ausgelost, dann aus den beiden leer ausgegangenen der Consenior. Einmal im Quartal fand ein Convent statt, bei dem der Senior die wichtigsten leges verlas. 1757 scheint die Behörde gegen



Universitäts-Studien

Akademisches Leben eines Vornehmen.
(Nach Kupferstichen von Daniel Chodowiecki.)



Praktische Kenntniß der Welt.

die Rostocker Landsmannschaften vorgegangen zu sein, 1745 bestanden sie aber schon wieder ganz ungestört und hatten wie zuvor Professoren zu „Patronen“. In Jena tauchte schon 1721 neben anderen Landsmannschaften die „mosellanische“ Landsmannschaft auf, die später zu besonderer Bedeutung gelangte; man rechnete zu ihr die damals in Jena besonders zahlreich vertretenen „Reichsländer“, d. h. die Rheinlän-



Veranlassung zu Einsamkeit und Nachlässigkeit.

der, Schwaben, Pfälzer und Elsäßer. Nach dem Bericht des Zeitgenossen Eankhard hielten die „Mosellaner“ und wie sie wohl auch die anderen damaligen Landsmannschaften an folgenden Grundsätzen fest: gegenseitige Freundschaft und Förderung, gütliche Erle-





Einfluß der inneren politischen Kämpfe und der dort aufblühenden kräftigen Wissenschaften gebildet hatten und über Frankreich allmählich auch in Deutschland eindringen, bewirkten eine entscheidende Veränderung in der geistigen Disposition des Zeitalters. Zur Verbreitung der neuen Ideen hatten namentlich die sogenannten Deisten und Locke in England, die Herausgeber der „Encyclopädie“, Voltaire und Rousseau in Frankreich, die rationalistischen Philosophen der Leibniz-Wolf'schen Schule, die Popularphilosophen Mendelssohn und Nicolai, ferner Lessing und Kant, und endlich der Philosoph auf dem Thron, Friedrich der Große, sowie Joseph II. und Katharina II. beigetragen. Es war eine Zeit des Ringens und Strebens nach einer umfassenden Kenntnis aller Lebenserscheinungen, und eine endlose Reihe von kühnen und phantastischen Systemen tauchte damals auf; so die Auffassung des Staates als einer durch Vertrag zwischen Herrschenden und Beherrschten entstandenen Gesellschaftsform, die eines allgemein gültigen Naturrechts, das an Stelle des positiven, gewordenen Rechtes treten sollte, und die Forderung der theoretischen und praktischen Gleichberechtigung aller, zum mindesten der christlichen Glaubensbekenntnisse.

In der Theologie, wo der gegen konfessionelle Unterschiede gleichgiltige Deismus einen beständigen Kampf mit den Orthodoxen führte, gelangte schließlich der Rationalismus, der an den Glauben den Maßstab der Vernunft legte, zur Herrschaft; da er jedoch die Bedürfnisse eines gläubigen Gemütes nicht befriedigen konnte, so stellte sich ihm in Männern wie J. G. Hamann in Königsberg und J. K. Lavater in Zürich ein kindlich gläubiger Mysticismus, oder auch eine phantastische Magie, vertreten durch überzeugte Anhänger wie Mesmer, entgegen. Wie aus dieser Richtung die neuen Rosenkreuzer (um 1760), eine Art von Ordensgenossenschaft, hervorgingen, so fand der rationalistische Deismus im protestantischen Deutschland durch die sich rasch vermehrenden Freimaurerlogen, im katholischen Deutschland, besonders in Baiern, durch den verwandten Orden der Illuminaten (seit 1776) unter den Gebildeten immer mehr Eingang. Die akademische Jugend, die stets den Probierstein jeder neuen Geistesregung abgegeben hat, blieb von diesen geistigen Strömungen nicht unberührt. Es entstanden, zunächst gewissermaßen als Ableger der Freimaurerlogen, die studentischen Orden, die sich im philanthropischen Geschmack der Zeit auf die Freundschaft gründeten und anfänglich rein studentische Zwecke verfolgten, später aber die Beglückung der Menschheit als ihr Ziel aufstellten. Da sie von den Freimaurern und anderen geheimen Gesellschaften allerlei mystische Symbolik entlehnten und im Geiste Rousseau's für Freiheit schwärmten, erschienen sie der Staatsgewalt bald so gefährlich, daß sich die Behörden zum Einschreiten gegen sie veranlaßt sahen.

Wann und wo die Studentenorden zuerst entstanden sind, läßt sich schwer sagen, zumal der Freimaurerorden notorisch akademische Logen unterhielt, die Studenten, Professoren und Beamte umfaßten, die aber keine Studentenorden im engeren Sinn waren. Über den genetischen Zusammenhang dieser Orden mit den Freimaurern sagt Pfizner: „In Deutschland wurde das vorgeschriebene Aufnahmealter — 25 Jahre — im vorigen Jahrhundert von den (Freimaurer-)Logen sehr wenig inne gehalten, und da außerdem die damaligen Studierenden wohl viel häufiger als jetzt dies Alter schon überschritten hatten, so waren damals, wie es sich auch aus den betreffenden Mit-

Der
Mysticismus.

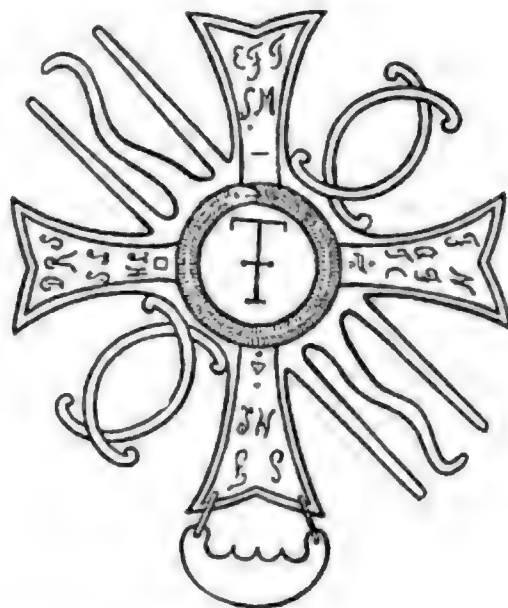
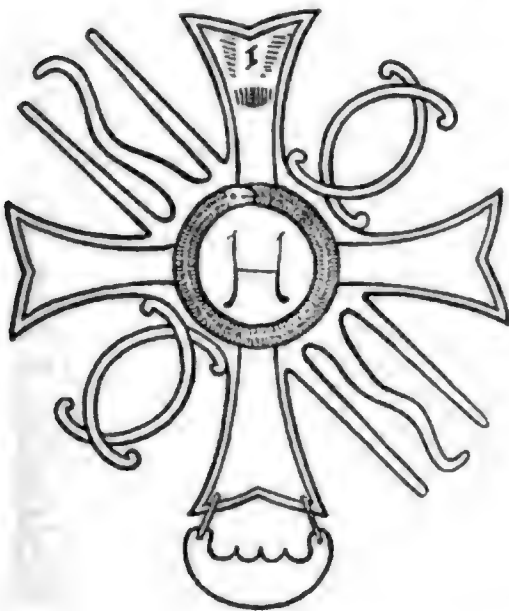
Freimaurer- u.
Studenten-
orden.





Ordenskreuz der Amicisten. (Aus: „Guldo von Taufkirchen.“)

Freiheit verteidigen; daneben spielte meist auch die sittliche Vervollkommenung der Ordensbrüder eine Rolle. Die Studentenorden wählten eigene Beamte (Ordensmeister, Sekretäre u. s. f.), sie hatten wie die Landsmannschaften ihre eigenen Kassen und geheime Zusammenkünfte. Schon 1767 wurden sie in Jena von den fürstlichen Nutritoren der Hochschule bekämpft, weil sie mancherlei üble Nachreden, Verschwendung und Streitigkeiten unter der Studentenschaft hervorgerufen hatten; der Beitritt zu einem Orden sollte mit Relegation bestraft, und jedem neuankommenden Studenten der Eid abgenommen werden, daß er sich keiner derartigen Verbindung anschließen wolle. Natürlich hatte dieser Erlaß durchaus nicht den gewünschten Erfolg, vielmehr steigerte er nur den Reiz der Geheimnisthuerie. Von Jena aus griff das Ordenswesen auf viele anderen deutschen Universitäten über; „Töchterlogen“ des Amicistenordens entstanden in Erlangen, Würzburg und Gießen. Ein abermaliges, noch schärferes Verbot der Jenaer Behörde brachte nicht nur den bestehenden Orden als den „Märtyrern der Freiheit“ neuen Zuwachs, sondern rief auch die Gründung von neuen Orden, wie dem der „Unitisten“ und der „Constantisten“ hervor. Die Unterdrückung des studentischen Ordenswesens, gegen das die Behörden lange einen hartnäckigen, aber



Ordenskreuz der Harmonisten oder Schwarzen Brüder.
(Nach einem im hist. Museum zu Frankfurt a. M. befindlichen Original.)



nicht ausbleiben konnte. Schon 1779 ereilte die Amicisten das Verhängnis: viele vom Orden wurden relegiert, ein strenges Verbot wurde erlassen und auch das Tragen der landsmannschaftlichen Kokarden verboten. Die Amicisten erholten sich jedoch bald von diesem Schlag und spielten in kurzem wieder „den Meister auf der Universität“, wie sich auch die gleichfalls verbotene Landsmannschaft der Mosellaner wieder konstituierte. Es folgten 1781 neue Untersuchungen, neue Relegationen der Chargierten, doch hielten die Brüder noch immer zusammen, bis eine neue Vereinigung, die scherzweise sogenannten „schwarzen Brüder“, hervortrat, die schon längere Zeit innerhalb des Amicistenordens bestanden hatte. Ihre Mitglieder wollten sich gegenseitig zu einem soliden Lebenswandel anhalten, das alte Amicistengesetz, daß jeder seine Schulden bezahlen müsse, wieder zu Ehren bringen, fleißig studieren und fechten. Bei einem Besuch in Jena 1783 fand Kaufhard, daß die „Schwarzen“ so ziemlich dasselbe waren, wie die Amicisten. Damals knüpften die „schwarzen Brüder“ mit den Amicisten in Halle eine Gemeinschaft „zwischen den beiden löblichen Orden an“, vielleicht der erste Fall eines Kartells zwischen Verbindungen verschiedener Hochschulen. Das Auftreten immer neuer Orden hatte unaufhörliche Streitigkeiten zur Folge, die im Verein mit den behördlichen Verfolgungen dazu beitrugen, die numerische Stärke der Verbindungen zu verringern und sie dem Untergange nahe zu bringen; zu Anfang der neunziger Jahre herrschte namentlich eine erbitterte Fehde zwischen den „Amicisten“ auf der einen, und den „Constantisten“, die, von der Mutterloge in Halle ausgehend mit jenen nicht ohne Erfolg rivalisierten, auf der andern Seite.

Um jene Zeit hatte das Ordenswesen schon eine tiefgehende Veränderung erfahren: die freimaurerische Richtung, welche die Veredelung der Menschheit auf ihre Fahne geschrieben hatte, drängte den landsmannschaftlichen Charakter der Orden mehr und mehr zurück und nahm ihnen ihr studentisches Gepräge; ein neuer Geist, der Geist der französischen Revolution, drückte ihnen seinen Stempel auf. Unter dem Einfluß der französischen Encyclopädisten entstand sogar die Idee, unter den Ordensmitgliedern einen Gottesdienst einzuführen. Aber dabei blieb man nicht stehen; man nahm nicht nur die von jenseits des Rheines kommenden neuen Gedanken auf, man war auch begeistert für die Erfolge der französischen Waffen und feierte ihre Siege und alle französischen Nationalfeste so solenn wie möglich.

Daß sich unter diesen Umständen die Landsmannschaften, die bis dahin von den Orden vielfach am Gängelbände geführt waren, von diesen zu emancipieren und ihre Selbstständigkeit wieder zu gewinnen suchten, ist begreiflich. Es erfolgte nunmehr ein endgiltiger Bruch mit der Ordensrichtung, zugleich mit einer vollständigen, wenn auch oft nur unbewußten Umformung des landsmannschaftlichen Geistes. Eine neue Blütezeit des landsmannschaftlichen Wesens brach an, die neue Form des „Kränzchens“ begann eine Rolle zu spielen und wurde von den Landsmannschaften als Mittel benutzt, die Orden zu verdrängen. Besonders bezeichnend hierfür sind die Vorgänge in Halle. Kaufhard, der zu jener Zeit als Magister dort lebte und steten Verkehr mit den Studenten unterhielt, giebt darüber ganz authentische, durch die „Bemerkungen eines Akademikers über Halle“ noch bestätigte Nachrichten: die Kränzchen stellten sich nach ihm um 1790 den Orden gegenüber und nahmen das Gesetz an, daß keiner aus den Landsmannschaften in einem Orden sein durfte. Die Behörden protegierten die Kränzchen in dem Maß, daß diese ganz öffentlich existieren konnten und sogar ihre Kommerse am Neujahrsabend und beim Prorektoratswechsel vom Prorektor und den Professoren besucht wurden. 1792 schreibt er: „Die Orden scheinen in den letzten Zügen zu liegen“, und 1795: „Seit sieben Jahren hört man nichts mehr von den Orden“. Die „Kränzchen“ dagegen bestanden trotz späteren Verbotes weiter und zwar ganz öffentlich. Der „Turnvater“ Jahn, der von 1796 an in Halle studierte, berichtet, daß die Landsmannschaften — es waren dies die Reichsländer, Pommeraner, Märker, Magdeburger, Halberstädter, Westphalen, Ostfriesen, Schlesier und Anhalter — ein Kartell (Seniorenkonvent) mit einander gehabt und zur Aufrechterhaltung des Komments angewandt hätten. „Das Kartell

gab Vorschriften für Forderungen, Duelle u. s. w. Ist er groß? Ist er stark? Hat er Geld? so hieß es, wenn ein Fuchs nach Halle kam. Die Senioren waren stattlich und gut gewachsen und die Uniform, welche sie trugen, stand ihnen gut“.

Vorgreifend haben wir bereits den Namen des Mannes erwähnt, dessen Auftreten die große Bewegung einleitet, die von kleinen akademischen Centren ausgehend immer weitere Kreise zog und eine nicht bloß im Leben des deutschen Studententums einzig dastehende, sondern auch für die Geschichte unseres Volkes unendlich bedeutsame Erscheinung hervorrief: die Gründung der deutschen Burschenschaft.



schaften sind die damaligen Zu-
halb ein hervorragendes Inter-
kein geringerer als Goethe dabei
durch seine Erfahrungen für be-
demischen Disciplin energisch
weis hierfür hatte er schon vor
liefert, als er sein damaliges
„Landsmannschaften und andere
können vielleicht nicht ganz aus-
schwächt werden“. Aus den von
Gutachten, die sehr auseinander
anhaltende Aufmerksamkeit auf
dern könne, und erklärt es für
wie die mit der Frage betrauten
an demselben Ort zu brächten,
würden, die längstens alle drei

Goethe hätte sicher anders
Einblick in das Wesen der Landsmannschaften und die von ihnen ausgeübte Macht
gehabt hätte. Wie groß ihr Einfluß war, wie weite Kreise oft ein einfacher Konflikt
zwischen mehreren Landsmannschaften zog, zeigen die Jenersen Vorgänge im Sommer
1809. Die Westfalen, unter denen sich manche sehr reiche Ausländer befanden, suchten
sich durch eine besonders glänzende und prunkvolle Kleidung, z. B. silberne Schärpen,
vor den andern Landsmannschaften hervor zu thun und eine gewisse Aristokratie gegen-
über den letzteren geltend zu machen, obwohl auf ihrer Seite nicht gerade die besten
Schläger waren. Eine geringe Differenz wurde von ihnen als Anlaß zu der Erklärung
benutzt, daß sie die übrigen Landsmannschaften als „satisfaktionsunfähig“ an sähen. Von
der Gegenpartei wurden sie verlacht, touchiert und „prostituiert“; bei einem Zusammen-
stoß auf dem jenaischen Markte setzte ein bramarbasierender Westfale einem Franken die
Pistole auf die Brust. Die Westfalen wurden von den übrigen nun nicht mehr als
honorige Burschen betrachtet, weshalb man sie von jetzt an beim Universitätsamt denun-
zierte. Bald darauf kam es in dem Gasthose zu Eöbstädt zu einer förmlichen Prügelei
zwischen Thüringern und Westfalen. Die Guesstphalia erklärte in einem Schreiben an
den Senat: ihre Mitglieder würden sämtlich Jena verlassen, wenn ihnen wegen der
angeblich erlittenen Beleidigungen von Universitätswegen keine Genugthuung verschafft
werde. Dagegen hatten die andern Landsmannschaften in einer Eingabe ihrerseits
um Untersuchung der die Westfalen gravierenden Vorfälle. Den eigens deshalb nach
Jena gekommenen Senioren der göttlinger und hallenser Westfalen und der hallenser



Siebenbürg.

stände in Jena, die auch des-
esse beanspruchen können, weil
im Vordergrund steht, der sich
rechtigt hielt, in Fragen der aka-
durchzugreifen. Den ersten Be-
der italienischen Reise 1786 ge-
Votum mit dem Satz einleitete:
Verbindungen der Studierenden
gerottet, sie können aber ge-
Jenersen Professoren eingeholten
gingen, zog er den Schluß, daß
denselben Zweck das Übel min-
sehr wunderbar, daß Männer,
Professoren, die ihre Lebenszeit
nicht mit jungen Leuten fertig
Jahre wechselten.

Goethe über die
Landsmann-
schaften.

geurteilt, wenn er einen tieferen

Die Vorgänge
in Jena 1809.



Altenburger.



Franke.



Sachse.

Uniformen jenaischer Landsmannschafter um 1805.
(Stammbuchblätter im Besitz des Herrn Hunger in Jena.)

Sachsen gelang es nicht, diese Streitigkeiten, deren Bekanntwerden auf andern Universitäten große Besorgnisse erregt hatte, gütlich zu schlichten.

Ähnlich wie in Jena sah es damals auch auf andern Hochschulen aus: überall bot das akademische Leben mit seinen kleinlichen Interessen und seinem ewigen Gezänke der Verbindungen dasselbe unerfreuliche Bild, ein Abbild gleichsam des zerrissenen und ohnmächtigen deutschen Vaterlandes.



Ein Marschall der Chartisten und ein Mitglied der Landmannschaft.

Deutschlands
Erniedrigung
und Erhebung.

Niemals, selbst nach dem dreißigjährigen Kriege nicht, war die politische Lage Deutschlands so trostlos gewesen wie 1807. Das uralte Gemeinwesen deutscher Nation war aufgelöst, das linke Rheinufer stand unmittelbar unter französischer Herrschaft, mittelbar die ganze Westhälfte des Landes, der Rheinbund, der in eine Menge souveräner, nur durch die gemeinsame Knechtschaft verbundener Staaten zerrissen war. Preußen hatte durch die Niederlage von Jena den Niedergang verschuldet, nur von Preußen konnte die Befreiung und Neugestaltung ausgehen. Eine tiefgreifende Umgestaltung des geistigen Lebens und die innere Erneuerung des preussischen Staates waren die Voraussetzung. Schon vor der Unterjochung hatte die Romantik eingesetzt, deren Vertreter sich vor allem in Jena, Heidelberg und Berlin sammelten, hier die Gelehrten, dort die Dichter. Anknüpfend an die Gedanken der Sturm- und Drangperiode, vor allem an Herders Bestrebungen, betrachteten die Romantiker als das Wesen der Poesie die schrankenlose Hingabe an die Empfindung und Phantasie und wandten sich daher besonders den Erzeugnissen der naiven Kulturstufen zu, der Volksdichtung und dem Mittelalter aller Völker, vor allem des deutschen Volkes. Durch Übersetzungen und Sammlungen erweiterten Männer wie J. E. Tieck, A. W. und Fr. Schlegel unermüdlich die damals noch sehr engbegrenzte Kenntnis unseres Volkslebens und die Einsicht in den Zusammenhang aller seiner Äußerungen. Erst jetzt wandte man sich auch den von dem Hochmut der „Aufklärung“ verkannten und mishandelten Baudenkmälern des Mittelalters, wie der zerfallenden Riesenruine des Kölner Domes, zu. Damit war zugleich eine entscheidende Wendung in der Auffassung von der Stellung der Einzelpersonlichkeit zum Ganzen gegeben; sie erschien jetzt nicht mehr losgelöst von dem Boden, worin sie wurzelte, sondern als das Glied einer großen Genossenschaft, vor allem des Staates. Daher sollte sich nach dem



Ein Adjutant der Thüringer Landmannschaft mit gezogenem Hiebel und der Senior Seniorum in der Uniform der Meißner Landmannschaft.

Die
Romantiker.

Pestalozzi.

großen Schweizer Pestalozzi, der Rousseaus pädagogische Grundgedanken auf deutschen Boden verpflanzte, die sittlich religiöse Erziehung des Menschen in drei Stufen entwickeln, in der Familie, der Gemeinde und dem Staate. Ebenso betonte der große Theologe und Kanzelredner Schleiermacher in Berlin, daß der Einzelne nur als Glied eines Ganzen zur vollen Durchbildung seiner Persönlichkeit gelangen könne und aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens liege, mit dem er sich freiwillig dem großen Ganzen hingabe. Von einer streng idealistischen



Der Senior der Chartisten Landmannschaft und ein Fahnenträger der Ausländer, in ungarischer Nationaltracht.

Uniformen Wittenberger Landmannschafter beim Jubelfest der Universität 1803.

Schleiermacher
und Fichte.

Philosophie aus kam auch der Sachse Joh. Gottlieb Fichte zu der Anschauung, es gäbe nur eine Pflicht: sich selbst zu vergessen; in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation“, die er im Winter 1807—8 in Berlin hielt, bezeichnete er die weiche Selbstsucht als den letzten Grund des Verderbens, den ernststen sittlichen Willen als die Vorbedingung der Rettung, denn „Deutschsein und Charakter haben, ist ohne Zweifel gleichbedeutend“. So begann denn der weltbürgerliche Deutsche auf philosophischem Umwege und belehrt durch erschütternde Erfahrungen endlich das Vaterland als eine sittliche Notwendigkeit und seine eigene Pflicht gegenüber diesem Vaterland wenigstens theoretisch zu begreifen. In Preußen wurde zuerst die Theorie in die Praxis übersetzt und Hand an das große Werk der nationalen Wiedergeburt angelegt. Hier versammelte sich eine Schaar hervorragender Männer aus allen Teilen Deutschlands, die Blüte der Nation, um durchgreifende Reformen vorzubereiten. Hardenberg setzte die Arbeiten Steins fort, indem er durch eine Reihe von Gesetzen in den Jahren 1811 bis 1812 die Ablösung der bäuerlichen Lasten betrieb, um den Bauern ein freies Grundeigentum zu sichern; er stellte das Steuerwesen auf neue Grundlagen und führte die Selbstverwaltung weiter. Die kühnste That eines unverzagten Idealismus aber war die Gründung der Universität Berlin und ihre reiche Ausstattung im Jahre 1810. Hier wurde der Same gesät, der so reiche Früchte tragen sollte, als die Jugend aus den Universitäten und Schulen zu Tausenden freiwillig und gehobenen Herzens zu den Fahnen eilte; hier wurden die Gemüther in jahrelangem Wirken empfänglich gemacht für die vaterländische, im besonderen für die burschenschaftliche Idee.

Gründung
der Universität
Berlin 1810.

Fichte war es, der im Jahre 1795 zu Jena die erste Anregung zu einer Burschenschaft gegeben hatte. Er wollte die Angehörigen zwar noch nicht „Burschenschaften“ nennen, sondern „deutsche Jünger“; aber der Zweck war bereits, eine allgemeine Verbindung als ein Bild der ersehnten deutschen Einheit zu schaffen, in der ein verständiger, vaterländischer, wissenschaftlicher Geist herrschen sollte. Der Versuch mißglückte; Deutschland war noch nicht genügend gedemütigt, und die Universitäten waren zu einer socialen Neugestaltung noch nicht reif. Als aber Napoleon die deutschen Länder seiner Diktatur unterworfen hatte, da fielen Fichtes patriotische Worte auf empfänglicheren Boden; neben ihm traten der damals noch freisinnige Katholik Görres, der fromme, sinnige Arndt und der derbe, biedere Jahn hervor. Andere edelgesinnte Männer, teilweise in hohen Stellungen, gründeten 1808 in Königsberg mit Vorwissen des preussischen Königs einen „sittlich wissenschaftlichen Verein“, den sogenannten Tugendbund, der die Befreiung Preußens von dem Napoleonischen Joch vorbereiten und für die Verbesserung der Jugenderziehung in diesem Sinne wirken wollte. Als auf Napoleons Verlangen 1809 der Tugendbund aufgehoben werden mußte, entstand der „deutsche Bund“ mit ähnlicher Tendenz. Vereine dieser Richtung verbreiteten sich jetzt auch über Preußen hinaus, und dadurch fand der Gedanke, daß Deutschland geeinigt werden müsse, eine wirksame Förderung. Um die Jugend „an Seele und Leib für die gesteckten Ziele zu kräftigen“, wurden Turnplätze, Fechtböden und Schwimmanstalten errichtet und gepflegt. Jahn, der als Stifter des deutschen Bundes bezeichnet wird, sammelte bald eine begeisterte Jugend um sich.

Der
Tugendbund.

In den Kreisen des „deutschen Bundes“ in Berlin tauchte jetzt der Gedanke auf, an den Universitäten die deutsch gesinnten Studenten in „Burschenschaften“ zu vereinigen. Am 8. Februar 1810 wurde in einer Sitzung des „deutschen Bundes“ die Sache verhandelt. Jahn referierte über einen Statutenentwurf für die Burschenschaften, der dann von Friesen dem Rektor der Universität, Fichte, vorgelegt wurde. Der Statutenentwurf ist unter dem Titel „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften“ bekannt. Nach der verbreiteteren Annahme hat ihn Jahn verfaßt, während Jahn selbst vor Gericht angab, er habe ihn auf Ansuchen aus Heidelberg von einem Studenten geschickt erhalten. Fichte, der sich natürlich lebhaft für die angeregte Idee interessierte, begutachtete den Entwurf, wollte dabei aber namentlich den Zweikampf der Burschenschaft ausgeschlossen sehen.

Entwurf von
Statuten für die
Burschen-
schaften.

Da der genannte Statutenentwurf von 1810 in den Prozeßakten (Burschenschaftliche Blätter III. 17 ff.) abgedruckt ist, mögen hier blos die drei Paragraphen angeführt werden, aus denen der spätere burschenschaftliche Wahlspruch herausgelesen werden kann.

§ 2. Burschenfreiheit.

„Sich frei und selbständig nach eigentümlicher Weise im Lernen und Leben zum deutschen Mann zu bilden, ist der Zweck des Besuchens von hohen Schulen und das Kleinod der Burschenfreiheit.

§ 17. Ehre über Leben.

Jedem Burschen liegt ob, nach hergebrachter Weise der Väter keine Unbill zu dulden, keine ungerechte Umfassung zu leiden, keine schimpfliche Zumutung ungeahndet zu ertragen. Immer muß der ehrliche und wehrliche Bursch die Ehre höher schätzen als das Leben.

§ 18. Vaterland und Volk über alles.

Über alles hoch muß ihm das deutsche Vaterland gelten, und er muß deutsch sein in Worten, Werken und Leben“.

Die heiligste Pflicht des deutschen Jünglings und des Gelehrten besonders soll sein, ein deutscher Mann zu werden und dereinst im bürgerlichen Leben für Volk und Vaterland (also das gesamte Deutschland) kräftig zu wirken (§ 15). Die Bekämpfung der studentischen Orden wird für Pflicht der Burschen erklärt, weil bei ihnen kosmopolitische Tendenzen die patriotischen Zwecke in den Hintergrund stellen, und weil sie auch für einen Studenten viel zu philiströs sind (§ 26 f.); die Landsmannschaften müssen aufgehoben werden, weil sie die Zersplitterung Deutschlands in Völkchen im kleinen darstellen und thatsächlich fördern und auch einige andere Mißstände zeigen.

Als der lange erwartete Augenblick der Erhebung gegen Napoleon kam (17. März 1813), trat Jahn als Offizier in das Lüchow'sche Corps und hatte jetzt Gelegenheit, bei vielen Studenten Begeisterung für seine burschenschaftlichen Ideen zu wecken.

Vorläufer der
Burschenschaft.

Nach dem Frieden von Paris, 1814, treten dann an verschiedenen Universitäten Verbindungen hervor, die burschenschaftlichen Geist atmen, wenn auch von keiner direkt überliefert ist, daß sie auch den Namen „Burschenschaft“ führten. So konstituierte sich im November 1814 in Gießen eine deutsche Lesegesellschaft; die Begründer waren Adolf und Karl Follen, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatten; sie und die andern, die mit ihnen heim kamen, wollten sich den dort bestehenden Landsmannschaften nicht anschließen und sich ihrem „Komment“ nicht unterwerfen. Burschenschaftlich ist vor allem ihr Zweck, „sich volkstümlich auszubilden“, und mit den späteren Burschenschaften haben sie die sogenannte altdeutsche Tracht gemein, von der die Angehörigen des Vereins die „Schwarzen“ hießen. Die altdeutsche Tracht hatte sich vor allem durch Jahn eingebürgert, der ebenso wie Arndt auch hier alles Wälsche verpönte.

Die Gießener
„Schwarzen“.

Die Tübinger
Teutonia.

Deutlicher zeigt sich der burschenschaftliche Charakter bei der Teutonia in Tübingen, die ebenfalls bereits vor dem Befreiungskrieg bestand, in den einleitenden Worten ihrer Konstitution, welche bereits völlig die burschenschaftliche Devise durchblicken läßt, wie überhaupt die Namen „Burschenschaft“ und „Teutonia“ ursprünglich das Gleiche bezeichneten. Hier heißt es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unseres teutonischen Vereins ist, unter uns und anderen zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmen Liebe für unser Vaterland und in einem glühenden Haß gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre und die sich vor keiner irdischen Hoheit und Macht beugende Würde



Namentlich waren es die Lützower, die mit den älteren Kriegskameraden, mit Leuten wie Jahn im engsten Verkehr gestanden hatten und, von ihm beeinflusst, von ihm für die Idee einer großen, allgemeinen und freien Burschengemeinde gewonnen, jetzt ernstlich daran gingen, die Reform des akademischen Burschentums thatkräftig in die Hand zu nehmen. Doch bedurfte es dazu der Vorbereitungen; es galt zunächst — da ja die Stimmung und Gesinnung in der Jena'schen Studentenschaft nach Rückkehr der Freiwilligen keineswegs mit einem Schlage umgewandelt war — Anhänger zu gewinnen, und die richtige Form für die zu begründende Burschenschaft zu wählen.

Die Jenaer
Wehrschaft

Die Landsmannschaften, mit Ausnahme der Vandalen, dachten zunächst nicht daran, ihre Verbindungsform als überlebt, als nicht daseinsberechtigt zu betrachten; eine Umgestaltung des Korporationswesens setzte harte Kämpfe voraus. Auch schlossen sich die meisten der zurückgekehrten Studenten den bestehenden Landsmannschaften wieder an, so daß es vermutlich noch lange nicht zur Gründung der Burschenschaft gekommen wäre, wenn sich nicht im August 1814 ein eigentümlicher Verein gebildet hätte, an dem sich sämtliche Landsmannschaften zugleich mit einer ziemlichen Anzahl von „Finken“ beteiligten. Es war dies die Jenaer Wehrschaft, die von dem genannten Zeitpunkt an bis zur Aufhebung der Burschenschaft im Jahre 1819 bestand. Ihre Mitglieder hatten zum größeren Teil an dem Befreiungskampfe teilgenommen und waren bestrebt, nicht bloß sich selbst in der steten Waffenfertigkeit zu erhalten, sondern auch die anderen nicht geübten Kommilitonen wehrhaft zu machen. Man lieferte förmliche Schlachten, unternahm kriegerische Arbeiten, wie das Anlegen von Schanzen und Verrammeln von Thoren und Straßen, und füllte die Mußestunden mit Exerzierübungen aus; durch diese gemeinsame Beteiligung wurden die verschiedenen Landsmannschaften und Finken einander näher gebracht und für eine allseitig anerkannte, höhere Idee interessiert. Nur dadurch wurde es möglich, Propaganda für die Stiftung einer „Burschenschaft“ zu machen, deren Idee von den Vandalen ausging, die als Lützower gedient und Jahns Ansicht kennen gelernt hatten, wie sie auch im Besitze einer von Jahn entworfenen Burschenschaftsordnung waren. Im Februar 1815 wurde der Entwurf der Burschenschaft ausgearbeitet und von den für diese Idee Gewonnenen in häufigen Zusammenkünften auf dem Burgkeller debattiert. Man suchte nunmehr energisch die Landsmannschaften für die Umwandlung in eine Burschenschaft zu gewinnen und erreichte das Ziel trotz des Widerstandes der Sachsen: die Vandalen, Franken und Thüringer lösten sich freiwillig auf. Die Verfassungsurkunde, bei deren Entwurf die Professoren Kieser, der selbst den Freiheitskrieg mitgemacht hatte, Oken und Euden mitgearbeitet hatten, stellte den Grundgedanken an die Spitze des Planes, daß nur solche Verbindungen dem Zweck und Wesen der Hochschule angemessen seien, die auf den Geist gegründet seien, den Geist nämlich, der die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes anstrebe und sichere. Nur in solchen Verbindungen könne die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heile des deutschen Volkes befördert und erhalten werden, und das eben sei das Ziel der Burschenschaft.

Die Gründung
der Jenaer
Burschenschaft.

Dem am 10. Juni ergangenen öffentlichen Aufruf wurde bereitwilligst Folge geleistet: eine stattliche Anzahl akademischer Bürger erschien auf dem alten Forum Jenense, Finken, Renoncen und Landsmannschaften. Die letzteren hatten ihre Fahne mitgebracht, die Stadtmusik schritt voran, so zog man übers Kreuz die Saalgasse hinunter über die Brücke hinaus zur Tanne. Nach Absingung eines gemeinsamen Liedes hielt der Vandal Horn eine ernste Ansprache an die Versammlung, worin er die Ziele der neuen Burschengemeinde darlegte.

Die Verfassungsurkunde wurde verlesen, die Burschenschaft war gegründet. 115 Studenten gehörten ihr gleich am ersten Tage an. Der Wahlspruch der jungen Burschenschaft lautete zunächst: „Dem Viederem Ehre und Achtung“. Noch einmal erhoben sich die Banner der Landsmannschaften und senkten sich zum Zeichen ihrer Auflösung unter dem Absingen des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?“ Die Landsmannschaft, abgesehen von der Saxonica, die noch bis 1816 bestand, galt als



Siegel der Jenerser Burschenschaft.

aufgelöst und bekannte sich zu den neugewählten Farben rot-schwarz. So steht ausdrücklich in der ältesten Verfassungsurkunde; Gold trat erst später hinzu. Die Frage, weshalb man gerade diese Farben wählte, ist bis auf den heutigen Tag nicht mit Sicherheit entschieden; die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß man den Vandalen zu Ehren, die ja doch einen Hauptanteil an der Gründung der Burschenschaft hatten, deren Farben schwarz-rot mit goldener Einfassung beibehalten habe, zumal von den Thüringer Farben zwei, von denen der Franken wenigstens eine darin enthalten waren.

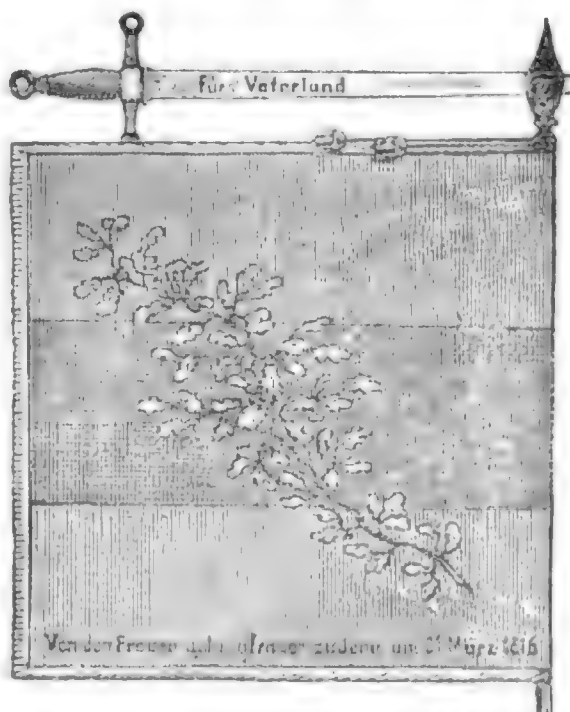
Mit der Gründung der Burschenschaft änderte sich freilich das ganze Jena'sche Studentenleben, das sich sehr bald wieder in den alten Bahnen weiter bewegte, nicht gleich; doch zog allmählich ein anderer Geist ein, der schon in der äußeren Erscheinung und in den studentischen Gebräuchen zu Tage trat. An Stelle der geschmacklosen und auffallenden Tracht der Stürmer und Kanonen war — nach der Beschreibung, die der Jenerser Theologieprofessor Stark in seiner 1816 anonym erschienenen Schrift „über den Geist des Studentenlebens, insbesondere zu Jena“ entwirft — eine einfachere und edlere Kleidung getreten; auf den Commercen war das Toben und Saufen der zwischen Gespräch und Gesang getheilten Fröhlichkeit eines heiteren und geselligen Trinkgelages gewichen.

Nur natürlich war es, daß sich die Gedanken der von vaterländischem Geiste durchdrungenen Jenerser Studenten sehr bald über die Grenzen der eigenen Universität hinaus auf die anderen deutschen Hochschulen richteten; es entstand der Plan, zunächst einen gewissen Zusammenhang und Verkehr zwischen den Gleichgesinnten aller Universitäten anzubahnen und dann weiter zur Gründung eines einzigen großen, allumfassenden deutschen Burschenbundes zu gelangen. Um diese Idee zu verwirklichen, lud die Jenerser Burschenschaft die Studenten der übrigen Hochschulen auf den 18. October 1817 zu einer allgemeinen Versammlung auf der Wartburg ein, wo man diese Angelegenheit besprechen und zugleich die dreihundertjährige Feier der Reformation sowie den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig feiern wollte.

Die Feier, an der gegen 600 Studenten fast aller Hochschulen und die Jenerser Professoren Schweiger, Fries und Ofen teilnahmen, verlief ernst und würdig; die zündenden, von patriotischem Geiste durchwehten Ansprachen eines Riemann, Fries u. a. verfehlten nicht, auf die Anwesenden einen erhebenden und nachhaltigen Eindruck zu machen. Der dritte Festtag, dem am Abend vorher die bekannte Verbrennungsscene vorausgegangen war, brachte als wichtigstes, praktisches Ergebnis den Beschluß, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu errichten.

Trotz des harmlosen Charakters, den die Feier trug, begannen Stimmen laut zu werden, welche die Regierungen warnten, in dem Fest die Bethätigung frevelhafter Demagogie sehen wollten und von einer „Rotte verwilderter Professoren und verführter Studenten“ sprachen. Es nützte wenig, daß der Freiherr K. W. v. Frisch am 10. November 1817 im ersten Departe-

Das
Wartburgfest
am 18. October
1817.



Die Jenerser Burschenschaftsfahne nebst Schwert.

ment des Staats-
mar einen Bericht
sagte, daß die Feier
lobenswerten Idee
und frei von je-
Beziehung, daß
licher Begeisterung
geführt worden sei,
ran tadelnswürdig
hinzugekommen sei
Teilnehmern zur

Die politischen
und Denunciationen,
gen einen Geist in
hinein, der ihr ur-
war. Wohl läßt sich
schon damals in der

Fülle politischer
und Wünsche rege
es anders sein sollen?
deutschen Vaterlan-
Mal der Jugend klar
faßte nun ihre Ge-



Auf der Wanderung nach Eisenach.

Tiefe, daß sich ganz naturgemäß fortan ihr Denken und Trachten auf die beste Aus-
gestaltung, auf das Wohl dieses Vaterlandes richtete. Zwar waren diese Wünsche
und Ahnungen nicht etwa auf der Universität oder in der Burschenschaft entstanden,
es waren vielmehr Ausflüsse aus dem Gesamtleben jener Zeit; aber auf den Uni-
versitäten fand die Mißstimmung gegen das Vorgehen solcher Leute, die wie der
Hofrat Janke und der Geheimrat Schmalz beim Könige das „wilde Freiheitsgeschrei“
eines Arndt und Görres verdächtigten und von den patriotischen Verbindungen be-
haupteten, daß sie die Treue gegen den Souverän untergraben, besonderen Widerhall.

Zunächst hatten die Verunglimpfungen und Verleumdungen des Wartburg-
festes keine einschneidenden Folgen, die Feier hatte vielmehr ihren Zweck erreicht und
zur Verbreitung der Burschenschaft nach fast allen Universitäten beigetragen. So
hatte der Mann, dessen Name aufs engste mit der Geschichte der alten Würzburger
Burschenschaft verknüpft ist, der medicinische Schriftsteller Gottfried Eisenmann,
so mächtige Eindrücke von dem „ersten deutschen Nationalfeste“ mit nach Würzburg
genommen, daß hier, wesentlich durch seinen Einfluß, im W. S. 1817/18 die burschen-
schaftliche Verbindung Teutonia zu stande kam. Vor allem aber erstarkte in Jena,
das nun wieder über 600 Studenten zählte, die Burschenschaft mehr und mehr.
Die Jenenser Burschenschaft, die als ihren Zweck ausdrücklich bezeichnete: „die Idee
der Einheit, Freiheit und Gleichheit in der Ausbildung geistiger und leiblicher Kraft
und in einem frohen jugendlichen Zusammenleben zu befördern und zu erhalten, in
der geordneten Gemeinheit ihre Mitglieder zum Dienste des Vaterlandes vorzubereiten“,
war es, die eine Annäherung und Einigung der verschiedenen deutschen Burschen-
schaften anstrebte und auch wirklich herbeiführte. Auf dem Burschentag zu Jena
vom 29. März bis 3. April 1818 berieten hierüber Abgeordnete der Burschenschaften
von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Rostock
und nahmen als Grundidee des Ganzen Liebe zum Vaterland und Erhaltung volks-
tümlicher Sitte an. Und als die Tage des „Siegesmonds“ wiederkamen und man
eine Wiederholung des Wartburgfestes nicht erlaubte, wurde vom 10. — 19. Oktober 1818
zu Jena von Abgeordneten der Burschenschaften von 14 Universitäten ein zweiter
größerer Burschentag öffentlich abgehalten und die Gründung einer allgemeinen
deutschen Burschenschaft beraten. Die der jenaischen Burschenschaft zugegangenen

ministeriums zu Wei-
erstattete, worin er
aus einer an sich
hervorgegangen
der politischen
sie zwar mit jugend-
ergriffen und aus-
daß aber, was da-
erscheine, zufällig
und nur einzelnen
Last falle.

Verdächtigungen
die jetzt folgten, tru-
die Burschenschaft
sprüchlich fremd
nicht leugnen, daß
Burschenschaft eine
Ideen, Ahnungen
war. Und wie hätte
Der Begriff des
des war zum ersten
geworden und er-
mühter so in der

Gründung der
Würzburger
Teutonia.

demokratischen, die politische Verfassung Deutschlands betreffenden Grundsätze und Beschlüsse der auf der Wartburg versammelten „deutschen Burschen“ fanden, da politische Partei-Agitationen als außer dem Bereich einer studentischen Gesamtheit liegend erkannt wurden, Beachtung nur insoweit, als die eigentlichen Zwecke der Burschenschaft es erlaubten. Man wollte eben nur die Interessen der akademischen Welt und die Zwecke der Burschenschaft beraten, man wollte patriotische, aber nicht politische Partei sein. Aus diesen Beratungen ging die Verfassungs-Urkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 hervor.

Ihr Grundgedanke ist der, daß, wie die verschiedenen Hochschulen ihrem Wesen nach eine Einheit darstellten und alle dem Zwecke der gesamten vaterländischen Bildung überhaupt und der höheren wissenschaftlichen Ausbildung insbesondere dienten, so auch alle Burschen Deutschlands zu einer Gesamtheit gehörten, deren Glieder die einzelnen Burschenschaften, deren Seele aber Volkseinheit, rechtliche Freiheit, Liebe und Wahrheit seien. Als maßgebend für das Wirken der allgemeinen deutschen Burschenschaft wurden die folgenden Sätze aufgestellt: „Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten, christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes“.

Gründung
einer
allgemeinen
deutschen
Burschenschaft.

Mit der Annahme dieser Verfassung war die allgemeine deutsche Burschenschaft konstituiert; die Leitung der Geschäfte wurde in die Hände einer einzelnen, jährlich auf ein Jahr zu wählenden und zwar für das Jahr 1818 in die Hände der Jena'schen Burschenschaft gelegt.

Es war eine gewaltige geistige Bewegung, welche die Burschenschaft jener Tage mit dem alles durchdringenden Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Vaterland erfüllte und sie den Kampf um die Durchsetzung ihrer Ideale gegen eine Welt von Feinden bestehen ließ. Noch herrschte die ganze Jugendseligkeit und die hochgestimmte Begeisterung, welche die Burschenschaft in ihrer besten Zeit auszeichnete, noch war ihr Zweck nicht im entferntesten ein politischer. Hätte man die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen, so wäre vermutlich nie eine politische Tendenz in der Burschenschaft aufgekommen. Arnold Ruge, der als Hallenser Burschenschafter 1821 die Freunde in Würzburg aufsuchte, mutete es eigentümlich an, die dortige Burschenschaft völlig ungestört und in schönstem Einklang mit den Behörden zu finden; trug doch Ludwig I., der damals noch als Kronprinz in Würzburg Hof hielt, selber den alldutschen Rock, wie er auch mit seinen Antipathien gegen das Metternich'sche System nicht zurückhielt.

Überhaupt fehlte es in den ersten, auf die Befreiungskriege folgenden Jahrzehnten, die man vielfach als eine Zeit der schlimmsten Reaktion und politischen Unfruchtbarkeit dargestellt hat, auch bei den deutschen Regierungen keineswegs an großen Gesichtspunkten und liberaler Gesinnung. In Baiern beschloß Ludwig I., der sich in Göttingen mit den Einrichtungen dieser damals berühmtesten Hochschule Deutschlands bekannt gemacht hatte, bald nach seinem Regierungsantritt, die vaterländischen Universitäten nach dem Vorbilde Göttingens umzugestalten. Er ordnete die Verlegung der Hochschule von Landshut nach München an, und wünschte ausdrücklich, daß an der neuen Universität alle Elemente geistigen Strebens eine Freistätte fänden. Bei der feierlichen Eröffnung der Hochschule am 14. November 1826 erwiderte der König auf die Ansprache des Professor Dresch, der in freimütiger Rede über die Würde der Wissenschaft die Festversammlung eröffnet hatte: „Nichts konnte mir besser gefallen, als was über Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, über Freiheit des Wortes und der Mitteilung gesagt wurde. Es ist auch meine lebendigste, meine tiefste Überzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt.“

München
1826.

Auch in Preußen war die Gründung der Universität Bonn, die am 26. Mai 1818 durch König Friedrich Wilhelm III. vollzogen wurde, aus nationaler, die Wichtigkeit der rheinischen Universität für das deutsche Geistesleben in vollstem Umfange würdiger Gesinnung hervorgegangen. Die Bonner Universität gehört zu den

Schöpfungen einer Zeit, die, noch getragen von dem großen Geiste der Freiheitskriege, reich war an praktischer Tüchtigkeit und männlicher Kraft. „Die positiven Leistungen der preussischen Verwaltung“ hebt Heinrich von Sybel in seiner Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Bonner Universität mit Recht hervor, „sind über der einen Hauptfrage, welche damals die Gemüter bewegte, der Frage der reichsständischen Verfassung, vielfach übersehen worden. In Wahrheit steht es so, daß sehr selten eine Verwaltung ein ähnliches Maß von Fleiß und Einsicht, von gründlichem Studium, vielseitiger Thätigkeit, sorgender Selbstbeschränkung aufgewandt hat“.

Aber die Herzen des Volks waren damals zu sehr von den großen Forderungen politischer Freiheit, konstitutioneller Verfassung und deutscher Einheit bewegt, als daß die sich in Stille vollziehenden Schöpfungen der Staatsverwaltung die gebührende Anerkennung hätten finden können; man sah nur das eine, daß das absolute Königtum dem Volke den Anteil an der Staatsgewalt versagte, und daß in der Verfassungsfrage die liberalen Forderungen immer stärker zurückgedrängt wurden. So konnte es kommen, daß republikanische Bestrebungen in immer weiteren Kreisen Wurzel faßten und schließlich auch in die Studentenschaft übergingen, wo sich naturgemäß die politische Tendenz der Burschenschaft bemächtigte, die allmählich infolge der Anfeindungen von Seiten der Regierung in dem Staat ihren Hauptfeind zu erblicken anfang.

Auslauden
politischer Ten-
denzen in der
Burschenschaft.

Die Wortführer der neu auftretenden republikanischen Ansichten in der Burschenschaft waren die Brüder Adolf und Karl Follen in Gießen. In einem mit ihren näheren Freunden in der Burschenschaft, den sogenannten „Unbedingten“ ausgearbeiteten Entwurf einer Verfassung der von ihnen geplanten großen deutschen Republik stellten sie als Grundsatz auf: „Wenn die rechtmäßigen Mittel uns ungerechter Weise vorenthalten werden, müssen wir jedes Mittel anwenden, welches zum Ziele führen kann, so lange nicht Selbstsucht damit verknüpft ist, und so lange wir dabei dem Wohle des Vaterlandes uns zu opfern bereit sind“. Doch standen in der ersten Zeit die Gießener Unbedingten vereinzelt da, und Follen hatte noch beim Wartburgfest für seine Ideen keinen Anklang gefunden. Erst allmählich änderte sich auch in Jena die Stimmung. Als offizielle Inspektoren Preussens und Österreichs wurden Fürst Hardenberg und Graf Sickingen nach Jena geschickt, während Rußland den Staatsrat August v. Kogebue nach Weimar sandte, um die gährenden Elemente zu beobachten. Kogebue, ein geborener Russe, gab in Weimar ein „Litterarisches Wochenblatt“ im russischen Sinn heraus und berichtete regelmäßig an Kaiser Alexander über die wissenschaftlichen und politischen Zustände, wobei er alle freiheitlichen und patriotischen Regungen in möglichst ungünstigem Licht darstellte und berühmte Lehrer wie Eudens verhöhnte. Ein Bulletin wurde ihm schließlich entwendet und in Eudens „Nemesis“ vom 4. Februar 1818 abgedruckt. Kogebue, völlig unfähig, den sittlichen Geist, von dem die Burschenschaft getragen wurde, zu verstehen, rief mit seinen Angriffen die größte Erbitterung hervor, die sich noch steigerte, als die russische Regierung die weimarische zur Beschränkung der Pressfreiheit zwang. Nunmehr schien auch Karl Follen der Boden in Jena für seine Propaganda geeignet. Er ließ sich im Sommer 1818 als Privatdozent dort nieder, ohne daß es ihm gelang, einen größeren Kreis von „Unbedingten“ zu gewinnen, wenn auch ein oder zwei Duzend Anhänger auf ihn hörten, sobald er nicht allzu radikale Anschauungen äußerte. Nur Sand, der nach dem Wartburgfeste in Jena geblieben war, schwur auf Follen.

So lagen die Dinge, als auf dem europäischen Monarchenkongreß, der seit Oktober 1818 in Aachen tagte, auch die Burschenschaft zur Sprache kam. Metternich gelang es, den preussischen Minister von Hardenberg auf seine Seite zu ziehen, wobei er vom russischen Kaiser unterstützt wurde, in dessen Auftrag der russische Staatsrat Stourdza dem Kongreß ein Schriftstück: *Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne* übergab. Er stellte darin u. a. die Wartburgfeier als Anzeichen einer drohenden Revolution hin. Herde derselben seien besonders die barbarischen gotischen Universitäten; man müsse vor allem die Censur für die Presse wieder einführen, die Lehrfreiheit aufheben und Lehrer und Schüler auf den Universitäten polizeilich über-

wachen. Eine ungeheure Erbitterung auf den Universitäten, besonders in Jena, war die Folge. Die Grafen Bockholz und Keller forderten im Auftrag der Jenenser Burschenschaft den Beleidiger der deutschen Jugend, der sofort von Weimar, seinem damaligen Aufenthaltsort, nach Dresden abreiste, worauf die Jenenser auf Genugthuung verzichteten. Da hatte Kogebue die Stirn, in seinem Wochenblatt das Mémoire zu verteidigen und es, gestützt auf die Uneinigkeit und Schwäche der deutschen Fürsten, für offiziell zu erklären. Nunmehr eröffnete Sand dem Vollen, daß er der Voll-
Ermordung
Kogebue's.
 strecker des allgemeinen Volkswillens an dem Verräter und Volksp verderber sein wolle, reiste, von Vollen vermutlich mit Paß und Geld unterstützt, nach Mannheim ab und gab am 23. März 1819 Kogebue mit einem Dolchstich den Tod. Ein sofortiger Selbsterdoldungsversuch mißlang, er wurde verhaftet und sah standhaft und heiter seiner Verurteilung entgegen. Das Todesurteil betont, daß Sand bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des von Kogebue für das deutsche Vaterland die Strafbarkeit seiner Handlung nicht eingesehen und insofern nicht frei gehandelt habe, allein es sei in den Akten erwiesen, daß Inquisit noch eine weitere Absicht gehabt habe, und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung. In ihrer Bedrohung lag also für die Richter der Schwerpunkt; höhere politische Rücksichten forderten ein abschreckendes Beispiel und deshalb mußte Sand das Schaffot besteigen. Als die Wunde, die er sich selbst beigebracht hatte, notdürftig geheilt war, wurde er am 20. März 1820 mit einem großen Truppenaufgebot zum Richtplatz geführt.

Metternich begrüßte die Nachricht von dem Ereignis in Mannheim „mit einer Art von Frohlocken“, denn nun konnte er mit Hinweisung auf Sand's That leicht durchsehen, was ihm sonst schwer geworden wäre. Nach einer Vorberatung zwischen Metternich und Hardenberg in Teplitz fand im August 1819 ein Kongreß deutscher Minister unter Metternich's Auspicien statt, der die berücktigten Karlsbader
Die Karlsbader
Beschlüsse.
 Beschlüsse faßte, die am 20. September 1819 in Frankfurt zu Bundesratsbeschlüssen gemacht wurden. Die Universitäten wurden unter die besondere Aufsicht landesherrlicher Kommissarien gestellt, eine „Generalkommission“ in Mainz mit der Aufsicht „demagogischer Antriebe“ beauftragt, und die Presse einer scharfen Censur unterworfen. Namentlich aber sollte gegen die Burschenschaft eingeschritten werden, „da diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fort-dauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege“. Nunmehr strengte die preussische Regierung gegen eine Anzahl der treuesten Patrioten peinliche Untersuchungen an. Professoren wie Welcker in Bonn wurden in Untersuchung gezogen oder suspendiert, Görres mußte nach der Schweiz fliehen, Arndt seine Brieffschaften im Keller verbergen und seine Vorlesungen einstellen. Die Turnplätze wurden geschlossen, Jahn in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1820 von seinem sterbenden Kinde weggerissen und in lange Untersuchungshaft geschleppt, der Geist des großen Jahres 1813 als staatsgefährlich geächtet. Selbst der unbefangene, hochherzige Herzog von Weimar mußte dem Drängen nachgeben. Oken und Fries verloren ihre Stellen, und die Burschenschaft in Jena wurde zur Auflösung veranlaßt. Der feierlichen Stimmung, die in den letzten Tagen der Burschen-
Auflösung der
Burschenschaft.
 schaft alle erfüllte, gab später der Bursch Vinzer ergreifenden Ausdruck in seinem herrlichen Liede:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus,
 Und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.“

Die Burschenschaft war aufgelöst den Behörden gegenüber, bestand aber in Wirklichkeit weiter, und es zeigte sich bald, daß das Verbot ganz andere Folgen hatte, als die von den Diplomaten erwarteten. Die sehr natürliche Meinung der jungen Patrioten, es seien die Regierungen als solche der Idee eines einigen freien Deutschlands feindlich gesinnt, erzeugten einen oppositionellen Geist, der sich in immer wachsendem Maße verbreitete. Es folgten nun eine Reihe von Burschentagen, zunächst der vom Sommer 1820 in Dresden, wo der später berühmt gewordene Kirchenhistoriker

Karl Hase als Abgesandter der Leipziger Burschenschaft erschien und den Grundsatz mit beriet und aufstellte: „Alle deutschen Burschenschaften sollen sich mit gleicher Teilnahme und Liebe für ihr Vaterland nach dem Bilde der Einheit Deutschlands als Brüder umfassen“. Ende September 1821 wurde auf dem Burschentag in Streiberg in der fränkischen Schweiz bei Besprechung der Verfassungsurkunde die Burschenschaft als ein „freies Gemeinwesen deutscher Burschen“ definiert, das den doppelten Zweck habe, „die Gestaltung des Burschenlebens nach den Grundsätzen der Einheit, Gleichheit und Freiheit“ und andererseits „die Ausbildung des Leibes und der Seele für das Leben im Volke durch ein vollstümliches Leben auf der Hochschule“ zu fördern.

Befassten sich diese Burschentage nur mit studentischen Dingen, so gingen die Ziele des 1821 gegründeten sogenannten Jünglingsbundes weiter. Als geistiger Urheber galt Karl Follen, der 1819 nach der Schweiz geflüchtet war und von hier aus die Föhrung unter der deutschen Jugend zu organisieren strebte. Ihm schwebte als Zweck des Bundes vor, durch den Umsturz der bestehenden Verfassungen einen Zustand herbeizuföhren, worin das Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung geben könne. Daß es nicht die Schlechtesten waren, die diesem Bunde beitraten, daß vielmehr gerade für ideal veranlagte Naturen die Gefahr nahe lag, sich in solche Abenteuer zu verstricken, zeigt das Beispiel Karl Hases, der, trotzdem er die Mittel des Geheimbundes entschieden mißbilligte, im Sommer 1821 in Erlangen dem Bunde beitrat.



Burschentrachten aus d. J. 1821.

„So oft hatte ich“ — bemerkt er darüber in seinen „Idealen und Irthümern“ — „vor Anderen und im eigenen Herzen von der Pflicht gesprochen, dem Vaterland sich zu opfern, daher gerade die Gefahr des Eintritts in einen solchen Bund mir verführerisch entgegentrat und ich

den Vorwurf der Feigheit scheute, hier, wo die gefährliche That gefordert wurde, zurückzusehen.“ Aber auch im Jünglingsbund dachten nur wenige an Revolution; die meisten hatten wie Karl Hase eine geistige Volkserhebung im Sinne, und das vorherrschende politische Ideal war auch hier Kaiser und Reich, dessen Wiederaufrichtung angestrebt wurde.

Das Erwachen aus diesem Traume war für alle gleich schrecklich. Im November 1823 wurde der Bund den baierischen Behörden verraten, und nun begann eine wilde Hetzjagd auf die Bundesmitglieder in allen deutschen Staaten. „Hatten wir“, so bemerkt Ruge im Rückblick auf diese Leidenszeit, „die Einheit in der Freiheit nicht bewirkt, so hatten wir doch die Einheit im Gefängnis erreicht“; denn in die preussische Untersuchungshaft nach Köpenick hatte eine Reihe deutscher Höfe ihre „angestammten Demagogen ausgeliefert“, damit Kampf, der Chef der preussischen Polizei, die Untersuchungen um so wirksamer föhren könne. Die preussischen Strafurtheile zeichneten sich durch ihre besondere Härte aus, während das Verfahren in den mittel- und süddeutschen Staaten ungleich milder war.

Die zweite
allgem. deutsche
Burschenschaft

Die nun folgenden Jahre bezeichnen einen immer zunehmenden Niedergang der burschenschaftlichen Sache. Im Winter 1827—28 wurde von Jena aus ein

schon der noch in demselben Jahre von der Jener Germania nach Frankfurt einberufene Burschentag wies eine so entschiedene germanistische Majorität auf, daß der Beschluß gefaßt werden konnte, es solle unter Umständen jeder Burschenschaft verpflichtet sein, selbst mit Gewalt die Einheit



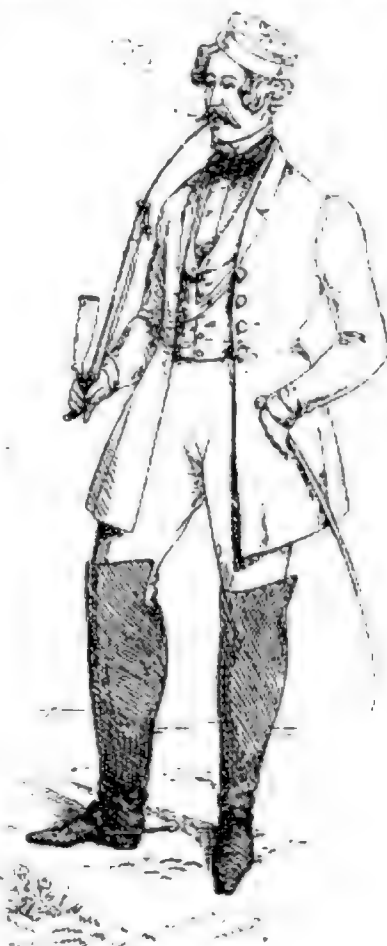
Das
Frankfurter
Attentat und
seine Folgen.

Ein Bursch der dreißiger Jahre.

und Freiheit Deutschlands zu erstreben und an Volksaufständen teilzunehmen, die zur Erreichung dieses Zieles führen könnten. Der Austritt der Burschenschaften von Leipzig, Gießen, Marburg, Bonn — und vorübergehend auch von Jena — aus der allgemeinen Burschenschaft läßt vermuten, daß dieser unglückliche Beschluß noch auf Widerstand stieß. Indessen hatte sich die Burschenschaft mit dem Anwachsen der politischen Gärung, die in dem bekannten Hambacher Feste vom 27. Mai 1832 und in der Gründung des über ganz Mittel- und Süddeutschland verbreiteten „Preß- oder Vaterlandsvereins“ ihren äußeren Ausdruck fand, bereits völlig in revolutionäre Ideen verstrickt: auf dem letzten Burschentag in Stuttgart, Weihnachten 1832, der von Würzburg, Erlangen, München, Tübingen, Kiel und Heidelberg besandt war, wurde beschlossen, in engere Beziehungen zu den Vaterlandsvereinen zu treten und an der Aktion, die, von diesen vorbereitet, unmittelbar bevorstehe, teilzunehmen. Die Ausführung des Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten. Am Abend des 5. April 1833 stürmten in Frankfurt die Verschworenen, etwa 60 Mann stark, von denen 30 Burschenschaftler waren, die Haupt- und Constablerwache. Die Überraschung gelang, ebenso die Befreiung der Gefangenen, dagegen blieben die Anforderungen, sich dem Aufstand anzuschließen sowohl beim Militär als bei der Volksmenge ohne Erfolg. Die Frankfurter Bevölkerung verhielt sich der rätselhaften Unternehmung gegenüber völlig ablehnend, beim Anrücken des Linienmilitärs mußten die Verschworenen die Hauptwache räumen und sich auf die Constablerwache zurückziehen, aus der sie mit Waffengewalt vertrieben wurden. 30 Verschworene wurden gefangen, den übrigen gelang es zu entkommen. Nun setzte die Bundesversammlung am 26. Juni 1833 eine besondere Centraluntersuchungskommission nieder, die nach den Verdächtigen auf den Universitäten namentlich unter den Burschenschaften fahndete und gegen 1800 verhaftete. Im nächsten Jahr waren bei den bayerischen Gerichten allein 142 politische Prozesse hauptsächlich gegen Burschenschaftler anhängig. In Erlangen wurde die Germania sofort nach dem Frankfurter Attentat aufgelöst und am 14. Juni 1833 sämtliche Germanen verhaftet und durch Gensdarmen abgeführt. Schlimmer war es noch in Preußen, wo nach langer qualvoller Untersuchungshaft 192 Studenten, lediglich wegen ihrer Zugehörigkeit zur Burschenschaft, zu langjährigen Freiheitsstrafen, 39 zur Todesstrafe verurteilt wurden, die später auf dem Gnadenwege in lebenslängliche oder dreißigjährige Haft umgewandelt wurde. Fritz Reuters, des Jener Germanen, „Alt mine Festungstid“, läßt alle Qualen, welche die Burschenschaftler in den Mauern der Kasematten zu erdulden hatten, in unserer Vorstellung aufsteigen, und wehmütige Empfindungen ergreifen uns bei dem Gedanken, daß dies der Abschluß der alten Burschenschaft, einer aus so reinen und edlen Motiven hervorgegangenen, von der Idee eines einigen und freien Deutschlands beseelten studentischen Bewegung, sein mußte. Selbstverständlich wurden nach dem Frankfurter Attentat sämtliche burschenschaftlichen Verbindungen, auch die unbeteiligten, aufgelöst: die alte, ursprüngliche Burschenschaft war tot.

Hatten die Regierungen so vermocht, die ihnen verdächtigen Burschenschaften zu erdrücken, so war es ihnen doch nicht gelungen, damit auch den studentischen Geist und das fröhliche Studentenleben überhaupt zu töten. Die alten Formen des akademischen Treibens waren bald nach den Befreiungskriegen wieder zum Leben erwacht: man trank, sang und rauchte wie ehemals, und der Comment schwang nach wie vor, auch bei den Burschenschaften, sein Scepter. Die hauptsächlichsten Träger der alten studentischen Traditionen waren die Fortsetzer der früheren Landsmannschaften, die neben den Burschenschaften teils wie diese verboten, teils geduldet, unter dem Namen „Kränzchen“ oder „Corps“ ein harmloses Dasein führten. Wohl hatte das rasche und mächtige Emporstreben der Burschenschaft in den Jahren 1815—19 die Landsmannschaften vielfach in ihrer Existenz bedroht, ja, wie in Jena, sie zeitweise vernichtet; je mehr aber die Burschenschaft unter dem äußeren Druck, zum Teil auch infolge der erwähnten inneren Streitigkeiten zurückging, desto mehr blühten die Landsmannschaften nach Ueberwindung der ersten Krisis wieder auf. Eine Anzahl von ihnen hatte sich schon während der Zeit der Befreiungskriege und gleich nachher gebildet und wußte sich neben der Burschenschaft zu behaupten: so wurde in Baiern auf der Universität Landshut 1813 die Palatia, 1816 die Bavaria gegründet; zu Würzburg entstand 1814 die Moenania, 1815 die Bavaria. In Leipzig kamen zu der 1807 gestifteten Eufatia 1812 die Sachsen hinzu; beide konnten sich jedoch nach dem Kriege nur mit Mühe halten, da der größere Teil ihrer Mitglieder teils auf deutschem, teils auf französischem Boden gefallen war. Heidelberg sah 1818 die Westfalen neben den schon 1810 gegründeten Schwaben entstehen, Freiburg 1815 die beiden Landsmannschaften Rhenania und Suevia.

Beeinflusst durch die burschenschaftlichen Ideen streiften die Landsmannschaften jetzt mehr und mehr ihren früheren, rein landsmannschaftlichen Charakter ab und näherten sich schon damals ihrer heutigen Form. Als wesentlichstes Moment ihrer Verfassung galt ihnen nunmehr das von den Orden übernommene Prinzip der Freundschaft und der freiwilligen, auf gegenseitiger Wahl, nicht aber, wie bei den alten Landsmannschaften, auf der bloßen Gemeinsamkeit der engeren Heimat beruhenden Zusammengehörigkeit; nur in ihrer äußeren Organisation blieben sie Landsmannschaften und behielten zunächst auch diesen Namen bei. Für den eigentlichen Kern der Verbindung, den innerhalb der ganzen, auch die „Renoncen“ umfassenden Landsmannschaft ihre Chargierten und Burschen bildeten, kam indessen bald die Bezeichnung „Corps“ auf, die durch das Bild des Körpers den in sich abgeschlossenen Organismus der Korporation treffend zum Ausdruck brachte und schließlich allgemeine Geltung erlangte. Auch mit dem von den alten Landsmannschaften überkommenen Erbteil der Alleinherrschaft der Senioren wurde jetzt gebrochen, und der Schwerpunkt in die Gesamtheit der Mitglieder, in die Convente verlegt. Von den früheren Orden nahmen die Corps zum Teil — so die Marchia in Halle und die Onoldia in Erlangen — das Lebensprinzip an, wonach die Mitglieder einer Verbindung ausschließlich dieser, und zwar für das ganze Leben angehörten und keiner anderen Verbindung beitreten durften. Andere Corps gestatteten ihren Mitgliedern beim



Ein Bursch der vierziger Jahre.



bund und Schloßbund bildeten, welche ihre Reformbestrebungen mit derartiger Geschicklichkeit und solchem Nachdruck verfolgten, daß sich ihnen sogar eine Anzahl Mitglieder der Corps und das Corps der Pfälzer in seiner Gesamtheit anschloß. In ähnlicher Weise bildeten sich auch auf anderen Hochschulen derartige Vereinigungen, die mit ihren Zielen und Ideen an die alte Burschenschaft anknüpften. Nur wurde fast durchgängig von der Führung des Namens „Burschenschaft“ abgesehen; man wählte vielmehr die unverdächtige Bezeichnung „Verbindung“. Die Einzelnamen entlehnte man teils von den Stiftern (Knorschia in Bonn), teils von der Kneipe (Kocher in Leipzig, Raczeles in Breslau, Fürstenthal und Kühler Brunnen in Halle), auch nach Erkneipen und Bierdörfern benannte man sich (Bubenkuthia in Erlangen, Hochhemia in Königsberg); eine Anzahl endlich leitete ihren Namen von dem der Universität her (Albertina in Kiel, Ruperta in Heidelberg, Fridericia in Bonn).

Zum größten Teil wurden diese neugebildeten Burschenschaften Tummelplätze einer Strömung, die man mit dem Namen „studentischer Progreß“ bezeichnet hat. Das Endziel dieser Bestrebungen war neben der Vereinigung der Studentenschaft zu einem einheitlichen Ganzen die Beseitigung des Unterschieds zwischen Bürgertum und Studententum, Abschaffung des Verbindungswesens nebst seinen äußeren Abzeichen, und hauptsächlich grundsätzliche Verwerfung des studentischen Duells. Daneben machten sich, wenngleich erheblich abgeschwächt, die alten Parteinungen von Germanen und Arminen geltend und die hieraus sich ergebenden Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Stellung der einzelnen Verbindung zur übrigen Studentenschaft, zur Duellfrage und hinsichtlich der Aufgabe des einzelnen Mitglieds als Staatsbürger.

Gegen das Überhandnehmen des Progresses richtete sich bald eine Reaktion seitens der studentisch-konservativen, der sogenannten altburschenschaftlichen Elemente, welche auf forsches Pauken und strammes Auftreten nach außen hielten. Zum Ausdruck kam dieser Standpunkt u. a. in der Gründung der Teutonia zu Jena, nach welcher diese Partei als „teutonische“ bezeichnet wird.

Die Progressisten der einzelnen Hochschulen traten indessen einander näher, und hielten Pfingsten 1846 auf dem Kyffhäuser eine Versammlung ab. Das Duell wurde zwar nicht geradezu verboten, aber die Einführung eines allgemeinen studentischen Ehrengerichts angestrebt.

Auch die altburschenschaftlichen Verbindungen hielten eine Reorganisation des studentischen Lebens in gewissen Grenzen und eine größere Geschlossenheit der gleichstrebenden Vereinigungen für angezeigt; in diesem Sinne erließ im Mai 1848 die Jenenser Germania ein Schreiben an die ihr Gleichgesinnten und lud sie zu einer Versammlung auf die Wartburg ein. Der Jenenser Burgheller aber in Verbindung mit dem Bonner Progreß schrieb zu derselben Zeit eine allgemeine Studentenversammlung nach der Wartburg aus, und dieser Gedanke trug den Sieg davon.

Das zweite Wartburgfest vereinigte in den Tagen vom 12. bis 14. Juni 1848 etwa 1200 bis 1400 Studenten der verschiedensten Farben und Richtungen in Eisenach: Altburschenschafter, Progressisten, Korpsstudenten, Wingolfiten, Wilde — alles war vertreten. Es wurde ein Ausschuß, dem je ein Vertreter für 100 Studenten der verschiedenen Hochschulen angehörte, gebildet, und damit ein Studentenparlament geschaffen, in dem jede Universität im Verhältnis zu ihrer Größe vertreten war. Es bildeten sich sofort zwei Gruppen: die Rechte, bestehend aus den konservativen Corps, den Altburschenschäftern und dem Wingolf unter Führung von Hegidi aus Berlin, und die Linke, zusammengesetzt aus den progressistischen Burschenschaften und Corps, sowie den sonstigen Progressisten und den meisten Vertretern der Nichtverbindungsstudenten mit dem Hauptredner Gieseke aus Breslau.

Das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse war folgendes:

1. Die Universitäten sollen Nationaleigentum werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaat eingezogen werden, welcher ihre

- Bedürfnisse bestreitet. Die Oberleitung übernimmt das deutsche Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt.
2. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit.
 3. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten; nach diesem Prinzip sind die Lehrfächer zu vervollständigen, jede Fakultätssonderung hört auf.
 4. Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß unter Aufhebung der Ausnahmegeetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen.
 5. Unbedingte Beseitigung der akademischen Gerichtsbarkeit.
 6. Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle.
 7. Zur Erlangung eines Staatsamts soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein.

Eine diese Forderungen enthaltende Adresse wurde zwar der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zugesandt; das tatsächliche Ergebnis aber war ein völliges Scheitern sämtlicher Pläne. Es ging mit den schönen Reden des „Eisenacher Studentenparlaments“ wie mit den Debatten des Parlaments zu Frankfurt, wo die Männer der Paulskirche die deutsche Frage mit Worten lösen zu können glaubten: die Reden verhallten wirkungslos und in dem hellen Lichte der Thatsachen erwiesen sich alle Vorschläge, die zur Neugestaltung des deutschen Vaterlandes dienen sollten, als unausführbar. Den Traum jener Tage, das patriotische Sehnen der Burschenschafter zu erfüllen, blieb dem Göttinger Corpsburschen Otto v. Bismarck vorbehalten.

Lange Jahre mußten noch vergehen, ehe ihm der Zeitpunkt gekommen schien, um durch Blut und Eisen das deutsche Reich wieder aufzurichten; lange Jahre, in denen sich die deutschen Staaten mißtrauisch gegenüberstanden und durch ihr Mißtrauen eine nationale Politik verhinderten. Während aber das politische Deutschland noch ein bloßer geographischer Begriff war, ohne reale Bedeutung, gab es doch eine Stätte, wo der Gedanke an ein einiges Deutschland gepflegt wurde, und das war die Universität. „Es gab schon damals“ — so sagte Bismarck am 10. August 1891 in seiner Küssinger Ansprache an die Studenten — „keine preussische oder bayerische Wissenschaft, sondern eine deutsche. Die deutschen Universitäten bewahrten zu jener Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit, sie waren Träger des nationalen Gedankens“.

Pflege des
Deutschtums an
d. Universitäten.

Die Professoren an den Universitäten sind es gewesen, die in den Zeiten politischer Ohnmacht bei den Studenten die Liebe zum Vaterlande wach erhielten und stärkten. Während im Auslande der Deutsche nichts galt und im Volke selbst das Deutschtum in Sitte und Sprache, Denken und Thun mehr und mehr verloren ging, befestigte sich und wuchs auf der Universität und in der akademischen Jugend deutsches Empfinden und deutsche Gesinnung. In Göttingen pflegten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm deutsche Art, deutschen Geist und deutsche Wissenschaft. Unter ihrer Anleitung vertiefte sich die akademische Jugend in die deutschen Sagen, in die Weistümer und das germanische Recht, in deutsche Anschauungen und Gebräuche und wurden so im Wesen ihres Volkes heimisch. Der Protest der Göttinger Sieben, jene mannhafte That der Professoren Albrecht, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber, welche erklärten, daß von einem geschworenen Eide auch ein König sie nicht lösen könne, zeigt, daß in Göttingen nicht bloß deutsche Gelehrte, sondern auch deutsche Männer wirkten, die ihrem Gewissen mehr gehorchten als dem Machtspruch eines fremdländischen Herrschers. Jakob Grimms „deutsche Grammatik“ und das von ihm zusammen mit seinem Bruder begonnene, von ihren Nachfolgern fortgesetzte „deutsche Wörterbuch“ weckten und förderten die Liebe zur deutschen Sprache. Denselben deutschen Geist hielten seine Schüler und Freunde, Lachmann, Haupt, Jarcke u. a. in der studierenden Jugend wach; sie machten die deutschen Heldengedichte, die Nibelungen und Gudrun, zum Gemeingut der Nation, und indem sie Methode und Schulung der klassischen Philologie auf die Kritik und Textbehandlung der Volksepen übertrugen, richteten

Die
Germanisten.

sie auf dem von Jakob Grimm geschaffenen Fundament den stolzen Bau der deutschen Altertumswissenschaft auf. Andere Germanisten — vor allem Ludwig Uhland und Hoffmann von Fallersleben — verbanden mit der strengen Methode des Forschens eine aus den Tiefen der Volksseele schöpfende dichterische Kraft. Sie schlossen sich in ihren vaterländischen Dichtungen an die Sänger der Befreiungskriege an und wirkten nicht bloß für die Veredelung unserer Muttersprache, sondern nährten zugleich in ihren Schülern den Sinn für all das Große und Schöne in unserer Sprache und Dichtung.

Auch die Historiker förderten durch ihre Wissenschaft den nationalen Ge- Die Historiker. danken; sie hatten sich frei gemacht von der Hegel'schen Betrachtungsweise, die nach Gesetzen und Ideen in der Geschichte suchte und, oft unter Vernachlässigung der Thatfachen, eine Philosophie der Geschichte konstruierte. Für sie stand jetzt die politische Geschichte im Vordergrund und die Sorge um die Neugestaltung unseres Vaterlandes, dessen große Vergangenheit sie ihren Hörern vor Augen führten. Der geschichtliche Universitätsunterricht begann seit den vierziger Jahren einen steigenden Einfluß auf die politischen Gedanken des Volks auszuüben und machte sich vor allem im Sinne der Einheitsbestrebungen geltend; spielte doch auch eine Reihe der bedeutendsten unter ihnen, wie Dahlmann, Waig, Droysen, Häußler, eine große Rolle in den parlamentarischen Versammlungen von 1848. Unter den jüngeren, die Deutschlands Wiedergeburt noch miterleben sollten, ragt der hervor, der Stellung und Heimat daran gab, um frei das große Vaterland preisen zu können: Heinrich von Treitschke. In Leipzig, Freiburg, Kiel und Heidelberg riß er die Jugend mit sich fort und ward nicht müde, das geeinte Deutschland als eine geschichtliche Notwendigkeit hinzustellen.

Aus dem Hörsaal trugen dann die Studenten ihr warmes patriotisches Empfinden in das fröhliche Kneipenleben hinein; die alten Lieder Theodor Körners und Ernst Moritz Arndts lebten wieder auf, und brausend klang es beim Kommerse durch den Saal:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;“

oder:

„Wohlauf! mein deutsches Vaterland!
Sei stolz und ungebengt!
Dir weihet der Bursch sein Blut und Schwert,
Wir sind des heiligen Landes wert,
Das Erz und Eisen zeugt.“

Wohl war die Stimmung noch gedrückt, wenn man Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland, über alles,“ sang, aber schon mischte sich in die Wehmut ein freundiges, ahnungsvolles Gefühl, daß man es bald jauchzend singen würde.

Diese Begeisterung, dieser ideale Zug, der damals die Studentenschaft durch- Blütezeit der deutschen Wissenschaft. wehte, wurde vertieft durch ernste, von lebendigem Pflichtgefühl geleitete Arbeit. Der Inhalt der Kantischen Lehre vom „kategorischen Imperativ“ wurde erst jetzt von der akademischen Jugend recht ergriffen und verstanden. Wie auf dem Kasernenhofe der preußische Offizier durch das Beispiel hingebendster, selbst im Kleinen treuer Pflichterfüllung als Erzieher des Volkes wirkte und so das Heer heranzubildete, das die Schlachten von Königgrätz und Sedan schlagen sollte, so forderten auch die Professoren von ihren Schülern beim Arbeiten dieselbe strenge Selbstzucht und gewissenhafte, ja peinliche Sorgfalt, die ihnen selber zur zweiten Natur geworden war. Sie leiteten die Jugend an, ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und ihr Arbeitsziel, indem sie es sicher ins Auge faßten, durch Konsequenz und Ausdauer zu erreichen. In Greifswald und München (1852—57), zuletzt in Heidelberg und Leipzig, lehrte ein Mann als ein Vorbild echt deutschen Geistes, unermüdetlich in strenger Arbeit, dabei voll glühender Begeisterung für sein deutsches Vaterland: Windscheid, ein Jurist, den man wegen seiner gediegenen und scharfsinnigen Auslegung des Gesetzes den Gesetzgeber unter den Kommentatoren nannte. Was er von seinen Schülern forderte, pflegte

er ihnen nicht vorzuenthalten: „Arbeiten! arbeiten! gearbeitet muß werden, um das Höchste zu erreichen im Leben! Das deutsche Reich ist durch Arbeit geworden!“ — so sagte er nach 1871 zu seinen Heidelberger Studenten.

Rastlosigkeit im Schaffen und Berufsfreudigkeit finden wir in den Jahrzehnten vor dem Kriege auf allen Gebieten des Wissens und in allen Fakultäten. In der Medizin machte man sich die großen Entdeckungen der Naturwissenschaft, die sich an Namen wie Liebig, Gauß, Weber und Helmholtz anknüpfen, zu Nütze; vervollkommnete Untersuchungsmethoden, besonders die Anwendung des Mikroskops, bahnten neue Wege zur Erkenntnis der Ursachen und des Wesens, und damit auch zu einer rationellen Behandlung der Krankheiten. Die Fortschritte der Technik, wie z. B. die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz (1851), machten eine immer weiter gehende Spezialisierung der Forschungsgebiete notwendig; vor allem aber war das Aufblühen der neuen Physiologenschule, die sich im Anschluß an Joh. Müller in Berlin die rein naturwissenschaftliche Erklärung der biologischen Erscheinungen ohne Zuhilfenahme metaphysischer Prinzipien zur Aufgabe setzte, für die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft von großer Bedeutung; den Höhepunkt dieser Entwicklung aber stellt das Erscheinen von Virchows „Cellulärpathologie“ dar, einem Werke, das noch heute als grundlegend für die moderne Medizin angesehen wird.

Auch für die philosophische Fakultät bedeuten die 50er und 60er Jahre eine Periode reicher Ergebnisse auf dem weiten Arbeitsfeld der philologisch-historischen und philosophischen Wissenschaft. Hier mußte besonders fruchtbringend der Umstand wirken, daß auf ein universelles Erfassen der Probleme hingearbeitet wurde, zu deren Lösung sich dann die verschiedensten Disziplinen die Hand reichten. Wohl hat unser heutiges Wissen an Umfang und Tiefe durch ein bis zur Virtuosität gesteigertes Beherrschen einzelner, oft eng begrenzter Gebiete zugenommen, aber Werke wie Mommsens „Römische Geschichte“ und Zellers „Geschichte der Philosophie“ werden als Marksteine in dem fortschreitenden Entwicklungsgange der Wissenschaft ihren Platz behaupten, und es ist bezeichnend, daß von den beiden Männern, deren Hauptwerke damals entstanden, der eine, Theodor Mommsen, von Haus aus Jurist und Professor der Rechte war, ehe er der gefeierte Historiker wurde, während der andere, Eduard Zeller, ursprünglich Theologe und lange Professor der Theologie war, bevor er als Geschichtsschreiber der Philosophie in die philosophische Fakultät überging.

Die eigene geistige Arbeit, das wissenschaftliche Forschen war es nicht allein, wodurch die Professoren wirkten; nicht minder ernst nahmen sie es mit ihrer Lehrthätigkeit, die nicht bloß ein trockenes Docieren war, sondern auch ein lebendiger, oft durch persönlichen Umgang in den Seminarien, selbst auf Spaziergängen vermittelter Austausch der Gedanken. Der Professor der Theologie Tholuck in Halle und die theologischen Professoren in Erlangen schufen durch ihren persönlichen Einfluß eine ganz neue orthodoxe Theologie und befestigten die „neue Richtung“. „Suchet vor allem das Reich Gottes zu Erlangen!“ riefen sich die Theologen zu. Dagegen scharte der milde Karl Haase in Jena, dessen Persönlichkeit die Theologen in gleichem Maße anzog, die Jünger der „freien Richtung“ um sich.

Wettstreit der
Universitäten.

Nicht zum wenigsten trug zur Hebung der deutschen Wissenschaft der Umstand bei, daß die Professoren im Wettstreit der Universitäten untereinander von einer Hochschule zur andern berufen wurden, ohne Ansehen der Herkunft und des Landes, in dem sie vorher gewirkt hatten; partikularistische Abgrenzungen gab es im Reiche der Wissenschaft nicht. So war schon lange, bevor sich die politische Einheit des Staates vollzog, eine solche auf geistigem Gebiete geschaffen. Doch hätte auch die ernsteste und hingebendste Arbeit der Professoren nicht so reiche Früchte tragen können, wenn nicht der Boden, auf den sie ihre geistige Saat aussäten, empfänglich gewesen wäre. Freiheit und Selbstbestimmung waren die Grundzüge nicht bloß der Universitätsverfassung, sondern auch des studentischen Lebens. Wie die Professoren, mit dem Rektor und dem Senate an der Spitze, sich selber ihrer Freiheit bewußt waren, so gönnten sie auch ihren Studenten Entfaltung ihrer jugendlichen Kraft in voller Freiheit, bevor-







nur noch wenige: in Königsberg die 1829 gegründete Lituania, die bis in die neueste Zeit — erst 1894 wurde sie Corps — „Lebenslandsmannschaft“ blieb, und in der östlichsten Universität deutscher Junge, in Dorpat, die Landsmannschaften Curonia, Estonia und Livonia, die ihre alte landsmannschaftliche Verfassung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Am 6. November 1840 wurde in Tübingen die Ulmia gestiftet, ihr folgte 1842 die Normannia in Berlin und 1845 die Ghibellinia, ebenfalls in Tübingen. In der Folgezeit fand dann namentlich in Halle und Leipzig das neue Landsmannschaftertum einen günstigen Boden: in Halle bestand vom 1. Juli 1850 bis zum Jahre 1854 ein örtlicher Verband landsmannschaftlicher Verbindungen (D.C. genannt), dem die Neoborussia, Normannia, Salingia und die Verbindung „Pflug“ angehörten; in Leipzig kam es ebenfalls 1856 zur Gründung eines lokalen Landsmannschafter-Verbandes (C.C.), der gegen den Leipziger S.C. Front machte und aus vier Landsmannschaften Flavia, Eipsia, Dresdenia und Ruthenia bestand.

Den ersten Anstoß zum Zusammenschluß aller deutschen Landsmannschaften hatte schon 1858 die Berliner Normannia durch ein Rundschreiben gegeben, worin sie anregte, „alle diejenigen Verbindungen deutscher Hochschulen, die unbedingte Satisfaktion geben“, in einem Verbande (D.C.) „gegen den S.C.“, der drei Jahre vorher errichtet worden war, zu vereinigen. Die Leipziger Landsmannschaften sagten zu und legten einen Entwurf in einer Sitzung am Ende des Semesters in Schleuditz bei Halle vor, doch zerfielen die Verhandlungen. Erst zehn Jahre später führten erneute Beratungen eine Einigung herbei; am 1. März 1868 kamen in Kassel Vertreter der fünf Landsmannschaften: Verdensia in Göttingen, Teutonia in Bonn, Ghibellinia in Tübingen, Teutonia in Halle und Makaria in Würzburg zusammen und beschloßen die Gründung eines „Allgemeinen Landsmannschafter-Verbandes“, der seitdem in verschiedenen Städten, Kassel, Jwingenberg, Bonn, Tübingen, Würzburg, Halle und Koburg seine jährlichen Landsmannschafter-Convente (L.C.) abhielt.

Schon vor den Corps und Landsmannschaften hatten die Burschenschaften, Der Eisenacher Burschenbund allerdings für kurze Zeit, eine Einigung erreicht. Auf Anregung von Göttingen her vereinigten sich am 15. August 1850 in Eisenach eine Anzahl Progreßvereine und Burschenschaften zur Gründung eines allgemeinen progressiven Burschenbundes. Der Antrag, ein deutsch-vaterländisches Prinzip anzunehmen, wurde verworfen; dagegen wurde ein Streben nach politisch-vaterländischer Ausbildung ohne praktisch-politische Thätigkeit für notwendig erklärt, die Gleichberechtigung aller Studenten ausgesprochen, das Duell nicht als ehrenreinigend anerkannt und den Mitgliedern des Bundes untereinander verboten, endlich die Bildung einer allgemeinen Studentenschaft mit Ehrengerichten als erstrebenswert hingestellt. Indessen führte die politisch-radikale Tendenz, welche die Progreßburschenschaften der 1851 zum Vorort gewählten Universität Leipzig dem Bunde zu geben suchten, zum Austritt vieler Verbindungen und zum Verfall des ganzen Verbandes, der sich im Sommer 1852 auflöste.

Überhaupt ging die Blütezeit des Progresses mit den fünfziger Jahren zu Ende, wenn sich auch seine letzten Zuckungen in der Burschenschaft noch bis Ende der sechziger Jahre nachweisen lassen. In den fünfziger und sechziger Jahren nahm eine ganze Reihe von progressistischen Burschenschaften das Prinzip der unbedingten Satisfaktion an und näherte sich den Altburschenschaftern. Eine Anzahl der letzteren hatte sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zu dem sogenannten süddeutschen Kartell zusammengeschlossen, neben welches ein rein arminisches Kartell, das exklusive, trat. Zur nämlichen Zeit bildete sich ein weiteres, das norddeutsche Kartell, welches zum Teil noch progressistische Anschauungen, mit besonderem Nachdruck aber das demokratisch-politische Prinzip vertrat. Die tiefgreifenden grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen den Kartellen, neben denen noch eine Anzahl einzelner, nicht kartellierter Burschenschaften bestand, führten zu den verschiedenartigsten Verruf- und Feindschaftsverhältnissen und erschwerten eine Einigung zwischen den einzelnen

Königsberger Burschenschaft zur Folge, wodurch indessen die weitere Entwicklung des Burschenbundes nicht gehemmt wurde. Dagegen hatte dieser unter der inneren Zwiespältigkeit zu leiden, die auch dann nicht beseitigt wurde, als sich im Dezember 1866 das norddeutsche Kartell spaltete und zum größten Teil aus dem Bunde ausschied. Nach und nach sagten sich immer mehr Burschenschaften los, und im Frühjahr 1869 löste sich der ganze Verband auf.

Während die Betonung christlicher Grundsätze, wie sie sich in den Tendenzen der Wingolfs der ursprünglichen Burschenschaft findet und wie sie 1817 auf der Wartburg bei der Feier des Reformationsjubiläums zum Ausdruck kam, von den Burschenschaften im Laufe der Zeit mehr und mehr aufgegeben war, hatte sich eine Richtung in der Studentenschaft gebildet, die den christlichen Gedanken zum hauptsächlichsten Prinzip erhob. Hervorgegangen aus der großen kirchengeschichtlichen Bewegung zu Anfang des Jahrhunderts, die im Gegensatz zum Rationalismus ein neues Glaubensleben und ein tieferes Verständnis für die geschichtliche Bedeutung des Christentums erweckte, begünstigt durch geistig bedeutende und religiös begeisterte Männer wie Tholuck, fanden diese Bestrebungen namentlich unter den theologischen Studenten eifrige Anhänger. Es entstanden zunächst äußerlich lose, aber innerlich fest zusammengeschlossene Vereinigungen mit religiös-erbaulichem Charakter, Missions- und Bibelkränzchen und dergleichen, und aus diesen religiösen Verbindungen wuchs der „Wingolf“ hervor.

Die eigentliche Heimat des Wingolfs ist Erlangen. Hier that sich im Jahre 1830 eine Anzahl Studenten von streng christlicher Gesinnung zusammen, um „unter sich im Gegensatz zu dem damals sehr lockeren Thun und Treiben der Erlanger Studentenschaft ein Leben zu führen, wie es eines christlichen Studenten würdig sei“. Als dann drei Jahre später nach dem Frankfurter Attentat die burschenschaftlichen Verbindungen unterdrückt worden waren, suchten viele nach einem Ersatz dafür und fanden ihn im Anschluß an jene Richtung, der es neben der Pflege der Geselligkeit um christliche Wissenschaft und christliches Leben zu thun war. So entstand im Jahre 1836 die nach dem Dorfe Uttenreuth bei Erlangen benannte Verbindung der Uttenreuther, die zunächst als eine rein religiös-erbauliche Vereinigung studentische Formen, wie den Trinkcomment, ausschloß. Allmählich wurde jedoch das studentische Wesen in das Erbauungskränzchen hineingetragen; gegenüber den pietistisch Angeregten mehrte sich die Zahl derjenigen, die weniger streng in ihrer Haltung sich ihrer Jugend- und Studentenzeit mehr freuen wollten: es trat eine Schwächung des christlichen Standpunktes und jene Verschmelzung des religiös-christlichen und studentischen Faktors ein, die das Charakteristische des Wingolfgedankens bildet. Das Programm der neuen Verbindung war sehr allgemein gehalten und weit genug, um innerhalb der Uttenreuthia auch einer Gruppe mit ausgesprochen christlichem Standpunkt im Sinne jenes Erbauungskränzchens Raum zu gewähren, aus der dann im Jahre 1852 eine Verbindung erwuchs, die nicht nur den Namen „Wingolf“ annahm, sondern auch das christliche Princip streng durchgeführt wissen wollte.

Unabhängig von der in Erlangen vollzogenen Vereinsgründung auf christlicher Grundlage war eine solche gegen Ende der dreißiger Jahre auch in Jena erfolgt. Ohne Zusammenhang mit der Burschenschaft, vielmehr im Gegensatz zu ihr und den Corps, hatte sich dort ein „litterarischer Studentenverein“ gebildet, dessen ausgesprochene Bestimmung eine bleibende Einwirkung auf das Universitätsleben in christlichem Geiste sein sollte. Er bezweckte, den Mangel einer christlichen Gesinnung im Universitätsleben zu beseitigen, die Gewaltherrschaft des Comments und des Duellzwangs zu brechen, ohne seinen Mitgliedern das Duell grundsätzlich zu verbieten. Wie erklärlich, gelang es diesem Verein nicht, in Jena irgendwelchen Einfluß zu gewinnen; er mußte sich auflösen, seine Mitglieder zerstreuten sich nach anderen Universitäten, namentlich nach Halle, wo Tholuck wirkte, und wurden hier die Mitbegründer des Hallenser Wingolfs, der die Eigenart dieser Vereinigung, als einer christlichen Brüdergemeinde, rein und ohne Beimischung des burschenschaftlichen Gedankens vertrat. Er verwarf

das Duell als der göttlichen Ordnung widersprechend, ohne von seinen Mitgliedern eine bestimmte Verpflichtung zu verlangen, nahm aber im übrigen durchaus die Form einer studentischen Korporation an.

Stärker noch als in Halle trat bei dem 1841 gegründeten Bonner Wingolf der studentische Charakter in den Vordergrund. Das Duell war natürlich ausgeschlossen, doch wurde der Fechtboden besucht und besonderes Gewicht auf die Teilnahme an allgemeinen Studentenfeierlichkeiten gelegt. Als Vereinsabzeichen diente das schwarz-sammtne Barett, das immer und überall zu tragen war, später eine schwarz-sammtne Mütze mit einer silbernen Borde am oberen Rande. Besonders bemerkenswert ist bei dem Bonner Wingolf, daß an den sonntäglichen Vereinsversammlungen, die wissenschaftliche, ästhetische und rednerische Zwecke verfolgten, die verhandelten Arbeiten in ein „Bundesbuch“ eingetragen wurden. Hierin lag eine Nachahmung des Göttinger Dichterbundes, und auch die Annahme der Bezeichnung Wingolf weist auf einen geistigen Zusammenhang mit dem „Hainbund“ hin, dessen Oberhaupt Klopstock das Wort litteraturgeschichtlich eingeführt und — abweichend von modernen Etymologien — mit „Tempel der Freundschaft“ erklärt hatte. Daß der Bonner Verein den Namen bald darauf mit dem geläufigern „Germania“ vertauschte und das Christlich-religiöse immer mehr hinter dem Studentischen zurücktreten ließ, ist eine Erscheinung, die in der Entwicklung des Wingolfs wiederholt hervortritt.

Pfingsten 1844 lud die Erlanger Altenruthia die übrigen christlichen Studentenvereine zu dem sogenannten Schleizer Concil ein, wo der Präses der Erlanger, der nachmalige Professor E. Luthardt die Aufgabe des studentischen Vereinslebens im allgemeinen und die des christlich-studentischen Vereinslebens im besondern so formulierte: „Der Zweck des Universitätslebens ist die volle Ausbildung der Persönlichkeit; diese wird nicht durch egoistisches Sichzurückziehen, sondern in gemeinschaftlichem Zusammenleben erreicht; daher hat es allen Verboten zum Troß von jeher Studentenverbindungen gegeben. Eine wahrhaft erspriessliche Bildung der religiös-sittlichen Persönlichkeit ist aber nur möglich durch das Christentum. Daher muß das Studententum sich mit dem Christentum vereinen, mit dem Christentum, das die Aufgabe in Anspruch nimmt und verwirklicht, alles in seinem geschichtlichen Boden zu lassen, ihm aber neue Kräfte durch seinen Geist einzuhauchen. Durch diese Vereinigung des Christlichen mit dem Studentischen wissen wir uns von allen Studentenverbindungen specifisch verschieden, zugleich treten wir aber auch dadurch in einen Kampf gegen die Welt ein, die ebenfalls, nur nach ihrem Sinn, die studentischen Verhältnisse reparieren möchte. Zu dieser gemeinsamen Aufgabe und diesem gemeinsamen Kampf haben aber die christlichen Studentenverbindungen neuen Zusammenschluß nöthig, der durch diese Zusammenkunft herbeigeführt werden soll.“ Troß dieses warmen Appells des Vorsitzenden hatte das Schleizer Concil kein bleibendes Ergebnis; eine Einigung wurde nicht erzielt, doch brachten die folgenden Jahre eine Erstarkung des Wingolfs und die Gründung neuer wingolftischer Vereine. Seit 1848 begann der Wingolf überall Farben anzulegen; da er, durch sein christliches Prinzip gebunden, jede Ungefehrlichkeit vermied und dem revolutionären Treiben entgegentrat, wurden seine Mitglieder vielfach als Gegner der freiheitlichen Sache verächtlich behandelt und allgemeinen Anfeindungen ausgesetzt. Die Wingolfiten suchten daher Anlehnung an die konservativen Elemente in der Studentenschaft, die Corps, organisierten sich nach ihrem Vorbild und legten Farben an, in Berlin und Halle schwarz-weiß-gold, die Farben des früheren Bonner Wingolfs, in Marburg gold-weiß-gold, während die Altenruthia nach kurzer Herrschaft der burschenschaftlichen Farben sich mit dem schwarz-gold-schwarzen Bande schmückte. Mit der Annahme der Farben war der Wingolf auf den Standpunkt des geschichtlichen Studententums getreten und zur wirklichen Studentenverbindung geworden.

1850 wurde das erste Wartburgfest gefeiert, doch führten schon im nächsten Jahre innere Streitigkeiten zur Absonderung der christlichen Burschenschaften Pflug in Halle, Altenruthia in Erlangen, Germania in Berlin und Marburg; die

Das letztere ist aber nur dadurch möglich geworden, daß in den höheren Kreisen, von denen die eigentliche Hebung der Wissenschaft und des geistigen Lebens ausgeht, der rechte Sinn und Geist herrscht."

Das Erste, was Kaiser Wilhelm für das wiedergewonnene Elsaß-Lothringen that, war die Stiftung der Universität Straßburg. In der Urkunde vom 28. April Straßburg, 1872 sagte er: „Wir begründen diese Hochschule von neuem, auf daß an ihr im Dienste der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen. Wir verleihen derselben das Recht, ihre eigenen Universitäts- und Fakultäts-Angelegenheiten nach der in dem Universitäts-Statut zu gebenden Ordnung zu verwalten, und sich ihren Rektor unter Unserer Genehmigung, sowie die Dekane ihrer Fakultäten selbst zu bestellen; Wir verleihen den Fakultäten das Recht, den Doktorgrad unter Autorität der Universität nach einer von den Fakultäten selbst aufzustellenden Promotions-Ordnung zu erteilen. Wir gewähren, daß die Fakultäten nach eigener, sich selbst gegebener Habilitations-Ordnung neue, in der Wissenschaft bewährte Lehrer zum Lehramte in ihrer Mitte zulassen."

So wurde Straßburg an die übrigen deutschen Universitäten angegliedert mit denselben Privilegien und denselben Rechten der Selbstverwaltung und Unabhängigkeit; sie hat sich seither würdig gezeigt des Namens einer „deutschen Universität“ und ist das geworden, was der erste Rektor ihr wünschte: ein reichströmender Quell des Lichts, der humanen Bildung, der hohen Begeisterung für alles, was groß edel, schön, heilig und göttlich ist.

Die deutsche
Wissenschaft
nach d. Kriege.

Nach Beendigung des Krieges füllten sich die Auditorien der Universitäten, die im Winter-Semester 1870/71 fast verödet waren, von neuem; das wissenschaftliche Leben blühte rasch empor, zum Teil direkt infolge des Krieges, der, so schwer und tief die Wunden waren, die er geschlagen hatte, doch auch der Wissenschaft zu gute kam. Am handgreiflichsten tritt der fördernde Einfluß, den das blutige Ringen der beiden Völker hatte, in der Medizin hervor: die Chirurgen hatten auf dem Schlachtfeld Erfahrungen gesammelt, die sie zum Ausgangspunkt neuer Forschungen machen konnten. Männer wie Langenbeck und König in Berlin, Thiersch in Leipzig, Esmarch in Kiel, Volkmann in Halle u. a. haben sich durch ihre kühnen Operationen, mit denen sie unter Anwendung neuer Methoden wie der künstlichen Blutleere und durch Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung die glänzendsten Erfolge erzielten, der deutschen Chirurgie zu einem Weltruf verholfen. Andere Zweige der Medizin haben durch die großen Mittel, die infolge der seit dem Kriege rasch steigenden Wohlhabenheit der Bevölkerung und des wirtschaftlichen und industriellen Aufschwungs des Deutschen Reichs verfügbar wurden, gewaltige Fortschritte gemacht. Während die medizinische Fakultät noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Zahl nach im Vergleich zur theologischen und juristischen Fakultät fast gar nicht in Betracht kam, nimmt sie jetzt an einer Reihe von Universitäten durch die Zahl der Studierenden und des Lehrkörpers die erste Stelle ein. Schon äußerlich kennzeichnet sich ihre Bedeutung durch den Raum, den die medizinischen Institute in dem Haushalt der Universität einnehmen. Zu einer ganz neuen wissenschaftlichen Disziplin wurde gegen Ende der siebziger Jahre die Hygiene erhoben, und zwar durch die Arbeiten Pettenkofer und Voit in München. Hier wurde auch 1878 das erste selbständige hygienische Institut errichtet, dem einige Jahre später das in Leipzig folgte. Einen gemeinsamen Sammelpunkt erhielten alle diese hygienischen Bestrebungen in dem Reichs-Gesundheitsamt, von dem aus Robert Koch 1881 seine neuen Methoden zur Isolierung und Reinzüchtung der Bakterien veröffentlichte.

Unmittelbaren Gewinn zog aus der Aufrichtung des deutschen Reichs die Jurisprudenz. Zunächst ergab sich aus dem Entstehen des Bundesstaats mit einheitlicher Verfassung notwendigerweise die wichtige Aufgabe, diese Verfassung wissenschaftlich zu erforschen und zu bearbeiten. Die deutsche Staatsrechtswissenschaft

nahm einen mächtigen Aufschwung, an dem die deutschen Universitäten durch die Arbeit von Männern wie Georg Meyer, Laband und Hänel den wesentlichsten Anteil hatten. Die Ausführung der Reichsverfassung machte ferner eine Reihe neuer Gesetze erforderlich: ein gemeinsames Strafgesetzbuch wurde sofort geschaffen, und einige Jahre später war auch die einheitliche Regelung der Gerichtsverfassung und des Verfahrens in Strafsachen wie in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Konkurs-sachen vollendet. In der Herstellung der Reichsjustizgesetze sind unsere Universitäts-lehrer in hervorragender Weise beteiligt gewesen. Ihre Hauptaufgabe fanden sie indes erst, als es dann galt, das neugeschaffene Recht wissenschaftlich zu verarbeiten; auf dem Gebiete des Strafrechts z. B. haben die Systeme von Berner, v. Eizt, Hälschner und Binding der Wissenschaft und Rechtsprechung die erheblichsten Dienste geleistet. In noch höherem Maße haben wir die nunmehr nach 25jähriger Arbeit vollendete Kodifikation des gesamten bürgerlichen Rechts den Männern der Wissen-schaft zu danken; die grundlegenden Entwürfe zum „Bürgerlichen Gesetzbuch“, dessen Vater der Göttinger Professor Pandt genannt wird, sind ausschließlich von ihnen geliefert. Mitarbeiter war insbesondere der inzwischen verstorbene Windscheid, und Dernburg hat durch scharfsinnig geübte Kritik das Werk wesentlich gefördert; von den dogmatischen Bearbeitungen des neuen Rechts verdient das mustergiltige Werk Endemanns in erster Linie hervorgehoben zu werden.

Auch bei den übrigen Fakultäten, der theologischen und philosophischen, zeigt sich ein durch die Entwicklung des neuen Reichs gefördertes Aufblühen der Wissen-schaft, „das äußerlich in der ungemeinen Vermehrung der Lehrstühle, der Institute, besonders der naturwissenschaftlichen, und der Seminare zur Erscheinung kommt. Die Zahl der ordentlichen Lehrstühle in der philosophischen Fakultät ist im Laufe des Jahrhunderts fast überall auf das doppelte bis dreifache gestiegen: Berlin, das bei seiner Gründung 12 ordentliche Professoren der philosophischen Fakultät auf-zuweisen hatte, zählt deren jetzt 58.

Wie hier auf dem knapp bemessenen Raum nicht etwa ein vollständiges Bild von dem Stande des heutigen Wissens gegeben, sondern nur der Entwicklungsgang, den die an der Universität gelehrte Wissenschaft seit Wiederaufrichtung des deutschen Reiches genommen hat, durch eine Skizze angedeutet werden sollte, so kann auch das vielgestaltige Studentenleben, wie es sich in den letzten Jahrzehnten auf den Hochschulen abspielte, nur in seinen bedeutsamsten Erscheinungen mit wenigen Strichen dargestellt werden.

Auf den französischen Schlachtfeldern war das Streben der Burschenschaft, die Einigung des Vaterlandes, zur Thatfache geworden; nur sie selbst, die Vorkämpferin dieses Gedankens, hatte sich noch nicht zur Einheit durchzuringen vermocht. Zwar hatte im Januar 1870 das süddeutsche Kartell die Anregung dazu gegeben, daß sich eine Anzahl Burschenschaften zu der sogenannten Eisenacher Convention zusammen-schloß. Diese hatte in ihren Satzungen insofern einen Fortschritt gegenüber den Be-stimmungen des Burschenbundes zu verzeichnen, als sie dem Pauken zwischen den ihr angehörenden Burschenschaften nichts in den Weg legte; aber auch sie konnte den leidigen inneren Streitigkeiten nicht steuern und brach im Mai 1872 zusammen, wenn auch einzelne Burschenschaften noch bis Anfang 1876 verbunden blieben.

Die heutige
Burschenschaft.

Indessen war der Trieb nach Einigung in den deutschen Burschenschaften doch immer lebhafter geworden; 1872 versuchte die Germania-Leipzig, 1873 die Rugia-Greifswald einen Vorstoß in dieser Richtung. Aber erst dem entschlossenen und kraftvollen Auftreten des grün-weiß-roten Kartells gelang es, unterstützt von dem schwarz-rot-violetten Kartell, im November 1874 einen Verband zwischen einer erheb-lichen Anzahl deutscher Burschenschaften unter dem Namen „Eisenacher-Deputierten-Convent“ zu stande zu bringen. Dieser Verband, welcher zunächst nur den Zweck einer äußeren Geschlossenheit der Burschenschaft verfolgte, ist für deren Entwicklung von segensreichem Einfluß gewesen, wie namentlich die große Zahl der in den siebziger Jahren neu gegründeten Burschenschaften oder zur Burschenschaft herangezogenen



Der V.C. Gedeihlicheren Aufschwung als diese beiden Verbände nahm der aus kleinen Anfängen hervorgewachsene Kartellverband akademischer Turnvereine. Nachdem die, wie erwähnt, im Jahre 1870 zwischen den Turnvereinen von Berlin, Graz und Leipzig angeknüpften Beziehungen durch den Krieg wieder gelöst waren, erneuerten dieselben drei Vereine am 2. August 1872 auf dem 4. deutschen Turnfest zu Bonn den Kartellverband; zehn Jahre später, auf dem Kartellturnfest zu Sangerhausen, zählte der Verband bereits 12 Vereine. Sehr bald zeigte sich nun auch bei den Turnvereinen die Erscheinung, die sich in der Entwicklungsgeschichte des studentischen Vereinswesens mehrfach wiederholt: sobald die Korporationen eine gewisse geschichtliche Bedeutung erlangt hatten und in sich gefestigter geworden waren, trat das ursprünglich bei der Entstehung des Vereins maßgebende Prinzip gegenüber dem rein studentischen zurück. Mit der Durchführung des Beschlusses, daß von den Kartellvereinen Angehörige anderer Vereine nur dann aufgenommen werden durften, wenn letztere rein wissenschaftlicher Natur seien, war der erste Anstoß zur streng korporativen Gestaltung der Vereine gegeben. Da nunmehr auch zur Frage: „ob farbentragend oder nicht farbentragend“ und zur Mensurfrage Stellung genommen werden mußte, und in dieser Hinsicht die Meinungen sehr weit auseinandergingen, spitzten sich die Gegensätze unter den Kartellvereinen immer mehr zu und machten schließlich den Bruch unvermeidlich. Die nichtfarbentragenden Vereine traten aus, und 1885 wurde zu Berlin der Kartellverband unter dem Namen V.C. (Vertreter-Convent) auf der Grundlage möglichst gleichartiger korporativer Organisation mit Couleur und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion einheitlich gestaltet. Nachdem dann 1891 auch die bis dahin gültige Bestimmung, daß Turner nicht gegen Turner fechten dürften, aufgehoben und die Annahme der Bestimmungsmensur beschlossen war, stellten sich die dem V.C. angehörenden Turnvereine oder, wie sie sich seit 1897 nennen, Turnerschaften in Bezug auf ihre studentischen Prinzipien den übrigen „Waffenverbindungen“ gleich, von denen sie sich indessen durch die Beibehaltung des Turnprinzips unterscheiden.

Der A. T. B. Die aus dem Kartellverband ausgeschiedenen Turnvereine, welche dem Beschlusse der Mehrheit, Farben anzulegen und das Prinzip der unbedingten Satisfaktion anzunehmen, nicht beitraten, schlossen sich 1883 unter der Führung des Jenerser akademischen Turnvereins Gothania zum Akademischen Turnbund zusammen, der seitdem rasch gewachsen ist und gegenwärtig 19 Vereine umfaßt. Seine Mitglieder tragen keine Couleur und bekennen sich zu dem Grundsatz der sogenannten „bedingten“ Satisfaktion, d. h. sie verwerfen die Bestimmungsmensur und erkennen auch die Contrahage nur insoweit an, als der Forderung eine wirkliche Beleidigung und nicht bloßer Kartenwechsel zugrunde liegt. Die dem A. T. B. angehörenden Turnvereine wirken außerdem für die Gleichstellung der Technischen Hochschulen, indem sie die an ihnen Immatrikulierten als Mitglieder aufnehmen und, z. B. in Berlin, ihre Beibehaltung im Gegensatz zu Rektor und Senat durchgesetzt haben.

Die studentischen Gesangsvereine. Eine ähnliche Entwicklung in Bezug auf ihre korporative Gestaltung wie die Turnvereine haben auch die akademischen Gesangsvereine durchgemacht. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die Geschichte des Leipziger Universitäts-Sängervereins St. Pauli. Am 4. Juli 1822 mit der Bestimmung gegründet, daß Mitgliedern aller Korporationen die Teilnahme gestattet sein solle, setzte er 1830 einen numerus clausus fest; seit seinem 25 jährigen Jubiläum schwanden die Angehörigen fremder Verbindungen mehr und mehr aus dem Verein, und seit 1875 ist der Paulus selbständige Korporation mit den Farben hellblau-weiß-hellblau und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion. Der Paulus gehört dem deutschen akademischen Sängerbund an. Die nicht farbentragenden Gesangsvereine gründeten, nachdem sich das oben (S. 125) erwähnte Kartell wieder gelockert hatte, 1876 zu Göttingen einen neuen Verband, der gegenwärtig unter dem Namen „Sondershäuser Verband deutscher Studenten-Gesangsvereine“ 16 Vereine umfaßt.

Von den zahlreichen Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber keine Bestimmungsmeasures schlagen, haben sich seit 1892 eine Anzahl zu einem engeren Verbands, dem „Dessauer Abgeordneten-Convent“ zusammengethan. Dem D.A.C. gehören gegenwärtig 7 Verbindungen an, die Farben tragen und eigene Waffen führen.

Farbentragende Korporationen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion, die keinem Verbands angehören, sogenannte „freischlagende“ Verbindungen, die sich auch wohl freie Landsmannschaften oder Burschenschaften nennen, giebt es fast auf jeder Universität. Daneben existieren gegen 12 Verbindungen, die eigene Waffen haben und unbedingte Satisfaktion geben, aber Farben bloß auf der Kneipe tragen, und gegen 30 schwarze, d. h. nichtfarbentragende Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber größtenteils auf fremde Waffen fechten.

Man sieht aus den angeführten zahlreichen Milancen des studentischen Korporationswesens, wie die Stellung zur Satisfaktions- und Mensurfrage fast überall der springende Punkt ist, der die Verbindungen zusammenführt oder trennt. Grundsätzliche Gegner jeden Waffengebrauchs, sei es zum Duell oder zur Mensur, sind die christlichen Studentenverbindungen. Sie stehen mit dem Prinzip der Mensurverwerfung in der Studentenschaft isoliert und in der Minderheit, aber man wird ihnen die Anerkennung nicht versagen können, daß sie ihren Standpunkt aus redlicher Überzeugung vertreten, und niemand wird ihnen, die so gut wie jeder andere Student im Kriege für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, aus ihrer Gegnerschaft gegen die Mensur den Vorwurf der Feigheit machen. Der Wingolfsbund, dessen Entstehungsgeschichte wir oben verfolgt haben, wurde 1885 in seiner heutigen Gestalt neubegründet und umfaßt jetzt 18 Verbindungen. Andere protestantische Verbindungen, unter denen sich auch die schon erwähnte „Altentruthia“ befindet, haben sich 1886 zu dem Schwarzburgbund vereinigt, der alle zwei Jahre um Pfingsten zu Schwarzburg tagt.

Der Wingolfs-

Der Schwarzburg-
bund

Von den katholischen Studentenverbindungen sind 17 farbentragende zu dem 1851 gegründeten „Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen“ vereinigt, während 24 nichtfarbentragende, teils an Universitäten, teils an technischen Hochschulen bestehende Vereine den „Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands“ bilden.

Alle bisher erwähnten Korporationen, so sehr sie sich auch in manchen Punkten unterscheiden oder gar, wie in der Mensurfrage, als grundsätzliche Gegner einander befehdeten, treffen sich doch alle auf dem gemeinsamen Boden der Liebe zum Vaterlande; bei den einen, wie den Corps und Landsmannschaften, ist das treue Festhalten an Kaiser und Reich selbstverständliche Voraussetzung und bildet gewissermaßen die Grundlage ihrer Bestrebungen, andere Verbindungen, wie die Burschenschaften, haben die Pflege vaterländischer Gesinnung ausdrücklich in ihr Programm aufgenommen. Von dieser Einigkeit und Einmütigkeit in Bezug auf patriotisches Empfinden war indessen bis in die achtziger Jahre hinein äußerlich wenig zu merken; im Gegenteil gab gerade die Feier vaterländischer Gedenktage oder sonstiger Feste, bei denen ein geschlossenes Auftreten der gesamten Studentenschaft zu erwarten gewesen wäre, Anlaß zu immer wiederkehrenden Reibereien. Der Streit um den Vortritt bei Fackelzügen, um das Tragen der Universitätsfahne, um das Präsidium bei Kommissen u. s. w. führte nur zu oft dazu, daß entweder die studentische Festlichkeit ganz unterblieb, oder daß sich die Verbände trennten und einzeln oder in Gruppen ein Fest veranstalteten. Erst in neuerer Zeit, seitdem das Verständnis für nationale Fragen im deutschen Volke überhaupt gewachsen und ihm durch den Verlust der Männer, die das deutsche Reich geschaffen haben, die Größe dieser Schöpfung erst recht zum Bewußtsein gekommen ist, hat sich darin auch bei der akademischen Jugend ein Wandel vollzogen.

Es ist das unbestreitbare und bleibende Verdienst der „Vereine deutscher Studenten“, die in den achtziger Jahren überall, zuerst in Berlin im Januar 1881,





Schauspiel. — Ein Jahr war noch nicht vergangen, und wieder versammelte sich Alldeutschlands Studentenschaft an derselben Stelle. Wieder bligten die Schläger in der Luft, aber die Fahnen und Schärpen waren von düsterem Schwarz umflort: es galt dem geliebten Toten, dem großen Kaiser den letzten Ehrendienst zu erweisen. „Schneidend“ — so berichteten die „Akademischen Blätter“ über die ergreifende Feier — „strich der Wind von Osten. Mochten die steifen Glieder beim vierstündigen Stehen erstarren, mochten der steifen Hand Fahne und Schläger fast entfliegen, in Gedanken an den, um dessentwillen es geschah, ertrug man diese Unbilden leicht. Gegen 1 Uhr verkündete der eherne Mund der Kanonen, daß Kaiser Wilhelm seinen letzten Siegeszug durch die Einden angetreten habe, daß er die letzte Heerschau über sein treues Volk halte. Die gewaltigen Klänge des Beethovenschen Trauermarsches wühlten den Schmerz noch einmal in seinen Tiefen auf, bis sie von dem trostreichen „Jesus meine Zuversicht“ verdrängt werden. Fahnen und Schläger senken sich vor dem großen Toten in den Staub. Ein ergreifender, unvergeßlicher Abschied! Vale senex Imperator.“

Die Studenten
in
Friedrichsruh

Seit dem Heimgange des geliebten Kaisers klammerte sich das patriotische Empfinden der deutschen Studentenschaft mit zäher Treue und Anhänglichkeit an den Erbauer des Reichs, an den „Alten im Sachsenwald.“ Wo immer die akademische Jugend Gelegenheit fand, sich dem großen Kanzler zu nähern, wie in Kissingen am 10. August 1891 und in Jena im Sommer 1892, jauchzte sie ihm begeistert zu. Selten aber hat sich unserm Volk ein so erhebendes Schauspiel dargeboten, wie an dem Tage, da die deutsche Studentenschaft einmütig nach dem Sachsenwald pilgerte, um dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung und die Glückwünsche zum 80. Geburtstag darzubringen. Schier endlos war der farbenprächtige Zug, der sich durch Hamburgs altehrwürdige Straßen bewegte, unendlich waren der Jubel und die Begeisterung, die durch diese großartige Ovation in den Herzen aller, vom kraßesten Fuchs bis zum ergrauten Alten Herrn, erweckt wurden. Seit den Wartburgfesten von 1817 und 1848, zu denen die Vertreter aller Universitäten zusammenkamen, war dies die erste gemeinsame Kundgebung der Studenten sämtlicher deutschen Hochschulen. Und als dann die Trauerkunde die deutschen Lande durcheilte, daß unser Bismarck, der Abgott der deutschen Jugend, seinem Kaiser, dessen treuen Diener er sich nannte, nachgefolgt sei, da war es wiederum sein Name, dessen zauberhafter Klang auch über das Grab hinaus auf die Gemüter der deutschen Studentenschaft seine Wirkung ausübte: keiner wollte zurückstehen, als es galt, dem großen Toten ein Zeichen vaterländischen Dankes zu beschließen. So werden denn, dank dem einmütigen Beschlusse der in Hamburg versammelten Vertreter deutscher Hochschulen, in kommenden Jahrhunderten am Geburtstage unseres Altreichskanzlers, wenn der Abend seine Schatten über die deutschen Gauen zu breiten beginnt, allüberall, soweit die Grenzmarken unseres Vaterlandes reichen, auf ragenden, dem Fürsten Bismarck geweihten Säulen mächtige Feuer emporlodern. Fürwahr eine Ehrung, wie sie kein Sterblicher je zuvor erfahren hat, eine Ehrung, würdig unseres Nationalhelden, würdig des deutschen Volks und der deutschen akademischen Jugend! Die zu Ehren Bismarcks gefaßten Beschlüsse zeigen, daß unsere Studenten die Hoffnung, die Bismarck für die Zukunft des Vaterlandes auf sie setzte, nicht täuschen, sondern allezeit ihrer Aufgabe, Hüter des nationalen Gedankens zu sein, eingedenk sein werden.

Große und ernste Ziele harren des deutschen Volks, und die Universitäten sind in erster Linie berufen, an ihrer Erreichung mitzuarbeiten. Wollen wir Deutsche in dem Wettbewerb aller Völker die Stelle einnehmen und behaupten, die uns nach unserer großen Vergangenheit und nach dem Reichtum der unserem Volke innewohnenden geistigen Kraft gebührt, so können wir das nur durch unsere Universitäten. An ihnen vor allem wird es liegen, das Wort unseres Kaisers vom „größeren Deutschland“ wahr zu machen, dadurch, daß sie, festhaltend an dem alten Geist akademischer Freiheit, deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft pflegen und fördern.



Mit der fortschreitenden Betonung des Charakters der Universität als einer Studienanstalt trat im Laufe der Zeit die überwiegende Bedeutung der Lehrenden gegenüber den ihnen formell innerhalb der Genossenschaft gleichstehenden Lernenden immer mehr hervor: die Vollversammlung der Genossenschaft verlor ihre Bedeutung, und die tatsächliche Leitung ging an einen ausschließlich aus Magistern bestehenden Verwaltungsausschuß über. Das sich hieraus entwickelnde Prinzip der Zugehörigkeit aller Magister zu diesem Ausschuß führte schließlich dahin, daß nur die Professoren Sitz und Stimme in der Genossenschaft hatten.

Nach außen war die Universität eine autonome Korporation klerikalen Charakters, der Kirche und Staat ihre Machtmittel zur Verfügung stellten, und die ein hohes Ansehen und bevorrechtigte Stellung genoss. Selbst den in Deutschland von den Landesfürsten neu gegründeten Universitäten, denen durchweg sämtliche Privilegien der anderen bereits bestehenden Universitäten verliehen wurden, blieb die Ausgestaltung ihrer Verfassung völlig überlassen. Von dieser ihrer Macht haben sie meist nicht den besten Gebrauch gemacht. „Der Gedanke der Autonomie der Universitäten und der Notwendigkeit einer bevorzugten Stellung ihrer Mitglieder im bürgerlichen Leben“, sagt Stein (Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, Leipzig 1891), „ist im fünfzehnten Jahrhundert bis in seine letzten Konsequenzen, ja bis zur Überschreitung jedes verständigen Maßes verwirklicht worden. Die Universitäten bildeten selbständige Gemeinwesen, die der weltlichen Gewalt gar keinen, der geistlichen nur sehr bedingt einen irgendwie erheblichen Einfluß zu gestatten brauchten. Ihre Mitglieder, als Beklagte von weltlichem Gerichtszwange frei, zogen als Kläger jeden dritten vor das geistliche Gericht des Konservators, und wo sie etwa doch vor den bürgerlichen Gerichten klagend aufzutreten hatten, eröffnete ihnen ihre privilegierte Stellung besondere Vorrechte. Die Steuerfreiheit verursachte den Städten einen hart empfundenen Ausfall in ihren Einnahmen, weil es sich dabei weit weniger um direkte Steuern vom Einkommen handelte, von denen die einen als Kleriker, die anderen als von den Vätern erhaltene Hausöhne ohnedies frei gewesen wären, als vielmehr um indirekte Abgaben, besonders Einfuhr- und Verbrauchszölle, die an sich auf jedem Einwohner lasteten, und bei welchen den persönlich Befreiten der Mißbrauch verführerisch nahe lag“.

Dies änderte sich im sechzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Macht infolge der Reformation sank, die landesherrliche durch den Verfall der Kirche und des Kaisertums stieg. Der Landesfürst betrachtete es jetzt als seine Aufgabe, auf seiner Universität die Lehre des rechten Glaubens zu fördern und andererseits die erforderlichen Einrichtungen für die Heranbildung seiner Richter und Verwaltungsbeamten zu treffen. Der Umstand, daß die vielen Säkularisationen den Universitäten ihre Einkünfte, den Lehrern und Hörern ihre vielen Pfründen und Benefizien entzogen, beschleunigte den Verfall der Universitäten und steigerte die Not der Professoren aufs höchste. Hier bot sich nun den aufstrebenden Landesherren, denen das Bestehen der autonomen Körperschaften der Universitäten inmitten ihrer kleinen Staaten schon längst ein Dorn im Auge war, eine Handhabe, die Universitäten auf den Standpunkt staatlicher Bildungsanstalten herabzudrücken, indem sie die Besoldung, damit aber auch die Anstellung und die Überwachung der Professoren übernahmen. Diese Entwicklung geschah langsam und schrittweise, aber unaufhaltsam; nach ihrem Abschluß war das Gepräge der Universitäten so, wie es von Weizsäcker in einer Rede (Akademische Revue. Bd. 2, S. 129) mit Bezug auf Tübingen schildert: „Alle Veränderungen in der Einrichtung der Universität liegen in der Hand des Fürsten und seiner Regierung. Von dort aus werden neue Gesamtordnungen gegeben, der Lehrplan geregelt, die Aufgaben verteilt, die Ferien vorgeschrieben. Über diesem übt die Regierung ein weitgehendes Recht der Beaufsichtigung aus. Die Universität wird in bestimmten Zwischenräumen durch herzogliche Kommissäre visitiert, und diese Visitation erstreckt sich auf alles Denkbare, die Lehre, die Lehrweise der Lehrer, den Fleiß derselben, ihre persönliche Aufführung, öffentliche und private, selbst auf die

Sitten der Frauen. Der Visitation folgt der Rezeß mit Vorbehalt des Erfundes und strenger Weisung. Eine Disziplin, von welcher wir kaum eine Vorstellung mehr haben, wenn sie auch oft genug in Worten ausging“.

Aufgenommen und weitergeführt wird diese Bestrebung von dem absolutistischen Polizeistaat des 17. und 18. Jahrhunderts. Innerhalb seines geringen Umfanges sorgt dieser Staat, für den das Preußen zur Zeit Friedrichs des Großen als Typus gelten mag, für alles bis zu den geringsten Kleinigkeiten herab, natürlich auch für Wissenschaft und Forschung, und ganz selbstverständlich zieht er die Universitäten ohne weiteres in seine allgemeine Kultusverwaltung hinein. „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staats, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben“, sagt das Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten. Mit dieser teils naiv, teils brutal klingenden Bestimmung war jede Selbständigkeit der preussischen Universitäten vernichtet, und ähnlich geschah es in den anderen deutschen Ländern. Die Universitäten wurden in das staatliche Behördensystem durch Unterstellung unter andere Zentral-Behörden eingegliedert, und zu ihrer dauernden Beaufsichtigung wurde ein Regierungskommissar ernannt. Die Bestallung eines solchen außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten mit ausgedehnten Befugnissen gegenüber den akademischen Behörden war insbesondere vorgeschrieben in den Karlsbader Beschlüssen vom Jahre 1819.

Erst die Bewegung des Jahres 1848 hat den deutschen Universitäten wieder eine freiere Stellung gebracht, allerdings nur in Bezug auf solche Dinge, an denen die Staatsregierung kein allzugroßes Interesse hat. Der Charakter der Universität als einer staatlichen Lehranstalt ist heute in Deutschland überall streng durchgeführt. Der Staat giebt ihr Verfassung und Statuten, er errichtet die Lehrstühle und Institute. Die Universitäten ressortieren meist direkt vom Ministerium, ohne den Provinzialbehörden unterstellt zu sein. Der Kurator oder Kanzler vermittelt den Verkehr zwischen der Universität und dem Minister, dessen Bevollmächtigter er ist. Aber er ist keineswegs Vorgesetzter der Universität und hat auch weder auf die Professoren noch auf die Studenten irgendwelchen unmittelbaren Einfluß; vielmehr übt er die ihm übertragene allgemeine staatliche Fürsorge für das Gedeihen der Universität in materieller wie wissenschaftlicher Hinsicht lediglich durch Berichterstattung an das Ministerium aus.

Die moderne Selbständigkeit der Universität.

Überhaupt ist in unserer Zeit die Staatsaufsicht über die akademischen Lehrer fast unsichtbar. In Bezug auf die Lehre und deren Methode sind sie völlig frei, sie sind nur verpflichtet, innerhalb des ihnen erteilten ganz allgemeinen Lehrauftrags überhaupt Vorlesungen zu halten. Da im übrigen Professoren sowohl wie Studenten, welche letztere nur in Bezug auf die akademische Disziplin den akademischen Behörden unterstehen, nicht mehr besondere Standesvorrechte haben, sondern wie jeder andere Staatsbürger den allgemeinen bürgerlichen Gesetzen unterworfen sind, so liegt für die Regierung kein Grund mehr vor, sich in die früher mit politischen Verhältnissen vielfach verquickten akademischen Angelegenheiten hineinzumischen.

Eine gänzliche Scheidung zwischen äußeren und inneren Fragen ist naturgemäß unmöglich, und so haben die heutigen Universitäten von ihrer früheren autonomen Stellung auch nach außen hin und in wirtschaftlicher Beziehung einen beträchtlichen Teil von Unabhängigkeit behalten oder in unserm Jahrhundert, dem des self government, wieder erhalten. Wie die Kreise, Provinzen, Städte, Gemeinden und andere Verbände in unserer Zeit, allerdings unter der Aufsicht und Mitwirkung der Staatsregierung, ihre Angelegenheiten in weitem Maße selber verwalten und besondere Vertretungen besitzen, um ihre Interessen bei der allgemeinen Regierung geltend zu machen, so auch die heutigen Universitäten. Sie sind durchweg in der ersten Kammer des Landes vertreten; in Preußen wählt jede Universität und ein Teil der technischen Hochschulen ein vom Könige berufenes Mitglied zum Herrenhaus.

Vor allem aber üben die Universitäten innerhalb eines bestimmten Umfangs Die Selbstverwaltung aus durch den Rektor und den Senat. Der Senat oder das Kon-

Die Verwaltungsorgane.

istorium ist ein von den Professoren gewählter Ausschuß, dem außerdem der Rektor, der Rektor des Vorjahres, meist Prorektor genannt, die vier Dekane und der Universitätsrichter angehören. Der auf ein Jahr aus der Zahl der ordentlichen Professoren gewählte Rektor, der für die Dauer seiner Amtsführung den Titel Magnificenz und sonstige Rangvorzüge hat, ist der Vorsitzende und Repräsentant des Senats und kann in einzelnen Dingen auch selbständig Entscheidungen treffen. In einer Reihe von Universitäten ruht das Amt der Rektoren nominell in den Händen des

Landesfürsten, der dann auch den Titel Rector magnificentissimus führt; tatsächlich werden indessen die Geschäfte des Rektorats von dem Prorektor oder, wie in Gießen, von dem Rector magnificus versehen. Der Rektor ist das Haupt der Universität, die er nach außen und innen vertritt; dem Studenten verleiht er das akademische Bürgerrecht und verkündet ihm mit ernster Amtsmiene die über ihn verhängten Disziplinarstrafen. Ihm unterstehen ferner die Universitätsbeamten: der Quästor, auf den wir später zurückzukommen haben, die Universitätssekretäre und Kanzlisten, die Pedelle, Auditorienwärter, Heizer u. a.

In wissenschaftlicher Beziehung wird das akademische Leben durch die Fakultäten geregelt, deren gewählter Repräsentant der Dekan ist. Sie sollen über die Vollständigkeit des Lehrangebots und die Lehre selber, sowie über die Zweckmäßigkeit des Studienganges und den Fleiß der Studierenden wachen. Diese früher sehr



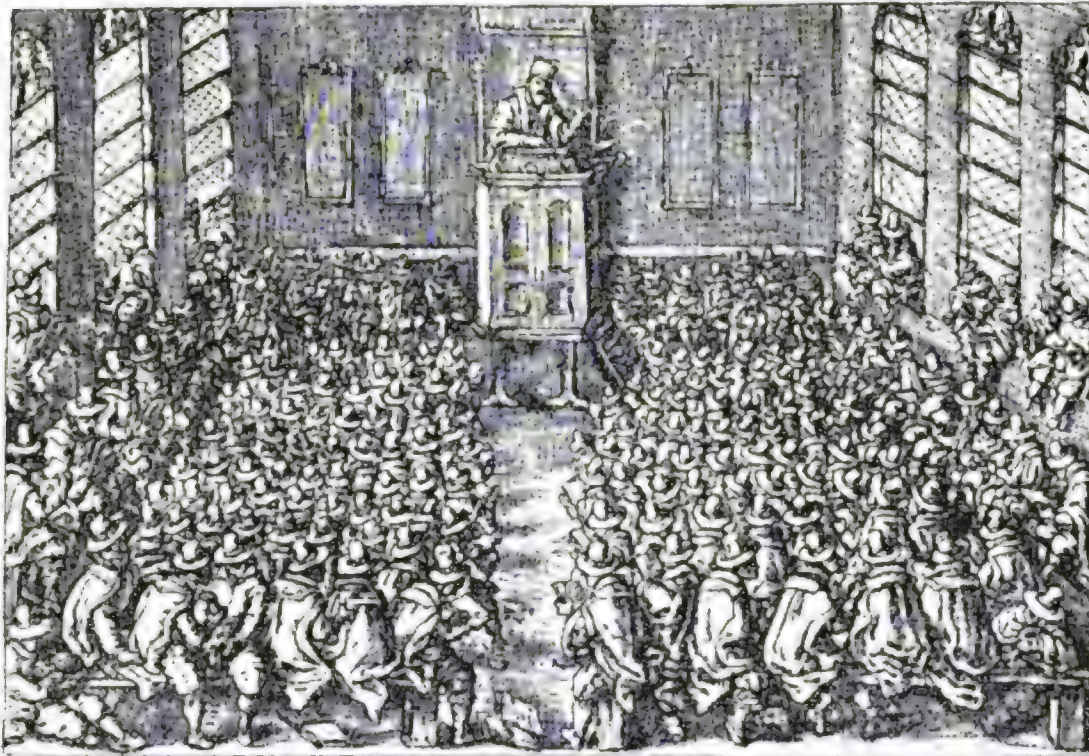
Ein Rector magnificus

ernst genommene Aufgabe ist naturgemäß bei der Frequenz der heutigen Universitäten so gut wie undurchführbar. Einen maßgebenden Faktor bilden indessen die Fakultäten noch heute bei der Verwaltung der Benefizien und insbesondere der Preisaufgabebestiftungen. Vor allem aber ist die Fakultät, wie sie im Mittelalter das Organ war für das dem Zunft- und Innungswesen überhaupt eigentümliche Aufnahmerecht der Meister, so noch jetzt die ausschlaggebende Behörde für die Promotion und, da die *venia docendi* mit dieser nicht mehr ohne weiteres verbunden ist, für die Habilitation der Privatdozenten. Bezüglich der Anstellung von Professoren ist an Stelle des Cooptionsrechts der Fakultät ein bloßes Vorschlagsrecht gegenüber der Regierung getreten.

Die
Fakultäten.

Bei dem hier kurz skizzierten Entwicklungsgang der Universität haben wir schon gesehen, daß allmählich eine Verschiebung der Verhältnisse der ursprünglich einander gleichberechtigten Universitätsangehörigen stattfand zu Gunsten der Lehrer, zu Ungunsten der Schüler. „Unaufhaltsam“ — sagt Stein a. a. O., S. 105 — „vollzog sich die Trennung der früher einheitlichen Korporationen in zwei scharf geschiedene Lebenskreise, in Professoren und Studenten. Die Einen wie die Anderen lebten unter sich, jene immer mehr den anderen bürgerlichen Kreisen genähert, diese immer weiter von ihnen abgedrängt. Zwischen dem Lehrkörper und der Studentenschaft öffnete sich eine soziale Kluft, die bis heute noch nicht ganz überbrückt ist, und die oft genug jedem der beiden Teile das Verständnis für die Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des andern geraubt hat.

Verhältnis
zwischen
Dozenten und
Studierenden



Eine Vorlesung im 17. Jahrhundert.

(Aus dem *Pagillus Facetiarum Iconographicarum* des Job. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Die Professoren begannen sich als den eigentlichen Körper der Universität zu fühlen. Auf Lebenszeit berufen und besoldet, allein im Besitze aller aktiven Rechte, lernten sie sich als das stabile, feste Element betrachten. Die rasch vorüberflutende Masse der jungen Studenten erschien nicht mehr als ein Teil der Universität, sondern als das Objekt ihrer Thätigkeit. Es schwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft, für die universitas im mittelalterlichen Sinn: die Universität wurde das, was in den Anfängen des akademischen Lebens das studium gewesen war, die unpersönliche Lehranstalt, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehend, eine hohe Schule im eigentlichen Sinne des letzteren Worts, an der die einen als Lehrer wirkten, die anderen ihre Ausbildung suchten.“

Diese Entwicklung ist heute völlig abgeschlossen; dagegen kann man von einer sozialen Kluft zwischen Lehrkörper und Studentenschaft nicht mehr sprechen, weil auch die Studierenden sich immer mehr den bürgerlichen Kreisen genähert haben und schließlich in ihnen aufgegangen sind. Die Lebensanschauungen und Lebensbedingungen der Professoren wie der Studenten sind jetzt nahezu die gleichen, nämlich die der gebildeten Welt überhaupt.

Früher schloß das Prinzip der akademischen Freiheit eine fast unbegrenzte Lehrfreiheit in sich, von der auch die älteren Studenten einen weitgehenden Gebrauch

Die
akademischen
Lehrer.

machten. Der Aufenthalt auf den Universitäten war für alle zunächst der eigenen Forschung wegen da, der Unterricht war eine vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen ausgeübte Thätigkeit. Die Lehrer waren sämtlich, was wir heutzutage Privatlehrer nennen würden, und das Prädikat „öffentlich“ legten sich diejenigen, die die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatten, lediglich als ein epitheton ornans bei. Mit der Promotion war eine ausdrückliche Erteilung der *venia docendi* verbunden; die Graduierten waren fähig, von einer Fakultät in ihr Kollegium aufgenommen zu werden. Erst als die Landesherren auch die Vorbildung der Professoren überwachten und sich schließlich deren Anstellung vorbehielten, hießen öffentliche Lehrer die staatlich angestellten und besoldeten Universitätslehrer, die damit erst anfangen, einen abgeschlossenen Berufsstand zu bilden und ihre vornehmste Aufgabe in der Erfüllung des ihnen von der staatlichen Obrigkeit zugewiesenen Lehrauftrags zu sehen.

Dieser im sechzehnten Jahrhundert entstehende Berufsstand schloß sich den damals überall herrschenden zünftlerischen Bestrebungen gemäß zur Beförderung seiner besonderen wirtschaftlichen Interessen zusammen, und so sehen wir in derselben Zeit, wo die Innungsmeister eifrigst die „Böhmhasen“ jagten und ihnen das Handwerk legten, die in den Fakultäten organisierten Professoren einen erbitterten Kampf führen gegen die von Alters her neben ihnen wirkenden, nicht zur Zunft gehörigen, nicht öffentlichen oder nicht ordentlichen Lehrer, die ihnen das Unterrichtshonorar verkürzten. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein, da die Bestrebungen der Zunftprofessoren unterstützt wurden von Seiten der staatlichen Autorität, der daran gelegen sein mußte, den durch den dreißigjährigen Krieg in die höchste Not versetzten Stand vor dem Untergange zu bewahren.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts erscheinen wieder, zuerst in Halle und Göttingen, die Privatdozenten, deren Stellung von Staat und Universität sehr bald in dem Sinne geregelt wurde, daß sie in den Berufsstand als jüngere, noch im Vorbereitungsstadium befindliche Kollegen eingegliedert wurden. Ihre Zulassung, für die im allgemeinen erfordert wird, daß sie sich nach erlangter Doktorwürde mehrere Jahre der Wissenschaft gewidmet haben, erfolgt durch die Fakultät nach einem Colloquium in der Fakultätsitzung und nach Einreichung einer Arbeit, die nach dem Urteil der Fakultät eine Bereicherung der Wissenschaft durch selbständige Forschung darstellt. Während die Privatdozenten ursprünglich eine ganz freie und unabhängige Stellung einnahmen, zeigte der Staat immer mehr das Bestreben, sie unter seine Beamten einzugliedern. Neuerdings sind sie, jedenfalls in Preußen, der staatlichen Disziplinargewalt unterstellt, die sich auch auf ihre Lehrthätigkeit erstreckt. Dafür genießen sie andererseits die entsprechenden Vorteile, indem die Zeit ihrer Thätigkeit als Privatdozent bei der Pensionierung angerechnet wird; auch wird in ausgedehntem Maße an ältere Privatdozenten der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen. Die Anzahl der an den deutschen Universitäten zur Zeit wirkenden Privatdozenten beläuft sich auf 774, etwa ein Drittel der sämtlichen Dozenten. Mit dem Aufhören der allgemeinen Lehrfreiheit entstand sogleich ein neben den Hochschullehrern stehender Beruf der Sprachlehrer oder Lektoren, besonders der englischen und französischen Sprache, der einem dringenden Bedürfnis entgegen kam. Auch die sogenannten Exercitienmeister, die Unterricht erteilten im Tanzen, Reiten, Turnen und Fechten, finden sich schon früh auf allen Universitäten. Anfangs nur geduldet, wurden sie später von den akademischen und staatlichen Behörden autorisiert und besoldet. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch an fast allen Universitäten Musik- und Zeichenlehrer zugelassen. Die Besoldung dieser Kategorie von Privatlehrern ist gering; sie sind im wesentlichen auf die Einnahmen aus ihrer privaten Unterrichts-

Honorar und
Kolleg.

erteilung angewiesen. Ursprünglich waren dies die ordentlichen Universitätslehrer auch. Hinzu kamen für sie die Einnahmen aus den Gebühren, insbesondere den Promotionsgebühren, ferner solche Nebeneinnahmen, wie sie ihnen das Amt als Bursenrektor, Mißbrauch der Steuerfreiheit u. a. verschafften. Geistliche Stiftungen erhöhten ihr Einkommen sehr bald in ganz beträchtlichem Maße. Als jedoch diese infolge der

Reformation abnahmen, und als zugleich beim Aufkommen der territorialen Landeshoheit die Zahl der Universitäten wuchs, und ihr Besuch infolgedessen sank, übernahmen, wie schon erwähnt, die Landesherren die Besoldung ihrer Hochschullehrer. Die Gehälter waren ursprünglich meist nach den Fakultäten abgestuft: die Theologen erhielten doppelt soviel wie die Philologen, und in der Mitte hielten sich die Gehälter der Juristen und Mediziner. Besonders namhafte Gelehrte konnten nur durch besondere Zusicherungen gewonnen werden; auch heute kommt die Berufung mancher berühmten Dozenten, die an der Geldfrage zu scheitern droht, nur durch die Gewährung persönlicher Zulagen aus dem Dispositionsfonds zustande. Das Gehalt der ordentlichen Professoren beläuft sich in Preußen, ähnlich wie in den anderen deutschen Staaten, auf 4000—6000 M.; in Berlin ist es höher. Der außerordentliche Professor beginnt mit 2100 M. Neuerdings ist auch für die Universitätslehrer das System der Dienstalterszulagen und der Altersversorgung eingerichtet: als Entgelt dafür zieht der Staat von dem einen bestimmten Betrag (4500 M. im Jahr) übersteigenden Teil der Honorareinnahmen die Hälfte für sich ein.

Solange die Universitäten Zünfte waren, ausgestattet mit dem Monopol des Lehrens der Wissenschaften, gehörte die Erhebung der Unterrichtshonorare zu den Privilegien der korporativen Selbstverwaltung. Das Honorar war von der freien Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler abhängig, denn der Unterricht war reine Privatsache. Mit dem Beginn der staatlichen Universitätsverfassung im 15. Jahrhundert erscheint allmählich als Correlat zu dem staatlichen Gehalt für die Professoren auch die Pflicht, bestimmte *lectiones publicae* unentgeltlich zu halten. Dies wurde schließlich die Hauptthätigkeit der Professoren; wo die öffentlichen Vorlesungen nicht ausreichten, half die damals noch bestehende allgemeine Lehrfreiheit aus, indem jüngere Dozenten und ältere Studierende Privatunterricht erteilten. Aus solchen privaten, sogenannten Disputierkollegien hat sich im 16. Jahrhundert das heutige Privatkollegium entwickelt. Durch Geldnot getrieben, adoptierten die ordentlichen Professoren den Brauch der privaten Dozenten, und es gelang ihnen schließlich, wie wir gesehen haben, diese gänzlich zu verdrängen. Eine natürliche Folge war es dann, daß die Professoren allmählich immer weniger Wert legten auf ihre obligatorischen öffentlichen Vorlesungen als auf die einträglichen privaten, und so kamen die ersteren, der Form halber zunächst noch sporadisch abgehalten, allmählich ganz ab. Im 17. Jahrhundert gab es nur entgeltliche Privatkollegien, und erst in diesem Jahrhundert, 1822 in Preußen und 1849 in Baiern, werden wieder sogenannte *Publica* eingerichtet, die unentgeltlich sind, aber auch nur als Nebenvorlesungen gelten sollen.

Die Regelung des ursprünglich ganz freien Honorars wurde schon früh, der Zeitrichtung entsprechend, Zunftsache. Die Fakultäten bestimmten den Preis oder ließen ihn durch sogenannte *taxatores lectionum* bestimmen. Maßgebend war, wie auch heute noch, in der Regel die Zahl der gelesenen Wochenstunden. Häufig findet sich jedoch eine Abstufung nach den Vermögensverhältnissen der Hörer; auf manchen Universitäten wurde der „*Pastus*“ (pascor—weiden) überhaupt nur von den Vermögenden gefordert, während die Unbemittelten und die Angehörigen der Universitätslehrer und Beamten von der Honorarzahlung befreit waren. Im übrigen war es Sache der Dozenten, ob sie einzelnen Hörern gegenüber von der üblichen Vorausbezahlung absehen oder ihnen gar Stundung für längere Zeit gewähren wollten. Erst im 18. Jahrhundert werden auf einigen Universitäten landesherrliche Tagen erlassen. In der neuesten Zeit macht sich das Bestreben nach Verstaatlichung der Honorare immer stärker geltend. Für Preußen ist kürzlich bestimmt worden, daß die zur Zeit üblichen Sätze nicht erhöht werden dürfen.

Auch die Eintreibung der rückständigen Honorare war ursprünglich Sache der Fakultät oder des Rektors. Als Mittel dienten ihm eidliches Zahlungsversprechen, Arrestierung des Wechsels, Schuldhaft im Karzer, Aushängen der *tabula ingratorum* am schwarzen Brett und unter Umständen die Verfolgung in *patriam*. War eine gerichtliche Klage erforderlich, so mußte der betreffende Gläubiger-Professor selber

Das Sommersemester dauert vom 15. April bis 15. August, das Wintersemester vom 15. Oktober bis 15. März. Die dazwischen liegenden Ferien überschreiten jedoch in Wirklichkeit die vorgeschriebene Zeit beträchtlich, da im allgemeinen nur von dem jungen Fuchsen, der den Zeitpunkt seiner Immatrikulation kaum erwarten kann, der Beginn des Semesters innegehalten wird, während auf der anderen Seite bis zum offiziellen Schluß in der Regel nur das bereits von Examenssorgen geängstigte bemooste Haupt auszuharren pflegt.

In früherer Zeit war es weit weniger Sitte, die Ferien zu Hause zu verbringen, als heutzutage, wo die Überwindung selbst großer Entfernungen nicht mehr mit solchen Schwierigkeiten verknüpft ist wie ehemals. Die Eisenbahn und auch wohl das Fahrrad haben uns längst die Beförderungsmittel, deren sich unsere Väter noch bedienten, vergessen gemacht: dahin ist die Zeit der poesievollen, aber oft beschwerlichen tagelangen Fußmärsche, dahin die Zeit, wo die schwerfällige Postkutsche den hoffnungsvollen Sprößling mit dem besorgten Vater langsam aber sicher dem Musensitze näher brachte, während am schnellsten noch das gemietete, damals viel benutzte Köglein den flotten Studio sein ersehntes Ziel erreichen ließ. Der schon mehrfach erwähnte Kaufhard erhielt von seinem Vater auf die Mitteilung, daß er ihn in den Ferien besuchen wollte, die Antwort: „er solle sein hübsch in Gießen bleiben und die Ferien zur Repetition seiner Kollegien anwenden. Es schicke sich nicht, daß der Student alle Augenblicke von der Universität zu Hause liefe; das sähe ja aus, als wollte er seiner Mutter Katz' noch einmal sehen.“

Heutzutage werden die großen Ferien von Professoren sowohl wie von den älteren Studierenden in großem Maßstabe zum Arbeiten benutzt, meist zu ungestörter Alleinarbeit; für die Studenten, bei deren Ausbildung es auf praktische Thätigkeit ankommt, besonders die Mediziner, werden überall sogenannte Ferienkurse abgehalten. Für die jüngeren Studierenden ist die Ferienzeit auch nicht verloren, wenn sie lediglich zu einer Reise oder zur Wiedergewöhnung an die ruhigeren Sitten des Vaterhauses und der Familie verwendet wird.

Allen und
Vorbildung der
Studierenden.

Ebenfalls eine Folge der Veränderung der Universitätsverfassung und Aufgabe ist es gewesen, daß die Studentenschaft, die sich in früheren Zeiten aus Leuten jeden Alters vom halbwüchsigen Jüngling bis zum gereiften Manne zusammensetzte, in Bezug auf Alter und Vorbildung einheitlicher geworden ist. Was zunächst die Vorbildung betrifft, so hatte ehemals die philosophische oder Artistenfakultät die Aufgabe, die Lateinschüler heranzubilden, und nur die in ihr bereits promoviert hatten, die baccalaurei artium, durften sich dem Studium in einer der drei sogenannten oberen Fakultäten zuwenden. Obwohl diese Fakultät danach vorwiegend aus jugendlichen Personen bestand, galt sie nur in wissenschaftlicher Hinsicht als niedere, in sozialer Beziehung stand sie den anderen völlig gleich und galt ursprünglich sogar als die Hauptfakultät, an die sich die anderen angliederten, sodaß an manchen Universitäten bis in die Reformationszeit hinein die Artistenfakultät das Privileg hatte, den Rektor der Universität zu stellen. Als in dieser Zeit jedoch das höhere Schulwesen entstand, und die humanistischen Gymnasien die Vorbildung der Studierenden für die Universität übernahmen, trat die philosophische Fakultät auch als wissenschaftlich gleichberechtigte neben die anderen drei. Sehr lange indes, bis in unser Jahrhundert hinein, hat sich die Vorschrift erhalten, wonach alle Studierenden in ihren ersten Semestern zunächst philosophische Kollegien hören mußten, insbesondere das von Goethe perfizierte ‚collegium logicum‘.

Zunächst aber war die Absolvierung eines humanistischen Gymnasiums nicht unbedingtes Erfordernis für den Universitätsbesuch. Schulzeugnisse wurden z. B. noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Halle nur von Landeskindern, in Göttingen nur von Stadtkindern gefordert. Im allgemeinen mußte sich der Studierende einer Aufnahmeprüfung unterziehen, die von dem Dekan der von ihm gewählten Fakultät abgehalten wurde.

Heute ist die Immatrikulation, außer für Ausländer, zulässig nur auf Grund des Reisezeugnisses eines Gymnasiums, oder einer realistischen Anstalt mit neunjährigem Kursus, doch berechtigt die Absolvierung der letzteren nur zu bestimmten Studien innerhalb der philosophischen Fakultät. Für das zahnärztliche, pharmazeutische, chemische, tierärztliche, land- und forstwissenschaftliche Studium genügt meist das Reisezeugnis für die Prima oder für den einjährig-freiwilligen Dienst. Die sogenannten Immaturi, die kaum zehn Prozent der gesamten Studentenschaft ausmachen, bilden etwa den dritten Teil der in der philosophischen Fakultät Immatrikulierten.

Der Altersunterschied unter den Studenten ist daher in dieser Fakultät noch immer der größte. Das Normalalter des Studenten, 19–25 Jahr, haben etwa zwei Drittel, etwa zwei Neuntel sind älter, ein Neuntel ist jünger. Die juristische Fakultät weist das niedrigste Durchschnittsalter auf; älter sind die Mediziner, — 20 Prozent sind über 25 Jahre alt — und die Theologen, von denen über die Hälfte zwischen 22 und 25 Jahren steht, erstere infolge des längeren Studiums, letztere meist deshalb, weil sie, der Landbevölkerung entstammend, erst verhältnismäßig spät zum regelmäßigen Schulbesuch gekommen sind. Besonders die katholischen Theologen rekrutieren sich aus Söhnen von Bauern, kleinen Handwerkern und Beamten, bei den evangelischen sind die Söhne von Lehrern und Geistlichen zahlreich vertreten. Im Durchschnitt stammt etwa der vierte Teil der Studentenschaft aus Familien von Lehrern und Subalternbeamten, nur ein Viertel aus den sogenannten höheren Ständen, unter dem die Söhne akademisch gebildeter Eltern weitaus überwiegen. Mittlere Kaufleute, Industrielle und Grundbesitzer stellen etwa 40 Prozent der Studenten, die meist Mediziner und Philologen sind, sodas auf kleine Handwerker und Bauern nur etwa 10 Prozent kommen, ein Bruchteil, der überdies in der Abnahme begriffen ist.

Ungefähr die Hälfte aller Studierenden sind preussische Staatsangehörige. Etwa 2500 sind Ausländer, die sich meist aus Nordamerika und Rußland rekrutieren; auch Österreich-Ungarn und die Schweiz stellen ein nicht unbeträchtliches Kontingent. Die Hälfte davon ist in der philosophischen, ein Viertel bei der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Sie suchen mit Vorliebe die großen Universitäten auf und bilden in Berlin, Leipzig, Halle etwa 10 Prozent der gesamten Studentenschaft, etwas weniger in München, etwas mehr in Heidelberg.

Im ganzen studieren auf den 22 deutschen Universitäten, die Akademien zu Münster und Braunsberg eingerechnet, zur Zeit etwas über 52 000 immatrikulierte Studenten, zu denen noch eine Anzahl sogenannter Hörer oder Hospitanten kommt, unter denen sich seit einigen Jahren auch weibliche befinden.

Auf die einzelnen Universitäten verteilt sich die Zahl so, daß Berlin fast 6000, München fast 4000, Leipzig fast 3500 Studenten hat. Die mittleren Universitäten: Halle, Würzburg, Tübingen, Erlangen, Heidelberg, Breslau, Bonn, Marburg, Straßburg, Freiburg, Göttingen zählen zwischen 1500 und 800, und die kleineren Universitäten: Königsberg, Kiel, Jena, Gießen, Greifswald, Rostock zwischen 700 und 500. Der Zug nach den großen Städten macht sich auch hier stark geltend. Die Zeiten, wo jedes noch so kleine Ländchen eine Universität haben zu müssen glaubte und ihr Gedeihen durch allerhand künstliche Mittel, insbesondere den Besuchszwang für die Landesfinder, zu fördern suchte, sind vorüber.

Von den Fakultäten ist immer noch die größte die philosophische, die auch die Hälfte sämtlicher Universitätslehrer beschäftigt. Sie umfaßt, die Studierenden der Philosophie und der Geschichte eingeschlossen, etwas über 4000 Philologen, deren späteren Beruf die Lehrthätigkeit in den klassischen oder den modernen Sprachen bildet, und gegen 4000 Studierende der Mathematik und der Naturwissenschaften. Dazu kommt dann die etwas kleinere Zahl der oben erwähnten Immaturi, unter denen die Pharmazeuten numerisch die erste Rolle einnehmen.

Der Zahl nach folgt die neuerdings in ihrer Frequenz wieder gestiegene juristische Fakultät mit etwa 9000 Studenten, von denen über die Hälfte auf den drei großen Universitäten immatrikuliert ist, und die im Sommer auch die süddeutschen

Frequenz der
Universitäten
und Fakultäten.

Hochschulen bevölkern. Es sind vorwiegend Leute aus wohlhabenden Familien, die jung die Universität beziehen und sie früh wieder verlassen.

Die medizinische Fakultät, die fast 8000 Studierende zählt, blüht besonders in Berlin, München, Würzburg, Leipzig und Kiel. Die evangelisch-theologische

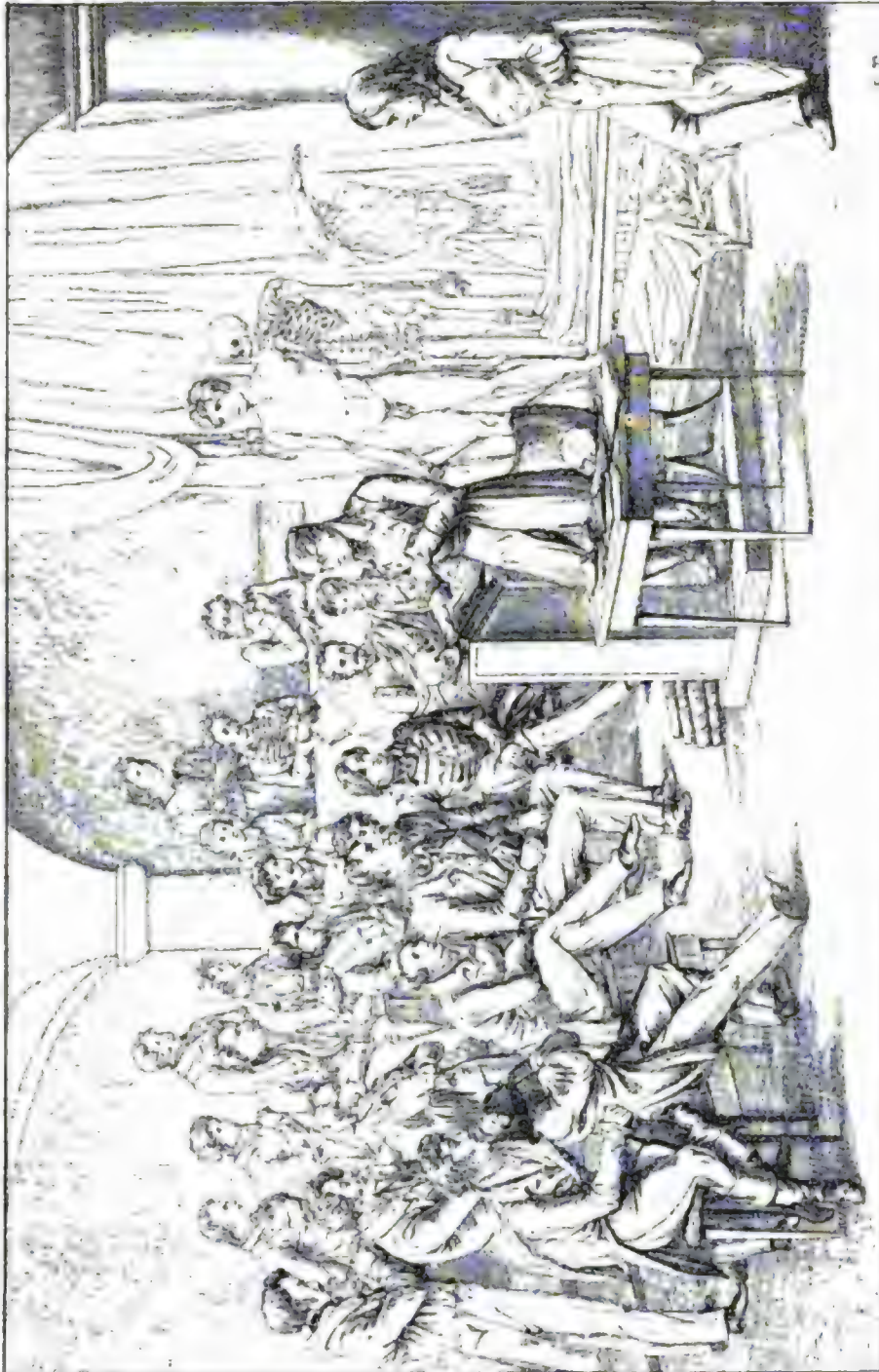


Die Inmatriculation.

Fakultät ist mit reichlich 2500 Angehörigen im Abnehmen begriffen; ihre Hochburgen sind außer Berlin Halle, Leipzig und Tübingen. Würzburg, Freiburg und München haben überhaupt keine evangelisch-theologische Fakultät. Katholisch-theologische Fakultäten giebt es außer an diesen drei letztgenannten Universitäten in Bonn, Breslau und Tübingen, außerdem in Münster und Braunsberg. Diese Fakultät, die übrigens

zur Zeit im Steigen begriffen ist, ist die kleinste: ihr gehören nicht ganz 1400 Studierende an.

Die Immatrikulation erfolgt heute wie von Alters her durch den Rektor, der den Studierenden in feierlicher Form auf die Gesetze der Universität in



Im Hörsale der Anatomie.

Pflicht nimmt. Hat der junge Student das akademische Bürgerrecht erworben, so ist er heutzutage sich selber überlassen. In früheren Zeiten hatte, wie wir gesehen haben, in den Bursen der rector seine Jüglinge vor allem in wissenschaftlicher Beziehung in ganz bestimmte Bahnen zu lenken. Als die Bursen aufgehoben waren, wurde dem in der Artistenfakultät Immatrikulierten nach der Aufnahmeprüfung von

Immatrikulation und Studium.

dem Dekan ein sogenannter Präzeptor beigegeben, meist ein magister artium oder doch ein älterer Student, um ihn zu einem zweckmäßigen und eifrigen Studium anzuhalten. Obwohl der Neuling in den meisten Fällen von seinem Präzeptor, der zu seiner Landsmannschaft gehören mußte und seinen Zögling naturgemäß dem nicht immer ganz einwandfreien Treiben derselben zuführte, alles andere eher als Wissenschaft und nützliche Dinge lernte, hat sich das Institut lange erhalten. Es hat bis in unser Jahrhundert hinein fortgelebt in den sogenannten Hofmeistern der vornehmen und begüterten Studenten, deren Beigabe jetzt nur noch bei prinziplichen Studierenden üblich ist.

Studienplan.

Die Überwachung des Studienganges und des Fleißes der Studierenden übernahm im vorigen Jahrhundert die Fakultät, die ihre Aufgabe meist sehr ernst nahm. Sie schrieb einen bestimmten Studienplan vor, von dessen Innehaltung sich der Dekan aus den Testierbüchern der Studenten überzeuete. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bricht sich die akademische Freiheit in Bezug auf das Studium mehr und mehr Bahn und erreicht in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihre höchste Blüte. Es war dies die Zeit, wo man sich, auch ohne Vorlesungen zu hören, „Studierens halber“ auf einer deutschen Hochschule aufhalten konnte, so lange das meist auf 3 Jahre durch die Immatrikulation verliehene akademische Bürgerrecht dauerte, notabene falls man nicht früher relegiert wurde. Dem Studierenden wurde zwar nach wie vor ein von seiner Fakultät aufgestellter Studienplan bei der Immatrikulation ausgehändigt, aber dieser stellte lediglich einen Vorschlag, einen Rat dar, dessen Befolgung ganz im Ermessen des Studenten stand. Hiergegen ist, nachdem sich die an die französische Revolution, die Freiheitskriege und die Bewegung von 1848 geknüpfte Zeitströmung verlaufen hat, eine Reaktion eingetreten, ausgehend von der die Ordnung repräsentierenden Staatsgewalt, nicht von den Universitäten.

Im allgemeinen besteht jetzt für den immatrikulierten Studenten die Pflicht, in jedem Semester eine Privatvorlesung zu belegen. Dies erfolgt durch die Bezahlung des Kolleggeldes und die Quittierung seitens der Quästur in dem sogenannten Testierbuch, in das die Vorlesung vorher einzutragen ist, und muß innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, meist eines Monats, vom Beginn des Semesters ab, erledigt sein. Kommt der Studierende dieser Verpflichtung nicht nach, so wird er, nach fruchtloser Mahnung durch den Rektor, aus der Liste der Studierenden gestrichen, und die Streichung wird am schwarzen Brett veröffentlicht. Damit ist das Semester für ihn verloren. Außerdem wird, damit ein Semester bei der Zulassung zu einer staatlichen oder akademischen Prüfung als Studiensemester angesehen wird, gefordert, daß der Besuch der ordnungsmäßig belegten Vorlesung von dem betreffenden Dozenten in dem Testierbuch bescheinigt wird, und zwar in der Regel zwei Mal innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, nach Beginn und vor Schluß der Vorlesung. Dieses An- und Abtestieren ist der einzige offizielle Zwang, der dem Studierenden auferlegt wird. Allerdings ist der Dozent berechtigt, dem Studenten, der die Vorlesung zu wenig oder garnicht besucht hat, das Abtestat zu verweigern, aber es pflegt davon nur in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht zu werden, schon deshalb, weil bei zahlreich besuchtem Kolleg dem Dozenten das Urteil über die Regelmäßigkeit des Besuches fehlt.

Auch die Innehaltung eines zweckmäßigen Studienganges ist neuerdings wieder durch die staatlichen Prüfungsordnungen eingeschränkt, die bestimmen, daß bei Nichtbefolgung die Zulassung zum Examen verweigert werden kann. In derselben Weise ist auch der Besuch praktischer Übungen vorgeschrieben. In der medizinischen Fakultät sind die sogenannten Praktikantenscheine, d. h. Bescheinigungen der Professoren, daß der betreffende Studierende in den Kliniken bei Behandlung kranker Personen praktisch mit Erfolg thätig gewesen ist, schon seit längerer Zeit Erfordernis für die Zulassung zum Examen. Auch bei den Juristen, den Philologen und den Theologen, die nach bestandnem ersten Examen in dem Vorbereitungsdienst, in den Probejahren und im Lehrvikariat ihre eigentliche praktische Ausbildung erhalten, wird neuerdings der Besuch praktischer Übungen in den sogenannten Seminarien gefordert. Hier werden schriftliche Arbeiten angefertigt, die der Dozent bespricht und beurteilt.

Die Studiendauer beträgt bei der juristischen Fakultät in Preußen 6 Semester, Studiendauer in einzelnen Staaten 7 und 8; sie wird in der Regel eingehalten oder nur unerheblich überschritten. Die Theologen überschreiten ihre 6 Semester im Durchschnitt schon um 2, die Mediziner, die 9 oder 10 Semester studieren müssen, um etwa 3, und um eine noch längere Zeit überschreiten meist die Philologen ihre gesetzliche Studiendauer von 8 Semestern, die für eine gründliche Vorbereitung zum Examen nicht ausreichend zu sein scheint.

Hierbei ist zu beachten, daß die Studierenden, außer den Mediziniern, die nur ein halbes Jahr mit der Waffe, das andere halbe Jahr nach bestandnem Staats-Examen als Unterärzte dienen, durch die Militärpflicht nicht unerheblich aufgehalten werden; denn wenn auch das Militärjahr offiziell angerechnet wird, falls die Studenten belegen und testieren lassen, so geht es doch für das Studium so gut wie verloren. Nur etwa 15 Prozent aller Studierenden sind militärfrei oder Ersatzreservisten; für die übrigen fällt das Dienstjahr meist in die Studienzeit, nur sehr wenige haben vorher gedient, und wenige, größtenteils Juristen, dienen erst nachher. Von Juristen und Mediziniern ist der Prozentsatz derjenigen, die nicht dienen, besonders gering. Die ersteren wollen meist gern Reserveoffiziere werden und die letzteren braucht der Staat im Kriegsfall.

Die Ausbildung der Studierenden aller Fakultäten teilt sich in eine mehr wissenschaftliche und eine mehr praktische, die durch eine Prüfung geschieden sind. Examina. In der medizinischen Fakultät sind die ersten 4 oder 5 Semester für die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie, bestimmt. Nach dem tentamen physicum folgen dann mindestens 4 sogenannte klinische Semester, in denen der Student seine Ausbildung am Krankenbett und am Operationstisch erhält. Dann erst wird er zum Staatsexamen zugelassen, nach dessen Bestehen seine Ausbildung vollendet ist. Neuerdings ist aber in Aussicht genommen, vor der Approbation noch eine einjährige Thätigkeit in Krankenhäusern oder Kliniken vorzuschreiben.

Auch die Studierenden der evangelischen Theologie haben sich nach 4 Semestern einem Examen zu unterziehen. Von den bis zur Zulassung zum Staatsexamen für das Seelsorgeramt erforderlichen weiteren zwei Jahren müssen sie ein Jahr im Lehrvikariat beschäftigt sein oder ein theologisches Seminar besuchen.

Die Kandidaten des höheren Lehramts erhalten ihre praktische Ausbildung erst nach abgelegtem Staatsexamen, indem sie an höheren Lehranstalten als prohandi im Lehramt beschäftigt werden; doch wird, seitdem die Klagen über die einseitige, rein wissenschaftliche Vorbildung der Philologen überhand nahmen, schon auf der Universität in den Seminarien auch auf die spätere Lehrthätigkeit, auf die praktische Seite der philologischen Studien Gewicht gelegt.

Die ersten juristischen Semester werden meist der römischen und deutschen Rechtsgeschichte, dem römischen und dem deutschen Privatrecht, dem Staats- und Kirchenrecht gewidmet. In den letzten folgt die Beschäftigung mit dem jetzt geltenden Privatrecht und dem Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs, dem Handels-, Konkurs-, Wechsel- und Seerecht, dem Strafrecht, dem Prozeß und dem Verwaltungsrecht.

Eine Zwischenprüfung über die erstgenannten Doktrinen, die noch abgelegt werden muß nach mindestens 3 Semestern, ist neuerdings in Baiern eingeführt.

Beim Referendarexamen, dessen Ablegung in Preußen nach frühestens sechs Semestern erfolgen darf, sind die Examinatoren meist Universitätslehrer, die zu einer Prüfungskommission vereinigt sind und zu diesem Amte staatlich berufen werden. Den Vorsitz in der Kommission und die Ueberwachung der Prüfung hat jedoch stets ein nicht zu der Universität gehörender unmittelbarer höherer Staatsbeamter, der das Interesse des Staates auf Beobachtung der Prüfungsordnungen und auf eine geeignete Einrichtung des Examins wahrzunehmen hat. Auch die Bildung der Kommission erfolgt nicht an der Universität, sondern an dem Oberlandesgericht der Provinz, unter Zuziehung von Universitätsprofessoren.

Die Einrichtung der Examina ist im einzelnen sehr verschieden. Die Mediziner erhalten einen praktischen Fall und müssen außer der mündlichen Prüfung eine Krankengeschichte anfertigen. Im übrigen wird stets eine wissenschaftliche Arbeit erfordert, die entweder in einigen Stunden unter Clausur oder in einigen Wochen selbständig zu Hause anzufertigen ist. Daneben steht eine mündliche Prüfung, in der Theologen und Juristen meistens Quellenstellen erläutern müssen. Die philosophische Prüfung trägt einen vorwiegend gelehrten Charakter und nimmt, abgesehen von den Neuphilologen, wenig oder keine Rücksicht auf den späteren praktischen Beruf. Bei den Juristen oder Theologen ist das Examen ein einheitliches, bei den Medizinern dagegen ist es nach Fächern geschieden, so daß ein Nichtbestehen in einzelnen derselben das Bestehen in den übrigen unberührt läßt. In den neuerdings erlassenen Prüfungsvorschriften macht sich jedoch das Bestreben geltend, die Verschleppung der Examina



Eine Promotion des 16. Jahrhunderts. Das Ansetzen des Ringes und das Aufsetzen des Doktorhuts.
(Nach einem Holzschnitt v. J. 1519.)

durch Festsetzung gewisser Zeitgrenzen, innerhalb derer das ganze Examen erledigt sein muß, zu verhindern. Die Philologen können, wenn sie die gewünschte facultas nicht gleich, — wie der Student zu sagen pflegt, „auf Anhieb“ — erlangen, sich später aus dem praktischen Beruf heraus einer Nachprüfung unterziehen. Ein nicht bestandenes Examen kann nach Verlauf einer bestimmten Zeit wiederholt werden; die zweite Wiederholung bedarf der Genehmigung bestimmter staatlicher Organe, in der Regel der Centralbehörde, und wird nur in Ausnahmefällen erteilt.

Die Kosten der Examina belaufen sich für die Mediziner auf zusammen 200—250 Mk., für die Studenten der andern Fakultäten auf etwa die Hälfte.

Für die Zulassung zum Examen bedarf es, außer dem für das betreffende Studium überhaupt erforderlichen Reisezeugnis eines Sittenzeugnisses, eines Ausweises über die Militärverhältnisse und vor allem einer Bescheinigung über einen der vorschriftsmäßigen Dauer und Einrichtung des Studiums entsprechenden Universitätsbesuch. Solche Atteste, früher meist über den Besuch einer Universität während des für die Promotionen erforderlichen Trienniums, sind uralt. Heute werden in der Examatrikel die einzelnen von den Studenten belegten und gehörig testierten Vorlesungen semesterweise aufgeführt.

Ganz unabhängig von den staatlichen Prüfungen steht die Verleihung der Promotion akademischen Grade, die reine Universitätssache geblieben ist.

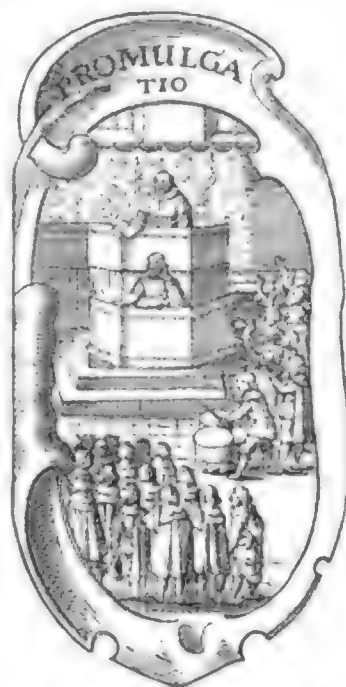
Die Unrede oder Bezeichnung als Doktor oder Magister wurde ursprünglich etwa in der Bedeutung des noch heute in Künstlerkreisen üblichen „Meister“ bei hervorragenden Gelehrten als epitheton ornans angewendet. Schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts nahm die Juristenschule in Bologna das Recht in Anspruch, diese Beinamen als bestimmte Titel an Personen, die sich auf wissenschaftlichem Gebiete hervorgethan hatten, zu verleihen. Die nach dem Muster von Bologna eingerichteten mittelalterlichen Universitäten wurden dann vom Papst oder Kaiser mit dem Privilegium dieser Titelverleihung begabt, und sehr bald bildete dieses Recht wegen der damit verbundenen Einkünfte eins der am meisten geschätzten Monopole der Universitäten.

Während anfangs die genannten beiden Bezeichnungen als vollkommen gleichbedeutend gebraucht wurden, bildete sich allmählich ein Unterschied der akademischen Grade heraus. Weil Bologna meist den Doktor verlieh, auf der theologischen Fakultät Paris dagegen die Bezeichnung Magister für die Graduierten üblich war, wurde der erstgenannte Titel als ein Vorrecht der Juristen, der letztere als den Theologen zukommend angesehen. Auf den deutschen Universitäten wurde diese Unterscheidung nicht streng festgehalten: die Juristen wurden in der Regel zu Doctores promoviert, die Theologen hingegen wurden durcheinander als Doctores oder Magistri bezeichnet, wobei das Wort Doktor mehr auf den Stand und die sozialen Beziehungen, das Wort Magister mehr auf die Lehrthätigkeit hinvies. Infolge dieser Beziehung — man erinnere sich, daß mit der Promotion die *venia docendi* verbunden war —

wurde im Laufe der Zeit der Magistertitel die allgemeine Bezeichnung für die Graduierten aller Fakultäten. Daneben erhielt er indessen auch die spezielle Bedeutung eines Titels für die in der Artistenfakultät Promovierten, die erst nachher, wie wir oben gesehen haben, Studierende einer der sogenannten oberen Fakultäten wurden.

Nachdem mit der Einrichtung der humanistischen Gymnasien die Inferiorität der philosophischen Fakultät aufgehört hatte, setzte das Bestreben ein, auch die in ihr Graduierten als Doktor zu bezeichnen und den Magistertitel mehr und mehr auf die allgemeine Bedeutung zu beschränken. Die Entwicklung erfolgte indes sehr langsam und gelangte in Deutschland erst mit dem Ende des 18. oder Anfang unseres Jahrhunderts zum Abschluß. Der heutige Titel der in der philosophischen Fakultät Promovierten: „Doctor philosophiae et artium liberalium magister“, der von einer Zusammenstellung der beiden ursprünglich durch *vel* oder *sive* verbundenen Titel herrührt, weist noch auf diesen Entwicklungsgang hin und erklärt sich aus dem Bestreben der philosophischen Fakultät, auch für sich den Dokortitel zu erwerben.

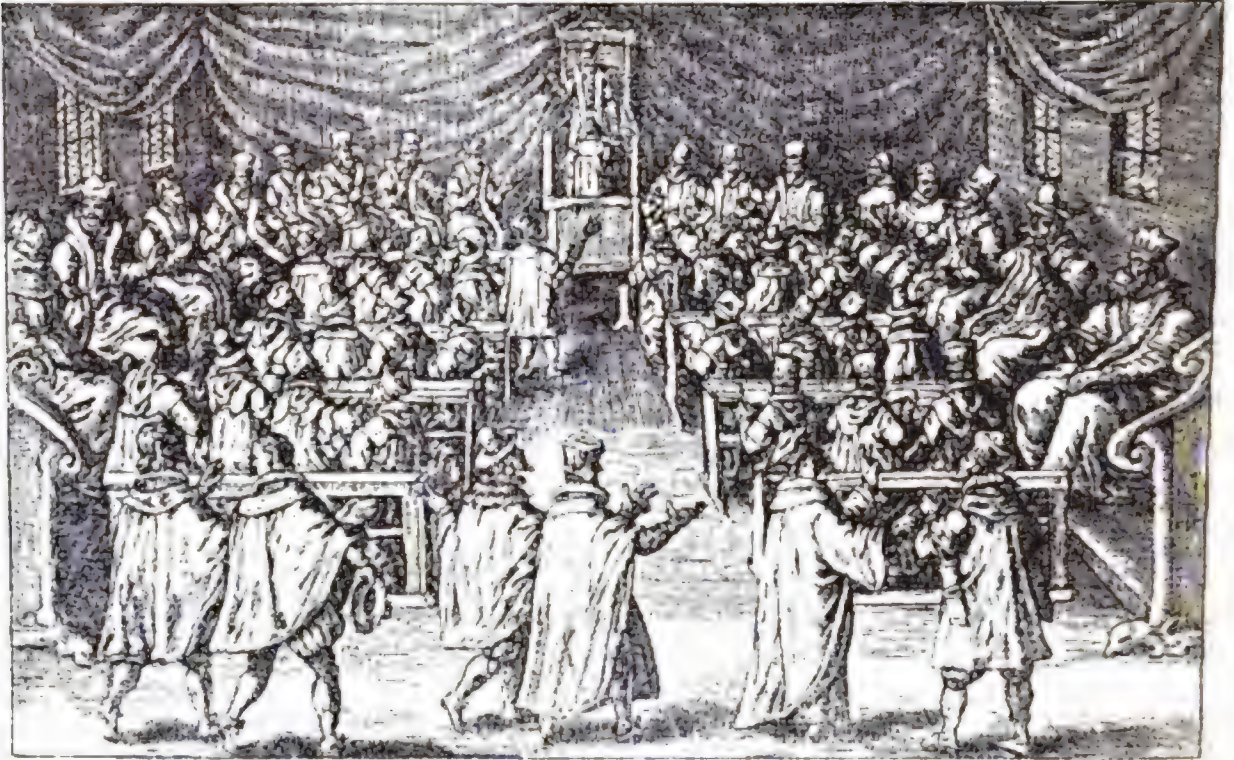
Schon im frühen Mittelalter bildeten sich, ursprünglich nur aus Gebräuchen ohne zwingende Bestimmung, gewisse Vorstufen aus. Wie sich heute die Studierenden während der letzten Hälfte ihres Studiums oder nach bestandener Vorprüfung Kandidaten der Medizin, Jurisprudenz u. s. w., abgekürzt zu *cand. med.*, *jur.*, nennen oder sich in der Zeit zwischen dem bestandenen Examen und der Promotion als Doktoranden (*Del.*) bezeichnen, so wurden schon früh diejenigen, die von den zur Promotion vorgeschriebenen Prüfungen und sonstigen Erfordernissen bereits einzelne erledigt hatten, durch besondere Namen ausgezeichnet. In der theologischen Fakultät gab es den *baccalaureus* oder *cursor biblicus*, den *sententiarius* und *formatus*;



Die feierliche Verkündigung der erfolgten Promotion.
(Aus dem Titelbild zu: Meysser, Christliche Erinnerung. Schlettlingen 1686.)

in der philosophischen Fakultät erfolgte besonders die Promotion zum baccalaureus, die zum Studium in den drei oberen Fakultäten befähigte. In den letzteren bestand schließlich die Zwischenstufe des licentiat, d. h. desjenigen, der durch die Erlaubnis (licentia) des Kanzlers in der Lage war, sich dem feierlichen Promotionsakt zu unterziehen und damit den Dokortitel zu erwerben.

Heute giebt es außer dem Dokortitel nur noch, und zwar nur in der theologischen Fakultät, den Charakter eines Ezientiaten, der erworben werden kann, während der theologische Doktor, abgekürzt zu D. statt wie bei den anderen Fakultäten zu Dr., im allgemeinen nur honoris causa verliehen wird wegen ganz hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft oder des Kirchendienstes.



Eine Promotion des 17. Jahrhunderts.

(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Job. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Nach die Promotionen zum Ezientiaten kommt nur ganz vereinzelt vor, weil an den zu Graduierenden hier im allgemeinen dieselben Anforderungen gestellt werden wie an den sich habilitierenden Privatdozenten.

Ursprünglich wurde die Promotion in allen Fakultäten sehr ernst genommen, so daß der Titel eines Doktors oder Magisters dem Graduierten großes Ansehen verschaffte. Als aber die italienischen Universitäten nach dem Sage verfahren: *summus pecuniam et mittimus asinos in Germaniam*, und so sehr schnell eine große Anzahl von „Bullen- und Brieff-Doktoren, die kaum sich besinnen können, in welcher Fakultät sie promovieret“ (Jesuit Conzen), schufen, sank die Bedeutung der Promotion so sehr, daß das Konzil zu Konstanz sich bereits mit Maßregeln zur Hebung ihres Ansehens beschäftigte. Vergebens, denn auf der einen Seite schätzten die Universitäten überaus die ihnen durch die Promotionen zustiegenden Einnahmen, und auf der anderen Seite bot der Dokortitel zu große gesellschaftliche Vorteile, als daß er nicht von vielen hätte begehrt werden sollen. Die Graduierten waren im Mittelalter den Ritterlichen im Range gleichgestellt, sie rangierten vor den einfachen Adligen und waren z. B. stiftsfähig; außerdem genossen sie Steuerfreiheit und manche andere Privilegien. Als jedoch die in Bezug auf wissenschaftliche Befähigung gestellten Ansprüche immer geringer



Die Promotion untersteht der Fakultät, indessen hat auch der Rektor eine gewisse Mitwirkung und einen Anteil an den Promotionsgebühren. Früher wurde jedoch von der Fakultät nur die wissenschaftliche Befähigung geprüft, über die persönliche Würdigkeit entschied der Kanzler als Vertreter des Kaisers. Als nach der Reformation das Patronat über die Universitäten auf den Landesherrn überging, kam diese Sitte langsam ab, indem zunächst die Befugnis zur Mitwirkung bei der Promotion dem Rektor oder für eine bestimmte Zeit einem Professor als Vizekanzler übertragen wurde. Im 18. Jahrhundert entscheidet die Fakultät über alles allein; nur in Leipzig besteht heute noch die Mitwirkung eines Professors mit dem Titel Vizekanzler.

Die Promotion selbst war eine vom Dekan geleitete feierliche Handlung, die je nach den Fakultäten einen mehr weltlichen oder mehr geistlichen Charakter trug. Die Rangerhöhung wurde und wird heute noch durch das Führen auf ein erhöhtes Podium angedeutet. Die Feierlichkeit gipfelte früher in dem Anstecken des Ringes und in der *impositio birreti*, d. h. der Verleihung des Doktorhuts, an die sich dann sofort ein erster Akt der Lehrthätigkeit anschloß. Darauf ging es zum Gelage, bei dem es nicht immer gerade übertrieben ehrbar zuging.

Die Promotion bildet noch immer für Professoren und besonders Dekane eine beträchtliche Einnahmequelle. Die Zahl der Promovenden, von denen über die Hälfte Mediziner, etwa ein Achtel Juristen sind und drei Achtel der philosophischen Fakultät angehören, ist nicht unerheblich, etwa 1000 im Jahr; die Gebühren betragen zwischen 300 und 500 Mark.

Die Kosten für das eigentliche Studium sind nach den Fakultäten sehr verschieden. Im Durchschnitt haben an Honorar für die ganze Studiendauer zu zahlen die Theologen 450 Mk., die Juristen etwa 550 Mk., die Philologen und Naturwissenschaftler ca. 600 Mk., die Chemiker, Pharmazeuten und die Studierenden der Zahnheilkunde etwa 1000 Mk., die Mediziner gegen 1500 Mk., dazu kommen noch bei den Medizinern etwa 500 Mk. für Bücher und Instrumente, für die Angehörigen der anderen Fakultäten für Bücher kaum die Hälfte. Das medizinische Studium als solches ist zwar das teuerste, aber es führt auch den, der es durchgemacht hat, direkt zur Versorgung, ebenso wie das billigste Studium, das theologische. Bei den Philologen und Juristen müssen die für ihre Ausbildung nach dem Verlassen der Universität noch für mehrere Jahre hinzukommenden Kosten berücksichtigt werden.

Die für das Studium aufzuwendenden Gesamtkosten lassen sich schwer berechnen, da die Lebenshaltung der Einzelnen sehr verschieden ist. Im Durchschnitt werden jährlich etwa 1200 Mk. erforderlich sein, wobei angenommen wird, daß die Ferien im Elternhause verbracht und der Studierende dort mit Kleidung und Wäsche versorgt wird.

Den mit geringen Mitteln Ausgestatteten wird durch mancherlei Benefizien geholfen. Wie allen geistlichen Genossenschaften wurden auch den Universitäten, teils von der Kirche selber, teils von Privaten, als eine Art Versicherung auf ihr künftiges Seelenheil, reiche Stiftungen zugewendet, die Magistern wie Schülern zu gute kamen. Als nach der Reformation die Landesherrn die Sorge für den Unterhalt ihrer Universitätsprofessoren durch Zahlung fester Besoldungen übernahmen, sorgten sie gleichzeitig für die Studierenden durch Konvikte und Freistipendien. Sie sahen darin ein Mittel, sowohl um die erforderlichen Staatsbeamten heranzuziehen, als auch um die Frequenz der Landesuniversität zu fördern; zugleich bildeten die Benefizien ein notwendiges Korrelat zu dem gegen die studierenden Landeskinder indirekt durchgesetzten Zwang zum Besuch der Landesuniversität. Hinzu kamen Preisaufgaben, Preisstiftungen und Geldstipendien für bedürftige Studierende, meist bestimmter Fakultät, bestimmter Familie oder aus einer bestimmten Gegend. Besonders die älteren Universitäten — mit Ausnahme von Heidelberg — haben sehr viele solcher Benefizien, weniger haben naturgemäß die neueren. Ebenso natürlich ist es, daß die theologische Fakultät die meisten Stiftungen besitzt, schon weil sie in Deutschland die älteste ist.

Die Konvikte (Freiwohnungen) und Freitische sind fast überall in Geldbeträge umgewandelt worden. Nur in Leipzig existiert noch ein Konviktorium, in dem über 300 Studenten täglich zwei Mal gespeist werden. Die Beiträge sind zwar nach dem heutigen gesunkenen Geldwert außerordentlich gering, aber da eine Kumulierung zulässig und üblich ist, bieten sie doch ärmeren Studenten eine willkommene Unterstützung. Die Verleihung erfolgt durch die stiftungsgemäß bestimmten Organe, sehr häufig durch die Fakultät.

Die Bedingungen für den Erwerb von Stipendien, wie auch für die oben behandelte Stundung oder den Erlaß des Honorars, sind, abgesehen von einzelnen besonderen Bestimmungen, im allgemeinen das Maturitätszeugnis, ferner ein Sittenzeugnis neuen Datums, ausgestellt von der Universitätsbehörde, für den mulus auch von dem Gymnasialdirektor oder der Polizeibehörde, und schließlich ein Fleißzeugnis, als welches meist eine auf der Universitätskanzlei beglaubigte Abschrift der Eintragungen des Belegbuches genügt. Früher wurde der Fleiß der Benefiziaten auch während des Semesters von den Dekanen überwacht und am Schlusse desselben ein Stipendiatenexamen abgehalten, eine Einrichtung, die noch heute in Erlangen, Halle, Jena und Rostock besteht. Die Benefiziaten konnten daher bei dem Treiben der übrigen Studenten nicht recht mitthun, und das wirkte auf ihre Stellung vielfach ungünstig ein. Der Convent der vereinigten Orden und Landsmannschaften in Jena von 1790 handelt in einem besonderen caput von den Konviktoristen (oder solchen, die den Freitisch genießen) und bestimmt, daß in Bezug auf Satisfaktion für Handel der Konviktorist wie ein anderer Student zu behandeln sei.

Über die Kosten für das eigentliche Studium haben wir oben schon gesprochen. Zu den Bedürfnissen, durch die der „Wechsel“ des Studierenden in Anspruch genommen wird, gehörten in erster Linie Wohnung und Essen. Für 15–25 Mark im Monat erhält der Student auf allen Universitäten eine einfach eingerichtete „Bude“, wobei allerdings der Morgenkaffee, das Heizen und die Bedienung besonders bezahlt wird. Der „Stiefelschuch“ kommt mehr und mehr ab; in Erlangen, Göttingen, Gießen besorgt er allerdings noch jeden Morgen das Putzen der Stiefel und das Reinigen der Kleider, auf einzelnen anderen Universitäten, Bonn und Freiburg insbesondere, werden nur noch die Couleurstudenten von Stiefelschüchen bedient. Ein einfaches Mittagessen wird der Student auf allen Universitäten für etwa 1 Mark bekommen, und nöthigenfalls wird er sogar noch billiger essen können.

Wirtschaftliche
Verhältnisse

Für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Studierenden haben, wie wir oben sahen, ursprünglich die Nationen gesorgt, dann nahm sich ihrer auf Veranlassung der Landesherren die Universitätsbehörde an. Im vorigen Jahrhundert kümmerte sich der Staat, wie um alles, auch hierum. Auf den Universitäten wurden zur Vermittelung mäßiger Mietspreise Wohnungskommissare bestellt, und in den Universitäts-satzungen wurden eingehende Bestimmungen getroffen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Hauswirte und Burschen, über das Verhältnis der Studierenden zu ihren Aufwärtern, Aufwärterinnen und Wäscherinnen: außer dem Verbot zärtlicher Verhältnisse findet sich überall das Verbot des Schimpfens und Schlagens. Die Beaufsichtigung des privaten Lebenswandels, die in den Bursen, wie wir gesehen haben, nicht immer sehr geeigneten Persönlichkeiten, den Bursenrektoren und Präzeptoren, oblag, ging später auf den Fakultätsdekan über; für diesen war indessen die Aufgabe etwas groß. Erst der absolutistische Polizeistaat brachte auch hier Zug in die Sache, und Verordnungen regneten förmlich über alles nur Denkbare: das Rauchen, das Tanzen, das öffentliche Baden in Flüssen u. a. m. Natürlich auch gegen das Raufen, Trinken, lüderliches Leben, Spielen und jede Verschwendung, sowie gegen die aus diesen Lasten sich notwendig ergebenden Schulden wurden Gesetze erlassen. Das Halten von Pferden und Bedienten wurde von einer besonderen Erlaubnis abhängig gemacht, Kleiderordnungen traten dem „Renommistenthum“ entgegen, Eheberlöbniße der Studierenden waren nichtig, Alimentsklagen aus unehelichem Beischlaf unzulässig u. s. w. Den Kernpunkt solcher Verordnungen bildeten überall die sogenannten Kreditedikte. Das



erreichen nicht mehr die für die betreffenden Väter besorgniserregende Höhe, seitdem überall, wie wir sehen werden, in den besseren Korporationen sich das Bestreben geltend macht, das Schuldenmachen, nicht blos der Verbindung, sondern auch des Einzelnen zu verhindern. Die Zeiten, da man semesterlang das tägliche Mittagessen und das Abendbrot aufreiden ließ und das schöne Geld lieber zu Erbummeln und Reisen verwendete, sind vorbei. Selbst auf den Universitäten Jena und Göttingen, die man bis vor kurzem noch bezog, um neben der Wissenschaft auch den Pump zu erweitern, haben in dieser Beziehung die „guten alten Sitten“ in der letzten Zeit stark gelitten. Die Studierenden der größeren Universitäten sitzen, was den Pump anbetrifft, meist völlig auf dem Trocknen, denn hier fehlt die für jedes Kreditgeben erforderliche nähere Bekanntschaft und das persönliche Vertrauen.

Gesellschaft-
liche Stellung.

In diese Verhältnisse spielt natürlich auch die pekuniäre und die gesellschaftliche Hebung des Studentenstandes hinein, ursprünglich mit der Tendenz der Behinderung des Schuldenwesens. Vom Herrenstand bezogen im Mittelalter nur die für die Kirche bestimmten jüngeren Söhne die Universität, und auch diese waren häufig recht knapp gestellt; die meisten Studierenden stammten aus dem kleineren Bürger- und Bauernstand. Sie waren durchweg sehr arm, und dies erschien damals bei den sogenannten „Halbpapen“ wegen ihrer halb geistlichen, mönchsähnlichen Stellung ganz natürlich. Mit dem 16. Jahrhundert verschwindet der Bettelstudent, aber der arme, von Benefizien und Privatunterricht lebende Student bleibt in der Mehrzahl. In allen Universitätsordnungen wird noch auf die pauperes liebevolle Rücksicht genommen, die solventes dagegen und die vornehmen Studenten, Barone und Grafen, werden umso mehr zu Kosten herangezogen, dafür aber auch mit besonderen Ehrenrechten begabt; beispielsweise gab es in Göttingen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogenannte Grafentische. Die Zusammensetzung aus gesellschaftlich ziemlich heterogenen Elementen macht es verständlich, daß im Mittelalter der Besitz wissenschaftlicher Bildung keinen Anspruch auf Zugehörigkeit zur höheren Gesellschaft gab und andererseits für die Zugehörigkeit nicht erforderlich war. Erst als im 16. Jahrhundert die Kunst des Lesens und Schreibens ein dringendes Bedürfnis für den Weltmann wurde, und als an den Fürstenhöfen die Gelehrten zu Macht und Ansehen kamen, mußte sich der Adel wohl oder übel zum Studium herablassen. Er that dies, ohne sich im allgemeinen gerade zu wissenschaftlicher Forschung zu bequemen; er machte, lediglich aus Klugheitsrücksichten, der künftigen Staatsanstellung wegen, gute Miene zum bösen Spiel.

Im 18. Jahrhundert insbesondere galt es als standesgemäß bei den Adelligen, sich ein paar Jahre Studierens halber auf deutschen Universitäten aufzuhalten. Aber auch jetzt noch gehörte der Student, obwohl zahlreiche Barone, Grafen und Prinzen diesem Stande angehörten, als solcher keineswegs zur besseren Gesellschaft. Lesen wir doch im „Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde“ vom Jahre 1797, daß selbst damals noch der Student alles eher als gesellschaftsfähig war. „In familienbekanntschaft zu kommen“ — heißt es dort mit Bezug auf Halle — „hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für besleckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht.“ Erst allmählich gelingt es zunächst dem Juristen, dort Fuß zu fassen, nicht wegen des Ansehens seiner Wissenschaft, sondern weil er mit den Edelleuten, die fast ausschließlich der juristischen Fakultät angehörten, in nähere Berührung trat, im Staatsdienst ihnen zum Teil völlig gleichberechtigt war und sich schließlich auch durch das Reserveoffizierspatent die Privilegien des Junkerstandes erwarb.

Der Adel ist nicht etwa im Bürgertum aufgegangen, sondern im Gegenteil, der akademische Bürger hat die Lebensgewohnheiten, die Manieren und die Lebensanschauungen des Edelmanns angenommen. Es wurde ihm dieses nicht gerade schwer; denn der Adel war arm geworden und die Armut hatte bereits an ihm erzieherisch und läuternd gewirkt. Nachdem in unserem Jahrhundert die Kosten des Studiums größer und größer geworden sind, und der reiche, zum Teil sehr reiche Bürgerstand, dessen Söhne sich früher nur ganz vereinzelt den Wissenschaften widmeten, die Universitäten bezieht, und, wie wir oben gesehen haben, die Zahl der ärmeren Studieren-

den im Abnehmen ist, hat auch der Student als solcher die soziale Stellung des gebildeten Mannes, der jedem anderen gleichberechtigt ist.

Für die gesellschaftliche Stellung der Studenten ist, besonders auf den kleinen Universitäten, das Verbindungsleben, dessen Organisation mit ihren zahlreichen Nuancen wir in einem früheren Kapitel kennen gelernt haben, von großem Einfluß. Zwar pflegen die dadurch geschaffenen Unterschiede in der Regel die Zeit der Aktivität oder höchstens des Studiums überhaupt nicht zu überdauern — wenigstens sollten sie es nicht —, doch ist für den einzelnen Studenten die Bedeutung seiner Zugehörigkeit zu einer Korporation mit dem Abschluß des Studiums durchaus nicht etwa abgethan. Seitdem die Auffassung, daß der korporative Konnex der Mitglieder einer Verbindung sich nicht auf das vorübergehende Studentenleben beschränkt, sondern alle Mitglieder, die den Anforderungen der Verbindung genügt haben, umfaßt, bei allen nur einigermaßen entwickelten Korporationen zur Geltung gelangt ist, gehört der ins Philistertum übertretende Inaktive fortan seiner Verbindung für die Dauer seines Lebens als „Alter Herr“ an. Hatten ihn schon auf der Universität die Familien seiner Couleur- oder Verbindungsbrüder als selbstverständlich stets willkommenen Gast in ihr Haus aufgenommen, so bleibt ihm auch späterhin durch seine Korporationsbeziehungen ein Familienverkehr offen, der oft für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung ist.

Das
Verbindungs-
leben.

Das Alte-Herrentum in seinem heutigen Sinne, das seine Entstehung dem Grundsatz verdankt, daß die Mitglieder einer Verbindung nach ihrem Fortgang von der Universität sich einer fremden studentischen Korporation nicht anschließen dürfen, sondern ihrer Verbindung (und etwa einer eng mit ihr verknüpften sogenannten Kartellverbindung) dauernd angehören, hat auf das studentische Verbindungsleben in mehrfacher Hinsicht außerordentlich segensreich eingewirkt. Rein äußerlich genommen gewährt die Institution des Alte-Herren-Verbandes — d. h. der durch feste Satzungen organisierten Gemeinschaft aller früheren Mitglieder einer Korporation, soweit sie durch ihr Verhalten ein Anrecht auf die dauernde Zugehörigkeit zur Verbindung, auf das „Band“, erworben haben — der Korporation einen wesentlichen Rückhalt durch die Zuschüsse, die den Aktiven zur Bezahlung regelmäßig wiederkehrender Ausgaben (Kneipmiete, Erneuerung des Wides, des Paukzeuges u. s. w.) oder bei besonderen Veranlassungen, z. B. P.-P.-Suiten, Stiftungsfeften u. s. w. aus der Alte-Herren-Kasse zugewendet werden. Wichtiger aber als dieser materielle Vorteil sind die einflußreichen Beziehungen, welche die Alten Herren durch ihren Verkehr auf der Kneipe und ihren Rat im Convent zu der ganzen Korporation, durch die Hereinziehung in den Kreis der Familie zu den einzelnen Mitgliedern beständig unterhalten.

Die
Alten Herren.

Der Opferwilligkeit und dem Interesse der Alten Herren ist auch die Schaffung der Studentenhäuser zu verdanken, die sich in den letzten Jahrzehnten fast auf allen Hochschulen in erster Linie die Corps, ihrem Beispiel folgend auch andere Korporationen erbaut haben. Diese Studentenhäuser sind das Heim der Verbindung und ersetzen ihr das gemietete Kneiplokal, das nur zu leicht eine Quelle von Mißhelligkeiten bildet und oft gewechselt werden muß, wenn man eben anfängt sich darin behaglich zu fühlen. Das eigene Haus ist jetzt der feste Punkt, um den sich das Korporationsleben konzentriert; es entzieht die Mitglieder dem teuren und zeitraubenden Kneipenleben, fördert den kameradschaftlichen Zusammenhalt und wirkt in jeder Hinsicht günstig nicht bloß auf die materielle Lage der Korporation, sondern auch auf den in ihr herrschenden Geist ein. Das Studentenhaus ist in der Regel einfach und seinem Zweck entsprechend praktisch eingerichtet; es umfaßt im Erdgeschoß meist einen größeren Saal für Kommerse und andere Festlichkeiten, an den sich kleinere für die regelmäßigen Kneipen, das Mittagessen und den Convent bestimmte Räumlichkeiten anschließen; im ersten Stock finden einige Aktive billige und behagliche Wohnung; außerdem enthält das Haus auch noch einen Raum für den Diener, dessen Frau vielfach die Sorge für einen wohlgeschmeckenden und kräftigen Mittagstisch anvertraut ist.

Die Studenten-
häuser

Die
Finken-
schaft.

Den Korporationsstudenten gegenüber steht die sogenannte Finkenschaft, d. h. die Gesamtheit der nichtinkorporierten Studenten; früher zählten die Renoncen überhaupt nicht mit, sie waren Anhängsel eines Corps und hatten sich dem S.C.-Comment zu fügen. Dann teilten sich S.C. und Burschenschaft nach langem Kampfe in die Herrschaft über die Renoncen, und erst in der Mitte unseres Jahrhunderts bildet die Finkenschaft, deren Zahl den Inkorporierten gegenüber stetig wächst, eine selbständige Gruppe der Studentenschaft, organisiert in einem Auschuß, der mit der Vertreterbehörde der schlagenden Korporationen einen erbitterten Kampf um gleichmäßige Beteiligung bei dem Tragen der Universitätsfahne und um abwechselnden Vortritt führt. Der Kampf hat fast überall mit der offiziellen Gleichstellung der Obskuranten geendet. Neuerdings geht eine starke Bewegung durch die nichtinkorporierte Studentenschaft, sich die Vorteile einer Organisation zu Nuzen zu machen; namentlich in den größeren Universitäten, wie Berlin, Leipzig und anderswo hat sich die Finkenschaft in Gruppen organisiert, welche die Pflege irgend eines Zweiges der Wissenschaft, der Kunst, des Sports u. s. w. zu ihrer Aufgabe gemacht haben und dadurch den einzelnen Nichtinkorporierten Gelegenheit verschaffen wollen, auch ohne Anschluß an eine Korporation in Gesellschaft von Kommilitonen seinen besonderen Neigungen nachgehen zu können.

Die Verbindungen haben in unserem Jahrhundert ihren Charakter geändert; während sie früher nach außen gravitierten und ihre Aufgabe erstens in einer möglichst großen Machtentfaltung über die Studentenschaft und zweitens in der Förderung der durch sie vertretenen Studentenschaft gegenüber den nichtakademischen Kreisen sahen, haben sie jetzt ihren Schwerpunkt nach innen verlegt; ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf die Fürsorge für ihre Mitglieder, denen sie ein angenehmes Studentenleben durch die Pflege der Geselligkeit auf der Kneipe und in den Verbindungshäusern, durch Anschluß an die im bürgerlichen Leben stehenden Alten Herren u. s. w. und eine geachtete Stellung bei Studenten und in der Gesellschaft verschaffen will. Die Mittel zur Erreichung insbesondere dieses letzten Ziels haben sich wesentlich geändert. Der etwas wüste Ton hat an Ansehen verloren, und so sind die Verbindungen durch Selbsterhaltungstrieb auf ganz entgegengesetzte Dinge verfallen, auf Beförderung des Verkehrs ihrer Angehörigen in Gesellschaften, auf Zwang zum Besuche des Kollegs und auf prompte Regelung ihrer Schuldenverhältnisse.

Der gesellschaftliche Verkehr der Studierenden ist in den ersten Semestern in der Regel nicht groß, wenigstens nicht bei den Couleurstudenten: die Verbindung nimmt mit ihren bestimmten Abenden für Kneipe und Convent zc. viel Zeit weg, und es stören besonders auch die frischen Schmissen. Es kommt hinzu, daß der heutige Student, vor allem der auskömmlich Gestellte, dem es gleichgültig ist, wo er studiert, eine wachsende Wanderlust zeigt. Höchstens drei Semester ist die durchschnittliche Dauer des Besuchs derselben Universität. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Studierenden außerhalb der Verbindungen sind naturgemäß sehr mannigfach und richten sich in erster Linie nach den pekuniären Verhältnissen des Einzelnen. Die Beziehungen zwischen Militär und Studenten in den Garnisonen pflegen infolge des Kommerzes der Einjährig-Freiwilligen und der Reserveoffiziere mit den Offizieren gute zu sein. Auch hier hat die Erziehung der Verbindungen zur Beobachtung guter Manieren und Höflichkeit vorteilhaft eingewirkt. Überhaupt wird man die Korporation mit ihrem erzieherischen Einfluß erst dann recht schätzen lernen, wenn man das Leben und Treiben der akademischen Jugend auf Universitäten betrachtet, wo die Couleur verschwindet. Hier greift dann oft einerseits Formlosigkeit und Mangel an Selbstachtung, andererseits ein Lebemannstum mit dem entsittlichenden Einfluß von Jeu und Weibern um sich; daneben findet sich vielfach ein Tändeln mit halbverstandener Philosophie und wohl gar ein Liebäugeln mit dem gänzlich verkommenen Sozialismus. Solche Neigungen, die in einem auf Zucht und Ordnung haltenden, von Ehrgefühl durchdrungenen Verbindungsleben keinen Platz haben, führen den Charakterschwachen nur zu leicht auf die schiefe Ebene und zu gänzlichem Verbummeln.



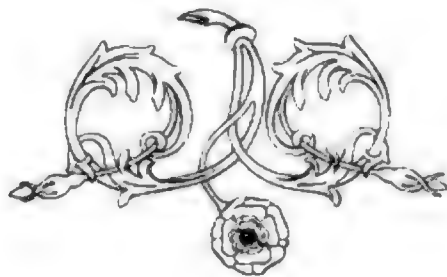


Die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist heute ganz verschwunden; von der freiwilligen Gerichtsbarkeit ist nur die Befugnis des Universitätsrichters geblieben, Schuldurkunden der Studierenden über die gestundeten Honorarbeträge in öffentlicher beweiskräftiger Form aufzunehmen. Da eine Strafgerichtsbarkeit ebenfalls nicht besteht, nicht einmal in Übertretungs- und Polizeisachen, so ist das Universitätsgericht lediglich Disziplinarbehörde, die in Fällen, in denen eine öffentliche Strafe überhaupt nicht verhängt werden kann, oder sonst neben der von den zuständigen Behörden verhängten öffentlichen Strafe mit Disziplinarmitteln und Disziplinarstrafen gegen Studierende einschreitet, wenn diese gegen die Ordnung der Anstalt verstoßen oder die Pflichten ihres Standes verletzen.

Die Gerichtsbarkeit wird in leichteren Fällen ausgeübt vom Rektor, der einen Verweis und eine Carcerstrafe bis zu 24 Stunden verhängen kann. Zur Verhängung einer längeren Carcerstrafe bis zu 3 Tagen oder einer Geldstrafe, die in Preußen 20 Mark nicht überschreitet, bedarf es der Huziehung des Universitätsrichters. Über die erheblichen Strafen — Carcerhaft bis zu 2 Wochen, die Nichtanrechnung des Semesters, die Unterschrift des consilium abeundi (Androhung der Universitätsverweisung), das consilium abeundi (Verweisung von der betreffenden Universität) und schließlich die Relegation, die den Ausschluß vom Studium überhaupt mit sich bringt und nur nach einer strafrechtlichen Verurteilung wegen einer ehrloser Gesinnung entspringenden Handlungsweise erfolgen kann — entscheiden Rektor und Senat unter Huziehung des Universitätsrichters.

Der Aufenthalt im Carcer, in dem in Preußen auf Antrag der gerichtlichen Behörden Studierende auch gerichtlich erkannte Haftstrafen bis zu 2 Wochen abbüßen können, ist kein angenehmer mehr. Die Freiheitsentziehung wird neuerdings überall strenger durchgeführt, das Empfangen von Besuch und die Zufuhr alkoholhaltiger Getränke ist stark unterbunden. Eine Unnehmlichkeit bietet er den Studierenden noch in sofern, als sie bei Verhaftungen anstatt in das allgemeine Polizeigewahrsam in den Carcer gebracht werden, falls das Abnehmen der Legitimationskarte, die jeder Student bei der Immatrikulation erhält, im einzelnen Falle nicht genügt oder nicht thunlich ist.

Mit dem Carcer mag dies Kapitel schließen, daß uns nicht bloß den reichgegliederten Organismus der modernen Universität vor Augen führen, sondern vor allem auch in das Entstehen und allmähliche Werden ihrer heutigen Einrichtungen einen Einblick gewähren sollte. Überall stehen wir hier, wohin wir unseren Blick auch wenden, auf historischem Boden; nichts ist sprunghaft und ohne zureichenden Grund geschaffen und geändert worden, sondern alle Institutionen haben sich organisch entwickelt und den jedesmaligen Bedürfnissen angepaßt. Darum haben auch die deutschen Universitäten allzeit ihre Aufgabe erfüllt, und darum ist auch die alma mater in ihrer heutigen Gestalt für jeden, der ihr angehört hat oder noch angehört, ein Gegenstand warmer Liebe und dankbarer Verehrung.



die Probezeit bis auf ein Minimum abgekürzt zu werden und die Aufnahme sofort zu erfolgen.

Die Ceremonie der Fuchsaufnahme hat heutzutage, obwohl sie bei manchen Korporationen noch in sehr feierlicher Weise vor sich geht, doch gegenüber der Rezeption als Burisch an Bedeutung verloren. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war „die Verpflichtung der Renoncen“ — wie es in „Schnabels Universitätsjahren“ heißt — „bei weitem nicht so feierlich, als wenn ein neues Mitglied in den engeren Bruderbund, in das Corps selbst eintrat.“ Auf der Stube, wohin man die Aspiranten beschied, waren nur die drei ersten Chargierten zugegen. Der Sekretär, der dritte Würdenträger, verlas den allgemeinen Comment, der Senior nahm dann, nachdem er den Aufzunehmenden noch einige Bestimmungen angegeben und sie gefragt hatte, ob sie diesen nachkommen wollten und könnten, im Bejahungsfalle das Ehrenwort ab, nach bestem Willen sich allen an sie gestellten Forderungen, dem Comment und anderen speziellen Verordnungen zu fügen, und damit war dann das bisherige Kameel ein Renonce, durfte die Couleur tragen, alle Feste mitfeiern, mußte aber gewisse Beiträge in verschiedene Kassen zahlen.

Mit weit mehr Umständlichkeit und Würde ging es im vorigen Jahrhundert bei der Aufnahme in einen geheimen Studentenorden her, die sich in Bezug auf das Ceremoniell vielfach an die Freimaurerei anlehnten. Aus der Konstitution eines solchen Ordens vom Jahre 1788 geht folgendes über die Aufnahme eines Initianten hervor: Es wurde eine Art Loge gehalten, bei deren Eröffnung die sämtlichen Mitglieder aufstanden, einander die Hand gaben und um den in der Mitte stehenden Tisch eine Kette bildeten. Hierauf sagte der Ordensoberste: „Unzertrennlich wie diese Kette sei unser Bund.“ Sodann machten die Mitglieder das Kennzeichen des Ordens, und man setzte sich wieder nieder. Hierauf wurden die neuen Mitglieder aufgenommen. Der Ordensleiter las ihnen nach vorhergegangener Anrede, die von den Zwecken des Ordens handelte, die Konstitution des Ordens vor. Während ihnen so die geheimen Grundgesetze vorgelesen wurden, standen sämtliche Kandidaten und hielten einander bei den Händen. Nach geschehener Aufnahme küßten sie die Ordensbrüder und erteilten dem Ordensobersten den Handschlag an Eides statt.

Von der Leidenszeit, die ehemals für den „Pennal“ nach erfolgter Deposition anhub, kennt der glückliche Fuchs von heute nichts mehr; werden doch bei vielen Korporationen die Füchse als vollkommen gleichberechtigte Mitglieder angesehen. Zu Schnabels Zeiten war dies noch anders; man definierte den Fuchs „als ein Stück Fleisch ohne Sinn, Wiß und Verstand“ und behandelte ihn demgemäß: er mußte alles thun und alles geben, war Bedienter und Zahlmeister. Für einen Fuchs war alles gut, ihn anzuführen und auszubeuteln galt als Wiß. Alte Häuser, deren Quellen von Hause versiegt sein mochten, quartierten sich bei Füchsen ein, zehrten mit ihnen und trugen ihre Kleidungsstücke; abgetragene, verkaufte oder zerichlagene Hemden wurden aus den vollen Koffern Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefel, deren Schäfte nicht mehr zusammenhalten wollten, wurden mit besseren vertauscht u. s. w. In dieser Auffassung von dem Wesen und Daseinszweck eines Fuchsen lebte der verbotene und unterdrückte Pennalismus früherer Jahrhunderte noch lange fort; heute finden wir seine Spur indessen nur noch in einigen wenigen Überresten alter studentischer Bräuche wieder.

Dahin gehört in erster Linie die „Fuchstaufe“, die beim ersten Kommers im Semester, dem sogenannten Fuchskommers, bei manchen Korporationen stattzufinden pflegt. Daß die Entstehung dieser Sitte eng mit dem Pennalismus zusammenhängt, zeigt eine aus dem Jahre 1655 überlieferte Notiz, wonach „in diesem Jahre zuerst etliche Studenten zu Rostock in öffentlicher Kommunität die Pennäle mit dem Biere, welches sie nicht hatten austrinken können, auf gotteslästerliche Art getauft, worüber der berühmte Jurist D. Cothmann geeifert.“

Heute dient die Fuchstaufe nicht mehr zum Verieren der Füchse, sie ist vielmehr, wie die folgende Schilderung ihres Hergangs bei einer Berliner Korporation







gespornt, bemalt und mit einem Schläger bewaffnet auf sein hölzernes Pferd und eröffnete den Fuchsritt. Krasse und Brandfuchse mußten auf gleichen Rossen dem Vorreiter folgen, der bald langsam, bald galoppierend unter lautem Gelächter, tollen Streichen und nach dem Takte des Liedes: 'Was kommt dort von der Höh' um Tisch und Bänke in verschiedenen Touren herumsprengte".

Heutzutage wird der Fuchsritt in der Regel nur bei besonderen Gelegenheiten, wie auf dem Kommers nach der Fuchsaufnahme oder nach der Burschenrezeption veranstaltet; er verläuft so, wie er in „Schnabels Universitätsjahren" geschildert wird, nur mit dem Unterschiede, daß er durch das Fehlen der Sporen bei den Reitern noch mehr von seinem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, und daß er heute wohl überall von dem Fuchsmajor eröffnet wird.



Fuchsritt auf der Sazoboruffenkneipe in Heidelberg. 1831.

Der „Fuchsmajor“ war in den dreißiger Jahren ein ehrender Beinamen, den derjenige unter den Füchsen erhielt, der sich zuerst bei seiner Verbindung paulte. Der Fuchsmajor. Jetzt ist der Fuchsmajor ein älterer Bursch, oft sogar ein Inaktiver, dem die Erziehung der Füchse anvertraut ist; sein Amt ist demnach ein ernstes, da er nicht blos im „Fuchskränzchen“, auch R. C. (Renoncen-Convent) genannt, den Füchsen das Wissenswerte in studentischen Dingen beizubringen hat, sondern auch die Verantwortung dafür trägt, daß die Füchse äußerlich und innerlich zu brauchbaren Mitgliedern ihrer Korporation erzogen werden.

Die heitere Seite seiner Thätigkeit zu entfalten, bietet dem Fuchsmajor die Kneipe Gelegenheit, jene für das Studentenleben so überaus wichtige Institution, in der alte Überlieferungen sich wohl am meisten erhalten haben; manche der dort beobachteten Gebräuche würden uns, wollten wir sie bis auf ihre erste Entstehung verfolgen, in die germanische Urzeit zurückführen. Schon Tacitus sagt von den alten Germanen, daß sie es nicht für eine Schande hielten, die Nacht beim Gelage zuzubringen, und wenn es in einem Distichon der Anthologia latina heißt:

Inter *hails* gothicum, *skapjam*, *jam matjam jad driggekam*
 Non audet quisquam dignos educere versus:
 Calliope madido trepidat se iungere Baccho,
 Ne pedibus non stet ebria Musa suis,

so ist unter dem 'hails' jedenfalls ein Ruf beim Zutrinken, eine Art Gesundheitstrinken zu verstehen; denn der Sinn der Strophe ist nach Maßmann (Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 1, S. 379) offenbar der, daß der lateinische Dachstübendichter über dem Lärm, welchen unter ihm die wilden Goten beim welschen Weine machten, zu keinem Gedichte kommen konnte. Scott beschreibt uns in seinem „Ivanhoe“, wie sich die Sachsen im Hause Cedric's mit wassail und drinkail zum Trinken aufforderten, Formeln, die im Mittelplattdeutschen als wees heel und drink heel beibehalten wurden, und die noch heute in dem nordfriesischen was heal zu hören sind. Auch in



Ein Fuchtritt zu Anfang der 70er Jahre.

dem Willkommstrunk, dem geordneten Trinken der Handwerksburschen des Mittelalters, das Henrik Smidt in der Höhe der Hamburger Brauersknechte so anschaulich schildert, liegen Anklänge an die studentischen Trinksitten. Aus allem geht hervor, daß ein geordneter Trinkcomment bei unseren Vorfahren aller Stände und aller Zeiten geherrscht hat. Ihn hat sich der Student angeeignet, hat ihn treulich bewahrt, weiter ausgebildet, ja schließlich zu einer Art Wissenschaft erhoben.

Die Trinksitten.

Der älteste studentische Trinkcomment liegt uns in dem Jus potandi oder Sechrecht des Blasius Multibibus vom Jahre 1616 vor. Danach trank man schon damals totales, Ganze, und partiales, in Absätzen, man trank sich zu und mußte mit demselben Quantum Bescheid thun, entweder nach der Ordnung, wenn keine Person übergangen wurde, oder außer der Ordnung; man trank auf Brüderschaft, wobei man viele zierliche Worte gebrauchte, — durfte auch mit einem „Merkator“ Schmollis machen propter victum et amictum. Man setzte einem Gaste den Willkomm vor, einen großen Becher, den er zu leeren hatte. Ferner trank man das „Römische Reich“, einen ungeheuren Becher, der die Runde machte, man konnte auch zu vieren trinken, drei ad libitum, der vierte den Rest, man sang Kneiplieder beim Trinken, kurzum, man

hatte einen geregelten Kneipcomment. Die praktische Ausübung der hier gelehrtten Theorie veranschaulicht das Zwischenspiel von Raue aus dem Jahre 1648 (citirt bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 30 ff.), wo uns ein Auftritt inter pocula vorgeführt wird. Wir sehen die Pennäle den Schoristen das Bier einschenken, man trinkt sich „Ganze“ zu und leert einen Becher à la santé de la madamoysella; die Pennäle müssen das „Runda“ singen, und schließlich wird die Gemütlichkeit gestört, da ein Studiosus einem jüngeren auf ein vorgetrunkenes Quantum nicht Bescheid thun will, worin der letztere eine Geringschätzung erblickt, für die er dem andern einen „Bärenhäuter“ an den Kopf wirft.

Das Kneipen des 18. Jahrhunderts, das uns Fabricius in seinem eben-erwähnten Buche (S. 107 ff.) anschaulich schildert, hatte sich aus den vorher üblichen Schmäusen, bei denen in der Regel die Pennäle die Gastgeber waren, zu dem sogenannten „Hospiz“, bei dem ebenfalls auf Kosten des „Hospes“ gezecht wurde,



Hospiz in Jena, 1763.
(Aus einem Stammbuch.)

entwickelt. Die feuchtfröhlichen Zusammenkünfte der Studiosi fanden nicht, wie heutzutage, im Wirtshaus statt, sondern auf den einzelnen Buden. Der Hospes Das Hospiz „invitierte“ seine Landsleute, bewirtete sie mit Brötchen und Kaffee, und dann konnte das eigentliche Hospiz beginnen. Der Hospes — falls er nicht das Amt dem erwählten Vicehospes abtrat — war eo ipso Kneipwart, sein Abzeichen der Hausschlüssel, durch dessen Klopfen er Silentium gebot. Er hatte unbeschränkte Macht, konnte jeden zu jedem beliebigen Quantum verdonnern und brauchte nur pro libitu zu trinken, d. h. zu nippen. So blieb er imstande, seiner Verpflichtung als Wirt nachzukommen, und konnte sein Ziel, alle Anwesenden „naß zuzudecken“, bequem erreichen, ohne selbst „voll“ zu werden. Daß es ihm nicht allzuschwer wurde, seine Absicht zu erreichen, dafür war gesorgt, zunächst durch die vielen auszubringenden „Gesundheiten“. Jeder mußte auf das Wohl der „Charmante“ trinken, d. h. der Dame, die er liebte. Nahmen zwei Gäste eine und dieselbe Charmante für sich in Anspruch, so suchte der eine sie dem anderen „abzuschwören“, indem er ihm 1—3 Ganze vortrank, die der andere nachtrinken mußte; dann konnte dieser wieder „nachschwören“, d. h. wieder drei nachzukommende Ganze vortrinken, u. s. w. ad infinitum.

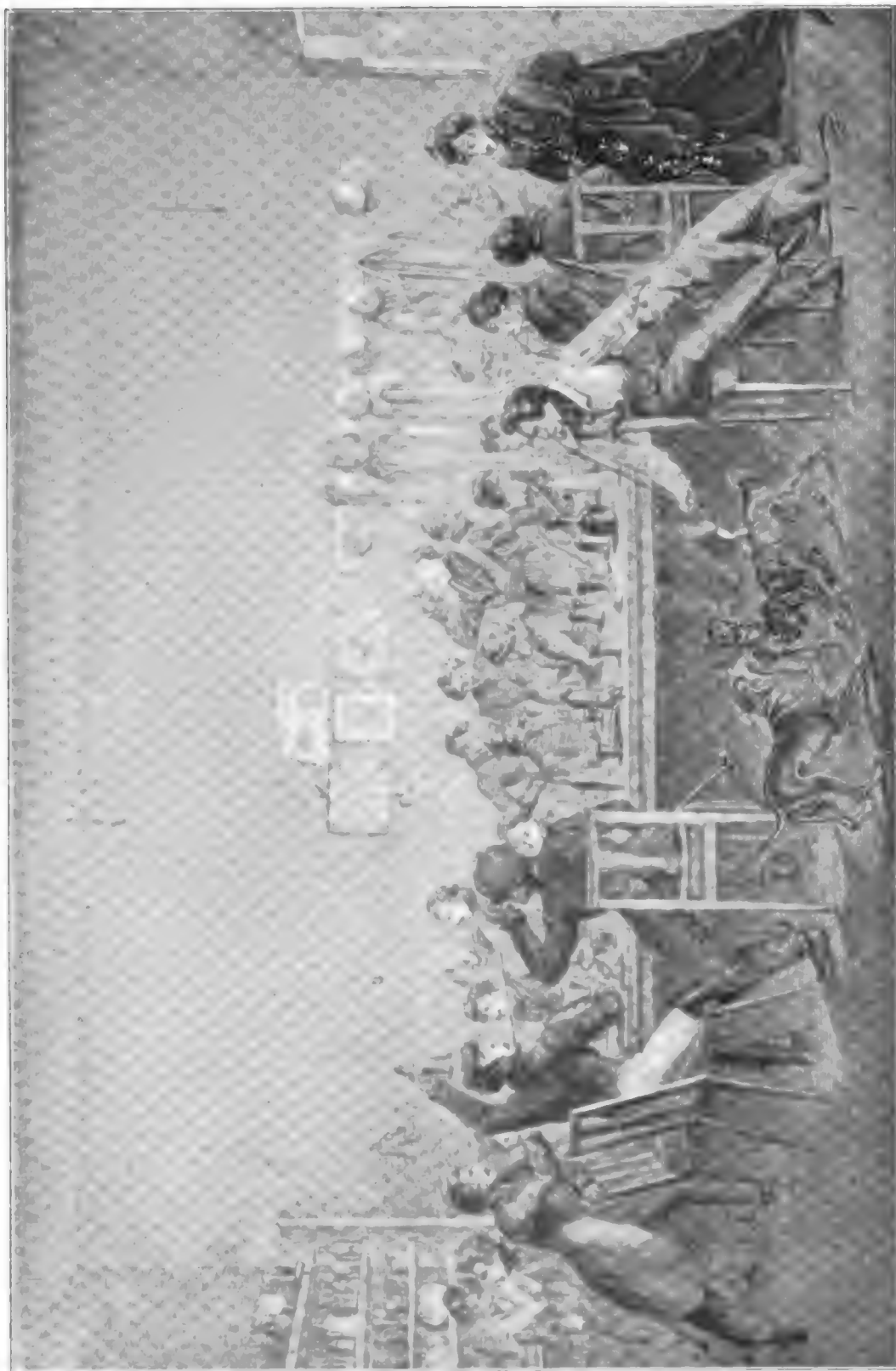
ein höheres Niveau hob, drängten von selbst darauf hin, zwischen den zwanglosen Kneiperei und dem feierlicheren Kommerz einen Unterschied zu machen. Jene fanden, wenigstens in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, noch vielfach auf den Studentenbuden statt und werden sich im allgemeinen, was Solidität und Ehrbarkeit betrifft, vor dem früheren Hospiz nicht sonderlich ausgezeichnet haben. Seitdem es aber üblich wurde, daß die Verbindungen, Landsmannschaften wie Burschenschaften, ganz bestimmte Kneipen, die sie regelmäßig besuchten, zu ihrem Quartier wählten, wurde das Kneipleben immer mehr von festen, durch den Comment geregelten Formen beherrscht. Heutzutage bezeichnet man die regelmäßig wiederkehrenden geselligen Zusammenkünfte als „Kneipen“, die wiederum in „offizielle“ und zwanglose oder „Spielfkneipen“ zerfallen, zum Unterschiede von den nur ein paar Mal im



Kneiperei auf einer Studentenbude.

(Nach einer Lithographie um 1915.)

Semester bei besonderen Gelegenheiten stattfindenden größeren „Kommerz“, die sich als solche durch den größeren Aufwand von Ceremoniell und vor allem durch den Landesvater kennzeichnen. Die Kommerz haben im wesentlichen die Gestalt beibehalten, die sie zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten. In den dreißiger Jahren ging es bei einem „Fuchskommerz“ nach der Beschreibung, die in Felix Schnabels Universitätsjahren entworfen wird, folgendermaßen her: „Obenan saßen die Seniores und Subseniores als Präsidcs, sie stimmten die von der Musik begleiteten Lieder an, klopften, wenn ein Vers oder der Gesang aufhören oder Ruhe herrschen sollte, laut mit ihren blanken Schlägern auf die Tafeln, daß Gläser und Flaschen klirrten, geboten herrschend silentium und diktierten das von den Anwesenden nach Verschiedenheit ihres Burschenalters zu trinkende Quantum, welches die Füchse stehend und mit entblößtem Haupte, die Brandfüchse sitzend mit abgenommener Mütze, oder stehend mit der Mütze auf dem Kopfe, junge, alte und bemoooste Burschen ohne Ceremoniell leerten, die Kandidaten hingegen an ihren eigenen Tischen nach Wohlgefallen — ad libitum — auf das gegenseitige und allgemeine Studentenwohl trinken konnten.



Kneipe (Würzburg 1828.)
(Nach einer Lithographie von Löffel, herausgegeben von Jörck.)

Ihm antwortete die Korona, die mit den Hörnern und vollen Kännchen angetreten war, mit der 2. Strophe:

„Euer Gnaden aufzuwarten 2c.“

Diese Strophe wurde gesungen, indem man im Takt um den Tisch herumging. Hierauf sang der Fürst wieder allein die dritte Strophe:

„Ihr Jäger, spannt's Geseider“

und nach Schluß derselben reichte ihm einer aus der Korona sein Trinkgefäß, das der Fürst austrinken mußte. Während er trank, wurde gesungen:

„In's Horn, in's Horn, in's Jägerhorn,
Sauf zu, sauf zu, du Fürst von Torn.“

Nachdem also der Fürst sein Gemäß geleert hatte, sang er die letzte Strophe:

„Was nützt mir nun 2c.“

und bestimmte seinen Nachfolger.



Der Fürst von Torn.

Hatten alle „gefessen“, so war die Ceremonie und die Kneipe zu Ende.

Der Salamander. Eröffnet werden Kommerz und offizielle Kneipe heute wohl überall mit dem Salamander. Da dieser Brauch in der aus „Schnabels Universitätsjahren“ citierten Beschreibung des Hallschen Fuchskommerzes nicht erwähnt wird, scheint man ihn zu Schnabels Zeiten noch nicht gekannt zu haben, obschon, wie wir gleich sehen werden, etwas Ähnliches schon damals gerade in Halle existiert haben muß. Über den Ursprung des Salamanders und die Bedeutung des Namens sind die gewagtesten Vermutungen aufgestellt worden. Man will in dem Wort einfach nur eine Zusammenfassung und Entstellung aus „Sauft alle miteinander“ erkennen; man hat den Salamander ferner mit dem Bonner Universitätsrichter v. Salomon in Verbindung gebracht; da indessen, wie G. von Szczeponski in den „Bonner Skizzen“ bemerkt, das Salamanderreiben schon lange vor der Amtsführung des Herrn v. Salomon im Schwange war, kann das Wort kaum von ihm herrühren. Szczeponski will das Reiben der Gläser auf den Tischen auf das Bedürfnis zurückführen, die Gläser von

der anhaftenden Flüssigkeit zu befreien, weil man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch keine Bieruntersähe kannte.

Interessant und einleuchtend zugleich ist die Erklärung Hofmeister's, der (in der „E.C.-Zeitung“ vom 22. Mai 1897) aus eigener Erinnerung zur Aufklärung des Geheimnisses folgendes beisteuert: „Als in den Jahren 1873 und 1874 etwa die Frage nach dem Ursprung und dem eigentümlichen Namen des Salamanders in Fluß kam, fügte es sich, daß ich mit einigen Freunden in der bekannten Weinstube von Jakob Broich in Halle mit einem alten Herrn der 1834 suspendierten Landsmannschaft Pomerania zusammentraf und die Gelegenheit wahrnahm, diesen nach seinen Erinnerungen über den Salamander zu befragen. Die Antwort lautete dahin, daß allerdings zu seiner Zeit, also um 1830, bei den Hallenser Pommern ein so benannter Brauch in Übung gewesen sei, der sich aber wesentlich vom heutigen



Kind von Toren

Salamander unterschieden habe. Die Einzelheiten waren ihm entschwunden, das eine mußte er aber ganz genau, daß es dabei gebrannt habe. Ähnliche Andeutungen hatten sich auch anderwärts gefunden, und schon der Name des Feuertieres mußte etwas derartiges nahe legen.

Als mich dann nach Jahren das Geschick an die Küste der Ostsee führte, lernte ich hier eine ganz besondere Art von Getränk kennen, das besonders in den Kreisen älterer Schiffskapitäne und sonstiger Seebefahrer Leute beliebt ist und von diesen in den kleinen Strandorten namentlich im Winter, wenn die ‚Berliner‘, wie hier alle Sommergäste mit Vorliebe bezeichnet werden, den Strand geräumt haben und die Bewohner wieder unter sich sind, gern bereitet wird — die sogenannte ‚Filtrangenbowle‘. Das Rezept dazu lautet: Man nimmt einige Flaschen guten Rum oder Arac, aber ohne jedes Wasser, gießt diese in ein feuerfestes Gefäß, legt darüber eine gewöhnliche blankgeputzte Feuerzange (daher der Name), packt auf diese eben so viele Pfund grobgeschlagenen Zucker, wie man Flaschen Rum oder Arac genommen hat, und zündet nun die Flüssigkeit im Kessel an. Der Zucker, der vorher gleichfalls



auf der Hand. So haben wir den alten und echten Salamander, von dessen Ceremoniell dann einiges auf den Biercomment übertragen wurde. Der Bonner Salomon ist hineingekommen wie Pontius Pilatus ins Credo."

Den Höhepunkt seiner Feierlichkeit erreicht der Kommers durch den Landesvater, einen Brauch, der eben nur dem Kommers eigen ist.

Nach G. von Szczepanski hat der Landesvater seine jetzige Fassung während der Franzosenzeit erhalten, und das Durchbohren des Hutes soll nach ihm das Durchbohren von Napoleons Hut oder des Hutes des Tyrannen à la Gefler bedeuten. Wahrscheinlicher als diese Erklärung von der Entstehung des Landesvaters ist die Ansicht, die Fabricius in seinem Buche über die deutschen Corps vertritt. Er ist der Meinung, daß das Hutdurchbohren, die Hauptceremonie beim Landesvater, mit dem alten Bruderschaftstrinken zusammenhänge. Diese Ceremonie habe schon früher an

Der
Landesvater



Landesvater.

(Aus einem Dießener Stammbuch von 1793 im Besitz des Oberhess. Geschichtsvereins in Dießen.)

den Universitäten als ein Zeichen des Opfers bestanden, das man dem neuen Bruder zu bringen gewillt sei. Das Bruderschaftstrinken für die ganze Korona war im 18. Jahrhundert bei jedem Hospiz Sitte, und da meistens die Landsleute zusammenkneipten, so wurde auch des Landesvaters beim Brüdergesange gedacht, und zwar in einer besonderen Strophe, die lautete:

Landesvater,
Schutz und Rater,
Es lebe mein . . . hoch,
Ausbund auserles'ner Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen,
Ehr und Hoheit krönen ihn.

Dann wurde dem Landesvater — wie sonst dem Freunde — zu Ehren der Hut durchstoßen. Das war die ganze Ceremonie, außerdem sang man noch improvisierte Strophen, die oft recht unanständig waren, so daß die ganze Sitte in Verruf kam.

Der Renommisten-Comment aus dem Jahre 1776 erwähnt auch den Landesvater als eine bemerkenswerte Übung aus alten Zeiten, und fügt, indem er ihn beschreibt,



ich stets auf Ehre, stets ein flotter Bursche sein.' Diese Prozedur wird bei allen Anwesenden von den verschiedenen Präsidies wiederholt, die mit einem jeden, wenn auch nach Belieben, wenig oder mehr trinken und dadurch oft so hinfällig werden, daß sie ihr Amt nicht verrichten oder vollenden können. Nachdem die Mützen der Menge durchlöchert und an dem Schläger befindlich sind, treten an jedem Tischnende die Präsidies auf Stühle und durchbohren ihre Kopfbedeckungen, wechseln dann die Schläger und Mützen und teilen sie, dem Gegenübersitzenden die oberste Mütze hinreichend und den Schläger auf dessen Haupt legend, wieder aus. Bei diesem Akt singen sie: 'So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken, und drauf den Schläger strecken, es leb' auch dieser Bruder hoch, ein Hundsfott, der ihn schimpfen soll'; dann fällt der Chor ein: 'So lange wir ihn kennen, woll'n wir ihn Bruder nennen, es leb' auch u. s. w.' So der Reihe nach bei jedem, und hiermit ist der Landesvater und gewöhnlich auch der Kommers beschloffen."



Landesvater in Göttingen (um 1816).

(Nach einem Kupferstich, bei Wiederhold in Göttingen erschienen.)

Während der Kommers und auch die offizielle Kneipe sich in dem Rahmen einer feststehenden Ordnung abspielt, geht es auf den sogenannten „Erkneipen“ und Die Exkneipe. gebundener und regelloser her. Jede Korporation hat eine besondere Erkneipe, d. h. ein Lokal außerhalb des Weichbildes der Stadt, gewöhnlich in einem nahegelegenen Bierdorfe, wohin an schönen Sommernachmittagen, wenn der Tag nicht durch Mensur, Kneipe oder sonstwie besetzt ist, die mehr oder weniger vollzählige Verbindung ihre Schritte lenkt. Das Bild einer solchen Erkneipe mag bisweilen auch heute noch nicht viel anders sein als zu Schnabels Zeiten, der sich als Fuchs auf die Sommerkneipe der Hallenser Märker in Kröllwitz begiebt. „Auf der Fähre, die den ungeduldig Sehnsüchtigen an das andere Ufer der Saale und in den Kreis der Erwählten bringen sollte, vernahm er schon das Lärmen, Schreien und Singen der lustigen Kameraden, sah auf dem vorspringenden Felsen und auf dem vor der Bergschenke befindlichen freien Platze orangefarbige und weiße Mützen, sich umhertummelnde Burschen in Hemdsärmeln, beißende, bellende Hunde, den geschäftigen Wirt und Keller-mädchen, die sich kaum den Umarmungen und gewaltsamen Verführungen lockerer Zeisige — es war noch am Tage! — zu entwinden vermochten“.

Den Hauptglanz empfängt die Erkneipe, wenn auf ihr seine königliche Hoheit Der Hofstaat. der Bierherzog einen „Hofstag“ abzuhalten geruht. Die Anfänge des heutigen Hofstages sind im 17. Jahrhundert zu suchen. „Es ist geschehen“, berichtet Meyfart, „auf der Universität zu U., daselbst theten sich zusammen etliche junge Lappen, und scholten ihre Gesellschaft die Cavalierer (d. i., die Ritter) der Ehren: Das Haupt dieser Rote hieß Apollo, hatte neben sich neun Musen und drey Gratiën. Andere, welche ober dieser Zahl waren, führten den Titul Expectanten. Sie machten Satungen, theils von Narrentheidungen, theils von Sauffereyen, wie Apollo erstlich drey Gläser auftrinken, und hernach die Gesellschaft das Maul in die Schwemme jagen und baden, und der Wel-Götze Apollo verehret werden sollte“. Nach Fabricius (Die deutschen Corps, S. 125) müssen noch früher Trinkerreiche existiert haben; er erwähnt, daß Eobanus Hessus König in einem Erfurter Humanisten-Trinkerreiche gewesen sei, und daß am Ende des 16. Jahrhunderts in Tübingen die „Königreiche“ abgeschafft worden seien; er zitiert eine Stelle aus den „facetiae facetiarum“, wonach die Studenten auf einem Bierdorfe sich einen comes oder princeps wählten, dem alle zu folgen hatten. Auch in dem



Erkneipe.

(Bezeichnet von Edert 1828, herausgegeben von Jörlsch.)

Promovieren zum Doktor „Cerevisiae et Vini“, so wie in dem „Pappspiel“ des vorigen Jahrhunderts haben wir nach Fabricius direkte Vorläufer des Bierstaats zu sehen.

Einem solchen Bierstaat lernt auch Schnabel auf der eben erwähnten Erkneipe der Hallenser Märker kennen. „Der Großherzog mit dem jedesmaligen Namen 'Mar' wurde unter den Befähigten und Tüchtigsten im Gebiete des Trinkens erwählt und herrschte monarchisch-konstitutionell, indem die Großen des Reichs,

die eine Kammer bildeten, nicht selten in Opposition traten, den betrunkenen Fürsten zeitweise suspendierten, den tyrannischen zur Abdankung oder Änderung seines Regierungssystems zwangen. Sonst war der Großherzog angesehen und hochgeehrt, prangte bei festlichen Gelagen in Purpurmantel mit Krone und Szepter und hatte einen sehr großen Hofstaat: Erztruchseß, Erzämmerer, Erzmundschenk, Ceremonienmeister, Herolde, Pagen, Knappen und Hofgesinde. Jeder, der in diesem Staat das Bürgerrecht erlangen wollte, mußte eine gewisse Quantität Breihahn in fünf Minuten einschütten, Füchse und junge Burschen nicht unter acht Gläser, ältere Häuser nach Belieben. Höhere Chargen, Orden, Belobungen in der Hofzeitung und andere Auszeichnungen erwarb die vermehrte Gläserzahl in eben jener Zeit; es haben sehr befähigte Leute — kaum sollte man es glauben! — vierzig Gläser, also über fünf Steinkrüge in fünf Minuten hinein und alsbald auch wieder herausgeschüttet!

Jeder Neuling erhielt eine Charge, Füchse und schlechte Trinker zählten zum Gesinde, höchstens zu den Knappen und Pagen, bessere Bacchusdiener nahmen höhere Stellen ein. An Hofstagen, bei einer neuen Wahl und Krönung des Großherzogs, am Stiftungstage und anderen festen ging es hoch und prächtig her: Jeder verschaffte sich, oder wählte unter der eigenen Garderobe, einen seinem Stande angemessenen Anzug, Gesandte in Staatsgewändern erschienen von anderen, dem Kröllwiger ähnlichen Staaten, Musik und Lieder erschollen, ein würdiger Umzug wurde



ihm kommt der Wagen mit der Musik — der Jenenser Stadtkapelle — und dann der Wagen Sr. Hoheit des Herzogs, von viieren gezogen. Neben dem Kutscher sitzt der Leibmohr der Herzogin, ein Fuchs in rotem Hemd und weiten Beinleidern, in der Hand hält er einen gewaltigen Sarras, er trägt schwarze Handschuhe und eine Negerperrücke, das Gesicht ist ihm mit „Graphit“ glänzend schwarz gemacht. Im Fond des Wagens lehnt das herzogliche Paar, der Herzog mit Krone, Purpurmantel und Szepter, die Herzogin — ein Fuchs mit glattem Gesicht, aus dem etwaige Anzeichen eines zukünftigen Bartes sorgfältig entfernt sind — in modernem Damenkostüm. Auf dem hinteren Trittbrette des Wagens steht der Leibnarr und erste Hofpage des Herzogs, der mit einer Schweinsblase in die Zuschauermenge hineinschlägt. Folgen mehrere Wagen mit „stinkenden Geistern“. Jedes Semester nämlich stirbt der Herzog, ein neuer folgt ihm, aber der Geist will doch auch mitfeiern; so erscheinen die seligen Herzöge in Leichenhemden oder Bettlaken gehüllt, auf dem Kopfe ein messingnes Diadem mit ihrer Regentennummer — sie bringen von den himmlischen Gefilden übrigens einen Höllendurst mit. Nun kommen die Burschen, die alle Ritter und Prinzen sind und zugleich als Kammerherren, Schnellmaler, Reichsapotheker fungieren; ferner der Kriegsminister Sr. Hoheit, allein ein Ponypiergespann lenkend, in eigelbem Frackanzuge mit römischem Schilde, Ritterschwert und griechischem Helm. Auch die Geißlichkeit darf nicht fehlen: der Erzbischof, umgeben von einigen Mönchen, fährt in einem besonderen Wagen. Sodann folgt der Wagen mit den jezt Sch..ßbürger genannten Füchsen, die von dem Sch..ßbürgermeister befehligt werden. Den Schluß macht die Himmelsziege, ein in Jena beliebtes Gefährt, mit zwei als Verbrechern kostümierten Füchsen und dem Reichschinder, der wahrhaft schrecklich aussieht, endlich wieder einige Reiter und zuletzt der Nachtwächter des Bierdorfes mit Horn und Hellebarde in eigener Person.

Dieser Zug fährt nun zunächst nach dem Markt hin, dreimal um den „Hannfried“, und dann zur Stadt hinaus. Auf dem Bierdorf ist die „Burg“ in Stand gesetzt; ein feierlicher Einzug findet statt, die Hoheiten nehmen auf dem Throne Platz, neben ihnen Mohr und Narr, und der Hoftag kann beginnen. „Burgfriede“ ruft der Herzog statt silentium, „Burgfriede“ wiederholt der Narr, und achtungsvoll lauscht man der Thronrede, die der Herzog seinen geliebten Unterthanen vorliest. Der Narr spricht die Worte seines Herrn nach, verdreht sie aber. Sagt der Herzog z. B.: „Ich verkünde von meinem erbgeessenen Thronstuhle“, so sagt der Narr: „Ich verkünde von meinem abgeessenen Kofferstuhl“ u. s. w. Nachdem die Thronrede verlesen und Titel und Auszeichnungen verliehen worden sind, beginnt das Turnier. Jemand wendet sich zu einem andern und sagt z. B.: „Fürst von Klosewitz, ich werfe Euch ein Länzchen!“ „Aufgehoben!“ sagt der Klosewitz, und beide trinken zu gleicher Zeit ein Gemäß Bier — der Sieger ruft: „Fürst v. Klosewitz in den Sand gestreckt.“

Zur Abwechslung werden einzelne vor den Herzog geführt, wo sie knieend ein Gemäß leeren müssen und mit Bierorden dekoriert werden. Der Büttel oder Schinder ist in ewiger Bewegung, und alle, die gegen den „Burgbrand“ verstoßen, freidet der Reichsherold an die „Acht-Tafel“ an. Revolten der Bürger unterbrechen das Einerlei, werden aber meist schnell erstickt, und die Attentäter müssen etliches und noch einiges pro poena trinken.

Zum Schlusse kommt das große Ordensturnier. Die Bewerber um einzelne Orden melden sich beim Narren, der sie aufschreibt, und der Herzog bestimmt die Kämpfer. Diese treten an und trinken nun um die Orden auf Kommando. Wer zuerst fertig ist, ist Sieger, wird vom Herzog geschmückt und trinkt ein Gemäß pro laude. Der Besiegte meldet sich weiter. Einen höheren Orden kann sich nur der Sieger erkämpfen. Die zu bewältigenden Quanten sind: 1. ein Länzchen = $\frac{1}{3}$ l; 2. ein Doktor = $\frac{2}{5}$ l; 3. ein Kännchen = $\frac{1}{2}$ l; 4. 1 Kanne = 1 l; 5. ein Kännchen u. eine Kanne = $1\frac{1}{2}$ l; 6. zwei Kannen = 2 l. Abgesetzt darf nicht werden, der „Obergerbrat“ hat aber den Weg zum Fenster freizubehalten. Während der ganzen Zeit des Hoftages ist die Bauernschaft im Lokal und trinkt frei mit; denn mächtige Fässer voll

Sichtenhainer liegen zum Verzapfen an den Wänden bereit. Bei Morgengrauen geht es zu Fuß oder zu Wagen nach Jena zurück.

Wie schon erwähnt, herrscht auf den Hostagen ein eigener Comment, der „Burgbraud“; er unterscheidet sich freilich von dem gewöhnlichen Comment nur durch die mittelalterlich zugestugten Ausdrücke. Der Biercomment, über dessen Alter und Entstehung schon gesprochen wurde, ist, nach der Definition eines Jenenser Biercomments aus den 40er Jahren, „die Richtschnur, welcher ein jeder eifrige Verehrer der heiligen Cerevisia nachzukommen streng verpflichtet ist.“ Nach § 2 desselben Comments soll er „zu dem erhabenen Endzweck führen, teils das gesellige und heitere Leben auf den Kneipen nicht durch unnötige Streitigkeiten zu stören, teils aber auch und besonders Ruhe und Ordnung beim Commerc und anderen Trinkgelagen zu erhalten.“ Kürzer und präziser bestimmt der Leipziger L. C. Comment vom W. S. 1887/88 seinen Zweck als gerichtet auf „die Herbeiführung bierrechtlicher Verhältnisse und eines geordneten Bierwesens.“ Überhaupt hat man sich bemüht, dem heutigen Biercomment durch juristische Fassung seiner Paragraphen den Charakter eines Gesetzbuchs zu verleihen; so zerfällt der genannte Leipziger Comment in einen civilrechtlichen Teil, der das Personenrecht und das Obligationenrecht umfaßt, und einen strafrechtlichen Teil, der vom Abfassen, vom Spinnenlassen, vom pro poena-Trinken und vom Bierverschiff handelt. Inhaltlich unterscheiden sich die beiden mehr als vierzig Jahre auseinander liegenden Bier-Comments nicht sehr; auch der ältere handelt vom „Vortrinken“, vom „Bierstandal“, heute gemeiniglich „Bierjunge“ genannt, vom „Cerevis“, d. h. dem Eid in Biersachen, vom „Bierverschiff“, von der Wiedererlangung der „Bierehre“ und vom „Bierconvent“, dem heutigen Biergericht. Ein besonderer Abschnitt des älteren Comments ist überschrieben: Vom ex pleno-Bieten. Aus der Beschreibung dieses Altes, bei dem der Bietende den Strafbaren dreimal mit den Worten auffordert: „ex pleno“, und dieser bei Strafe des Bierverschiffes nachzutrinken hat, geht hervor, daß dieses ex pleno-Bieten nichts anderes ist als unser heutiges Spinnenlassen.

Der
Biercomment.

Der Bierskandal, der heute einfachere Formen angenommen hat und nur noch in der Gestalt der „einfachen“ und „doppelten Bierjungen“ üblich ist, war nach dem Jenenser Comment noch ziemlich kompliziert; man unterschied danach verschiedene Grade des „Sturzes“: Renommage ($\frac{1}{4}$ Doktor), Gelehrter ($\frac{1}{2}$ Doktor), Doktor (wohl das Normalmaß = 1 Ganzer), Papst (2 Doktoren), Seraph (4 Doktoren), Christenheit (8 Doktoren) und Gottesacker (16 Doktoren). Daß diese Bestimmungen des Biercomments nicht bloß graue Theorie waren, sondern auch in der Praxis Anwendung fanden, geht aus den „Bonner Skizzen“ (1839) von G. v. Szczepanski hervor, wo wir von einer richtigen P. P. Suite, die zwischen den einzelnen Corps mit Bier ausgefochten wurde, lesen. „Als Kommando diente ein dem Mensurkommando analoges: „Auf die Mensur! — stoßt an! — setzt an! — los!“. Man kontrahierte sich auf mehrere Stangen, die den Namen der alten großen Gefäße: Papst (2 Stangen), Christenheit (4 Stangen), Ozean (8 Stangen) hatten. Das Turnier dauerte stundenlang, endlich siegten die Pfälzer, die Gegner konnten nicht mehr trinken.“ Ähnlich ging es in den dreißiger Jahren in Halle zu. „Man trank sich“ — so wird in Schnabels Universitätsjahren erzählt — „gegenseitig nicht mit ein halbes oder ganzes Glas vor, was binnen fünf Minuten nachgetrunken werden mußte, sondern man kontrahierte auch Bierskandale, d. h. man steigerte von einem halben Glase bis auf vier und acht ganze, die von beiden Kontrahenten unter Zuziehung von Sekundanten, welche das Quantum gleichmäßig verteilen, zum Leeren desselben kommandieren und das Resultat des besseren oder schlechteren Trinkens proklamieren mußten, getrunken wurden. Der Besiegte war angeschiffen. Dies duldete sein Sekundant nicht, und es entstand eine neue Bierfehde.“

Solche „Saufturniere“ sind in neuerer Zeit mehr und mehr abgekommen, und auch die Bewegung, die sich gegen den studentischen Frühchoppen richtete, ist hier und da von Erfolg gewesen. Nur der Sonntagsvormittag und besondere Fest-

tage vereinigen noch überall die Korporationen zu einem Frühshoppen, der dann meistens unter der Herrschaft des vorhergehenden Abends zu stehen pflegt. Von der Auffrischung der Lebensgeister abgesehen dient der Frühshoppen dazu, den offiziellen Erbummel für den Sonntagsnachmittag zu verabreden.

Ausfahrten.

Sprightouren und Erbummel sind auch heute noch bei den Studenten sehr beliebt, wenn sie auch mit der Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse ihren Charakter geändert haben. Wagenfahrten sind heute schon etwas Seltenes geworden, und solche Kuriosa, wie die in den 80er Jahren sehr beliebte Himmelsziege in Jena — ein altes Pferd, das beim Bergauffahren ein Nachschieben des Wagens verlangte, zog einen kleinen Wagen, der einen Kutscherbock hatte, zwei Hintersitze und einen Reitsitz, alles mit Matratzenzeug gepolstert — werden bald ganz von der Bildfläche verschwunden sein.

Früher war das Reiten und fahren bei den Studenten sehr im Schwange, namentlich die Ausfahrten der Korporationen zu Kommersen auf Bierdörfern beinahe an der Tagesordnung. Auch bei Felix Schnabel wird uns von einer solchen Ausfahrt,



Ausfahrt.

(Gezeichnet von Ebert 1828, herausgegeben von Jöstsch).

welche die Hallenser Corps vor dem Fuchskommerz veranstalteten, erzählt: Mehr als sechzig Wagen und Reiter zogen von Halle ab, angeführt von zwei Gensdarmen und einem Musikchor. In Sechsspännern saßen, von chapeaux d'honneur und Reitern in Uniform umgeben, die Senioren und Chargierten; hinter ihnen Vier-, Zwei- und Ein-spänner, die mit kanibalischer Grausamkeit, Hieben und Schreien zu gleichem Schritt mit den besser bespannten vorderen Karossen angetrieben

wurden. Chargierte zu Pferd führten, begleiteten und schlossen den Zug, neben ihnen die Adjutanten, reitende Füchse in Polonaisen mit Kollern in den Couleurfarben, Cereviskappen und Schleppfäbeln — so ging es nach Reideburg hin.

Berühmt sind heute noch die Ausfahrten der Jenenser Burschenschaften nach Weimar hin, wenn dort die Räuber aufgeführt werden. Dann hat die Burschenschaft Jenas — dank einem alten, ihr schon von Karl August verliehenen Privileg — die Erlaubnis, in der Szene, in welcher die Räuber „Ein freies Leben führen wir“ anstimmen, das Recht, nach der ersten Strophe Silentium zu gebieten und das „Gaudeamus“ oder ein anderes Lied, z. B.: „Stoßt an! Jena soll leben!“ zu singen. Nach Schluß des Liedes wird gerufen: „Silentium ex, das Spiel darf weiter gehen“. So war es schon zu Schnabels Zeit, so ist es noch jetzt. Die Ausfahrt nach Weimar geht jedes Jahr einmal, meist im Februar, vor sich, bei guter Bahn in Schlitten, sonst in Wagen, mit Zugführern und Adjutanten in Wicks.

Besonders feierlich gestaltete sich früher eine studentische Auffahrt, wenn es galt, einen scheidenden Kommilitonen ins Philisterium zu geleiten. Wann die Sitte des **Das Comitäl.** Comitats ungefähr aufgekommen ist, steht nicht fest; der Renommistencomment vom Jahre 1776 sagt nichts vom Comitäl, erwähnt aber die Nachtmusik eines „Abiturienten“. Die Sitte scheint bis in den Anfang unseres Jahrhunderts sehr beliebt gewesen zu sein; mit dem Aufkommen der Eisenbahn hatte sie indessen ihre eigentliche Bedeutung



Musfabrt.
(Nach einem alten Steinbrud.)

verloren und blieb nur noch als eine Ehrung, die der Scheidende durch seine Verbindung erfuhr, bestehen. Ein solches Ehrengelage beschreibt auch Kufmaul in seinen „Jugenderinnerungen“: „Gegen Schluß meines zweiten Semesters gab die Suevia einem scheidenden Ehrenmitgliede ein feierliches Geleite, ein Comité. Der verdiente Veteran, stattlich und wohlbeleibt, Hamster genannt, war um seines gesunden Verstandes und glücklichen Humors willen der Verbindung doppelt wert und teuer. Vierzig bis fünfzig Freunde zu Pferd und Wagen bewegten sich mit dem alten ‚Hause‘ in festlichem Aufzug durch die Straßen, es war eine Auffahrt wie aus den Tagen von Louis XV., die Teilnehmer in herkömmlicher Weise großenteils kostümiert in der eleganten Tracht jener Zeit. Wie ein Souverän unter seinen Getreuen nahm der Gefeierte den Hintersi  eines Sechssp nners ein, ihm gegenüber zwei Füchslein prächtig ausgestaffiert als „Chapeaux d’honneur“, in Diersp nnern folgten die



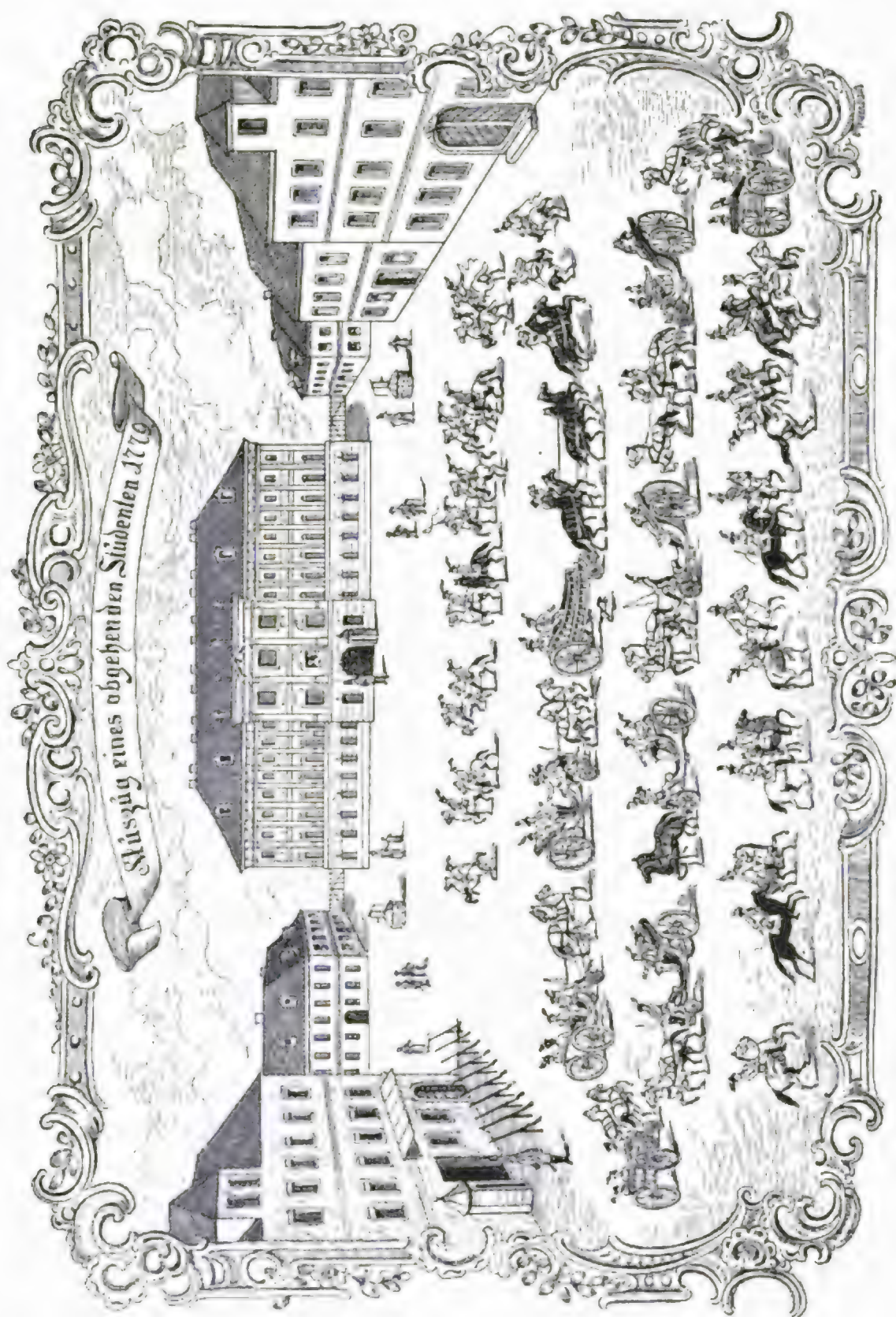
Ausfahrt.

(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1835.)

‚Chargierten‘, in Zweisp nnern die übrigen. Was der Student bei solchen Gelegenheiten brauchte an Federh ten und Treffen, Jabots und Manschetten, Schärpen, seidenen Kniehosen und silbernen Degen, hielten die Tr dler in gutem Stande bereit. Wir fuhren nach Schriesheim, wo ein Mahl gerichtet war, nahmen gebührenden Abschied und — brachten den Freund mit sinkender Sonne wieder nach Heidelberg in die alte Pfalz zurück“.

Studentisches
Leichen-
beg ngnis.

Geht die Reise eines Scheidenden noch etwas weiter, verl gt er diese schöne Erde und muß er mitten aus seinem frohen Burschenleben in voller Jugendkraft aus dem Leben scheiden, auch dann giebt ihm seine Korporation das letzte Geleite. E. A. von Jordan beschreibt in den „Bildern aus dem Bonner Studentenleben“ die Beerdigung eines Corpsbruders, des Grafen Carmer, die an einem Februarabende im Jahre 1828 stattfand, folgendermaßen: Nachdem die Chargierten den Sarg mit gezogenen Waffen in die Universitäts-halle getragen hatten, versammelten sich die Corps mit 200 Fackeln vor derselben, und die Beerdigung begann. Zunächst kamen Fackelträger, dann die Musik, die Trauerm rsche spielte, hinter ihr der Sarg, der von je drei Trauermarsch llen geführt und geleitet wurde; an der Seite gingen



Auszug eines Erlanger Burschen ins Philisterium, 1797.
(Original (Aquarell) im Besitz des Herrn Dr. Wagner in Memmingen, Kutsche im Besitz des „Vogelstanz“, München.)



Rostocker Comitat um 1770.
(Aus einem Stammbuch der f. v. Lipperheide'schen Sammlung.)

Fackelträger, dem Sarge folgten die Geistlichkeit, die juristische Fakultät, der der Verstorbene angehört hatte, und die übrigen Leidtragenden. Hinter ihnen kam der Generalanführer nebst zwei Generaladjutanten, zehn Adjutanten, der Generalschließer nebst zwei Adjutanten, wieder an der Seite von Fackelträgern geleitet, und zum Schluß die übrigen Fackelträger. Am Grabe sang der Musikverein ein Trauerlied, ein Professor hielt eine Rede und zuletzt sangen die Corps die Trauerstrophe: „Ist einer unsrer Brüder dann geschieden“ etc.

Heutzutage vollzieht sich die Trauerfeierlichkeit in ähnlicher Weise; hinzugekommen ist der zu Ehren des Toten geriebene Trauersalamander, wobei die Gläser nicht auf dem Tisch, sondern in der Luft gerieben werden — ein ernster und feierlicher Brauch.

Zu Ehren Lebender hielt man früher „Nachtmusiken“ ab, an deren Stelle heute die Fackelzüge getreten sind. Bei der schon erwähnten Nachtmusik des „Renommistencomments“ zog die Landsmannschaft, festlich von Zugführern und Adjutanten geleitet, mit Fackeln und Musik vor das Haus des Gefeierten; vor der Hausthür bildeten die Studenten einen Kreis und ließen die Musik spielen. Dann traten die Chargierten in die Mitte des Kreises und zückten den Schläger. Schließlich rief der Führer: „Unser so und so, Herr N. N., lebe hoch!“ Alle anderen riefen das Hoch nach, und die Chargierten schlugen mit den Schlägern gegen einander.

Fackelzüge. Zu Fackelzügen bietet der Rektoratswechsel oder die Ehrung eines scheidenden Professors willkommenen Anlaß. Die ganze Studentenschaft — vorausgesetzt, daß sie sich einigt — zieht unter dem Geleit berittener Zugführer mit Fackeln vor das Haus des zu Feiernenden, die Fackelträger je zu zweien; zwischen ihnen Chargierte mit gezückten Schlägern. Jede Korporation hat ein Musikcorps und führende und schließende Chargierte. Vor dem Hause des zu Ehrenden bildet man einen Halbkreis, die Delegierten gehen in das Haus, halten ihre Rede und bringen ein Hoch aus, in das die Draußenstehenden begeistert einstimmen. Dann zieht man wieder durch die Stadt auf den Marktplatz oder auf ein freies Feld; dort werden die Fackeln zusammengeworfen, und die Musik intoniert das Gaudeamus, das von allen gesungen wird. Während des Gesanges schlagen die Chargierten die Speere taktmäßig gegen einander.

Das studentische Lied. Wie das Gaudeamus, das den Mikrokosmos der Burschenwelt im Liede verkörpert, so sind die auf den Universitäten gesungenen Lieder in ihrer Gesamtheit zu allen Zeiten ein getreues Spiegelbild des Studententums, studentischer Sitten und Gebräuche gewesen. „An einer Hochschule muß man fragen: Was singt ihr? Wo ist das Kommersbuch? Man erkennt den Baum an den Früchten“, so schreibt Fr. Ludw. Jahn. Und in der That, hätten wir eine vollständige Sammlung der Lieder, welche die deutschen Studenten zu verschiedenen Zeiten sangen, so würden

sie uns einen tiefen Blick in die derzeitigen Zustände unserer Universitäten thun lassen. Studenten sind von jeher die treuesten Pfleger der Kunst des Liedes gewesen, studentische Fröhlichkeit ist ohne Gesang nicht denkbar, und selbst das Holsatia oder Frisia non cantat macht bei den Musensohnen eine Ausnahme. Die spezifisch studentischen Lieder bilden, ebenso wie andere festgewurzelte Einrichtungen, ein gemeinsames Band, und da, wo ein rechtes Studentenlied erklingt, fühlt sich der Bursch wie der Alte Herr zu Hause. Das gilt nicht blos von den Liedern, die im ausschließlichen Besitze einzelner Korporationen geblieben und darum jedem Angehörigen der Verbindung besonders ans Herz gewachsen sind, sondern auch von denen, die das Gemeingut aller bilden, die der alma mater angehört haben oder noch angehören. Die Perlen der deutschen Studentenlieder, die alten und immer jungen Singweisen eines Schwab, Claudius, Wilh. Müller, Geibel, Scheffel und vieler



Leichenbegängnis zu Würzburg 1825.
(Gezeichnet von Edert 1828, herausgegeben von Jortisch.)

anderer erwecken bei Süd- und Norddeutschen gleiche Erinnerungen und gleiche Begeisterung.

Unsere ältesten Studentenlieder, von denen ein glücklicher Fund uns viele in einer Liederhandschrift des 13. Jahrhunderts aus der Abtei Benediktbeuren (Bura), dem codex buranus, erhalten hat, sind in lateinischer Sprache, teilweise mit Einstreueung deutscher oder romanischer Worte (Mischpoeſie) abgefaßt worden. Auch diese lateinischen carmina burana müssen, wie Schmeller sagt, als deutsche Studentenlieder gelten, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen treue, lebendige Kunde geben. Sie besingen das Leben und Treiben der clerici, scolares, bursales und vagi selbst oder preisen das, was jene liebten, Wein und Weib. Zumeist sind sie wohl verschiedenen Verfassern zuzuschreiben, die wir einmal unter den Minnesängern, als Dichtern der deutschen Lieder des codex, andererseits unter den Mönchen, Stiftsherren und Studenten, vorzugsweise aber unter den fahrenden Schülern, den Vaganten oder Goliarden des 12. und 13. Jahrhunderts zu suchen haben. Wir können in dem codex buranus gewissermaßen

ein Kommersbuch jener frühen Zeit erblicken. Eine Anzahl der Lieder ist mit Sicherheit dem Archipoëta zu Köln, jenem Vorbild eines fahrenden Schülers der damaligen Zeit, zuzuschreiben, wie das Ordenslied der fahrenden (*de vagorum ordine*) und das noch aus den heutigen Kommersbüchern bekannte „*meum est propositum in taberna mori*“ aus der *confessio archipoëtae*, von der J. Grimm sagte, daß sie von unvergänglicher Kraft und Schönheit sei. Das Lied hat später Goethe zu seinem „*Mich ergreift, ich weiß nicht wie*“ und Bürger zu der Nachdichtung „*Ich will einst bei Ja und Nein*“ angeregt. Dem *codex buranus* gehört auch das interessante Lied zum Lobe Triers an:

Urbs salve regia,
Trevir, urbs urbium —

das wir als eins der ersten Divatlieder bezeichnen können. Es enthält ganz verwandte Klänge, wie das 500 Jahre später von Vinzer gedichtete „*Stoß an, Jena*“



Fadeltzug des Heidelberger S.C., 30. Januar 1837.
(Gezeichnet von Verhaas und Seer.)

soß leben!“ Die einzelnen Strophen des Liedes klingen in einem prächtigen deutschen Refrain aus:

Her wirt tragent her nuo win,
Vrölich suln wir bi dem sin.

Mit dem Verschwinden der lustigen Vaganten von den Landstraßen sind auch ihre Lieder geflohen. Wir finden sie aber hinter den Klostermauern wieder, wo seitdem manch unheiliges Goliardenlied aus dem Munde der Mönche erklingen sein mag. Auch die Neigung der Vaganten, geistliche Lieder in weltliche umzudichten, scheint damals mit in die Klöster eingezogen zu sein. Man parodierte selbst die Messe und dichtete sie zu Trink- und Spielmessen um, die sich lange gehalten haben. Im 17. Jahrhundert finden wir eine Bacchusmesse bei den Gelagen der Schoristen, und die heutige Saufmesse der Liederbücher reicht in ihren Wurzeln wohl in diese alte Zeit zurück. Sehr spärlich flossen die Quellen des Studentenliedes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und der ersten des 15., doch gehört ein Lied, das die Gründung der Universität Leipzig im Jahre 1409 besingt, der Universitätspoësie dieser Zeit an, sowie das bis auf unsre Zeit allgemein bekannte Mischlied: Per-

transivit clericus durch einen grünen Wald u. s. w. Aus dem Jahre 1454 wird uns das älteste rein deutsche Studentenlied überliefert:

Ich waiß ein frisch Geschlechte,
Das sind die Burschenknechte.

Auch das Trinklied:

Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller —

ist schon in diesem Jahrhundert auf Universitäten beliebt gewesen.

Wie weit das Gaudeamus igitur, das hohe Burschenlied, dem schon Jahrhunderte gelauscht haben und noch lauschen werden, in seinem Ursprung zurückgeht, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Es wird aus einer Verschmelzung eines kirchlichen Weihnachtsliedes mit Vagantenstrophen hervorgegangen sein und ist gewiß im 16. und 17. Jahrhundert viel gesungen worden, wenn wir auch aus der Zeit keine geschichtlich beglaubigten Angaben über das Lied besitzen. Im 18. Jahrhundert war es nach Hoffmann v. Fallersleben namentlich in Jena und Leipzig ein sehr beliebtes Studentenlied. Die jetzt geltende Form hat dem Liede Kindleben gegeben, dessen abenteuerliche Erscheinung mit Bardt und Lauckhard in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar „eine wenig erfreuliche Trias hallischen litterarisch-akademischen Lottertums“ bildet, der sich aber besonders durch Herausgabe einer Sammlung von Studentenliedern um die Pflege und Veredelung des volkstümlichen, sangesmäßigen, geselligen Liedes auf den Universitäten großes Verdienst erworben hat. Sein lateinischer Text des Gaudeamus ging über in die Kommersbücher, die nach dem neuen Aufschwung des Studentenlebens 1813 erschienen, wie in das Tübinger Kommersbuch 1815, das Halle'sche Neue Allgemeine Kommersbuch 1816, das Berlin'sche Kommersbuch 1817. Die deutsche Übersetzung des Liedes von Kindleben ist seitdem nicht weiter gedruckt und gesungen worden.

Der Ursprung des „Landesvaterliedes“ geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Den Kern des Liedes finden wir in einem Lustspiel von Joh. Mich. Hofmann, „Der verführte und wieder gebesserte Student“:

„Landesvater,
Schutz und Vater.
Es leb' mein Landgraf Philipp hoch.

(hier nimmt er seinen Hut, sticht mit den Degen mitten hindurch und fährt fort)

Ausbund auserles'ner Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen!
Ehr und Hoheit krönen ihn!

(Alle machen es auf die nämliche Art nach der Reye, spießen ihre Hüte an den Degen des Philosophen, und jeder singt auf das Wohlergehen seines Landesherrn oder wiederholt dies Liedchen).“

In den Liederbüchern des 18. Jahrhunderts, die sich allmählich von dem unflätigen Wust besonders des 17. Jahrhunderts säubern, tritt auch das patriotische Lied,



Singende Scholaren des 16. Jhdts.
(Aus: De Generibus ebriosorum.)



Wortschatzes mitgearbeitet, wie der studentische, ein Zeugnis dafür, wie besonders innig das Studententum immer mit anderen Kreisen fühlung gehabt, das Interesse derselben erregt und sie weit über die Universität hinaus beeinflusst hat. „Der Bursche“, sagt Kluge in seinem Buch über die Studentensprache, „beherrscht mit seiner Sprache nicht nur die Universitätsstadt, er trägt sie auch in seine Heimat und in seinen Lebensberuf. Zumeist aus den Kreisen der akademisch Gebildeten entspringt unsere Litteratur, und wie gern slicht der jugendliche Schriftsteller, der eben die Universität verlassen hat, in seine ersten Geisteserzeugnisse burschikose Wendungen aus der Burschensprache, die ihm eine froh verlebte Studentenzeit von selbst darbietet. Stets hat das buntpfarbige Leben, das vielseitige Getriebe der akademischen Jugend die weitesten Kreise angezogen“. Wenn auch die Burschensprache mehr oder weniger das ganze Studentenleben in seinen Formen und Äußerungen umfaßt, so finden naturgemäß doch die „Burschikosa“



„Verkeilen“.

(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1835.)

den reichsten studentischen Ausdruck, d. h. die Gebräuche, die von Alters her für das Studententum besonders typisch gewesen sind, oder die Gegenstände, Begebenheiten und „Suiten“, die den Burschen als solchen interessierten. So ist das Fechtwesen, insbesondere Bierstaat und Bierfehde, in erster Linie von einem Sprachschatz umgeben, dessen Wurzeln in das 16. Jahrhundert zurückreichen, als Studenten in Freiburg schon eine aula regia einrichteten. Die meisten Ausdrücke sind zwar flüchtig verrauscht, einige aber haben sich bis heute erhalten. So wird das Wort „Waffe“ für das Trinkgefäß der Bierfehde schon im Jus Potandi von 1616 belegt. Später treten dafür auch andere fehdenausdrücke wie „krumme Säbel, Kanonen, Pistolen, Mörser und Granaten“ auf. Das Geld zum Anschaffen des „Stoffs“ oder „Soffs“ wurde mit scherzhaften Namen belegt. War der Beutel gefüllt oder „gut besponnen“, so hatte der Bursch „Moneten, Knöpfe, Spieße, Speck, Goldfische, Mammon, Kies, Moos, Moses und die Propheten“. Waren die „Varia“, wie im Lamm zu Ninive, drauf gegangen, hatte der Student seinen „Wechsel“ „verjubelt“, so war er zu Lauphard's Zeit „auf dem Mist“, oder „auf dem Hund“, oder er steckte, wie man später sagte, „im Pech“ und mußte seine Zuflucht zum „Verkeilen“ nehmen, indem

er seine Sachen ins Pfandhaus trug, wo sie „Gevatter standen“ oder „hebräisch lernten“. Glücklicherweise war der Bursch, wenn es ihm gelang, einen „Bären anzubinden“, zu „pimpen“ oder zu „pumpen“, doch mußte er dann allen Scharfsinn aufbieten, um später seinen Gläubigern, den „Manichäern“, „Tritt- oder Tretoögeln“, auch „Pumpiers“ genannt, die das „Erkneifen“ wohl aus Erfahrung kannten, zu entgehen. Gewiß gelang dem „Bruder Studio“ das „Pressen“ um so besser, je mehr er vom „Traffen Fuchs“ zum „Brandfuchs, Brander oder Brenner“ und dann zum „Jungburschen, Altburschen oder bemoosten Haupt“ aufstieg. Mit souveräner Geringschätzung sah ein „forscher“ Bursch, ob er nun „Pandektenreiter“ oder „Schwarzmantel, Jesus Sirachs Knecht, Katechismusjunge, Bibelhusar“ war, auf die wimmelnde Schaar der „Philister“ herab, unter denen er wohl „Bierphilister, Geldphilister, Taktphilister (Musikanten), Pferdephilister (Vermieter), Haus-, Pump- und Kreuzphilister“ unterschied. Doch verschmähte er bisweilen nicht, mit ihnen „Schwägerschaft zu trinken“, wie er mit seinen „Brüdern“ „Brüderschaft“ trank oder „schmollierte“. Stand er, wie es wohl meist der Fall war, auf gespanntem Fuße mit „Philistern“ und „Knoten“, so war sein Wortschatz ergiebig genug an Spottnamen für sie. Besonders einige Handwerker mußten die Bezeichnung „Kamuff (Kammacher), Marcusbrüder (Bäcker), Pechhengste (Schuster), Perrückenhengste (Perrückiers), Kagenschinder (Kürschner)“ über sich ergehen lassen. Für seine ihm nächtlich umklammernden Hauptfeinde, Polizisten, Nachtwächter und Pedelle, hat sein bereiter Witz zu verschiedenen Zeiten die Namen gebildet: „Schnurrbart, Schnurrwächter, Schnurre, Clauditchen, Meisen (Stadtoldaten in Leipzig zur Zeit Goethes), Raupen, Ölberger (16., 17. Jahrhundert), Fausthammer (Straßburg), Mailäfer (München), Puz, Klammhaken (Freiburg) und Polyp (jetzt allgemein gebraucht)“. Die „gemooenen Kerle“ „schleppten“ den armen Sünder nach vorangegangener „Holzerey“ aufs Karzer, ins „Sinkenbauer oder Hundesloch“ in den „Hund“, ins „Hôtel de Brühbach“ (Göttingen), in die „Schnurrbarthei“ (Polizeiamt in Jena), oder, wenn er keinen „Pfonig“ mehr besaß und niemand ihm mehr auf „Puff“ geben wollte, wegen Schulden wohl gar in die „Pechhütte“ (Jena), wo er, anstatt zu „bechern, schnapsen, bieren, grocken und champagnern“, sich in Tisch und Bänke „einprügeln“ (seinen Namen einschneiden) konnte. Vielleicht tröstete den in Erwartung einer „Rüffeley“ „Mißfidelen“, dem es so „pechös“ gegangen war und der sich „sträflisch ennuyierte“, der Besuch seiner nach ihm „schmachtenden“ „Charmante“, die sehr oft eine „Spaßcharmante“ und keine „wahrhaftige“ oder „wirkliche“ war. Die holde Weiblichkeit, der „Flor“, mußte sich in unserem Jahrhundert von Studenten allgemein die Bezeichnung „Besen“ gefallen lassen. Dabei unterschieden sie wohl „Florbesen“ (in Göttingen die Töchter der Honoratioren), „Kattunbesen, Staubbesen oder Dienstbesen“. Auch hören wir von „Stadt-, Land-, Bier-, Kneip-, Stall-, Leib-, Wirts-, Markt-, Burgbesen“ und anderen mehr oder weniger geschmackvollen Bezeichnungen. Die neubildende Kraft der Studentensprache ist zwar noch jetzt thätig, und manches Wort findet noch immer Eingang in weitere Kreise, doch nähert sich die studentische Kasten-sprache immer mehr der allgemein üblichen Umgangssprache. Unsere Zeit, die der Absonderung nicht mehr günstig ist, übt auch hier ihren nivellierenden Einfluß aus, und wenn es gerade den Studenten im Vergleich zu anderen Ständen noch am meisten gelungen ist, auch jetzt ihre Besonderheiten in der Sprache, wie in anderen Sitten und Gebräuchen, zu wahren, so ist dies ein sicheres Zeichen der Energie und Lebenskraft des Studententums, das sich in seiner Eigenart nicht allzu stark beeinflussen läßt und, wenn es auch dem Zuge der Zeit folgt, doch „der Väter heiligem Brauche“ die Treue wahrt.



stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hier kreuzten. Die

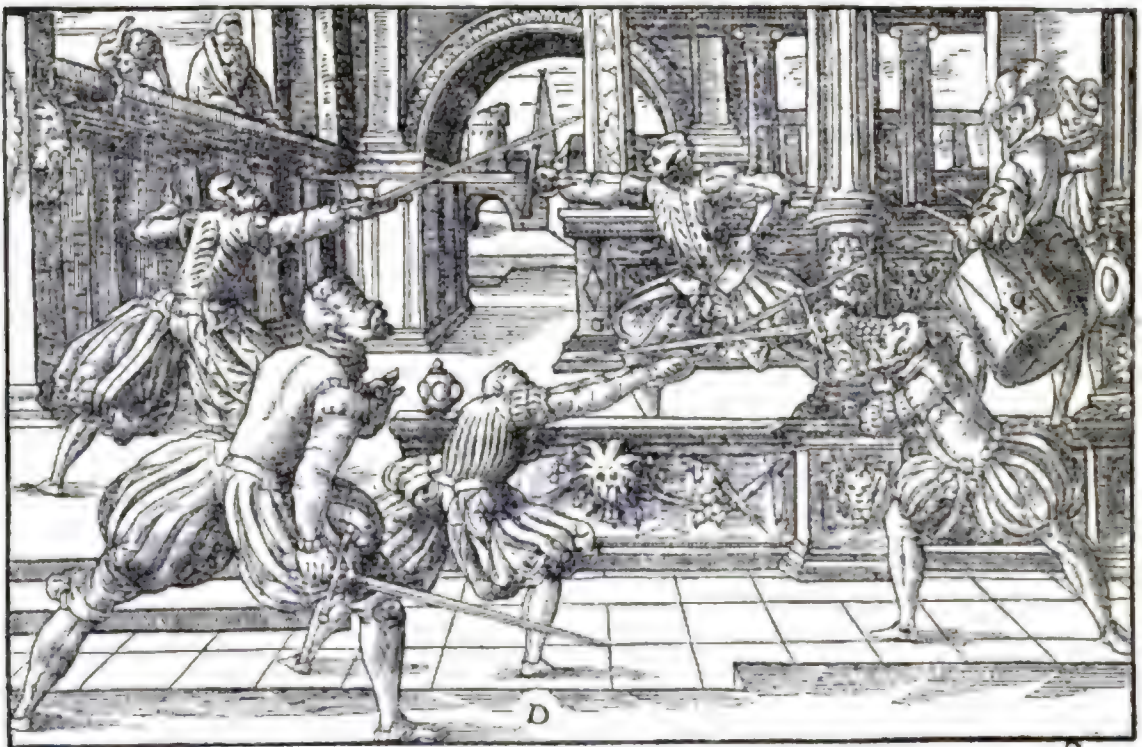
sprach unserm beim Säbel. Vorderbein gebogen, das gegen gestreckt. kurzen Messers einige Jahr. dem berühmten Joachim burg (570) den slav. tusack, Art kurzen unteres breites liche Öffnung fassen der Hand war. Bemer. Ähnlichkeit, die

Hinsicht zwischen der Fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem Fechtboden bei der verhängten



Das fechten mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Der Altem fechter ansehnliche Kunst.)

bei die Arme Auslage ent- zehnten Ausfall fechten: das war im Knie hintere da. An Stelle des finden wir zehnte später in fechtbuch von Meyer (Straß- „Düsack“ (vom schlagen), eine Säbel, in dessen Ende eine läng- zum Hinein- eingelassen fenswert ist die in mancher



Das Rapierfechten im 16. Jhdts.
(Aus Joachim Meyers fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack. fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war Freifechter (d. i. Fechtmeister) zu Straßburg und gehörte den Marxbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pöfel, schon das fremdländische Rappier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marxbrüder, den „Federfechtern“ oder „Freifechtern von der Feder von Greifenfels“, die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marxbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten behend stoßenden Rappier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rappier vertraut, handhabten die Marxbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obschon sie Neues im Rappierfechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich; daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte, zeigt das Fechtbuch des Verolinus (Würzburg 1699), der noch das „Schwerdt“ und den „Düsack“ behandelte.

Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und schulmäßiges Fechten noch nicht heimisch, oder beschränkte sich auf die adeligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Aufblühen der Fechkunst und dem Entstehen der Fechtschulen scheinen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffenübungen zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot, das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Waffenplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges, kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten den adeligen gleichgestellt wurden und man anfang, von oben herab die adeligen Exercitia zu fördern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ernstlichen Rencontre kam, so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie man später sagte, auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung, die im „Buche Weinsberg“ von einer zum Scherz veranstalteten

Die
Marxbrüder
u. Federfechter



„fechtende adelige Studenten um 1590.“
(Aus einem Stammbuch der sehr. v. Cöperheide'schen Büchersamml.)

Die
Anfänge des
Studentischen
Fechtens.

ten Schlägerei entworfen wird, sieht es nicht aus, als hätten die Beteiligten große Übung in der Handhabung der Waffen gehabt. Weinsberg, der 1539 als Bürgerlicher in Köln studierte, beschreibt die Fechtereie, die sich bei Gelegenheit eines Erntefestes unter den Bursfengenossen entspinnt, mit den Worten: „Jeder hatt ein swert oder rappeir in der hant und stachen und slogen schimfzweise zum andern hin. Ich stunde in der kamer, stach hin zur durren aus. Wie ich die hant zu weit herfor rechte mit meiner gewer, stunde einer, genannt Arnolt Deus von Deventer, vor der deur, seloich mich mit einem alten herosterden swerde uff mine rechte hant, ein wenich under den daumen, das ich min meß fallen leis, und das aufffangen wontgin bloite feir. Ich leis es verbinden, aber es mogt nit so gar geheilt werden, das mailzeichen bleib mir uff der hant feir kentlich stain, und wan das rittswert mit



*Præfideat uigens Pallas quæ præfideat armis,
Cumq; hæbet Chyprum docta Minerva gerit.* *Hinc est quod hæc tum nos, tamenor, ut arma
Nec sint a clodis hæc aliena uiris.*

fechtende Studenten zu Anfang des 17. Jhdts.
(Aus: Academia seu speculum vitæ scholasticæ. Arnheim 1612.)

plomb gewesen, sondern scharf ader ein knechtdegen, er hett mir die rechte hant ader abgehauwen ader den daumen mit der hant gelemt. Diss kommt von selgerei und geckspil.“

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts stellte man an allen Universitäten privilegierte Fechtmeister an — in Jena wird ein solcher schon 1550 erwähnt, in Rostock 1560 —, und im nächsten Jahrhundert gehörte das Fechten so gut wie das Besuchen von Vorlesungen zur Ausbildung der Studenten, von denen sich mancher bei der Wahl einer Universität mehr von dem Ruhme des Fechtmeisters als von dem der gelehrten Professoren leiten ließ.

Wie mit dem Fechten, so wollten sich anfänglich die akademischen Behörden auch mit der Sitte des Waffentragens der Studenten wenig befreunden. Zahlreiche Verbote suchten diesem seit Beginn des 16. Jahrhunderts immer mehr um sich greifenden Brauche zu steuern, ohne indessen die Vorliebe des Studenten für das Abzeichen des Edelmannes und Soldaten zu unterdrücken. Schon in den Erfurter Statuten des 14. Jahrhunderts wird als Strafe für das Tragen von Waffen ihr

Das
Waffentragen
der Studenten.

Verlust angedroht: nullus cum armis offensivis in plateis incedat sub poena amissionis. Ähnliche Bestimmungen kehren in den Statuten fast aller Universitäten bis in das 17. Jahrhundert hinein wieder.

Zunächst waren es hauptsächlich die adeligen Studenten, die das Waffentragen als ihr Privileg betrachteten. Aber schon 1539, als der erwähnte Weinsberg in Köln studierte, scheint der Degen ein Requisit studentischer Kleidung gewesen zu sein. Er fügt der Beschreibung seines Anzugs hinzu: „Umb disse zeit galt mir min moder auch einen stoisdegen mit 13 loiden silbers anhabende“. Wenn demnach Meyfart in seiner „Christlichen Erinnerung von den aus den hohen Schulen in Deutschland entwichenen Ordnungen“ (Schleußingen 1636) von „Feder-Junkern und Degen-Studenten“ spricht, die „daher gehen in federn und Degen“, und hinzufügt, daß die reichen und samulum habentes studiosi sich gegenseitig zum Zweikampf herausfordern, so geht das wohl nicht, wie Heumann (de gladio academico. Jena 1751) meint, ausschließlich auf die Edelleute, es zeigt vielmehr, daß zu Meyfarts Zeit die Sitte des Waffentragens schon ziemlich allgemein verbreitet war. Verbote wurden freilich in Jena noch 1625, in Straßburg 1629 erlassen, doch brachte der dreißigjährige Krieg in der Hinsicht einen völligen Umschwung. Die überall herrschende Unsicherheit nötigte dazu, den Studenten das Tragen der Waffe als Schutzwehr zu gestatten, auch verlieh der kriegerische und rohe Geist jener Zeit dem Studenten ein soldatisches Gepräge und soldatische Manieren.

Die Verbote des Waffentragens hatten ihren guten Grund. Nur zu locker saß dem jungen Volk die Klinge in der Scheide; ein hitziges, in der Erregung oder Trunkenheit hervorgestoßenes Wort genügte, um die Hand des Beleidigten an den Degengriff zu führen. Rasch kreuzten sich die Klingen, und oft genug färbte das Herzblut des einen Kämpfers den Boden. Schon die Annalen des 16. Jahrhunderts sind voll von Klagen über die zahlreichen Todesfälle, die sich bei solchen Rencontres ereigneten. Von eigentlichen Zweikämpfen kann um jene Zeit noch nicht die Rede sein; man griff seinen Gegner an, wo und zu welcher Zeit man ihn fand.

Erst unter dem Einfluß französischer Sitten nahmen die Rencontres mehr und mehr den Charakter von regelrechten Zweikämpfen an. Der Gegner wurde herausgefordert, Zeit und Ort des Duells verabredet, und in aller frühe, meist vor dem Thore der Stadt, schlug man sich im Beisein von Sekundanten. Eine sehr lebendige Schilderung solcher Zweikämpfe, wie sie im 17. Jahrhundert an der Tagesordnung waren, findet sich in dem 1648 von dem Danziger Schulprofessor Raue verfaßten „Zwischenspiel“ (Hrsg. von Joh. Volte in der „Altpreussischen Monatschrift“, Jg. 1891). In der Pennalisiercene des 2. Auftritts (abgedruckt bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 26 ff.) kommt das Gespräch zwischen den Studenten und Pennälen auch auf die Duelle; ein Studiosus wirft die Frage auf:

Anfänge
des Duells.

Herr Bruder, hastu nicht hente gehört, daß sich ein paar geschlagen haben?

Alter Studiosus:

Nein; wer mag es sein?

Prior Penalis:

Ich habe es zwar mit angesehen, aber ich kenne sie nicht. Sie giengen sonst frisch auf einander los; so war auch der eine im Halße gestossen.

Alter:

Wie ging das zu?

Prior:

Er versah es im Pariren vnd bracht sich mit der Parad die Spitz recht vorm Halße; der ander aber verfolgete den Stoß vndt stößt ihm durch den Halß. Aber es hat nicht sonderlich zu bedeuten; den es nur durch die Hautt gangen ist.

Alter:

Newlich sahe ich auch ein paar sich auf dem Hieb schlagen, daß man sich hette mögen puckelicht lachen. Da ließ einer zu vnd hieb mit solchen Furi, daß der Degen bei ein Viertell von der Elle im Sand stecken bliebe, vnd sprang hernach wieder zurücke; der ander macht es gleich also.

Prior:

Morgen, höre ich, werden sich wieder zweien schlagen.

Alter:

Welche Zeit? Ich will auch hinauf gehen.

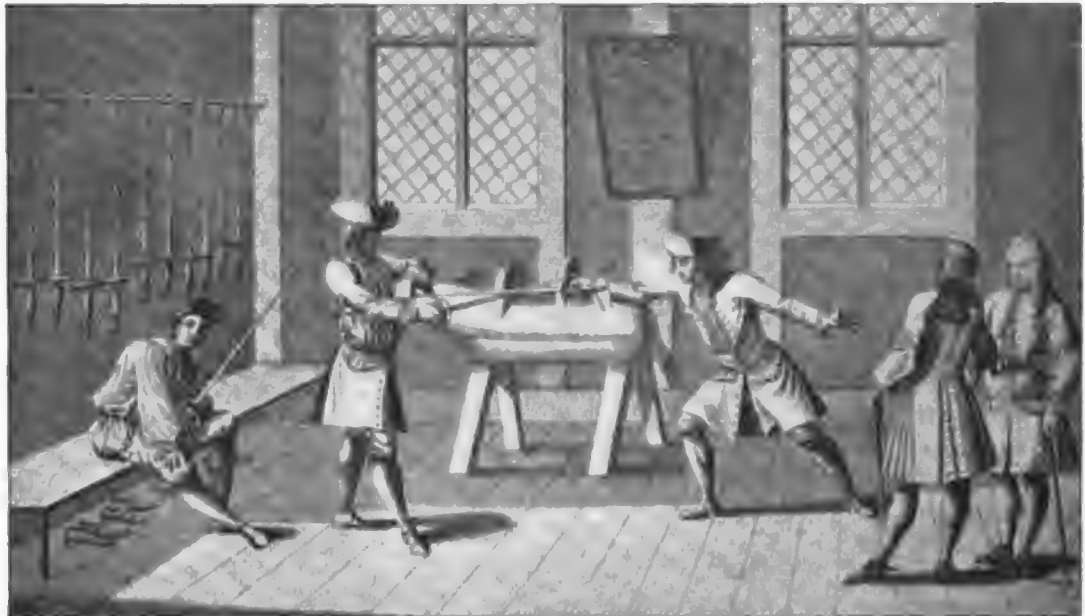
Prior:

Ohngefähr um 6; denn es wird in der frühe geschehen, damit es der Magnificus nicht erfahre. Und wie ich höre, so solls künftigen Sonntag vom neuen sub poena relegationis durch ein neues Edict verbotten werden.

Alter:

Ja es wird viell verbotten vnd wenig gehalten.

Der Studiosus hatte Recht: es regnete um diese Zeit Duell-Edikte, die der immer mehr um sich greifenden Duellwut Einhalt thun sollten, aber kein Mensch kümmerte sich um sie. Wie der weitere Verlauf der Scene zeigt, boten im Gegenteil



Der fechtende Student.

(Aus: Tondrono, Natürl. Abbildung des akad. Lebens, Nürnberg um 1725.)

die geringfügigsten Dinge, z. B. die Weigerung des Bescheidthuns, Anlaß zu einer Herausforderung.

Duell-Edikte.

Das älteste bekannte Duelledikt wurde zu Wittenberg 1570 erlassen und war veranlaßt durch eine Bittschrift des akademischen Senats an den Kurfürsten August von Sachsen, worin um Bestätigung eines Statuts gegen das „Meßeln unter den Studenten“ gebeten wurde, „damit die Universitäten nicht Cermen- und Palgepläze oder Meßelhäuser seien“. Das Mandat scheint in Kraft getreten zu sein, aber die Strafen, die es festsetzte, waren offenbar sehr milde, denn die Annales Academiae Witebergensis vom Jahre 1585 berichten von der Relegation mehrerer Studenten wegen Duells mit tödlichem Ausgang und wegen Herausforderung zu einem solchen: „Cum igitur Theodorus Hoken Donus interfecerit Adamum Saluder, pronunciamus illum eo ipso facto amisisse jus nostrae societatis. Excludimus etiam ex nostra societate Disenhusen Livoniensem, quia alios ad dimicandum evocavit“. In Altdorf, Helmstedt, Gießen u. s. w. kostete ein Rencontre nur die Konfiskation des Degens und eine geringe Geldstrafe, oft nur einen Kaiserthaler. Ungleich schärfer waren die Bestimmungen des ältesten Jenerseer Duellmandats vom Jahre 1684; danach sollten Provokanten, auch wenn es nicht zum Duell gekommen

wäre, mit zweijähriger, oder wenn sie durch grobe Beschimpfung dazu gereizt wären, mit einjähriger Zuchthausstrafe belegt und aller Hoffnung auf Beförderung beraubt werden. Duellanten, die sich wirklich geschlagen hatten, sollten mit dreijähriger, der Urheber des Streits mit vierjähriger Gefängnis- oder Festungsstrafe belegt und des vierten Teils ihres Vermögens verlustig erklärt werden. Fiel jemand in einem Zweikampf, so wurde er wie ein Missethäter begraben.

Inzwischen hatte die Fechtkunst und vor allem das Stossfechten auf den Universitäten eine immer größere Verbreitung und Vervollkommnung erfahren. Als der eigentliche Schöpfer der deutschen Stossfechtkunst gilt der Jenenser Fechtmeister W. Kreußler, der bei den „Marrbrüdern“ in die Lehre ging, 1618 nach Jena kam und hier der Begründer einer durch mehrere Generationen hindurch unter den deutschen Fechtmeistern berühmten Fechterfamilie wurde. Sein ältester Sohn Gottfried ging zunächst nach Leipzig, übernahm aber beim Tode seines Vaters 1673 die Leitung des Fechtbodens in Jena. Von seinen zahlreichen Söhnen ergriffen wiederum

Die deutsche
Stossfechtkunst
im 17. Jhd.



Der rauffende Student.

(Aus: Lendrono, Natürl. Abshilderung des akad. Lebens, Nürnberg um 1725.)

die meisten das väterliche Gewerbe; der älteste, Johann Wilhelm, wurde sein Nachfolger in Jena, und Heinrich Kreußler galt lange als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Schule, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts als die beste in ganz Europa angesehen wurde.

Die größere Ausbildung im Fechten hatte ohne Zweifel, obschon sie die Zahl der Duelle vermehrte, das Gute zur Folge, daß die Zweikämpfe ordnungsgemäßer verliefen und unblutiger wurden als früher. Man hatte gelernt zu parieren und den Stößen auszuweichen; man drang nicht mehr in blinder Wut auf den Gegner ein, sondern suchte seine Kunst im „Battieren“, „Legieren“, in geschickter Benutzung der Blößen und in feinen Finten zu entfalten.

Die Duelle wurden noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oft auf offener Straße ausgefochten, vor allem in Jena und da, wo der Jenenser Ton maßgebend war, in Gießen und Erlangen. Meistens verlief die Sache so, daß auf dem Marktplatz um die beiden Kämpfenden ein Kreis geschlossen wurde, an den sich von Soldaten, Bürgern, selbst von der Polizei herandrängte, wer wollte; innerhalb des Kreises wurde von den Sekundanten die Mensur genommen, die so weit war,

Die
Stoßmensuren
des 18. Jhdts.

daß in der Regel nur der Oberarm getroffen werden konnte. Späterhin freilich wurden diese Stoßduelle gefährlicher: man nahm die Mensur enger, und an die Stelle der Stoßschläger mit den großen Tellern traten die sogenannten Pariser mit sehr viel kleinerem Stichblatt. Die spitze Klinge des Parisers drang leicht in die Lungen — „Lungenfuchser“ nannte man solche Verletzungen —, der Betroffene warf Blut aus und verfiel nur zu oft dauerndem Siechtum, wenn er nicht gar tot auf dem Plage blieb.

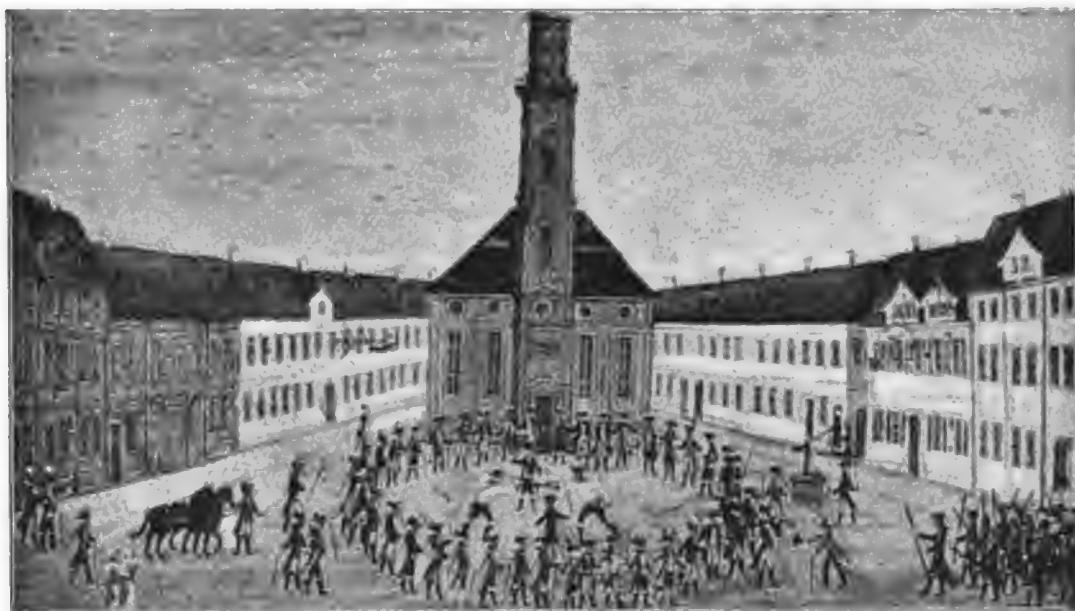
Durch das Aufblühen der Orden, deren Gesetze ihren Mitgliedern den Duellzwang auferlegten, steigerte sich die Zahl der Duelle ins Ungemessene. Lauckhard, der sich in Gießen in den Amicistenorden aufnehmen ließ, schreibt (Leben und Schicksale. T. I, S. 162) über die Stellung der Orden zum Duell: „Wenn ein Mitglied das Duell. Händel bekommt, so muß es sich schlagen; doch aus guten Gründen schlägt sich auch



Stoßduell auf dem Markte in Jena (um 1760.)
(Aus einem Stammbuch der Weimariſchen Sammlung.)

der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Überhaupt müſſen in dieſem Fall die Glieder dafür ſorgen, daß ſie und nicht ihre Gegner in Advantage ſind. Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber ſich à la mode der Gaſſenjungen herumgebalgt, als den Vorteil und die Ehre der Advantage aus den Händen gelaffen“. Gerade der Brauch der Advantage, dem zufolge ſich kein Ordensbruder von einem Profanen einen Tuſch gefallen laſſen durfte, ohne mit einem ſtärkeren zu antworten oder zu fordern, gab immer von neuem zu Händeln Anlaß. Daß es bei ſolchen Kaufereien auch damals (1776) noch vielfach ſehr ungeregelt herging, können wir der Schilderung entnehmen, die derſelbe Lauckhard von den Gieſener Zuſtänden entwirft: „Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, ſich auf der öffentlichen Straße zu ſchlagen, und das alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verraten werden. In dieſem Falle ging der Herausforderer vor das Fenſter ſeines Gegners, nahm ſeinen Hieher (der Stößer diente nur zu geheimen Schlägereien), hieb damit einige Male ins Pflaſter, und ſchrie: pereat N. N., der Hundſott, der Schweineker! tief! pereat! pereat! Nun erſchien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor ſich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, und die Käufer kamen aufs Karzer: und ſo hatte der Spaß ein Ende“.

Das Verdienst, die durch langjährige Tradition überlieferten, aber bisher sehr willkürlich gehandhabten Observanzen in feste Formen gebracht und dadurch gleichzeitig zur Hebung des Burschentones beigetragen zu haben, gebührt den Landsmannschaften, die wie oben (S. 87 ff.) ausgeführt wurde, nach Unterdrückung der Orden die Führerrolle in der Studentenschaft übernahmen. Deutlich tritt in den von ihnen vereinbarten Comments neben der Absicht, die beim studentischen Zweikampf zu beobachtenden Gebräuche zu fixieren, das Bestreben zu Tage, das Vorkommen von tatsächlichen Beleidigungen, vor allem von Realinjurien, nach Möglichkeit zu verhindern oder doch einzuschränken. Die Comments, als deren Muster der bei Fabricius (die deutschen Corps, S. 195 ff.) vollständig abgedruckte Jenenser Comment aus der Zeit um 1812 gelten kann, verdammten streng jede tatsächliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich und setzten genau die Grenzen der wörtlichen Beleidigung fest. Im einzelnen wichen diese Grenzen an den verschiedenen Hochschulen, wenn auch nur unerheblich, von einander ab. Nach dem Jenenser Comment konnten Worte



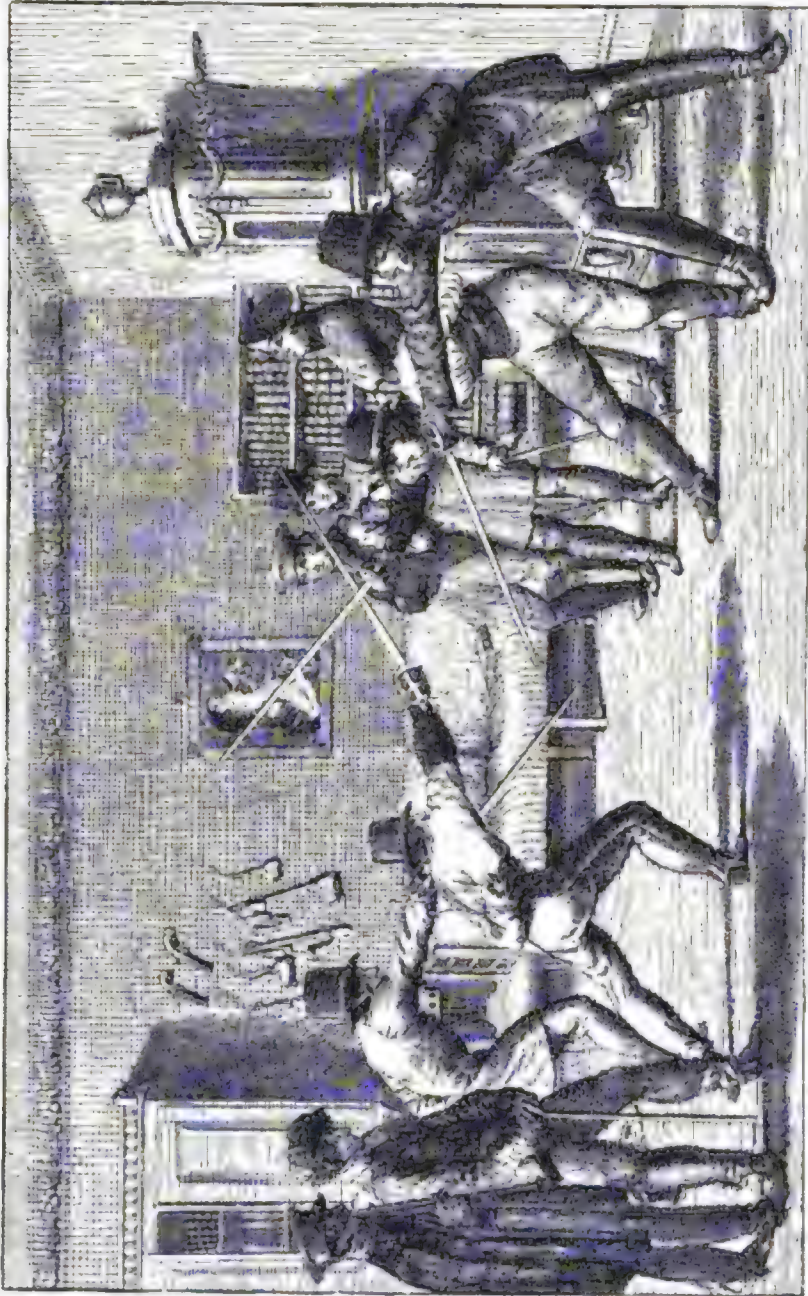
Stoßmensur in Erlangen um 1750.
(Nach einem Gelbild im Besitz der Frau v. Kolenhan.)

wie einfältig, lächerlich, komisch u. s. w. als beleidigend aufgefaßt werden, doch sollte dabei auf den animus injuriandi Rücksicht genommen werden. War jemand im Zweifel, ob eine Beleidigung vorliege, so konnte er den Weg der Coramiation einschlagen. Dabei mußte nach dem Halleschen Comment der Coramierende das Zimmer des Gegners mit bedecktem Haupte betreten. Ausweichende Antwort galt schon damals als Bejahung. Wollte jemand den Weg der Coramiation nicht einschlagen, so konnte er sich in „Avantage“ setzen. Die höchste Verbalinjurie war damals, wohl an allen Universitäten gleichmäßig „dumm“ oder „dummer Junge“. Diese Maximalgrenze der wörtlichen Beleidigung hat sich lange, teilweise bis in die neueste Zeit, in ihrer Geltung erhalten. In „Felix Schnabels Universitätsjahren“ wird der Held der Erzählung von einem Hallenser Pommern, der ihn Arm in Arm mit seiner Verlobten, der Tochter seiner Wirtsleute, gesehen hat, gefragt: „Was war das für ein Besen, mit dem du gingst, wo dient er?“ Schnabel ist über diese unartige und seine Braut beleidigende Frage höchst ergrimmt: „Wäre es — so heißt es weiter — nach dem Halleschen Comment nicht verboten gewesen, einen ‚Hundsott‘ oder einen ‚Infamen‘ aufzubrummen, er hätte es gethan; ein bloßer ‚dummer Junge‘ war ihm zu wenig, er beherrschte sich, trank aus und ging hastig fort“. In den vierziger



Jahren hatte sich, wenigstens in Heidelberg, schon eine andere Praxis eingebürgert; das schärfere Wort „Hundsott“ wurde, wie Kugmaul in seinen „Jugenderinnerungen“ schreibt, für commentmäßig erachtet, doch mußte die Beleidigung durch eine schwerere Forderung gesühnt werden.

Realinjurien, für die 1795 nach dem Halleschen Comment noch als aufsteigende Reihenfolge Ohrfeigen, Siegenhainer, Heggpeitsche und Begießen mit dem



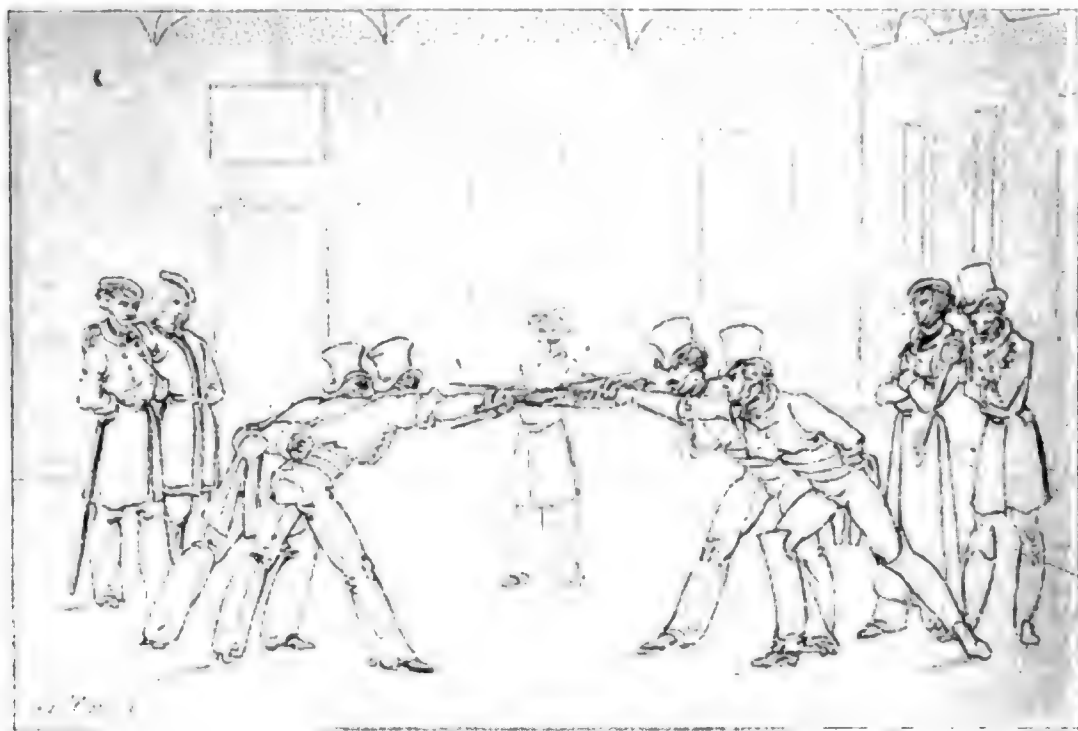
Fäßlinger Mensur (um 1816).
(Nach einem Kupferstich, bei Wiederhold in Göttingen erschienen.)

Nachtopf festgesetzt waren, wurden mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts überall verboten; nur gegen anerkannte „Schiffer“ waren sie erlaubt. War das Wort „dummer Junge“ gefallen, so mußten beide Parteien stillschweigen, um alles Schimpfen zu vermeiden; neue Beleidigungen, welche zwischen den Parteien nach Anfang des Skandals bis zu Ende des Duells vorsielen, mußten revoziert und depreziert werden. Deprecation galt damals, wenigstens nach der Theorie des Comments, nicht als

schimpflich; der Beleidiger konnte den Beleidigten wegen des „dummen Jungen“ um Verzeihung bitten, ohne dadurch seiner Ehre etwas zu vergeben.

Die Forderung.

Eine Forderung mußte, wie noch heute, binnen drei Tagen nach der Beleidigung überbracht werden; die Sitte erforderte es, daß der Überbringer sich als Kartellträger durch das Tragen eines Ziegenhainers kenntlich machte. Auch der lange Lüneburger Corpsbursch, der in Göttingen eines Morgens an Schnabels Thür pocht, erscheint auf das „Herein“ mit einem Stock in der Hand, und das Aufbehalten der Mütze vervollständigt das Kartellträgerkostüm. Hatte der Beleidiger die Forderung angenommen, so mußte er nach dem Jenenser Comment Zeit und Ort des Duells bestimmen, doch hatte er dies dem Beleidigten, wenn er sich in der Stadt schlagen wollte, 2 Stunden, wenn außerhalb der Stadt, 4 Stunden vorher anzuzeigen.



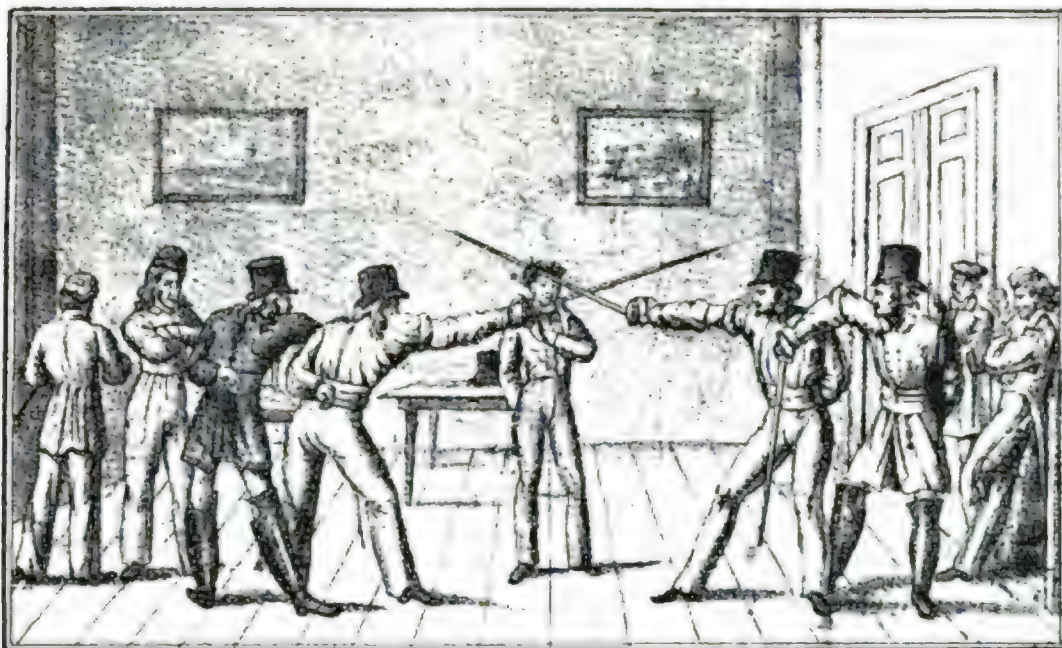
Heidelberger Mensur um 1818.
(Zeichnung von Sellner.)

Wollte der Beleidiger als Ort des Duells eine Stube festgesetzt wissen, so bedurfte es dazu der Einwilligung des Gegners im Sommer, umgekehrt, wenn er das freie bestimmte, im Winter. Pünktliches Erscheinen auf dem Mensurplatze war vorge-schrieben. Kam einer nicht, ohne hinlängliche Entschuldigung zu haben, so mußte er sich einen Verweis vom Sekundanten des Gegners gefallen lassen; kam er das dritte Mal nicht, so verlor er das Recht auf Satisfaktion. Niemand brauchte länger als eine Viertelstunde in der Stadt, länger als eine halbe Stunde außerhalb derselben auf seinen Gegner zu warten.

Die Forderung konnte verschieden lauten, d. h. die Anzahl der Gänge, auf die gefordert wurde, variierte je nach der Größe der Beleidigung und nach dem an der betreffenden Hochschule geltenden Comment. Als Minimum galten durchweg 6 Gänge, nur wenn die Gegner sonst gute Freunde waren oder die Sache auf Miß-verständnis beruhte, konnten — nach dem Gießener Comment — 3 genügen; in Heidelberg durften nicht mehr als 12 Gänge gemacht werden, während der forscherer Jenenser Comment bestimmte, daß niemand mehr als 12 Gänge an einem Tage zu machen brauchte, dagegen als Maximalgrenze 24 Gänge festsetzte, nach deren Be-
endigung, sowie nach gegebenem Anschuß, der Beleidigte Satisfaktion nehmen mußte.

Solange der Stoßcomment herrschte, war die Kleidung der Duellanten willkürlich; man konnte alle Kleider außer dem Rock anbehalten, nur übertrieben dicke, stichfeste Kleider, z. B. lederne, mit hohen Borden besetzte Hosen waren verboten. Nach dem Halleschen Comment von 1795 war es untersagt, nasse Tücher auf dem Körper zu tragen oder den Fechthandschuh zu nehen; nur Hals und Pudenda durften durch nasse Tücher und Mützen geschützt sein. Der Oberkörper durfte nur mit dem trockenen Hemd bekleidet sein, als Kopfbedeckung war der Hut, der nach Belieben gesetzt werden konnte, zulässig. Später, wohl infolge der allgemeinen Einführung des Hiebcomments, kam der sogenannte „Paukwichs“ auf; er bestand in Heidelberg nach dem Comment von 1821 in einem Filzhut ohne Draht und Riemen, Tüchern um den Hals und den schlagenden Arm und einer Binde um den Leib von den Brustknochen abwärts; der Oberkörper durfte nur mit dem Hemd bekleidet sein.

Bei jedem Duell mußte von jeder Landsmannschaft ein Bursche oder Chargierter als Zeuge zugegen sein, der darüber zu wachen hatte, daß nichts Comment-



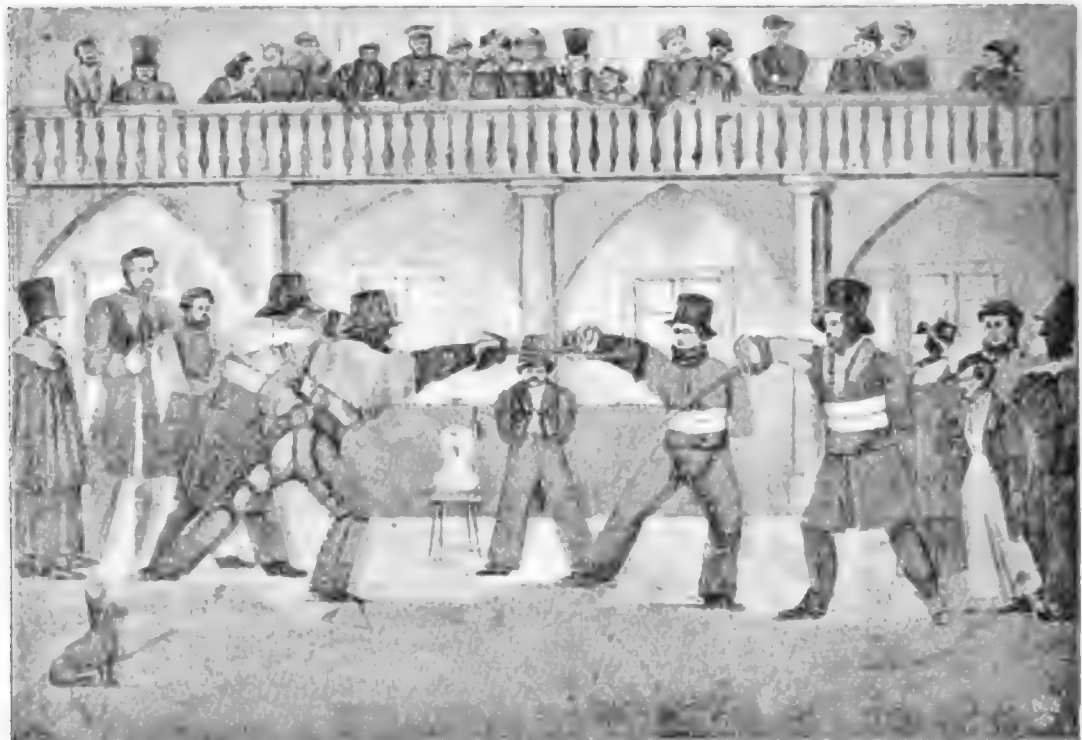
Bonner Mensur. 1820.

widriges vorkomme, und im Nothfalle das Duell inhibieren mußte. Diese Zeugen oder Testanten sind auch späterhin bei den Mensuren geblieben, ihre Funktionen aber sind an, den „Unparteiischen“ übergegangen, der im Heidelberger Comment von 1821 neben den Zeugen und Sekundanten als „unparteiischer Zeuge“ erwähnt wird. Die Zeugen u. Sekundanten.

Die Funktionen der Sekundanten sind im allgemeinen noch heute dieselben, wie sie in den ältesten Comments niedergelegt sind, wenn man berücksichtigt, daß hier größtenteils von Stoßmensuren die Rede ist. Nach dem jenaischen Comment mußten sie darauf sehen, daß Licht und Schatten unter den Schlagenden gleichmäßig verteilt war. Sie mußten ferner auf dem zum Schlagen bestimmten Platz eine auf die Duellanten passende Mensur nehmen und darauf achten, daß dabei die Spitze des Schlägers bei einem starken Ausfall nicht weiter als bis an die Brust des Gegners reichte. Der Sekundant des Beleidigten hatte bei der Mensurnahme den Anstoß und eröffnete, wenn gestossen werden sollte, das Duell durch Kommando: „Stoß aus!“, worauf der Beleidigte den ersten Stoß führte. Während des Duells hatten die Sekundanten das Recht, nach Belieben Halt zu rufen, und mußten dabei den weiteren Stoß nach dem Haltrufen durch Hinausschlagen des Schlägers mit beiden Stöcken

von unten möglichst verhindern. Ging einer der Duellanten hinter seine Mensur zurück, so mußte dies der Sekundant des andern erwähnen. Zwei Fuß zurückgehen machte nichts aus, zumal wenn der Zurückgehende in dem nämlichen Gang seinen Platz wiedergewann; war jedoch der Duellant 6 Fuß über seine Mensur zurückgewichen, und zwar so, daß der Gegner auf seiner Mensur stand, so mußte ihn der Sekundant des Gegners für „geschafft“ erklären.

Beendet war das Duell — falls der Beleidigte nicht schon vorher Satisfaktion genommen hatte — entweder nach Ausfechtung der Gänge, auf die gefordert war, oder nach gegebenem „Anschuß“. Nach dem Jenerser Comment galt als Anschuß jeder Stich auf den Rumpf, der blutete, an anderen Stellen des Körpers, nämlich am Kopf und an den Extremitäten, aber nur dann, wenn er per et per oder die



Burschenschaft.

Eurotia.

Heidelberger Mensur im „Hausader“, 1820.
(Zeichnung von J. Rottmann.)

Wunde ein Dreieck war. In Gießen betrachtete man als Anschuß jede klaffende, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Wunde, während in Heidelberg jede Wunde über der Hüfte, welche in der Länge eines Zolls klaffte und blutete und an einer Stelle die drei Häute trennte, das Duell beendigte. In Jena galt außerdem der Paukant als „angeschossen“, wenn ihm der Schläger aus der Hand battiert, legiert, gestoßen oder gedrückt wurde, doch konnte die Legade nur dann für einen Anschuß erklärt werden, wenn das Stichblatt oder der Griff des Schlägers auf der Erde lag.

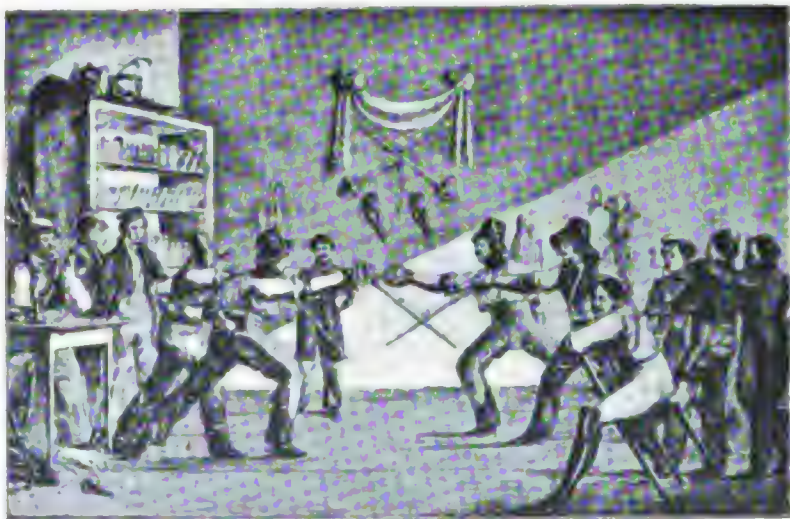
Zu der Zeit, der die erwähnten Comments entstammen, ging man fast überall sowohl auf Stoß wie auf Hieb los, doch hatte jede Universität ihre commentmäßige Waffe, von deren Gebrauch in der Regel nur fremden Studenten gegenüber Abstand genommen wurde. In Heidelberg war der Korbschläger die commentmäßige Waffe; auch der Gießener Comment bestimmte, daß alle Schlägereien mit $2\frac{1}{2}$ Fuß langen Schlägern ausgemacht werden sollten, und daß Duelle auf Stoß nur dann stattfinden könnten, wenn beide Gegner darüber übereinkämen. Umgekehrt nahm der jenaische Student nur auf Stoß Satisfaktion, räumte jedoch, wenn er mit einem

Die
Stoßmensur in
d. 30er Jahren.



Stiegener Mensur auf dem Wehberger Hof, Sommer 1828.
(Nach einer Zeichnung des Pausanten links, Fabricius sen.)

fremden Studenten Skandal bekam, dem Beleidigten das Recht ein, die 3 ersten Gänge zu bestimmen. In Jena hat sich die Stoßmensur am längsten, bis um die Mitte der 40er Jahre, erhalten. Man focht damals theils auf den Buden bekannter Studierender, theils in den Stuben der Gasthöfe zu Wöllnitz, Zwätzen, Cospeda, im Sommer meist im den Bergen nitz oder in daer Wal- oder auch im Nach Wöll- einem Platze auf über dem Duell- statt- gab man früh bei gang recht- dem Paus- sein. Für schafften der mußten die



Schlägermensur.
(Bezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förlisch)

freien auf über Wöll- den Cospe- dungen, Rauthale- nitz, wo auf freundlichen der Anhöhe Dorfe häufig fanden, be- sich zu diesem Nachts, um Sonnenauf- zeitig auf platze zu das Herbei- Waffen- fische





Ob schon Todesfälle und ernste Verwundungen relativ selten waren, so verging doch bei der großen Anzahl der Stoßmensuren kaum ein Semester, das nicht seine Opfer gefordert hätte. Schließlich, nachdem die Regierungen lange vergeblich versucht hatten, die Stoßduelle aus der Welt zu schaffen, drang in studentischen Kreisen selbst die Ansicht durch, man müsse den Stoßcomment mit dem minder gefährlichen Hiebcomment vertauschen. Freilich erst allmählich; mancher mochte die eingeführte liebgeordnete Waffe, mit der er vertraut war, nicht gern mit einer anderen vertauschen, deren Führung ihm weniger fein und kunstgerecht erschien. Auch verdiente ja, als Übung betrachtet, das Stoßfechten zweifellos den Vorzug: es kräftigt nicht bloß, wie das Schlägerschlagen, den Arm, der die Waffe führt, sondern macht auch, da es die ganze Muskulatur des Körpers in Anspruch nimmt, diesen gewandter, außerdem schärft es den Blick und erhöht die Sicherheit der Hand, Vorteile, die



Hiebmenfur um 1835.
(Nach einer Lithographie von Kaiser.)

namentlich für den Mediziner von einiger Wichtigkeit sind. Zu diesen inneren Gründen, die für die Beibehaltung des Stoßfechtens sprachen, kamen einige äußere hinzu: die Theologen widerstrebten dem Hiebfechten wegen der sichtbaren Spuren, die eine Tiefquart im Gesicht hinterläßt; auch konnte man sich nicht gleich über den Hiebcomment einigen, da es sich fragte, ob Hieb auf Glocke oder Korb. Indessen mußten alle solche Erwägungen doch schließlich der vernünftigen Überlegung weichen, daß der Zweikampf auf Stoßwaffen zu gefährlich sei, und daß der tödliche Verlauf des Duells in den meisten Fällen zu der oft geringfügigen Beleidigung in gar keinem Verhältnis stand. So wurde dann auch an den Universitäten, die das Stoßfechten am längsten beibehalten hatten, in Erlangen, Würzburg und zuletzt in Jena, wo Professor Scheidler eifrig für das Hiebfechten eintrat und der Fichtelehrer F. A. W. E. Mour durch seinen Unterricht für die Verbesserung vor allem des Säbelfechtens wirkte, der Hiebcomment eingeführt.

Bei dem allmählichen Übergang vom Stoßduell zur Schläger- und Säbelfechtmensur machte sich in dem Charakter dieser naturgemäß noch lange der Einfluß des Stoßfechtens geltend. Man ging nicht etwa gleich zur verhängten Auslage über,





von ihrem Rechte des Einfallens und Auffangens von Hieben machen. Dieser Form entsprach die Bestimmungsmensur in ihren Anfängen; späterhin fielen jedoch die Mützen fort, ebenso wie das Herausfangen von Hieben durchweg auch bei diesen Mensuren verpönt wurde. Dessenungeachtet lautet das Kommando noch immer: „mit Mützen und mit Sekundanten“. Einen Rest des alten Brauches, den Kopf während der Mensur mit der Mütze zu bedecken, haben wir wohl darin zu sehen, wenn hier und da, z. B. in Heidelberg, die Fächje, und bei Bestimmungsmensuren auch die Burschen, mit der Mütze auf dem Kopf den Mensurplatz betreten und sie während des sogenannten „Ehrenganges“ aufbehalten. Der eine Sekundant kommandiert: „Auf die Mensur!“ — die Pankanten gehen in die Auslage — der Gegensekundant ruft: „Halt!“ Beide springen ein, nehmen den Pankanten die Mütze ab, und erst jetzt, nachdem das vollständige Kommando: „Auf die Mensur!“ — „Bindet die Klingen!“ — „Sind gebunden!“ — „Los!“ gegeben ist, fallen die ersten Hiebe.



Heidelberger Mensur. 1830. Bez. v. L. Blum.
Vandalia. Sagodorusia.

Eine andere, schwerere Form war früher die Forderung auf eine größere Anzahl von Gängen „ohne Mützen, ohne Sekundanten.“ Hierbei traten die Sekundanten weiter zurück und fielen überhaupt nicht ein, oder nur, um einen Blutigen oder die „Abfuhr“ konstatieren zu lassen. Diese Form wurde später bei der Kontrahage üblich, doch verschwand, wie gesagt, der Unterschied in der Thätigkeit der Sekundanten mehr und mehr. Statt der Kommandos „ohne Sekundanten“ hört man stellenweise, z. B. in Göttingen, die Wendung „mit abgetretenen“ Sekundanten, woraus deutlich hervorgeht, daß die Worte „ohne Sekundanten“ nur den geringeren Grad ihrer Thätigkeit bezeichnen sollen. Ein Mittelding zwischen beiden Arten des Kommandos war früher und ist hier und da auch heute noch bei P.-P. Suiten üblich. Man ließ die Mützen zu, während die Sekundanten nicht einfallen durften. Dementsprechend wurde die Suite als ein Gang „mit Mützen, ohne bezw. mit abgetretenen Sekundanten“ bezeichnet. Solange die Mützen im Gebrauch waren, unterschied man auch wohl, beispielsweise in Jena, zwischen einer Forderung auf 12 oder 24 Gänge „große Mützen“ und auf ebensoviel Gänge „kleine Mützen“. Die großen Mützen hatten einen breiten Federschirm und waren dick wattiert, in den kleinen Mützen waren nur etliche Lagen Seide.



1. The first part of the document is a letter from the author to the reader, explaining the purpose of the study and the methods used. The letter is written in a friendly and informal tone, and it includes a brief overview of the research findings.

2. The second part of the document is a detailed description of the research methods used in the study. This section includes information about the sample size, the data collection methods, and the statistical analysis techniques used to analyze the data.

3. The third part of the document is a discussion of the research findings. This section includes a summary of the results, a comparison of the results with previous research, and a discussion of the implications of the findings for future research.

paar Minuten, und fast jeder Hieb fiel flach, d. h. mit der Fläche der Klinge, statt mit der Schärfe. Das Äußerste, wozu sich der bessere der beiden verstieg, war, daß er seinem Gegner eine Locke von seinem Haupthaar abschnitt und seine Backe gerade so viel kratzte, daß sie blutete. Die dabeistehenden älteren Burschen ließen es an Scherzworten nicht fehlen, wie: „Gut getroffen!“, „Versuchs noch einmal!“, oder wenn ein Hieb flacher fiel als gewöhnlich: „Wo hast du das gelernt?“ oder „Einen Ganzen auf dein Spezielles!“. Die Sache war augenscheinlich für alle, ausgenommen für die unmittelbar Beteiligten, ein bloßer Spaß.

„Die Mensur war, bald nachdem wir eintraten, zu Ende. Nunmehr wurden die Vorbereitungen zu dem ‚Ereignis des Tages‘, der Mensur zwischen M— und von H—, getroffen. Die Forderung lautete nach dem technischen Ausdruck ‚ohne, ohne‘, d. h. ohne Mühen und ohne Sekundanten. Die Poulanten hatten zwar ihre Sekundanten, aber diese standen während des Ganges nicht bei ihnen und sungen auch



Stifo-Panenburgla.

Göttinger Mensur. 1861.

Hildesburgerthalia.

die ‚Tiefquarten‘ oder andere gefährliche Hiebe nicht auf; sie hielten sich bei Seite und sprangen nur ein, um die Poulanten zu trennen, wenn der Unparteiische ‚Halt‘ rief. Auch trugen die Poulanten keine Mühen; Kopf und Gesicht waren, mit Ausnahme der Augen, vollkommen unbedeckt.

„Die deutsche Mensur, einerlei was sie sonst thut oder nicht thut, giebt jedenfalls dem Beobachter Gelegenheit, Charakterverschiedenheiten zu studieren. M— und v. H— wurden einander auf sieben oder acht Schritt gegenüber gestellt. Alles hielt den Atem an vor Spannung. Der Sekundant der einen Partei rief: „Legt aus!“, der Gegensekundant erwiderte: „Sie liegen aus!“, der Unparteiische kommandierte: „Los!“, die Kämpfer rückten jeder drei Schritt vor, gingen in die Auslage, und die Mensur hatte begonnen.

„v. H—, ein Fechter von ziemlicher Bedeutung, sehr beliebt und sehr beherzt, war groß, schlank, aber kräftig, und hatte in seinem Aussehen und seinem Wesen etwas Anziehendes; sein Gesicht trug die Spuren einiger früherer Mensuren. M— war dagegen ziemlich unterseht, fast gedrungen von Gestalt, aber mit einem Paar durchdringender dunkler Augen und einem entschlossenen, man möchte fast sagen







Jeneſer Säbelmenſur.



eine gute Mensur keineswegs heruntergeschraubt zu werden, nur wird man sich bei der Beurteilung nicht wie bisher von nebensächlichen, durch die Rücksicht auf ein absolut bewegungsloses „Stehen“ diktierten Grundsätzen leiten, sondern den Gesamteindruck entscheiden lassen, der in den wenigsten Fällen einen Zweifel darüber läßt, ob sich jemand „forsch“ oder „schifferig“ — so pflegte man früher zu unterscheiden — geschlagen hat.

Die
Bestimmungs-
mensur.

Von wesentlichem Einfluß auf die geschilderte Entwicklung der studentischen Mensur ist der Umstand gewesen, daß sich etwa seit den 40er Jahren die Auffassung von der Schlägermensur als einem ritterlichen Kampfspiel, einer zur Erprobung des Mutes und der Forschheit dienenden Waffenübung mehr und mehr verbreitete. Die Corps hatten schon seit geraumer Zeit aufgehört, den Schläger als eine zum Austragen von Ehrenhändeln und zur Sühnung wirklicher Beleidigungen geeignete Waffe anzusehen; ihnen waren die Schlägermensuren Selbstzweck und ein Mittel zur Erziehung ihrer Angehörigen geworden. Da man nun anfangs, um dem Paulbedürfnis zu genügen, an der alten Form des Kontrahierens festhielt, diese aber zu vielen Unzuträglichkeiten führte, richtete man besondere „Kontrahierabende“ ein, an denen sich die Corps in einem bestimmten Lokale zum Zwecke des Kontrahierens trafen. Launig beschreibt Kufmaul in seinen „Jugenderinnerungen“, wie es in Heidelberg zu seiner Zeit bei einer solchen Gelegenheit herzugehen pflegte. „Abends zur festgesetzten Stunde zogen sämtliche Corps in hellen Haufen von ihren Kneipen in die Arena zu fröhlichem Tuschieren, jeder besetzte den Tisch, den seine Füchse im voraus belegt hatten. Waren sie alle eingetroffen, so war die Neugierde groß, welche Lösung die verschiedenen Corpsconvente ausgegeben hatten, doch die unheimliche Stille währte nicht lange. Ein Bursche erhob sich und schleuderte einem ebenbürtigen Kämpen an einem der feindlichen Tische höhnenden Schlachtruf zu. Besaß der Gegner Wiß, so erwiderte er mit Gegenhohn, wenn nicht, was die Regel war, sofort mit dem Tusch. Nach dieser ersten ‚Kontrahage‘ ging das Kampfgeschrei an allen Tischen los. Die Luft schwirrte von dummen Jungen, dazwischen sausten einige schwere Hundsotter nieder. Die Helden der Mias hätten ihre helle Freude an dem Treiben gehabt.“ Ähnlich ging es um die Mitte der 40er Jahre in Jena zu. Nach der Schilderung, die der oben citierte alte Jener Westphale von den damaligen Mensurverhältnissen entwirft, waren die Mensuren durchweg Kontrahage- und P.P.-Partien. Kontrahiert wurde auf dem sogenannten „Allgemeinen“, d. h. einer Zusammenkunft aller Corps, die alle vier Wochen auf der Rose stattfand. Als zweites Lied sang man dann „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, und wenn das Lied gesungen war, dann stand das Volk allerdings auf, und der Sturm brach gehörig los. Jeder suchte sich seine Leute zu langen, mit denen er gern einen Gang machen wollte. Aber so ganz einfach war das keineswegs. Man konnte da nicht gut auf den Betreffenden losgehen und ihm sagen: „Ich wünsche mit dir zu hängen.“ Das wäre gegen allen Brauch gewesen. Zunächst mußte „getüftelt“ werden, das heißt, man suchte den Betreffenden, mit dem man losgehen wollte, so lange mit schnoddrigen Redensarten zu reizen und sich gegenseitig in Bosheiten und Unzänglichkeiten zu überbieten, bis der einen Partei der Geduldsfaden riß, und das erlösende Wort ‚dummer Junge‘ fiel. Nach dem dummen Jungen durfte nicht weiter geödet und geschimpft werden, denn sonst mußte der Nachtusch revoziert werden. Auch in Göttingen ging man um dieselbe Zeit zu dieser Form der Kontrahage über. Früher war hier das Kontrahieren auf der Straße allgemein: die Landsmannschaften und Corps trafen sich des Abends auf der Weender, wo es in der Regel zu lärmenden Auftritten kam; nicht selten wurden, um die Kontrahagen zu verhindern, nicht bloß die Pedelle, sondern auch die Landgensdarmrie aufgeboten. Schließlich machte man dem Kontrahieren dadurch ein Ende, daß man eine allmonatliche „Kontrahierkneipe“ der Corps und Landsmannschaften einrichtete.

In diesen „Kontrahierkneipen“ haben wir die Anfänge der heutigen „Bestimmung“ zu suchen. Schon zu Kufmauls Zeit schickte in Heidelberg das am Kontrahierabend in der geschilderten Weise herausgeforderte Corps am anderen Tage



Von den Korporationen waren, wie gesagt, die Corps die ersten, die an Stelle der formalen Kontrahagemensur die reine Bestimmzettelmensur setzten. Ihrem Beispiele folgten bald die neuen Landsmannschaften, die ursprünglich aus Opposition gegen die Corps die Bestimmungsmensur verworfen hatten, später aber, da sie gerade auf Mensurforscheit das größte Gewicht legten und hierin den Corps keineswegs nachstehen, sondern sie eher darin übertreffen wollten, zur Einführung des Bestimmzettels schon durch ein hier und da bestehendes Pautverhältnis mit dem S. C. genötigt wurden. Die Berliner Landsmannschaft Normannia ist die einzige, die noch an dem alten Prinzip der Kontrahage festhält und ihren Mitgliedern auch keine bestimmte Anzahl von Mensuren auferlegt.

Länger dauerte es, bis bei den Burschenschaften diese Frage einheitlich geregelt wurde. Hier waren es namentlich die Burschenschaften des süddeutschen Kartells, die, wie sie überhaupt durchweg den studentischen Zweikampf keineswegs verdamnten, sondern ein sehr lebhaftes Kontrahage-Verhältnis mit den Corps unterhielten, für die Einführung der Bestimmungsmensur wirkten, während auf der andern Seite die aus dem Progreß hervorgegangenen oder progressistisch gesonnenen Burschenschaften entweder prinzipiell den studentischen Zweikampf überhaupt oder doch die grundlose Kontrahage verwarfen, und sich dementsprechend der Bestimmungsmensur auf das Entschiedenste widersetzen. Erst nach 1870 gelang es, die widerstrebenden Elemente nicht bloß auf dem gemeinsamen Boden der unbedingten Satisfaktion zu vereinigen, sondern auch die prinzipielle Aufnahme der Bestimmungsmensur als eines erziehlichen Mittels in die Statuten des A. D. C. herbeizuführen.

Ähnliche Wandlungen, wie sie in Bezug auf ihre Stellung zur Mensurfrage die Corps, die Burschenschaften und Landsmannschaften durchgemacht, haben sich in neuerer Zeit auch bei anderen studentischen Verbänden vollzogen; so eignete sich der Verband der farbentragenden akademischen Turnvereine, von denen eine Reihe bei ihrem Entstehen als Vereine zur Satisfaktionsfrage keine Stellung nahmen, zunächst das Prinzip der unbedingten Satisfaktion an, ging dann aber, je mehr man den Wert regelrechter Pautverhältnisse für die straffe Organisation einer schlagenden Verbindung schätzen lernte, zur Einführung von Bestimmungsmensuren über. Jetzt stehen die dem V. C. angehörenden Turnerschaften durchweg entweder untereinander im Pautverhältnis, oder sie fechten Bestimmung und Kontrahage gegen die Waffen anderer Verbände und freischlagender Verbindungen. Selbst bei nicht farbentragenden Korporationen finden wir heute vielfach die Tendenz, sich eigene Waffen anzuschaffen und ein regelrechtes Pautverhältnis, wenn auch unter der Form der Kontrahage, zu unterhalten.

In engem Zusammenhang mit der Geschichte des Mensurwesens steht eine ganz eigentümliche Erscheinung des akademischen Lebens: der studentische Verruf. Die ursprüngliche Grundlage dieses Verrufs haben wir in dem Anspruch der Landsmannschaften und des von ihnen gebildeten Senioren-Convents zu suchen, die gesamte Studentenschaft den Bestimmungen ihres Comments zu unterwerfen und bestimmte Verstöße dagegen mit dem dauernden oder vorübergehenden Ausschluß aus der Gemeinschaft der honorigen Studenten zu bestrafen. Der um 1812 vereinbarte jenaische Comment unterscheidet den widerruflichen und den unwiderruflichen „Verschüß“. Der letztere wurde bei ehrlosen Handlungen, Diebstahl, Betrug beim Spiel, Ehrenwortbruch und Anzeige von Forderungen oder Mensuren verhängt. Der widerrufliche traf hingegen hauptsächlich solche, die gegen die Vorschriften des Pautcomments fehlten; z. B. wurde damit belegt, wer Skandal suchte und ihn nicht ausmachte, wer sich einer Realavantage oder einer unerlaubten Verbalinjurie bediente, ohne die letztere zu revozieren oder zu deprezieren. Für Feiglinge, die eine Beleidigung ruhig hinnahmen und nicht binnen drei Tagen Satisfaktion forderten, oder für solche, die sich beim Duell schafen ließen, hatte der Comment die ehrende Bezeichnung „Schiffer“. Dieser über Einzelne verhängte Verruf, der für den Betroffenen schwere Folgen nach sich zog, da er seinen geselligen Verkehr völlig vernichtete, kam

indessen nur selten und in wirklich gravierenden Fällen vor; Heyd berichtet in seiner Schilderung des Heidelberger Studentenlebens zu Anfang des Jahrhunderts, er habe nicht gefunden, daß der Verruf in jener Zeit wegen eines Falles von Satisfaktionsverweigerung verhängt worden sei. Diese Verhältnisse änderten sich mit dem Entstehen der deutschen Burschenschaft, die als ihr Ziel aufstellte, die gesamte Studentenschaft einer Hochschule zu umfassen, und dem entsprechend Verbindungen unter sich oder neben sich nicht dulden konnte. In § 24 der Verfassung der Allgemeinen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 wurde als Grundsatz aufgestellt: „Wenn Verbindungen von deutschen Burschen auf einer Hochschule als solche auftreten, wo schon eine Burschenschaft als Teil der Allgemeinen besteht, so sind dieselben eo ipso im Verschlag“. Da indessen dieser Grundsatz nur sehr vereinzelt, wie in Jena und Erlangen, durchgeführt wurde, und auf der andern Seite die Versuche der Corps, ihrerseits den gleichen Standpunkt herauszulehren, ohne anhaltenden Erfolg waren,



Nach der Mensur.

Im Bandagierzimmer der Hirschgasse, W.S. 1855/56.

so hätten die Gegensätze zwischen Burschenschaft und Corps allein nicht vermocht, den leidigen Zwiespalt innerhalb der Studentenschaft durch den Verruf zu sanktionieren. Erst als durch das Eindringen progressistischer Ideen die Satisfaktionsverweigerung von einer Reihe von Progressverbindungen zum Prinzip erhoben wurde, kam der Usus auf, daß eine Gruppe der Studentenschaft die andere in den Verruf steckte, und dieser Usus wurde auch dann noch beibehalten, als die Abweichungen in Bezug auf die Satisfaktionsfrage längst geschwunden und auch bei den Burschenschaften die Bestimmungsmensur allgemein eingeführt war. Erst in neuerer Zeit ist hierin ein Wandel eingetreten; fast überall hat sich jetzt die Anschauung Bahn gebrochen, daß in Fällen wirklicher Beleidigung jedem Studenten Satisfaktion gegeben werden müsse, und zwar entweder dadurch, daß die schweren Waffen jeder Verbindung anerkannt werden, oder daß der Verbindungsstudent vorübergehend aus der eigenen Korporation austritt. Die Korporation, die heutzutage mit der Verhängung des schweren Waffenverrufs schnell bei der Hand ist, setzt sich dadurch nur zu leicht dem Verdacht aus, sich auf bequeme Art ihren Verpflichtungen entziehen zu wollen.

Die commentmäßige Waffe zur Ausfechtung von schweren Forderungen ist jetzt auf allen Universitäten der Säbel. Die Pistolenmensuren, die früher manches Opfer ge-

Die
Säbelmensur.

fordert haben und selbst bei reinen Couleurstreitigkeiten in der Form von Chargenforderungen in Anwendung kamen, sind heutzutage fast verschwunden, seitdem bei allen studentischen Verbänden der Grundsatz gilt, die Pistole zur Austragung von Ehrensachen nur dann zuzulassen, wenn einer der Kontrahenten aus physischen Gründen die blanke Waffe nicht führen kann, oder im Falle schwerer Familienbeleidigung. Um in anderen Fällen eine der Schwere der Beleidigung entsprechende Sühne herbeizuführen, hat man verschiedene Formen der Säbelmensur in den Comment aufgenommen: eine schwere Forderung mit wenig und kleinen Bandagen und eine leichtere, bei der die meisten bei der Schlägermensur gebräuchlichen Schutzvorrichtungen, wie Pankbrille, Armstulps u. s. w. üblich sind. Die Auslage ist jetzt fast überall die gleiche, nämlich die mit wagerecht vorgestrecktem Arm, wie sie das dem Roug'schen Pankbuch entnommene Jenenser Mensurbild zeigt, während die sogenannte verhängte Auslage, welche durch die Göttinger Säbelmensur veranschaulicht wird, nur noch auf einigen süddeutschen Universitäten im Gebrauche ist.

Die
Ehrengerichte.

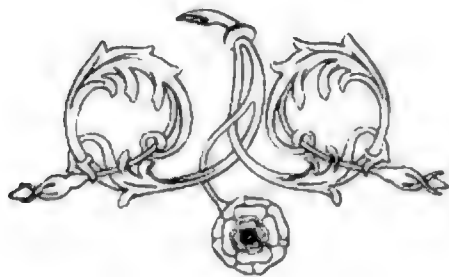
Obwohl bei der leichteren Säbelmensur durchweg weniger herauskommt, als bei Schlägermensuren, einmal weil die meisten Hiebe flach fallen, sodann wegen der besseren Möglichkeit des Parierens, fällt doch die Säbelmensur, einerlei in welcher Gestalt sie vor sich geht, unter den Begriff des Duells, das nur dann vor sich zu gehen pflegt, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann. Die Möglichkeit, in Fällen tatsächlicher Beleidigung einen Ausgleich herbeizuführen, bietet die Institution der Ehrengerichte, deren Aufgabe es ist, die Gründe der Forderung zu prüfen, Streitigkeiten, wenn möglich, auf gütlichem Wege beizulegen und auf jeden Fall dafür zu sorgen, daß die Schwere der Forderung in richtigem Verhältnis zu ihrem Anlaß steht. Da überall vorgeschrieben ist, daß die Ehrengerichte mit älteren ruhigen Leuten besetzt sind, so darf man annehmen, daß sie vernünftig gehandhabt werden und im allgemeinen ihrem Zweck entsprechen. Überdies werden die Ehrengerichte immer weniger genötigt sein, schwere Forderungen zu genehmigen, seitdem die Korporationen es zu ihrer Aufgabe gemacht haben, über das Verhalten ihrer Mitglieder bei allen Forderungen eine scharfe Aufsicht zu üben. Der „Verein deutscher Studenten“ hat beispielsweise die Einrichtung getroffen, daß der Ehrenrat nicht bloß dann einschreitet, wenn ein Mitglied beim Austrag einer Forderung die studentische Ehre nicht gewahrt hat, sondern auch die ihm zustehende Strafgewalt gegen solche ausübt, welche leichtfertig eine schwere Forderung provoziert haben. Ehrengerichte, die sich der gesamten Studentenschaft überordnen wollten und die Abschaffung der Mensur überhaupt bezweckten, wie sie z. B. in Kiel im Jahre 1793 eingeführt wurden, und wie sie die Reformverbindungen in den 40er Jahren in Heidelberg anstrebten, haben sich, so oft auch solche Versuche gemacht wurden, in der Praxis als unhaltbar erwiesen.

Die Bedeutung
der Mensur.

Der Student will sich nicht bevormunden lassen. Darum ist es den Behörden auch nie gelungen, durch akademische Gesetze das frische und fröhliche Mensurwesen zu beseitigen. Wie im Anfang dieses Jahrhunderts alle Verordnungen gegen die Duelle ohne weiteres an dem studentischen Herkommen abprallten, weil, wie Heyck in seiner oben zitierten Schrift sagt, die aus altgermanischer Kampfesfreude hervorgegangene, sozusagen nationale Lust am Waffenspiel in den Begriffen des Studenten mit den hohen Geboten der Standesehre zu einem unerschütterlichen Ganzen verschmolzen war, so ist es auch jetzt noch. Auch heute will der Student seinen Mut, seine Waffenfertigkeit erproben; er schlägt sich nicht bloß, um Genugthuung zu erlangen, sondern um des Waffenkampfes selber willen. Zugleich aber — und darin liegt der große erzieherische Wert der Mensur — gewöhnt er sich daran, dem Gegner furchtlos ins Auge zu sehen, seine ganze Willenskraft zusammenzunehmen und sich selbst zu beherrschen. Was ihm der Hörsaal allein nicht zu geben vermag, die Ausbildung der Persönlichkeit, der Charakterfestigkeit und des Mutes, das erhält der junge Student nirgends besser als auf dem Mensurplatz.

2. Teil.

Die
Einzelnen Hochschulen.





1386.

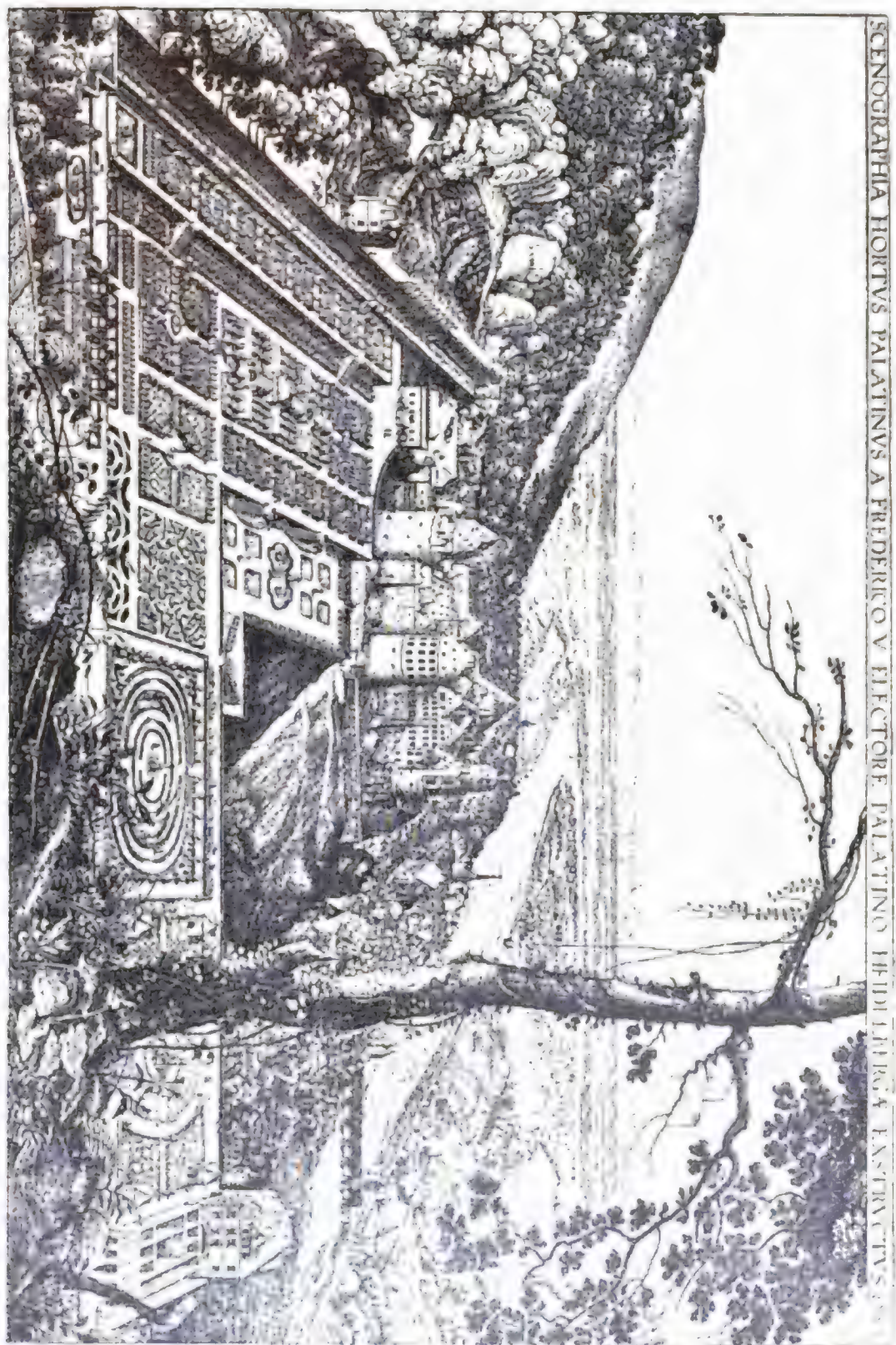
Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Heidelberg ist, obwohl es schon lange das Gewand der ländlichen Schönen mit der anspruchsvolleren Tracht der modernen Touristen- und Industriestadt vertauscht hat, noch immer die landschaftlich schönste Universitätsstadt der Welt. Ihr Gepräge erhält die Landschaft vor allem durch die herrlichen Kastanienwälder, die sich auf den Hügeln und Bergen rings um Heidelberg ausbreiten und mit ihren satten Farben, von dem frischen Grün des Lenzes, das sich im Juni mit dem blassen Gelb der Kastanienblüte mischt, bis zu dem bräunlichen Gelb und Rot im Herbst, diesem lieblichsten Fleck unseres deutschen Landes einen fast südlichen Charakter verleihen. Geradezu märchenhaft aber ist der Anblick Heidelbergs im Frühjahr zur Zeit der Obstblüte, wenn die großen weißen Blumensterne der Mandelbäume aus den Rebärten ins Thal leuchten, und die Knospen der Aprikosen-, Pfirsich- und Kirschbäume aufbrechen. Niemand kann sich dann dem Zauber entziehen, den die paradiesische Schönheit des Neckarthales auf das Herz des Beschauers ausübt und den Meister Josef so wundervoll in die Worte zu kleiden verstanden hat:

Landschaftliche
Lage.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.
Auch mir stehst du geschrieben
In's Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie süßes Lieben
Dein Name mir so traut.

Oben vom Schloßberg schaut die weltberühmte Ruine des Schlosses auf die Stadt hernieder: schon im 13. Jahrhundert begonnen, wurde es durch den herrlichen Otto-Heinrichsbau zu einem Meisterwerk deutscher Renaissance und bildete mit seinem Park, dem hortus palatinus des Winterkönigs, eins der „Wunder der Welt“. Die furchtbaren Verwüstungen, die die Stadt im 17. und 18. Jahrhundert zu überstehen hatte, verwandelten das Schloß in eine Ruine und begruben die Lorbeer- und Pommeranzenbäume, die Springbrunnen und Marmorstatuen in Schutt und Gestrüpp, aber sie vermochten doch nicht die unvergängliche Schönheit des Heidelberger Schlosses zu zerstören. Karl Friedrich von Baden trug Sorge, das Schloß zu erhalten, und legte wieder einen Lustgarten an. Er bietet, wenn auch sein Raum nicht besonders



Der Heidelberger Schlossgarten. 1620.



Heidelberg 1620.

ausgedehnt ist, eine Fülle romantischer Bilder. Wer die auf den Schloßhof führende Zugbrücke überschreitet und über den Hof auf das Schloß zugeht, ohne ein Wort zu sagen, der — so erzählt die Sage — mag sich einen Wunsch ausdenken, der in Erfüllung gehen muß. Aber es hat noch niemanden gegeben, dem die Schönheit des Schloßes nicht einen Ausruf des Entzückens entlockt hätte.

Von der Terrasse des Schloßes überschaut man die Ebene, in der sich moderne Straßen mit rauchgeschwärzten Fabrikshornsteinen hinziehen, und die nahen dichtbewaldeten Berge, zur linken sieht man den Gaisberg und Schloßberg mit der Molkentur, drüben Heiligenberg, wo ehemals Kloster Neuenburg stand, mit der Stiftsmühle, einem sehr beliebten, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Rastort der Studenten.

Lohnender noch als die Aussicht von der Schloßterrasse ist der Blick auf Heidelberg, den man von den Höhen jenseits des Neckars genießt. Das andere Ufer, auf dem Neuenburg liegt, ist mit Heidelberg durch zwei große Brücken verbunden: eine alte steinerne führt von der Altstadt Heidelbergs aus, eine neue eiserne liegt im Westen der Stadt. Steigt man den Philosophenweg hinan, so breitet sich vor dem entzückten Auge auf dem schmalen Streifen Landes zwischen den Höhen des Odenwaldes und dem Neckarstrom, der sich wie ein silbernes Band durch das Thal schlängelt, die Stadt aus, die wie nur wenige unseres Vaterlandes reich ist an Denkmälern einer fernen, ernsten Vergangenheit, und die zugleich den Tummelplatz jungen, feucht-

bensbildet. Es berg, die alte Pfalzgrafen heute noch die der gewaltigen von Scheffel's sind: der Herr das Enderle der Zwerg über die alten heben sich die ligengeißkirche kirche, das alterthor und die der schönen



J. Kerschner's Geographien.

Das heutige Heidelberg.

H. Gilling, Berlin.

fröhlichen Le- ist Alt-Heidel- Residenz der bei Rhein und Hochburg all' Weinkämpfen Gnaden, als da von Rodenstein, von Ketsch und Perkeo. Hoch Giebelhäuser Türme der Hei- und Peters- tümliche Karls- Universität mit neuen Mula, die



Photographie C. Williams, Berlin.

Schloßhof mit Brunnen.

ist das Gasthaus zum Ritter am Marktplatz in der Hauptstraße, ein historischer Bau aus der Renaissancezeit. Obgleich mehrere Eckäulen desselben erhebliche Brandspuren aufweisen, entging die Fassade auf wunderbare Weise der Einäscherung, welche 1693 die ganze Stadt verwüstete. Erbaut ist das Haus 1592 von dem eingewanderten Hugenotten Charles Belier.

Gründung der Universität. Die Hochschule ist von Ruprecht I. aus dem Hause der Wittelsbacher gegründet, nachdem ihr der Papst Urban VI. am 23. Oktober 1385 einen Stiftungsbrief verliehen hatte. Die feierliche Einweihung fand am 18. Oktober des folgenden Jahres statt, und die Universität trat in ihr erstes Semester mit einem Universitätskörper von 579 Personen. Bereits im Jahre 1393 wurde ein gewaltiges Universitätsgebäude errichtet. Die Verfassung, „ad instar studii Parisiensis“, war die rein mittelalterliche. Wie die Aufnahme der Studierenden das ganze Jahr hindurch erfolgte, so gab es auch keine Ferien im heutigen Sinne des Wortes, sondern nur eine größere Anzahl von dies non legibiles. Die Studenten waren Männer aller Altersklassen und Stände. Insbesondere besuchten zahlreiche Geistliche, sogar höhere, die Universität für einige Jahre; sie blieben nach einer päpstlichen Verordnung für diese Zeit im Genuß ihrer Pfründen. Überhaupt haben die Päpste der Heidelberger Universität ihr Wohlwollen dauernd im weitesten Maße bewiesen und reichliche Benefizien an Lehrer und Schüler gewährt, deren Rotulus jährlich nach Rom geschickt wurde. Im 15. Jahrhundert gewann die Universität schnell an Ansehen und erreichte ihren höchsten Glanz um die Wende des Jahrhunderts, als unter Philipp dem Aufrichtigen Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, Johannes Reuchlin, Willibald Pirckheimer und andere hervorragende Gelehrte an ihr thätig waren.

Einführung der Reformation.

Die gewaltsame Einführung der Reformation bewirkte dann aber sehr bald eine bedeutende Abnahme, sodaß 1526 plures professores quam auditores vorhanden waren. Nach Otto Heinrich dem Großmütigen war insbesondere auch Friedrich III. ein eifriger Lutheraner. Er berief an seine Hochschule den berühmten französischen Rechtslehrer Hugo Donellus und ferner Melancthon, der die Universität reorganisieren

1886 zum 500sten Jubelfest erbaut wurde, und dem alten Karzer, dessen vielbeschriebene Wände den kommenden Generationen ein Denkmal unvergänglichen Jugendübermutes sind und bleiben werden. Unter den vielen alten oder im altertümlichen Stil erbauten „Kneipen“ sind die bekanntesten: der Perkeo, der Rodensteiner, der Lurhof und die weiße Rose.

Das einzige Privathaus, das uns von der Pracht des alten Heidelberg Kunde giebt,



J. Rührners Großphotographien.

Die Universität.

B. Jäger, Berlin.



Heidelberg vor 40 Jahren.

schwach gewordenen, zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen Ruperta erhebt sich in Die Ruperto- Kraft und Schönheit die Ruperto-Carola.
Carola.

In fünf Sektionen, einer theologischen, einer juristischen, einer medizinischen, einer staatswissenschaftlichen und einer philosophischen, wirkten 40 Professoren. Eine jährliche Dotation von 40000 fl., die sich bald um über die Hälfte erhöhte, wurde der Hochschule bewilligt. Als Mittel, ihre Frequenz zu heben, wurde den Landeskindern ihr Besuch für einen Kursus von 3 Jahren vorgeschrieben; indes ist dieser Universitätsbann bereits 1810 aufgehoben worden, denn schon nach wenigen Jahren bedurfte es keiner solcher Mittel mehr. Angelockt durch das romantische Heidelberger Studentenleben, für das die litterarischen Romantiker Görres, von Arnim, Brentano und Vog den Sinn geweckt hatten, und durch die große Zahl der hervorragenden



Vivat auf dem Heidelberger Universitätsplatz nach der Rückkehr vom Auszug nach Neuenheim.
14. Juli 1804.

(Gezeichnet von St. Nollmann.)

Lehrer, strömten seit 1806, insbesondere nach der Berufung Thibauts, die Studenten, namentlich Norddeutsche und Juristen, scharenweise nach Heidelberg. Die juristische Fakultät stand dort in höchstem Flor; an ihr wirkten, außer Thibaut, Vangerow, Zacharia, Mittermeier, Mohl, Windscheid, Bluntschli und Renaud. Auch die andern Fakultäten hatten, da an Gehältern nicht gespart wurde, bedeutende Lehrkräfte, wie den Mediziner Ackermann und den Theologen Marheineke; von bedeutenden Mitgliedern der philosophischen Fakultät mögen hier gleich aus einer etwas späteren Zeit erwähnt werden: Helmholtz, Bunsen, Kirchhoff, Schloffer, Herpinus und Treitschke.

Die Reorganisation der Heidelberger Universität, die Gründung der Ruperto- Carola, fällt in die Zeit der Geschichte des Studentenlebens, in der die Orden
Ordenu. Lands- degeneriert waren und einen erbitterten Kampf mit den landsmannschaftlich organisierten
mannschaften. Kränzchen zu bestehen hatten, dem sie gar bald erlagen. In Heidelberg entstanden aus den schon erwähnten Orden, aber in schroffem Gegensatz zu ihnen, bereits 1802 die Landsmannschaften der Rheinländer und die der (Franko-)Badenser. Der

Zweck der ersteren war nach den Statuten: „Unterstützung ihrer Mitglieder zur Erleichterung ihrer Studien, gesellschaftliches Vergnügen und eifriges Bestreben zur wechselseitigen Verteidigung gegen die Angriffe verächtlicher Renommisten und Unterdrückung sogenannter Orden, welche ruhige akademische Bürger in ihrer Laufbahn zu stören suchen.“

Zwar wurden 1803 die Orden sowohl wie die Landsmannschaften verboten, beide bestanden aber fort, und ihre Händel beherrschten das studentische Leben Heidelbergs. Nur bei gemeinsamer Gefahr gingen sie zusammen; so organisierten sie 1804, als Studenten von den in Heidelberg garnisonierenden Dragonern unglimpflich behandelt waren, einen Auszug der gesamten Studentenschaft nach Neuenheim. Als aber nach ausreichenden Versprechungen der Regierung die Studenten, unter feierlicher Einholung durch die Universitätsbehörden, nach Heidelberg zurückgekehrt waren, erfolgte noch am selben Abend eine solenne Keilerei zwischen Orden und Landsmannschaften.



Sturm nach dem westfälischen Kommerzhause. Heidelberg, den 23. März 1810.

Mit der Frequenz der Universität stieg die Zahl der letzteren. Um 1805 bildeten die Süddeutschen die Oberrheinische Landsmannschaft mit den Farben blau-weiß-rot und die Schwäbische Landsmannschaft mit schwarz-gelb-weiß. Norddeutsche Landsmannschaften waren die Westphalen (grün-schwarz-weiß), die Niederrheiner (blau-rot-weiß), die Curonen (grün-blau-weiß) und die Vandalen (rot-gold). Gefochten wurde sehr viel, auch innerhalb der Landsmannschaften, aber es wurde leicht abgeführt. Man paulte auf den Studentenbuden, und wenn der Platz dort nicht ausreichte, in dem Saale einer nahe beim Schießthor gelegenen Wirtschaft oder auf der zu diesem Zweck schon damals benutzten Hirschgasse. Häufig ging es auch hinaus nach Neckargemünd oder Schwetzingen, wo dann nicht selten eine grüne Waldwiese mit klarem Bergquell als Mensurplatz diente. Die Kommerse wurden bei den Landsmannschaften reihum auf den Stuben der Mitglieder abgehalten. Dabei durfte z. B. bei den Schwaben nicht mehr, aber auch nicht weniger gereicht werden als Apfelwein, Bier, Wurst und Schwarzbrot.

Die Renoncen, d. h. die nicht inkorporierten Studenten, waren eo ipso Anhängsel einer Landsmannschaft, und zwar entweder der, zu welcher sie ihrer Her-



Gasthaus zum Hirschen (Paulstokal) in der Hirschgasse zu Heidelberg.

kunst nach gehörten, oder, mit Einwilligung dieser, einer von ihnen gewählten anderen. Sie protestierten fortgesetzt energisch gegen diese Unterdrückung, gegen die „Anmaßung“ von „Ihresgleichen“, und da nun einzelne Landsmannschaften ihren Forderungen, zu denen insbesondere das Recht zum Sekundieren gehörte, geneigter gegenüberstanden als andere, spitzten sich die ohnehin durch die Stammesverschiedenheit vorhandenen Gegensätze noch mehr zu und führten zu Streitigkeiten, denen die Behörden machtlos gegenüber-

standen. Ihren Höhepunkt erreichten die Feindseligkeiten im Frühjahr des Jahres 1810; die Kurländer und Westfalen steckten sich gegenseitig in Verruf, und es kam sogar soweit, daß die Curonen mit ihrem Anhang das Kommerzhaus ihrer Gegner zu stürmen versuchten. Erst nachdem der Senat Militär von Mannheim requiriert und mehrere Relegationen verfügt hatte, beruhigten sich die Gemüter. Nunmehr erfolgte ein Rückschlag und eine Zeit der Einigung, welche die oben aufgeführten Korporationen dazu benutzten, den „Allgemeinen Heidelberger Comment“ festzusetzen, der die Kantonsverteilung der Rekrutierungsverhältnisse und den obligatorischen Anschluß der Renoncen sanktionierte. Gleichzeitig richtete sich das Streben der Landsmannschaften, die um diese Zeit anfangen, sich Corps zu nennen, immer mehr darauf, den in der Studentenschaft herrschenden schlimmen Geist, der sich in rohen Ausschreitungen, Prügeleien u. s. w. äußerte, zu bessern. Sie verboten in dem Comment nicht bloß das Holzen, wie man die Prügeleien nannte, sondern jede thatsächliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich auf das strengste und stellten die commentmäßigen Grenzen der wörtlichen Beleidigung genau fest. Ungeachtet dieses guten Willens der Corps war in Wirklichkeit von einer Verfeinerung des Burschentones nicht viel zu spüren. Man rückte einander häufig abends auf die Kneipe, randalierte und kontrahierte, wobei es nicht eben fein herzugehen pflegte. Erst in den 40er Jahren gelang es dem Senioren-Convent, dessen Streben immer auf die Hebung der Sitten gerichtet war, Wandel zu schaffen und für das Paulbedürfnis in anderer Weise zu sorgen. Es wurde ewiger Friede zwischen den Corps-Kneipen dekretiert, die gegenseitigen Einbrüche pro gloria patriae wurden verboten und statt dessen Kontrahierkneipen eingerichtet, die wir an anderer Stelle (oben S. 256) bereits kennen gelernt haben.

Burschenschaft
und Corps

Offiziell waren die Corps wie alle studentischen Verbindungen verboten, und mancher von den etwa hundert Studierenden, die 1813 in den Krieg zogen, wurde

nur entlassen unter Vorbehalt der Untersuchung wegen Angehörigkeit zu einer Landsmannschaft. Nach dem Kriege gründeten im Anschluß an die von Urndt hervorgerufene Bewegung wie überall auch in Heidelberg die aus dem Kriege Zurückgekehrten eine „Deutsche Gesellschaft“ oder Teutonia; sie suchte sich als eine selbständige Korporation der Corpsherrschaft zu entziehen und erhielt auch 1816 für kurze Zeit im Seniorenconvent eine siebente Stimme, als die „der repräsentierten Renoncen“. Als 1817 die burschenschaftlichen Ideen überall Boden gewannen, wurde auch in Heidelberg eine die ganze Studentenschaft umfassende Burschenschaft gegründet. Die Corps lösten sich auf, doch wurden ihre Prinzipien von dem aus der Suevia übrig gebliebenen Schwabenvereine aufrecht erhalten. Aus ihm rekonstituierten sich die meisten Corps schon im nächsten Jahre, doch war ihr Bestand ein überaus wechselnder. 1820 wurde zu den bereits wieder erstandenen, der Suevia und Rhenania, die Saroborussia (weiß-grün-schwarz-weiß) gegründet. Die Unterdrückung durch die Behörden dauerte fort und ebenso die Rivalität mit der Burschenschaft, die sich nach der 1819 erfolgten Auflösung der ursprünglichen Burschenschaft neugebildet hatte, aber eine Burschenschaft im engeren Sinne war, d. h. eigentlich eine burschenschaftlich gesinnte Korporation, die von den Corps insbesondere in bezug auf den Einfluß auf die Renoncen Gleichberechtigung erkämpfen wollte und schließlich auch als Korporation mit denselben Rechten wie ein einzelnes Corps anerkannt wurde.

Diese Korporationen beherrschten nun das ganze studentische Leben und zum nicht geringen Teil auch das sonstige Leben Heidelbergs in einem Geiste, mit dem die Behörden wohl zufrieden sein konnten; infolgedessen wurde auch das Verbot der Verbindungen nicht streng durchgeführt. Die Studenten waren fast wie ein kleiner Staat im Staate, eine Macht, mit der gerechnet werden mußte. Sie unterhandeln mit den akademischen Behörden über Mensurabfassungen und das Benehmen der Pedelle, sie führen Beschwerde über schlechtes Bier, über die Hundesteuer und regeln die Kutschertare. Bei dem 1819 ausgebrochenen Judenkravall stellen sie auf das „Burschen heraus“ Thibauts die Ruhe wieder her. Das Tragen der Uniformen, mit Ausnahme einer einfachen schwarzen Kofarde, war verboten; trotzdem wurden Waffen und Bandkofarden getragen. 1819 trug die Landsmannschaft Hassia schwarze



Heidelberger Mensur auf der Hirschgasse, 1826.

Suevia.

(Zeichnung von Dan. Johr.)

Burschenschaft.

Hosen, rote Weste und grünen Frack; auch die anderen Corps kleideten sich ihren Farben entsprechend.

Das 1810 erlassene Verbot des Tabakrauchens da, „wo es dem öffentlichen Anstand zuwider sei“, mußte 1821 dahin authentisch interpretiert werden, daß Tabakrauchen, besonders in den Hörsälen, dem öffentlichen Anstand zuwider sei. Im übrigen lebten die Studenten herrlich und in Freuden, nicht ohne Erzeße im Spielen und Trinken, zu denen die Tanzbude in der Hirschgasse und die Kirchweihen in den umliegenden Dörfern, insbesondere in Neuenheim, reichlichen Anlaß boten.

Die Burschenschaft stand in keinem allzu scharfen Gegensatz zum Corps, was den überzeugten Burschenschäftlern anderer Universitäten sehr ärgerlich war. Die Kneipe der Burschenschaft auf der Hirschgasse wird als „Duellierhöhle“ bezeichnet, „wo die Herren alle Nachmittag zum Kaffee ungestört ihre Schlägereien hatten“. Auch Whist und Pharoa grassierten auf der Hirschgasse ebenso wie bei den Corps.

Als 1828 ein Konflikt mit der Museums-gesellschaft zu Studentenunruhen, zur Erstürmung des Carcers und Befreiung der verhafteten Studenten geführt hatte, organisierten die Corps und die Burschenschaft gemeinschaftlich den Auszug nach Frankenthal. Etwa 400 Studenten schlugen hier ein Lager auf, nachdem gegen 100 Schwaben, die ihre Heimat nicht verlassen wollten, in Schwellingen zurückgeblieben waren. Aber die Zeiten hatten sich geändert; die Behörden wollten sich zur Unnestsierung der Karzerstürmer durchaus nicht verstehen. So sprachen Burschenschaft und Corps einen dreijährigen Verruf über die Universität aus. Dessen ungeachtet rekonstituierten sich die Saroborussia und die Suevia noch im selben Jahre, und die anderen Corps folgten bald. Die Burschenschaft hat den Verruf innegehalten; erst 1831 entstand aus den sogenannten Fühlerianern wieder eine burschenschaftliche Verbindung Franconia (schwarz-rot-gold), die 1832 der allgemeinen deutschen Burschenschaft beitrug, aber der immer wachsenden Unterdrückung durch die Behörden bald unterlag. Sowohl am Hambacher Fest wie an dem Frankfurter Attentat waren Heidelberger Burschenschäftler stark beteiligt.

Auch die Corps hatten unter den Verfolgungen viel zu leiden; insbesondere wurde das 1833 für preußische Unterthanen erlassene Verbot des Besuchs der Heidelberger Universität für die Saroborussia vernichtend. Doch konnten sie sich im allgemeinen halten und wurden sogar von den Professoren zeitweise protegiert als Gegengewicht gegen die nur sehr spärlich erhaltenen burschenschaftlichen Verbände. Sie trugen öffentlich ihre Farben, sogar bei Aufzügen der Universität. Erst um 1840, als die Zahl der Studenten etwa 600 betrug, war die Zeit der Verfolgungen, die die Burschenschaft nicht überlebt hatte, überstanden. Im W.S. 1840/41 bestand der S.C. aus den folgenden, ihrem Alter nach aufgezählten 7 Corps: Schwaben, Westfalen, Hanseaten, Rheinländern, Saroborussen, Nassauern und Schweizern. Besonders angesehen war nach Kufmaul (Jugenderinnerungen, S. 145) die Hansea, die der nachmalige Hamburger Bürgermeister Petersen gestiftet hatte. Es gehörten ihr viele Hamburger an, meist sehr feine und fleißige Leute; sollten ihre Bestimmungsmensuren mit wichtigen Kollegen zusammenfallen, so bestanden sie auf Verlegung der Mensuren. 1842 wurde aus den Hanseaten das seitdem bestehende Corps Vandalia mit den Farben gold-rot-gold gegründet.

Der enge Anschluß der Renonceen an die einzelnen Corps kam in den dreißiger Jahren mehr und mehr ab. Noch immer gewährten die Corps unbescholtenen Studenten gegen einen mäßigen Beitrag das Recht, ihre Kneipe und ihren Fechtboden zu besuchen, und sicherten ihnen außerdem Schutz und insbesondere bei Ehrenhändeln Waffen und Sekundanten zu; aber nur wenige nichtinkorporierte Studenten begaben sich in dies persönliche Abhängigkeitsverhältnis. Dafür dominierte in dieser Zeit der S.C. als Ganzes über der gesamten Studentenschaft Heidelbergs mit einer Souveränität, die von Überhebung nicht frei war. Ihren Höhepunkt erreichte die Suprematie der Corps bei dem von ihnen am 1. April 1840 veranstalteten Leichenzug zu Ehren des Professors Thibaut, der mit einer Feierlichkeit und einem Pompe ins Werk gesetzt war,

wie ihn Heidelberg noch nie gesehen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit fügten sich die Wilden, die sich vollzählig daran beteiligten, in jeder Beziehung den Anordnungen des S. C.; aber die Erbitterung der nichtinkorporierten Studenten gegen die Unmaßung der Corps wuchs immer mehr und artete bald zu einem Haß gegen dieselben aus, der besonders dadurch geschürt wurde, daß die Corps in ungesetzlicher Bevorzugung von den Behörden nicht nur geduldet, sondern zuweilen sogar gefördert wurden.

Als der liberale Geist schließlich sogar in den Corpsconventen Eingang fand, war die Zeit der zweiten Burschenschaft gekommen. Schon im Jahre 1841 hatte sich ein Leseverein gebildet, dem zwar auch Corpsstudenten angehörten, in dem aber immerhin das Element der Nichtcorpsstudenten überwog und sich in einem gewissen Grade zusammenschloß. 1842 bildete sich um den nachmaligen Oberbürgermeister von Köln, Becker, unter dem Namen Eumypia eine Gruppe Nichtinkorporierter, die den Kampf gegen die Corps in friedlicher Weise durch Wit und Satire führten. Einige Jahre später entstand der christliche Studentenverein, der 1851 den Namen Wingolf annahm und als solcher noch heute besteht. Endlich gründeten 1844 mehrere Mitglieder des Corps Suevia die Reformverbindung Alemannia, der sich bald zahlreiche Gesinnungsgenossen, unter ihnen auch Scheffel, anschlossen.

Die Reform-
verbindungen.

Nach ihrem Programm beschränkte sich ihre Wirksamkeit auf das rein studentische Gebiet, auf eine zeitgemäße Reform des Studentenlebens. Schon im nächsten Jahr sonderten sich diejenigen, die weiter gehen und auch in Bezug auf Philosophie, Religion und Politik im liberalen und radikalen Sinne thätig werden wollten, — zu ihnen gehörte auch der jetzige preussische Finanzminister v. Miquel — unter dem Namen Neckarbund von ihnen ab. Sie betrachteten das Tragen von Farben als kindische Spielerei und trugen statt der Mützen große dunkle Filzhüte, den sogenannten Heckerhut.

Ebenso verzichtete die in derselben Zeit entstehende Reformverbindung Walhalla, die auf streng loyalem Wege vorgehen, weder Corps noch Burschenschaft sein wollte und sich lediglich wissenschaftliche und gesellschaftliche Ziele steckte, auf das Tragen von Abzeichen. Einen ausgesprochen burschenschaftlichen Charakter hatte dagegen die Ruperta, die sich aus der oben erwähnten Eumypia bildete. Im W. S. 1845/46 zählten die Reformverbindungen, zu denen ferner eine Palatia und eine Albingia gehörten, mehr als doppelt soviel Mitglieder als die Corps, und konnten diesen eine empfindliche Niederlage beibringen, indem sie bei den Wahlen für die Krankenkommision der Universität und für die Ballkommision der Museums-gesellschaft, die bisher in einer Ernennung der Kommissäre durch den S. C. bestanden hatten, einen wirklichen Wahlsieg durchsetzten und dabei die Corps aus diesen Stellungen völlig verdrängten.

Die Reformverbindungen machten sich nunmehr an die Ausarbeitung einer Verfassung für die allgemeine Studentenschaft, in der die Ehrengerichtsfrage wie überall eine große Rolle spielte. Auch die meisten Corps schlossen sich der „Allgemeinheit“ an, aber diese war naturgemäß von kurzer Dauer; denn über einzelne Fragen, insbesondere die der Mensurverweigerung, war eine Einheit nicht zu erzielen. Die Folge war, daß sich nicht nur die Corps bald wieder zusammenfanden, sondern daß sich auch im Gegensatz zur „Allgemeinheit“ schon im nächsten Winter-Semester eine burschenschaftlich gesinnte Franconia bildete, die alle progressistischen Ideen verwarf; ihr trat auch Scheffel bei.

Die im Anschluß an die Februar-Revolution im Jahre 1848 besonders in Süddeutschland auftretende revolutionäre Bewegung ergriff auch die Heidelberger Studentenschaft. Für kurze Zeit wurde eine „Studentenwehr“, d. h. ein bewaffnetes Studentencorps geschaffen, und die „Allgemeinheit“ im „Heidelberger Studenten-Verein“ erneuert. Die revolutionären Ideen waren indes in der Studentenschaft nicht sehr weit verbreitet, obwohl an dem Aufstand von 1848/49 eine „Studenten-legion“ beteiligt war. Lediglich aus Solidaritätsgefühl identifizierte sich die Heidelberger Studentenschaft mit dem wenig zahlreichen „demokratischen Studentenverein“,



Burschenschaften erregte. Der seit 1864 bestehende Verruf zwischen S.C. und D.C. ist 1893 aufgehoben; ein Paukverhältnis auf leichte Waffen besteht indessen nicht.

Die Frequenz der Universität hatte sich im Jahre 1855 schon wieder auf 738 Studenten erhöht und ist seitdem ständig im Steigen begriffen. Heidelberg wird nach wie vor, besonders im Sommer, von Norddeutschen zahlreich besucht und ist eine Ausländer-Universität par excellence. Im letzten Sommerhalbjahr belief sich die Zahl der Immatrikulierten auf 1462.

Das Verhältnis der Studenten zu den Bürgern wie zu den Beamten und dem Militär des Großherzogtums ist dauernd das beste geblieben. Die akademischen Behörden sind stets wohlwollende Beurteiler studentischen Übermuts gewesen. Der Carcer mit seiner herrlichen Aussicht und seiner weltberühmten Thür hat bei dem Studenten niemals unangenehme Gefühle geweckt, und es ist verständlich, daß sein Besuch den Amerikaner Mark Twain zu der Frage veranlaßt, ob die Kriminalgeschichte der Welt wohl einen seltsameren Gebrauch nachweisen könne als den der Carcerhaft.

Die Mensuren sind zwar verboten und werden auch von den Pedellen verhindert; aber gerade durch diese Klappversuche gewinnen sie einen eigentümlichen Reiz, der ihnen anderswo oft fehlt.

In der neueren Zeit ist das Bild des Heidelberger Studentenlebens wenig verschieden von dem der anderen süddeutschen Universitäten. In den Jahren nach dem Kriege erfolgte auch hier vorübergehend eine Schwächung der alten Farbenverbindungen zu Gunsten anderer Organisationen. In den siebziger Jahren bildeten sich mehrere schwarze Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion und zum Teil mit eigenen Waffen, die 1871 gestiftete Leonensia, die ein eigenes Haus besitzt, die Rupertia, die Karlsruhensia, die Vineta, die Faringia, die Hamburger Gesellschaft, und in den achtziger Jahren entstanden die Turnerschaften Rhenopalatia (hellblau-weiß-dunkelblau) und Ghibellinia (moosgrün-weiß-rosa). Ferner bestehen jetzt dort eine Reihe wissenschaftlicher Vereine, außerdem der schon erwähnte Wingolf, zwei katholische Studentenvereine, ein Verein deutscher Studenten, sowie mehrere Musik- und Gesangsvereine. Seit 1886 stellen

Schwarze Verbindungen,
Turnerschaften
u. s. w.

alle Korporationen Ausschuß der Studenten ferner sieben inkorporierten Studenten fakultäten, hinsichtlich der schäftsführenden schusses besteht aus sitzenden, je einem D.C., der übrigen der Nichtinkorporierten zc. haben S.C. seind Eröffnung und die Reihenfolge der tionen ist nach einem geregelt; die Nicht-scheinen nach fakulganisation, die zu Hinblick auf das läum des Jahres



einen Vertreter zum dentenschaft, zu Vertreter der nicht-denten, gewählt aus zutreten. Das ge-Komitee des Aus-seinen drei Vor-Vertreter des S.C., Korporationen und rierten. Bei Auf-und D.C. abwech-Schluß des Juges, übrigen Korpora-bestimmten Turnus inkorporierten er-täten. Diese Or-nächst lediglich im 500 jährige Jubi-1887 geschaffen ist,

hat sich gegen alles Erwarten gehalten und bewährt. Bei diesem Jubiläum haben alle Kreise, auch die außerhalb der Universität, an Eifer und Selbstaufopferung Dinge geleistet, die allein es ermöglicht haben, die Jubelfeier der ältesten und berühmtesten reichsdeutschen Universität in der würdigen und erhebenden Weise zu feiern, wie es geschehen ist.



1409.

„Mein Leipzig lob ich mit, es ist ein klein Paris
Und bildet seine Leute“.

Die klassische Charakteristik, die Goethe in diesen wenigen Worten von der altberühmten Pleiestadt gegeben hat, trifft auch heute noch zu. Wenn man die alte Hochschule in ihrem Wesen und Entwicklungsgange eingehender betrachtet, so zeigt sich auch hier wieder unverkennbar die Thatsache, daß sie trotz der gewaltigen Wandlungen im Laufe der Zeiten auch jetzt noch in den Grundzügen den selben Charakter aufweist wie zur Zeit ihrer Errichtung im Beginn des 15. Jahrhunderts.

Allgemeiner
Charakter
Leipzigs.

Wie damals die großen Handelsstraßen Deutschlands, die den Verkehr zwischen dem Süden und den skandinavischen Ländern, zwischen der Rheinebene und den Slavenlndern des Ostens vermittelten, über Leipzig führten, so ist es heute der Mittelpunkt eines Bahnnetzes, das sich nach allen Richtungen hin an die Hauptwege des modernen Weltverkehrs anschließt. Die engen Beziehungen zu diesem drücken in der Gegenwart, wie schon in jenen alten Zeiten, der Stadt und ihren Bewohnern den Stempel ihrer Eigenart auf. Wie heute dem Fremden in Leipzig die zahlreichen imposanten Bauten öffentlichen und privaten Charakters, insbesondere aber neben den Stätten für Kunst und Wissenschaft die dem Handel und Gewerbe dienenden Institute Bewunderung abnötigen, so war dies schon im Mittelalter der Fall. Und wenn man heutzutage an dem Leipziger der gebildeten Kreise den Anflug eines gewissen Weltbrgertums wahrnimmt, so ist das nichts anderes, als wenn Papst Alexander V. in der Besttigungsurkunde der Universität Leipzig vom 12. Nov. 1409 von ihnen rühmt, daß sie „homines civiles et in moribus bene dispositi“ seien. Ein fernerer charakteristischer Zug, der seit der Entwicklung des Buchdrucks und des Buchhandels dem geistigen Leben Leipzigs durch die Jahrhunderte hindurch anhftet, ist ein in weitere Kreise gedrungenes Interesse für die schönen Wissenschaften und Künste. Alle diese Eigenheiten der Stadt und ihrer Bewohner haben sich auch in dem Wesen der Universität niedergeschlagen und verleihen dieser noch heute ihr charakteristisches Gepräge.

Freilich, so manches Altherwrdige ist im Laufe der Zeit hier zerfallen und verschwunden, und namentlich gilt dies von dem äußeren Rahmen, in dem das Universitätsleben sich abspielt. Während manche kleine deutsche Hochschule noch heutzutage die Stätten unverändert aufweist, an denen sie begründet worden ist, hat es die großstädtische bauliche Entwicklung Leipzigs mit sich gebracht, daß die historischen Gebäude der Universität zum größten Teil verschwunden sind. Nur wenige Denk-

male aus der Vergangenheit sind, in verjüngter Form, erhalten und sprechen zu dem Musesohn unserer Tage von den grauen Zeiten, wo seine altherwürdige alma mater hier ihre Stätte fand. In erster Linie sind dies die Nicolaikirche, wo die Mediziner, und die Thomaskirche, in deren Kreuzgang die Juristen in der ersten Zeit ihr Kolleg hatten, sowie die Paulinerkirche, die in besonders engem Zusammenhange mit der Universität stand. Die ersten beiden Kolleghäuser, mit denen die Universität bei ihrer Gründung vom Landesfürsten begabt wurde, das „große Fürstenkolleg“ in der Ritterstraße und das kleine, auch „Petrinum“ genannte in der Petersstraße, sind beide vom Erdboden verschwunden. Von dem ersteren aber hat sich wenigstens die bei den Studierenden geläufig gewesene Bezeichnung „Das schwarze Brett“ (die Anschlagstafel hatte dort ihren Platz) noch heute erhalten, wenn sie auch jetzt auf das dort befindliche Restaurant Köderitz übergegangen ist. Ein später der Universität zugefallenes Gebäude, „Das rote Kolleg“ in der Ritterstraße, ist, wie im Anfang, wieder der philosophischen Fakultät für ihre Prüfungen und Sitzungen zugewiesen worden.

Haben sich auch die alten Stätten der Universität geändert, und ist an Stelle des ehemaligen Quartier latin in der Gegend der Ritterstraße draußen im Johannisthal ein modernes akademisches Viertel emporgewachsen, so hat doch die Universitätsstadt ihren allgemeinen Charakter mutatis mutandis bewahrt. Noch heutzutage findet dort der Studio, wie in alten Tagen, neben seiner geistigen Bildung Unterhaltung und Zerstreuung im Theater wie im Konzertsaal, und fröhlich zieht er hinaus auf die Bierdörfer, die, wie vor Jahrhunderten schon, im anmutigen, grünen Schmuck von Wiesen, Wald und Feldern Leipzig in weitem Kreis umrahmen.

Eine freundlich in fruchtbarem Gelände belegene Stadt — damals freilich wohlbewahrt mit festen Türmen und Mauern, deren trügerischer Eindruck aber durch das helle Grün der zahlreichen Gärten in den Vorstädten ringsherum gemildert wurde — so bot sich auch schon in den Maitagen des Jahres 1409 das Bild Leipzigs den Scharen von Studenten und Magistern dar, als sie auf dem Auszug von Prag nach langem Marsch erwartungsvoll zum ersten Mal aus der ferne auf die neue Heimat schauten. Der Grund für die Auswanderung der Deutschen von der Prager Universität und damit die Veranlassung zur Gründung der Hochschule in Leipzig ist, wie oben (S. 12) bereits ausgeführt wurde, die Annahme der böhmischen Nation gewesen. Den letzten Anstoß zur Verzichtleistung auf Prag gab König Wenzel, als er satzungswidrig und höhrend seinen Küchenmeister zum Oberhaupte der Universität einsetzte. So entschlossen sich denn die drei nichttschechischen Nationen zum Auszug. Wie groß ihre Zahl gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen; die erste Leipziger Matrikel verzeichnet 46 Magister und 569 Studenten. Man war bei der Auswanderung keineswegs planlos zu Werke gegangen, sondern hatte sowohl bei den zukünftigen Landesfürsten wie auch beim Papste, ohne dessen Einwilligung die Eröffnung der Universität nicht



Das „rote Kolleg“.
(Aus: Friedberg, Die Universität Leipzig.)

Die Anfänge
der Universität.



Die Schwierigkeiten, mit denen die neue Universität zu kämpfen hatte, waren zum Teil noch viel ernsterer, innerer Art und drohten ihr um den Beginn des 16. Jahrhunderts höchst gefährlich zu werden. Ein schweres Übel war die geringe Ausstattung der Hochschule mit Mitteln, die eine ausreichende Besoldung der Lehrer ausschloß. Diese sahen sich daher in einer Weise auf Nebenerwerb angewiesen, die im höchsten Grade nachteilig für ihre Lehrthätigkeit wurde. Schwerer noch wog der Mißstand, daß die Leipziger Hochschule sich völlig gegen die neue Geistesströmung, den Humanismus, abschloß, der sich allenthalben draußen zu regen begann und bereits an vielen anderen Universitäten eine Stätte gefunden hatte. Hier dagegen wurde immer noch an der altüberlieferten scholastischen Richtung festgehalten. Ein strenger Formalismus im Denken und eine auf bloße Rhetorik hinauslaufende Disputationskunst waren die Hauptziele dieser traditionellen Pflege der Wissenschaften. Der Hauch der freien Forschung, wie sie die Humanisten auf ihr Banner geschrieben hatten, wurde dagegen ängstlich abgewehrt. Die jungen Geister begannen dies bald herauszufühlen, und viele kehrten deshalb Leipzig den Rücken. Aus dieser Krisis half der Leipziger Hochschule der Rektor Caspar Borner, der von Herzog Moritz nach schweren Kämpfen mit der Stadt und den Landständen, ja selbst mit den eigenen Amtsgenossen das erlangte, was not that: Dotation und Reformation. So brachten dann die vierziger und fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts einen hochbedeutsamen Umschwung der Dinge für die Universität und leiteten eine neue Periode für sie ein.

Die Universität
im 16.
u. 17. Jhd.

Die Dotation, die außer einer großen jährlichen Geldzuwendung in der Begabung mit Dörfern und vor allem mit dem säkularisierten Dominikaner-Kloster von St. Pauli in der Stadt bestand, machte Leipzig plötzlich zur reichsten Universität Deutschlands und versetzte sie in die Lage, sich hervorragende Lehrkräfte heranzuziehen und mit ihnen die neuengerichteten ordentlichen Professuren zu besetzen. Die jetzt vorhandenen reichen Mittel wurden in erster Linie dazu angewandt, um die Hochschule der neuen humanistischen Richtung zuzuführen. Borner bewirkte, daß Männer wie Camerarius berufen und dauernd angestellt wurden; ihm war die Schaffung eines Lehrstuhls für Anatomie sowie die Anlegung des Botanischen Gartens vor dem Grimmaischen Thor zu verdanken. Er sammelte ferner aus neun säkularisierten Klöstern 4000 wertvolle Bände nebst 1500 Handschriften, die der Grundstock zu der jetzigen Universitäts-Bibliothek von 400 000 Bänden und 4261 Handschriften wurden. Aber auch für das materielle Wohl der Studierenden wurde durch Stiftung von Stipendien, Einrichtung eines Konvikts und dergleichen vieles gethan.

Dieser frische Aufschwung war indessen nicht nachhaltig. Die Fakultäts-Einteilung als Grundlage für die Verfassung wurde wieder aufgegeben, die Wahl der Professoren aus der Zahl der Landesfinder und ihre Beförderung nach der Anciennität wiederhergestellt. Der Humanismus entwickelte sich nur nach der formalen Seite, und die Disputationen wurden bald wieder das Ziel, worauf die Bildung angelegt war. Die Professoren suchten ihren Ruhm in gelehrten Fäulereien untereinander oder mit Kollegen fremder Hochschulen, wobei der Konkurrenzneid zumeist eine große Rolle spielte. So war es denn nicht weiter verwunderlich, daß die Besuchsziffer der Universität bis zum Jahre 1700 beständig fiel. Mancherlei Vorschläge zur Abhilfe dieses Mißstandes wurden von den Professoren selbst gemacht. Der eine meinte, es müsse das Duell-Mandat gemildert werden; ein anderer schob die Schuld auf die schlechten Hörsäle: „honette Leute tragen billig Bedenken, in solche finstere Winkel zu kriechen“; noch andere fanden darin einen großen Mißstand, daß Leipzig keine Reitschule, keinen Exercitienmeister und französischen Tanzmeister habe. Doch verkannten alle diese Klagen, obgleich sie nicht ohne Grund waren, die eigentliche Ursache für den Niedergang der Hochschule völlig. Übrigens darf hierbei nicht übersehen werden, daß in dieser Zeit die Stadt Leipzig und mit ihr die Universität durch den 30 jährigen, wie späterhin durch den 7 jährigen und den nordischen Krieg, Erschütterungen erlitt, die anderen Universitätsstädten in gleichem Maße erspart blieben. Immerhin fiel auch in diese Zeit des Stagnierens der Hochschule manches Ereignis, das von Bedeutung für ihre

eigenartige Entwicklung und die Bildung des Landes werden sollte. Dies gilt namentlich von der Gründung von Gelehrten-Vorschulen (den späteren Gymnasien) für die Universität, die von den Landesfürsten in Grimma, Meissen und an der Porta Thuringiensis errichtet wurden, und die seitdem bis auf unsere Tage in engen Beziehungen zu der sächsischen Landes-Universität stehen. Hierher gehört auch die Stiftung einer „Burse für Bürgerkinder“ auf dem Nikolaikirchhof durch den Leipziger Rat, aus der sich das noch heute als „Nikolaischule“ bekannte Gymnasium entwickelt hat.

Der eben geschilderte Zustand der Leipziger Hochschule dauerte, wiewohl namentlich im vorigen Jahrhundert eine lebhaftere schönwissenschaftliche Bewegung und hervorragende Persönlichkeiten unter den Professoren zeitweilig frischeres Leben hineintrugen, dennoch im großen und ganzen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Dann erst begann eine durchgreifende Reformation durch die Regierung, die der Universität ein modernes Gepräge, ihren gegenwärtigen Charakter gab.

Die heutige
Universität.

Diese Umwandlung begann mit der Entziehung der eigenen Gerichtsbarkeit (1813). Für die Verwaltung der Universität wurden eigene Behörden, Rentamt und Quästur, geschaffen. Die alte National-Verfassung schwand und machte der Organisation in Fakultäten Platz. Hand in Hand damit ging eine völlige Umgestaltung der Baulichkeiten, die namentlich in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen wurde. Besonders ist die Anlage des „Mediziner-Viertels“ im Johannisthal hervorzuheben, wo von 1867—1883 nicht weniger als 17 Lehrinstitute mit mustergiltiger moderner Ausrüstung geschaffen wurden. Den Abschluß dieser Umgestaltung bildete der Um- und Neubau des gewaltigen akademischen Gebäudekomplexes zwischen dem Augustusplatz, der Grimmaischen und Universitätsstraße, der das Haupt- und Auditoriengebäude der Hochschule enthält. Um eine Vorstellung von dem Umfang dieser Baulichkeiten zu geben, sei erwähnt, daß allein 88 helle, große Räume für die verschiedenen Seminarien zur Verfügung stehen, und ein Zeichen der Zeit ist es, daß auch für die Fahrräder der ins Kolleg radelnden Studenten ein zweckmäßiger Raum eingerichtet worden ist. Einzig in ihrer Art ist die herrliche Wandelhalle, ein Raum, dem andere Universitäten kaum etwas Gleiches zur Seite stellen können, und dessen besonderen Schmuck das in ihr an der linken Seite befindliche Denkmal für die im Kriege 1870 gefallenen Kommitonen bildet.

Leipziger
Studenten-
leben.

Das Leben und Treiben der Studentenschaft in Leipzig hat, wiewohl einzelne charakteristische Hauptzüge sich auch hier durch alle Perioden der Universitätsgeschichte hindurch feststellen lassen, natürlich den Wandel der allgemeinen kulturellen Entwicklung Deutschlands miterfahren. In der ersten Zeit scheint in Leipzig das Studium mit großem Ernst und Eifer betrieben worden zu sein. Wie aus den Aufzeichnungen eines schwedischen Studenten aus dem Jahre 1424 hervorgeht, begann der Professor

damals schon früh um fünf Uhr zu lesen, sodaß er sich eine Stunde vorher aus den Federn erheben mußte, und die Vorlesung wurde selbst in den Hundstagen nicht unterbrochen. Dieses Leben behagt dem fleißigen Studiosus — von dem wir hoffen wollen, daß er nicht etwa, um mit seinem „Biereifer“ zu „renommieren“, „geföhlt“ hat —

dennoch wohl, wenigstens schreibt er nach Haus: „haec est vita laudabilis!“ Allerdings hat dieser Eifer der ersten Zeit nicht dauernd angehalten. Wie schon erwähnt, brachten die



J. Häfners Originalphotographie.

H. Hillger, Berlin.

Die Universitäts-Bibliothek.

Unsitte der Dozenten, ihre Zeit mit allerlei Nebenerwerb auszufüllen, sowie äußere Störungen wie Streitigkeiten der Studenten mit den akademischen und städtischen Behörden, namentlich aber Kriegszeiten es mit sich, daß der Studiengang oft recht unregelmäßig und mangelhaft war.

Die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft war sehr verschiedenartig. Während im Laufe der ganzen Universitätsgeschichte die juristische Fakultät sowie zum größeren Teil



3. Kürschner's Kunstphotographien.

Die heutige Universität.

Dr. Dillger, Berlin.

Zusammensetzung der Studentenschaft.

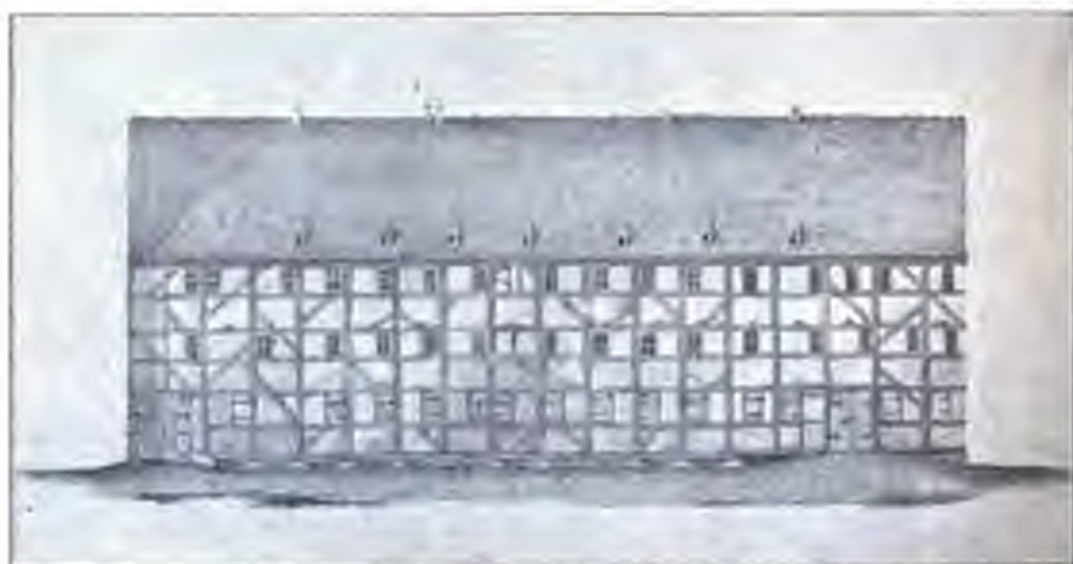
die der schönen Wissenschaften und der Medizin fast ausschließlich begüterte junge Leute aus gutem Hause zu ihren Angehörigen zählte, warfen sich namentlich auf das Studium der Theologie schon seit ältester Zeit die Söhne armer Familien. So wurde denn ein Studentenproletariat erzeugt, das für Leipzig bis in unser Jahrhundert hinein charakteristisch gewesen ist. Gerade die reiche Handelsstadt zog begreiflicherweise viele solcher unvermögenden Studenten an, da sie hofften, hier am ehesten durch allerlei Nebenerwerb sich die Mittel zum Studium selbst zu beschaffen, was bisweilen auf eine recht wenig würdige Art geschah. Sie spielten Bauern oder Handwerkern Sonntags öffentlich zum Tanz auf, sie verschmähten es nicht, mit Bettelbriefen in die Häuser wohlhabender Bürger zu gehen, und, was noch viel schlimmer war, sie ließen sich von Frauen durchfüttern, denen sie galante Dienste erwiesen.

Der Lebensunterhalt der Studenten variierte in Leipzig je nach der Verschiedenheit ihrer sozialen Herkunft sehr. Während der Studierende aus wohlhabender Familie, der Verkehr in den besten Kreisen der Bürgerschaft suchte, natürlich eines recht hohen Wechsels benötigte, konnte der weniger Vermögende sich ziemlich billig einrichten. In ältester Zeit mußten nach modernen Begriffen in dieser Beziehung gradezu ideale Zustände geherrscht haben; denn der erwähnte schwedische Student vermochte mit „sechs neuen Groschen“ (etwa 3 Mark nach heutigem Gelde) wöchentlich seinen Unterhalt zu bestreiten. Sehr viel teurer dagegen waren in jener Zeit die Promotionskosten, die sich infolge der hohen Gebühren und des kostspieligen Schmausens z. B. bei der juristischen Fakultät zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf rund 250 Dukaten (2400 Mark beliefen). Heute wird man einen Wechsel von 100—120 Mark monatlich als den Durchschnitt für die Mehrzahl der bescheiden auftretenden Studenten Leipzigs bezeichnen können, wozu natürlich noch die besonderen Aufwendungen für das Studium und die Bekleidung treten.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Das Verhältnis der Studierenden zu ihren Lehrern war in früheren Zeiten enger als in der Neuzeit. Es brachte dies die Einrichtung mit sich, daß jeder Student gehalten war, bei einem Magister Wohnung und Verpflegung zu nehmen. Dies geschah entweder in den der Universität gehörigen „Bursen“ der Landsmannschaften oder in Privatbursen, die einzelne Dozenten in ihren Häusern errichteten. Hier standen die Studenten in beständigem familiären Verkehr mit ihrem Lehrer, aber auch unter dessen Aufsicht, ein Verhältnis, das natürlich mehr und mehr schwand, je mehr die Studierenden in Bürgerwohnungen zogen, so wie es heute die Regel ist. Die umstehend abgebildete Burse ist die bursa havarica, die auf demselben Platze stand, wo sich jetzt ein neues Universitäts-Gebäude mit drei übereinander liegenden Sälen, die frühere deutsche Buchhändler-Börse, erhebt. Von den Privatbursen war besonders bekannt die bursa Henrici, die durch die epistolae virorum obscurorum litterarisch verherrlicht worden ist. Curio, regens veterrimus in bursa Henrici Lipsig preist

sein Bier als Covent an und führt seinen guten Tropfen mit dem Worten ein: „Et cum hoc habemus bonam potationem, quae dicitur coventum“; es giebt auch „quotidie septem fercula.“ Das Volk nennt heutzutage sein Volksbräu noch immer Covent, versteht aber darunter Dänbier, nicht Klosterbräu, d. i. Bier, wie es sich die Klosterbrüder gegönnt haben oder noch gönnen in ihren Conventen. Klagen über Essen und Trinken waren ehemals dieselben, wie sie bis in unsere Zeit in den Internaten und Pensionaten gehört, aber nicht erhört werden. Die Leipziger Studenten jener Zeit klagten darüber, daß ihnen ihre Kollegiaten nicht oft genug Braten vorgesetzten und gar keinen Käse, obgleich sie genugsam Geld für Kost und Wohnung bezahlen mußten. Ähnliche Klagen erhoben sich später auch über das große vom Rektor Bornier geschaffene Konvikt, jene mustergültige, billige Speiseanstalt, die ihre ursprüngliche Anlage bis heute, wo sie täglich mittags und abends 296 Studenten speist, beibehalten hat. So kam es z. B. vor, daß die mit der Verpflegung unzufriedenen Konviktoristen die bemängelten Speisen in feierlichem Zuge durch die Stadt trugen, ein Vorgang, der sich in der Mitte unseres Jahrhunderts noch einmal wiederholt hat.



Die Bursa bavarica.

Beziehungen
zur
Bürgerchaft.

Die Beziehungen der Akademiker zur Leipziger Bürgerchaft sind nicht immer die besten gewesen. Wiewohl der Rat und einzelne vermögende Bürger vieles zur Unterstützung der Universität thaten, so herrschte doch, namentlich bis zu der reichen Dotation der Hochschule, ein gewisses gespanntes Verhältnis zwischen ihr und der Bürgerchaft, das sich auch auf die Studierenden erstreckte. Dieser Gegensatz entsprang allerlei Kompetenzkonflikten, besonders gaben Eingriffe städtischer Organe in die Selbstgerichtsbarkeit der Universität dazu Veranlassung. So standen denn die Studenten von jeher auf einem gewissen Kriegsfuß mit den Philistern und namentlich mit den Exekutivorganen der Stadt, eine Erscheinung, die ja auch heutzutage noch vorhanden ist. Bezeichnend ist auch das Verhältnis, in dem der Student zu dem Handelsstand, der bedeutendsten Bürgerklasse Leipzigs, stand. Der Sohn aus reichem Hause fand zu den Kreisen der vornehmen Kaufleute natürlich Zutritt und in ihnen ein angenehmes, gesellschaftliches Leben, dessen verfeinerte Art er selber bald annahm, und so ist es wohl auch heute noch. Anders dagegen standen jene oben charakterisierten ärmeren Schichten der Studentenschaft zu diesen Kreisen. Sie waren ihnen verschlossen, und man sah den armen Studenten nicht einmal gern als Mitbewohner in demselben Hause. Einmal aber — und dies verdient rühmend hervorgehoben zu werden — stand die gesamte Studentenschaft, die vornehme wie die geringe, einmütig gegen die



Dichter-
gesellschaften.

zu spielen, ihre Blüten. Außerlich dokumentierte sich diese Richtung in dem Zusammenschluß der Studenten zu Dichtergesellschaften. Es bildete sich u. a. der Kreis um Gärtner, Kramer, Schlegel, Gieseke, Rabener, Zacharia u. a., dem sich auch Gellert bisweilen anschloß und Klopstock zeitweilig angehörte, und aus dem heraus die Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wises entstanden. Um Gottsched sammelten sich verschiedene Kreise; er war u. a. Gründer der „Gesellschaft der feinen Künste“ und Senior der „Hörlizischen Poetischen, späteren Deutschen Konzert-Gesellschaft“. Hand in Hand mit der Neigung zur Poesie ging die Vorliebe für Konzert und Theater. Die Studenten, namentlich die Theologen, hatten von jeher die Musik gepflegt; ein regelrechter akademischer Musikverein entstand jedoch erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Besonderen Aufschwung nahm die Pflege der Musik in Leipzig mit der Einrichtung des großen Konzertsaals im Gewandhaus 1781. Einen mehr

Theater.



Leipziger Studenten-Trachten.
(Ausfertigung von Alenhausen
im Rauenburger Kalender auf 1785.)

populären Charakter trugen die zahlreichen Gartenkonzerte, die etwa zur selben Zeit aufkamen, und die auch heute die Studenten und das Familienpublikum regelmäßig in großen Scharen in die öffentlichen Lokale der Vorstädte und engeren Umgebung Leipzigs ziehen.

Eine ungleich größere Bedeutung gewann jedoch für die Studentenschaft Leipzigs das Theater. Die erste ständige Schauspielertruppe wurde hier gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch den Magister Johann Veltheim gebildet. Er führte seine Haupt- und Staats-Aktionen und Harlekinaden auf dem Boden über den Fleischbänken auf dem Naschmarkte auf, in denen auch noch die Karoline Neuberin zeitweilig spielte. Das erste Schauspielhaus wurde erst 1766 am Rannstädter Thor erbaut, während die Oper schon 1693 neben dem Georgenhanse am Brühl entstand. Historisch bekannt geworden ist die „Bude“ in Bose's Garten, wohin die Neuberin infolge von Kavalen mit ihrer Truppe auswandern mußte und wo auf Betreiben Gottscheds 1757 von Studenten der „Hanswurst“ und mit ihm das mittelalterliche Pickelheringspiel mit Pomp zu Grabe getragen wurde. Nach der Neuberin übernahm Heinr. Gottfr. Koch 1775 die Leitung des Theaters; unter ihm spielte eine Zeit auch der berühmte Eckhof. In dem Schauspiel nahmen die Studenten den allerregsten Anteil; ein hereditärer Beweis dafür ist der berühmt gewordene „Musenkrieg“, an dem auch der Student Goethe ein lebhaftes Interesse genommen hat, wenn er auch nicht persönlich beteiligt

war. Die Veranlassung zu diesem „Kriege“ gab die vorhin erwähnte Errichtung eines ständigen Theaters, gegen das die Geistlichkeit, Rektor und Professoren von Kanzel und Katheder herab zu Felde zogen. Die akademische Jugend und mit ihr Goethe, stand einmütig auf der Seite Kochs und seiner Schauspieler. Theaterfreiheit und „Schutz den Musen!“ war das Feldgeschrei der Studenten. Das Studenten-Parterre war täglich überfüllt und gab den Ton an. Die Universitäts-Behörde sagte in ihrem Bericht nach Dresden: „Studierende Jugend und vornehmlich die Noblesse redet von nichts als von Comödien und Tanzen, wie sie denn dafür so eingenommen ist, daß bereits über Acteurs, Actricen und Tänzerinnen factiones entstanden, welche sich selbst im Comödienhanse geschlagen und einander provozieren.“ Das Interesse, das damals die Studentenschaft am Theater bezeugte, ist diesem immer treu geblieben. Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts spielte die akademische Jugend auf ihre Weise eine Rolle im Schauspielhanse. Sie hatte sich stillschweigend das Privileg angeeignet, das Parterre ausschließlich für sich zu reservieren, und das Glück einer Premiere hing in der Hauptsache von dem Studentenpublikum ab, das mit großem Eifer seines Kritikeramtes waltete.

Wenn vorher gesagt worden war, daß der Studiosus Goethe sich beim Musenriege von der aktiven Beteiligung an der allgemeinen Studentenbewegung fern hielt, so darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß der junge Dichter ein „Mucker“ oder gar ein „Kneifer“ gewesen sei. Das gerade Gegenteil war der Fall. „Hier stinkt's nach Füchsen!“ rief Goethe, als ihm, dem sechssemesterlichen Burschen, in Leipzig andere Studenten den Weg ins Theaterhaus versperreten. Ein Studiosus Bergmann aus Neuermühlen bei Riga reagierte darauf, und es kam zur Mensur, wobei Goethe eine Verwundung am Arm erhielt. Goethe's Theater-Erinnerungen sind in „Wahrheit und Dichtung“ sehr lebhaft wiedergegeben, hingegen fehlt es dort an sonstigen Reminiscenzen an die Leipziger Zeit leider gänzlich. Seine Briefe an Behrisch aber lassen uns ganz in sein Studentenherz hineinschauen. Im Oktober 1767 schreibt er an ihn: „Ich wälzte mich im Bette, sprang auf, rasste, dann hatte ich dumme Träume von langen Leuten, Federhüten, Tobackspfeifen, Tours d'adresse, Tours de passe-passe und hübsche Träume: die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Thüre, die Küsse im Vorbeisliegen, und dann auf einmal, da hatte sie mich in einen Sack gesteckt. Ich wünschte mich in Freiheit und wachte auf“. Goethe war rasend verliebt in Käthchen Schönkopf. Bald darauf schreibt er an Behrisch: „Was macht denn Mamsell Auguste? die ist mir heute eingefallen, quer hinein! das gute Mädchen haben wir seit vier Wochen ganz vergessen“. — Die nachfolgende, wohl weniger bekannte Anekdote wirft ein besonders charakteristisches Licht auf den Studiosus Goethe. Im Härtel'schen Hause (Breitkopf & Härtel) in Leipzig lebte eine alte Dame, die zur Familie gehörte und Goethen, der dorthin jede Woche einmal kam, mit weiblichem Scharfblick beobachtete. Wenn nun später die jungen geistvollen Töchter des Härtel'schen Hauses heranwachsend in schwärmerischer Verehrung für Goethe erglöhten, dann schüttelte die Alte bedächtig und abwehrend das Haupt und rief: „Ach, geht mir mit eurem Goethe. Der Goethe war ein Eufistikus!“ — Die Briefe an Behrisch beweisen aber auch, wie ernst es Goethe mit seinen Arbeiten bei Öser und Stock nahm, und wie er in Leipzig den Grund zu seiner vielumfassenden Bildung legte.

Goethe als Leipziger Student.



Leipziger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Neuenhausen
im Rautenburger Kalender auf 1785.)

Neben Theater und Konzert hat es in Leipzig an Vergnügungen, wie sie der Student auch anderwärts hat, gleichfalls nie gefehlt. In früheren Jahrhunderten boten namentlich das Ballspiel, das in einem eigens dazu erbauten Hause betrieben wurde, und der Akt der „Deposition“, dessen Ursprung und Bedeutung an anderer Stelle eingehend behandelt worden ist, den Studenten reichliche Abwechslung.

Nach dem Abkommen der Deposition traten andere Belustigungen für den Tanz u. Aneipe. Studenten in den Vordergrund, vor allem „Tanz“ und „Kneipe“. Der Tanz war schon in frühester Zeit auf den „Bierdörfern“ ein beliebtes Sonntagsvergnügen der meisten Studenten, wobei es nicht selten Handel mit den Verehrern der dort vorhandenen „Damen“ aus den Kreisen der „Philister“ oder „Knoten“ setzte. Später bot sich auch Gelegenheit, öffentliche Bälle besserer Art zu besuchen; so waren namentlich zu Anfang unseres Jahrhunderts die Maskenbälle im Schauspielhaus, sowie die Bälle der Professorenschaft, der Concordia, Eunomia, der „Erholung“, und die Bürgerbälle von Studenten viel besucht. Das Leipziger „Kneipenleben“ hat zu keiner Zeit hinter dem anderer Universitäten zurückgestanden. Schon im 16. Jahrhundert waren ausgedehnte Fechgelage in Bier und Wein nichts Seltenes und ebensowenig die daraus

den Studenten, und sie beschloßen, auszuziehen. Nicht allzulange danach, aus dem Jahre 1561, wird berichtet, daß drei Kürschnergefelln einen Studenten des abends überfielen und tödlich verwundeten, was ebenfalls wieder große Excesse zur Folge hatte.

Größeren Umfang nahm die Aktion der Studenten in dem schon oben erwähnten berühmten Mäusenkrige (fälschlich auch Meisenkrieg genannt) an, der seinen eigentlichen Ursprung in dem Kampf der Universitätsbehörden gegen das Theater hatte. Die dadurch geschaffene Erregung in der Studentenschaft kam aber zum offenen Ausbruch durch folgenden Vorfall: Im Frühjahr 1768 gaben etliche hundert Studenten einem verstorbenen Kommilitonen das letzte Geleite. Der Posten an der Thormache präsentierte — entgegen der bestehenden Vorschrift — nicht, noch rief er die Wache ins Gewehr. Böswilligkeit soll nicht vorgelegen haben, denn die Untersuchung stellte fest: „Diese Beerdigung geschah so frühe, und die Schildwache hatte nach ihrer Gewohnheit die Augen und den Kopf voll Schlaf.“ Aber die Folge war, daß die Schildwache mißhandelt wurde und ein großer Straßentumult entstand. Bis in den Sommer hinein fanden Reibereien statt, sodaß die Behörden nun ernstlich in Sorge gerieten; auf keiner Seite wollte man sich zu Zugeständnissen herbeilassen. Am 29. Juli kam es zu einem großen Tumult in Plagwitz, wobei die Gefnerische Schenke vollständig demoliert wurde. Ein „Haupttreffen“ fand am 11. August statt. Um 2 Uhr zogen 6—700 Studenten ins Paulinum und drangen in den Kreuzgang und bis in den Vorjaal der Gerichtsstube, den Degen an der Seite, große Stöcke in den Händen. Den Gefangenen auf den Carcern war Freigabe mit der Beschränkung angesagt worden, daß sie sich auf Verlangen wieder stellen müßten. Da dieses Anerbieten von den Gefangenen nicht angenommen wurde, fand unbedingte Freilassung statt. Die Studenten-Poesie, die bei Gelegenheit des Mäusenkriges voll blühte, verherrlicht diesen Erfolg in den Versen:

„Da schlug man bald den Frieden vor,
Gab alle völlig frei,
Sie zogen mit uns aus dem Thor
Mit Jauchzen und Geschrei.“

Der Zug ging, nach Landsmannschaften geordnet, in die „Kohlgärten“, wo man, ähnlich wie es von der Plagwitzer Kneiperei berichtet wird, Lieder sang, besonders den Landesvater, „während welchem die Hüte auf die Degen gestochen und an die Stabendecke nach der Reihe gesteckt wurden, bis nach Mitternacht.“ Dann zog man zurück, alles in allem 1500—2000 Studenten, voran ein Führer namens Diroff mit bloßem Degen, ihm folgten einige Musikanten, „von Haesens Bande mit ihren blasenden Instrumenten, die mehr kläglich, als lustig erschallten, dennoch aber in Ermangelung besserer denen Studenten die erfreulichsten Dienste vertraten“; alsdann ein Herr von Malzahn, ebenfalls mit der blanken Waffe, vor seinen Landsleuten — er war ein Mecklenburger —, und so fort die übrigen Landsmannschaften, ihre Führer voran, die indessen den Degen in der Scheide trugen. Auf dem Markte schlossen sie einen Kreis, und ein Studiosus brachte „mit einer deutlichen und wohlvernehmlichen Edwensstimme“ ein dreifaches Hoch auf die akademische Freiheit aus. Der Erfolg dieses Feldzuges der Studenten gegen die akademischen Behörden war zunächst groß. Sie erreichten, daß sie wieder Nachständchen und Divats bringen, Aufzüge zu Pferde oder in Kutschen aufs Dorf hinaus oder nach dem Oberholze veranstalten durften; daß sie vom Thorgroschen, der auch den Bürgern der Stadt eine verhasste Abgabe war, befreit wurden; daß Stadtsoldaten, Ratshäschler oder Garnison nicht gegen sie zur Verwendung kommen sollten; daß täglich Komödie gespielt wurde und sie diese täglich besuchen durften. Sie hatten auch Amnestie für alle erlangt. Da geschah plötzlich das Unerhörte, daß vor dem Petersthore eine fürsächsische Hauptwache eingerichtet und 500 Mann Soldaten in die Gasthäuser vor dem Thore gelegt wurden. Unter dem Schutze der Gewehre erschien eine Untersuchungs-Kommission aus Dresden, und die Folge war, daß die Studenten von neuem revoltierten.

Ins Kolleg wurde nicht gegangen. Selbst Gellert, der „sonst viel Liebe hatte“, schloß wegen Mangels an Zuhörern seine Vorlesungen im roten Kolleg und reiste zu einem guten Freunde aufs Land. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Herr von Malzahn zeigte den eintretenden Stadtsoldaten, die ihn abholen wollten, die Pistolen, weshalb „nachhero ihm ein Unteroffizier vom Feldregimente und zwei Feldsoldaten den Arrest in der Stube ankündigten, mit denen er sich mit dem besten Essen divertierte, jedem Soldaten auch täglich vier Groschen mehr Erefutions-Gebühren zulegte.“ Am 26. September war die Untersuchung zu Ende. Es regnete Strafen, und nicht weniger als 43 Studenten wurden verurteilt, die damals noch im Turme des großen Fürsten-Kollegiums in der Ritterstraße belegenen Carcer — es waren sieben an der Zahl — zu beziehen. Das war in jener Zeit alles andere als ein Vergnügen; vor allem der „Carcer Paulinus“ muß ein recht ungemütliches Hotel gewesen sein, da einmal ein Student aus ihm freigelassen wurde: „propter maxima frigora, ne periret!“

Der letzte Auszug der Studentenschaft Leipzigs erfolgte erst 9. Juli 1860, weil ein Corpsbursch von der Bürgergarde arretiert und mißhandelt und im weiteren Verlauf dieser Affaire viele andere Studenten grundlos verhaftet worden waren. Eine im „Hôtel de Saxe“ abgehaltene allgemeine Studentenversammlung beschloß daher unter der Motivierung, „daß die Studenten in Leipzig keine persönliche Sicherheit mehr genossen bei dem brutalen Vorgehen der exaltierten Bürgergarde,“ die Universität zu verlassen und auszuziehen. Wirklich zogen am Abend des 9. Juli gegen 500 Studenten nach den Dörfern Gohlis, Möckern und Wahren. Hier lief natürlich die Sache auf eine große Kneiperei hinaus, und am zweiten Tage lehrten infolge Geldmangels die Musensöhne an die Brust der so stolz verlassenen Alma mater zurück.

Wie namentlich bei dem Mosenkriege, so haben bei allen solchen Tumulten stets die studentischen Korporationen eine führende Rolle gespielt. Ihr Ursprung greift bis in die frühesten Zeiten der Universität zurück. Schon 1657 gab es unter den Studenten Leipzigs eine organisierte meißnische Landsmannschaft mit eigenem Senior. Von fremdländischen Landsmannschaften ist die livländische aus den Jahren kurz vor dem Mosenkriege beglaubigt; sie trug scharlachrote Uniformen mit grünen Kragen und Stahlknöpfen. Die Chargierten der späteren Causiker trugen eine blaue Uniform mit goldnen Epauletten, großen Hut mit Causiker Kofarde an der linken Seite nebst Federbusch. Die Orden fanden erst spät in Leipzig Eingang, hielten sich indessen, von Wittenberg abgesehen, länger als an andern Universitäten; ein letzter Rest von Ordensverbindungen findet sich noch um 1810, doch konnte sich die damals noch existierende „Amicitia“ nur deshalb bis dahin erhalten, weil sie in Göz, der ein gefürchteter Schläger war, einen forschenden Vorsteher hatte. Abgelöst wurden die Orden von den ersten studentischen Korporationen moderner Art, von den Landsmannschaften Lusatia, Misnia, und Thuringia, die das nationale Prinzip und den Kampf gegen die Orden auf ihr Banner schrieben. Sie hielten längere Zeit hindurch streng auf Einhaltung der Werbung in den festgesetzten Bezirken. Nur Dresden und Leipzig waren zur Rekrutierung für alle Landsmannschaften frei gegeben. Die Landsmannschaft Thuringia hatte 1810—11 in Theodor Körner einen vorzüglichen Senior. Er und sein Freund Flemming, der Lusaten-Senior, proklamierten: „Nur die konstituierten Verbindungen sind weffenfähig!“ In derselben Proklamation wurde verlangt, daß bei jeder Mensur ihre Waffen entnommen werden müßten gegen eine Entschädigung von acht Groschen pro usu armorum und acht Groschen Schlaggeld. Das führte zu einem gewaltigen Streite mit der „adeligen Fechtgesellschaft“. Anfangs wurden die Adelligen von anderen Fechtschulen und Verbindungen, die sich dem Machtgebote der vereinigten Landsmannschaften nicht fügen wollten, unterstützt. Als sie aber schließlich zur Denunziation beim Senate schritten, kamen sie in allgemeinen Verruf, und man nannte sie allgemein Sulphuristen und ihre Verbindung Sulphuria. Wo einer von ihnen stand und ging, ertönte es: „Riecht's hier nicht nach Schwefel? Ich muß fortgehen, hier stinkt's!“ Zuletzt entstand allge-

Landsmannschaften und Orden.

Th. Körner als Landsmannschafter.

meiner Holz-Komment, bei dem die Adelligen auch Pistolen, nicht bloß Hesperitschen zur Anwendung brachten. Die Verrufserklärung der Landsmannschaften gegen die adelige Fechtgesellschaft ward auch nach den übrigen Universitätsstädten gesandt, unterfertigt mit Zirkel und Wahlspruch beider, der Thuringia und Lusatia. Beigegeben war ein achtsrophiges Gedicht Körners, in dem den Adelligen vorgeworfen wurde, sie hätten wohl Manschetten, aber keinen Mut. Die Adelligen trugen nämlich Hemdkrausen, die den anderen Studenten nichts weniger als burschikos vorkamen. Seitdem ist der Ausdruck „Manschetten haben“ für Angst haben, „kneifen“ in die deutsche Sprache übergegangen. Ein Opfer dieser Streitigkeiten ward auch Theodor Körner. Er erhielt „wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zum Duell“ acht Tage Carcer. Das war nicht schlimm für Körner, als er aber vom Pedell zur Publikation des Urteils zitiert werden sollte, lag er, wie er sagte, weil er sich mächtig an den Kopf gestoßen habe, im Bette. Auf eine Denunziation hin, er habe sich die Kopfwunde im Duell geholt, sandte das Universitäts-Gericht den Universitäts-Physikus nebst Assistenten in seine Wohnung. Aber das Nest war leer. Körner nahm an dem Komitat von 4 relegierten Laien teil. Das war Bruch des Stadt-Arrests, und darauf hin wurde er mit der Relegation bestraft, die indessen später durch Gnadenerlaß aufgehoben wurde.

Die nächste Zeit des Korporationslebens wird gekennzeichnet durch die Gründung der alten (allgemeinen) Burschenschaft in Leipzig und ihre Kämpfe mit den Landsmannschaften und späteren Corps, die wir nach dem Eingehen der Misnia 1811 und dem Übertritt der Thuringia zur Burschenschaft durch die vier Korporationen Lusatia (blau-gold-rot), Saronia (dunkelblau-hellblau-weiß), Montania (rot-schwarz-gold) und Franconia (grün-rot-gold) vertreten sehen. Die 1818 begründete Burschenschaft Leipzigs zählte um das Jahr 1820 über 300 Mitglieder. 1835 löste sich die Burschenschaft auf, doch lebten die burschenschaftlichen Ideen trotz der Anfeindung von Seiten der Behörden fort und wurden von einzelnen Verbindungen, die dem „germanischen“ Prinzip zuneigten, vertreten. Im Jahre 1851 wurde die letzte burschenschaftliche Verbindung, die „Wartburg“, aufgelöst.

Früher als anderswo regte sich in Leipzig die Finkenschaft, um sich von der Suprematie der Corps loszumachen; als es 1836 galt, die Einweihung des Augusteums durch einen Fackelzug festlich zu begehen, machte sie den Corps den Vortritt streitig.

Die Jahre 1848 und 49 gingen ohne nennenswerte Störung an der Universität vorüber. Bei der Feier des 450jährigen Jubiläums der Universität im Jahre 1859 gestaltete sich das farbige Bild der Studentenschaft folgendermaßen: Als die ältesten Verbindungen erschienen neben den beiden erwähnten Corps Lusatia und Saronia die 1837 gestiftete Misnia (dunkelgrün-weiß-rot) und die 1849 gegründete Guessthalia (grün-weiß-schwarz). Die zweite Gruppe bestand aus den drei neuen Landsmannschaften, der 1855 von früheren Gymnasiasten aus Plauen gestifteten Plavia (grau-weiß-rot), der Eipsia mit den Farben rot-weiß-schwarz und der 1853 als sogenannte Klique gegründeten Dresdensia (violett-weiß-rot). Eine dritte Gruppe bildeten die beiden Verbindungen Afrania und Grimensia, von denen die erstere 1859 von früheren Schülern der schola Afrana in Meissen, die letztere 1850 von Abiturienten der Fürstenschule Grimma gestiftet war. Zur vierten Gruppe gehörten alle Nichtverbindungs-Studenten, die auf einer Versammlung einen Ausschuss von drei Mitgliedern mit einem Vorsitzenden wählten, um durch diesen beim Jubelfeste Vertretung zu haben. Das Fest-Komitee der Studenten bestand aus dem Senior der Laien, dem Ersten der Plavienser, dem Chargierten der Grimenser und dem Vorstand der Nicht-Verbindungsstudenten. Ein besonders gutes Zeugnis wird der ganzen damaligen Studentenschaft ausgestellt, wenn es in einem gleichzeitigen Berichte heißt: „Kein Mißton hat das Beisammensein so vieler in jugendlicher Heiterkeit, ja ausgelassenheit, bei Becherklang, Musik und sprudelnder Redefreiheit versammelten Musensöhne gestört, und die alten Häuser, welche dieses Fest mitgefeiert hatten,

Burschenschaft
und Corps.

Die
Korporationen
bei der
450jährigen
Jubelfeier.



kennen gelernt haben, und der 1849 gestiftete Arion (rot-grün-gold). Von den christlichen Verbindungen ist die älteste der Wingolf (schwarz-weiß-gold), der am 29. Juni 1865 gegründet wurde; die dem Schwarzburg-Bund angehörende Verbindung Nordalbingia (blau-gold-schwarz) existiert seit 1870, die katholische Verbindung Burgundia (orange-weiß-blau) seit 1879. Von schlagenden Verbindungen sind außer der bereits erwähnten Grimensia, die anfangs braune Unikolore trug und 1874 mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion die Farben braun-weiß-hellblau annahm, noch die aus einem Pharmazeuten-Verein hervorgegangene Franconia (blau-weiß-rot), die Staufia (rot-weiß-gold) und die dem Dessauer A.C. angehörende deutsch-nationale Verbindung Gothia (hellgrün-gold-schwarz hervorzuheben.

Die Vielgestaltigkeit des Leipziger Korporationswesens, das heute kaum mehr zu übersehen ist, liefert den besten Beweis für den kräftigen Pulschlag, der das heutige Leipziger Studentenleben auszeichnet, und der zu dem regen geistigen und künstlerischen Leben, das in Leipzig von jeher geherrscht hat, in vollem Einklang steht.





1419.

War in allen Tiden Tyrus un Sidon was för de
Welt wegen den Handel, wat vörden Athen was för de
Welt wegen Kunst un Wissenschaft, dat is up Stranns
Rostock för den Medelnsbörger, un Warnemün'n is sin
Piräus.

frly Reuter.
De medelnsbörgischen Montrecht un Capulenti.

Unter den noch blühenden Universitäten des Deutschen Reichs nimmt Rostock dem Alter nach die dritte Stelle ein, und wenn auch heute die Zahl der an ihr Immatrikulierten nur klein ist, so verdient sie doch, vor allem wegen ihrer Bedeutung für die ältere Geschichte des Studententums, für die kaum irgendwo die Quellen so reichlich fließen wie gerade bei Rostock, ganz besonders hervorgehoben und eingehend betrachtet zu werden.

Gründung der
Universität

Die Vorgeschichte der Begründung der Universität ist noch nicht genügend aufgehell; urkundlich steht fest, daß unter dem 8. September 1418 die Landesherren, Herzog Johann IV. und Herzog Albrecht V. von Mecklenburg, die päpstliche Bestätigung für eine unter Zustimmung und Mitwirkung des Bischofs von Schwerin und des Rostocker Rats in ihrer Stadt Rostock, „loco ad hoc plurimum et notorie habili et competentia“, zu begründenden Universität erbat. Diese Bestätigung erfolgte am 15. Februar 1419, jedoch unter Ausschuß der theologischen Fakultät, was vielleicht in der in Norddeutschland stark verbreiteten Hinneigung zu wicelitschen und hussitischen Lehren seine Erklärung findet. Trotzdem waren von vornherein ordinarii lectores in sacra theologia vorgesehen und auch wirklich vorhanden, sodaß die päpstliche Genehmigung vom 28. Januar 1432 wohl nur schon Bestehendes formell bestätigte und den Zusammentritt der genannten Lektoren zur Fakultät mit Fakultätsrechten ermöglichte.

Das Kanzleramt der Universität überträgt Papst Martin V. dem Bischof von Schwerin und bestellt den Rostocker Archidiaconus zu dessen Vertreter. Nachdem dann noch der Rostocker Rat unter dem 29. September 1419 sich zur Hergabe der für Kollegienzwecke nötigen Gebäude und Grundstücke und zur Dotierung der zu errichtenden 16 Professuren bereit erklärt hat, erfolgt am 12. November 1419 die feierliche Eröffnung. Die überwiegende Mehrzahl der Professoren kam aus Erfurt, unter ihnen der erste Rektor Petrus Stenbeker, der erste Dekan der philosophischen Fakultät Heinrich Tole und der Dr. theol. Heinrich von Geismar, die alle schon in Erfurt das Rektorat bekleidet hatten; und auch die Statuten der neuen Universität, deren Redaktion ums Jahr 1432 abgeschlossen ist, lehnen sich eng an die Erfurts an. Dementsprechend kennt auch Rostock keine Gliederung nach Nationen, sondern nur nach Fakultäten. Im ersten Semester fanden 160, in den drei folgenden 468

Immatrikulationen statt, die bereits das ganze Gebiet von Amsterdam bis Reval hin und die drei nordischen Reiche umfassen.

Ein wertvolles, fast einzig dastehendes Privilegium verlieh Papst Martin V. der Universität unter dem 28. Februar 1427, indem er ihr das Recht erteilte, unter gewissen Voraussetzungen auch ohne Genehmigung des Kanzlers aus eigener Machtvollkommenheit vollgiltige Promotionen vorzunehmen. In demselben Jahre spannen sich Ereignisse an, die in ihrem weiteren Verlauf die Geschichte der Universität sehr stark beeinflussten. Infolge langdauernder bürgerlicher Unruhen verfiel die Stadt in des Reiches Acht und Oberacht, in Bann und Interdikt, weshalb das Konzil zu Basel am 28. September 1436 der Universität die Weisung erteilte, die gebannte Stadt zu verlassen und sich für die Dauer des Kirchenbanns innerhalb der Diöcesen Schwerin, Camin oder Rageburg einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Die Universität entschied sich für Greifswald und siedelte zu Ostern 1437 dorthin über. Mit der am 3. Januar 1440 verkündeten Lösung vom Bann stand einer Rückkehr nach Rostock formell nichts mehr im Wege, aber jetzt verweigerte die über den Auszug erbitterte Stadt die Wiederaufnahme. Erst dem vermittelnden Eintreten der Domkapitel von Hamburg und Lübeck und der anderen wendischen Städte gelang es, am 17. März 1443 eine Vereinbarung zustande zu bringen, nach der die Stadt Rostock die Universität wieder aufnahm, aber nur unter der harten Bedingung, daß sie auf den von der Stadt im Jahre 1419 gewährleisteten Zuschuß verzichtete. Zu Ostern 1443 begann die Universität ihre Thätigkeit wieder, nachdem sie sich drei Jahre hindurch jeder Amtshandlung enthalten hatte. Die Zahl der Immatrikulationen beläuft sich in diesem Semester auf 278, doch ist wohl als sicher anzunehmen, daß sich unter dieser Zahl sehr viele befinden, die in der Zwischenzeit sich um den vorhandenen Lehrkörper gesammelt und dessen Unterweisung genossen hatten und nun die formelle Immatrikulation nachholten.

Übersiedelung
nach
Greifswald

Noch einmal in diesem Jahrhundert sah sich die Universität genötigt, ihren Sitz zu verlassen. Zu Beginn der sogenannten „Domfehde“, die zu offenem Kampfe zwischen der Stadt und den Landesherren führte, wanderten Professoren und Studenten im Sommer 1487 nach kurzem Aufenthalt in Wismar nach Lübeck aus; am 16. August 1488 finden wir sie wieder in Rostock. Trotz der hierdurch und durch mehrere Pestjahre, besonders das Jahr 1464, herbeigeführten Störungen ist doch der Besuch für jene Zeit ein guter zu nennen. In den 100 Jahren von 1419—1519 sind 15 938 Immatrikulierte verzeichnet, was eine durchschnittliche Präsenzziffer von 280 Studierenden ergibt. Ungefähr ein Viertel davon erlangt einen akademischen Grad; in der philosophischen Fakultät, über die uns allein genaue Listen erhalten sind, gewinnen 3369 den Grad eines Baccalarius, 666 den eines Magisters, zu denen noch 57 Baccalarien und 68 Magister kommen, die anderwärts promoviert waren. Aus den Niederlanden, Westphalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Pommern, Preußen und Livland, wie aus den drei nordischen Reichen strömte die lernbegierige Jugend zusammen, eine, was Vorbildung, Lebensalter und Sprache betrifft, bunt gemischte Schar. Die mangelnden Vorkenntnisse mußten im Pädagogium, das ebenso wie in Erfurt den Namen porta coeli führte, nachgeholt werden; die Verkehrssprache war das Latein, dessen Gebrauch in den Regentien bei Strafe geboten war, und gereifte Männer mit glattrangigen Jünglingen auf derselben Bank sitzen zu sehen, war, wie viele Abbildungen und Berichte zeigen, etwas ganz Gewöhnliches zu einer Zeit, wo zur Erreichung der höchsten akademischen Grade eine mit gleichzeitigem Lernen und Lehren ausgefüllte Zeit von mindestens 10 Jahren erforderlich war. Im übrigen verlief das Leben der Studierenden durchaus in den oben (S. 16 ff.) geschilderten Grenzen halbblösterlicher Jucht (der Ausdruck „Halbpapen“ hat seine Heimat in Rostock, und ein sehr großer Bruchteil der Lehrenden und Lernenden gehörte tatsächlich dem geistlichen Stande an) und in den durch das Manuale scholarium gegebenen Umrisßen. Spezielleres über das alltägliche Leben und Treiben der Studenten ist außer dem Studienplan, der keine besonderen Abweichungen gegen-

Auswanderung
nach Lübeck

Studentenleben über anderen Universitäten aufweist, aus dem 15. Jahrhundert nicht überliefert: im 15. Jhd. der fleißige, nüchterne, friedfertige Student hinterläßt eben keine weiteren Spuren in den Akten. Daß das Bursenwesen den Zusammenschluß der Studenten zu festen Vereinigungen auf landsmannschaftlicher oder anderer Grundlage hindern, ja unmöglich machen mußte, ist klar, und doch scheint es, als ob bei der Wahl der Regentie die Heimat des Magister regens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, wie ja auch Bartoldus im Manuale den in der Burse ankommenden Fremdling sofort als *conterraneus* anspricht, und sicherlich ist es kein Zufall, wenn am Tage des Amtsantritts des Rektors Nicolaus Theoderici de Amsterdam, Ostern 1426, sieben seiner Landsleute zusammen immatrikuliert werden. Daß es an schwarzen Schafen in der Herde nicht gefehlt hat, zeigen die nicht seltenen, schon in den ersten Semestern vorkommenden Relegationsvermerke in der Matrikel, sodann die Strafandrohungen der Universitätsstatuten gegen nächtlichen Aufzug, Frauenraub, Diebstahl, Einschlagen von Türen und Fenstern und wörtliche oder thätliche Beleidigung der Nachtwächter, und schließlich die 1471 erfolgte Einrichtung eines (noch vorhandenen, ziemlich ungemütlichen) Gefängnisses, auch *Temenitz*, später *Sinkenbauer* genannt, wo die während der Nacht zur Haft gebrachten Studenten geistlichen und weltlichen Standes so lange festgehalten wurden, bis man sie vor ihren ordentlichen Richter führte.

Der humanismus. Die humanistische Bewegung zog auch Rostock in ihre Kreise. Schon am 10. November 1480 wird ein „poeta“ als solcher ehrenhalber kostenfrei immatrikuliert; um dieselbe Zeit drucken die Rostocker Brüder vom gemeinsamen Leben eine Ausgabe der Dichtungen Ovids, allerdings unter Ausschuß der *Ars amandi* und der *Amores*, und Conrad Celtis besucht auf seinen Reisen die Rostocker Universität. Hermann von dem Bussche wird im Mai 1493 immatrikuliert und schließt sich besonders an den jungen Magister Zutpheld Wardenberg an, der später Administrator des Bistums Schwerin wurde. Als er nach einigen Jahren wiederkehrt und, ohne in die Fakultät rezipiert zu sein, Vorträge über römische Klassiker zu halten beginnt, greift er in das Lehrfach des die römischen Dichter behandelnden Mag. Tilemann Heverlingh ein, was diesen zur Abwehr veranlaßte und den Fortgang Hermann von dem Bussche's aus Rostock zur Folge hatte. Heverlingh ist selbst als lateinischer Dichter thätig; was aber seinen Namen in der Geschichte der deutschen Universitäten fortleben läßt, ist die allgemein durch seinen Gegner Busschius bekannt gewordene Thatsache, daß er die alten Klassiker in deutscher, und zwar in niederdeutscher Sprache vortrug. Er stand damit in Rostock nicht allein da; gleichzeitig erklärte auch Mag. Hildebrand Dorgelo an der Marien-Kirchspielschule den Tragiker Seneca und den Terenz in der heimischen Mundart. Als lateinischer Dichter that sich ferner der Domherr und Reisebegleiter Herzog Erichs von Mecklenburg, Dr. theol. Heinrich Boger, hervor. Der Aufenthalt Huttens in Rostock und sein poetischer Dank für die gastfreie Aufnahme sind bekannt; gleich nach Huttens Abgang erschien Nikolaus Marschalk, von den Landesherren als Rat und Professor berufen, und brachte seine eigene Druckerei mit. Er lehrte nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch und gab im Jahre 1516 ein eigenes Elementarbuch für diese Sprache heraus. Neben ihm wirkte in den Jahren 1515—16 als einer der letzten unstat von Hochschule zu Hochschule wandernden Humanisten Johannes Hadus (Hadelius), der seinem Dank für das ihm erwiesene Wohlwollen in einer „*Camoenae*“ betitelten Sammlung von Lobgedichten auf die Rostocker Universität und deren Lehrer beredten Ausdruck gab. Zählt man dazu noch die von den genannten als besondere Pfleger der schönen Wissenschaften gepriesenen Rostocker Professoren, unter denen Egbert von Harlem die erste Stelle einnimmt, und die glimpfliche Behandlung, die Rostock in den *Epistolae obscurorum virorum* erfährt, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Bedeutung der Universität Rostock für die Pflege und Ausbreitung des Humanismus eine weitaus größere ist, als ihr bisher zuerkannt wurde. Hand in Hand damit geht die Empfänglichkeit für reformatorische Ideen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Verzögerung der Bestätigung einer theologischen Fakultät wahrschein-

lich in der weiten Verbreitung hussitischer Ideen im Norden Deutschlands ihren Grund hatte; wie lange sich diese hier erhalten hatten, dafür liefert das Auftreten des Mag. Nikolaus Ruße, eines geborenen Rostockers, der um 1500 eine niederdeutsche Übersetzung zweier in tschechischer Sprache geschriebenen Traktate von Johannes Huß drucken ließ, den Beweis. Ruße, (gewöhnlich Ruß genannt), war der Lehrer Conrad Pegels, der seinerseits als Erzieher des Herzogs Magnus von Mecklenburg für die Einführung der Reformation von großer Bedeutung geworden ist. Als dann Luthers Auftreten den Bann gebrochen hatte, da waren es frühere Rostocker Geistliche, Magister und Studenten, die in Eivland, in Dänemark, in Mifriesland, in Hamburg, in Lübeck, in Göttingen zuerst die Lehre des reinen Evangeliums verkündigten. Allerdings hatte während des Übergangs die Universität eine sehr schwere Zeit durchzumachen, die aber auch keiner ihrer Schwestern, selbst Wittenberg nicht, erspart blieb. Vom Wintersemester 1522—23 an begann die Universität zu veröden, nicht nur an Studierenden, sondern auch an Professoren, wie die eintönige Wiederkehr derselben Namen im Rektorat und im Dekanat der Artistenfakultät zeigt. Es sind durchweg hochangesehene, gelehrte und welterfahrene Männer, deren Verdienste um die humanistischen Studien von Hutten und Hadus in rühmendster Weise anerkannt waren, die sich aber in die Ideen der Reformation nicht mehr hineinfinden konnten und mochten. So erachteten sie es denn, wiewohl fern von jedem Fanatismus, für ihre heilige Pflicht, die Universität so lange als möglich dem alten Glauben zu erhalten und bis zur Wiederkehr besserer Zeiten zu bewahren. Einer nach dem anderen starb darüber hin, aber der Rest verteidigte den verlorenen Posten mutig noch bis Ostern 1538, trotzdem inzwischen die Reformation in Rostock selbst und in einem großen Teile des Landes zur Herrschaft gelangt war, Erasmus Sarcerius und Oldendorp 1530 die Ordnung des städtischen Schulwesens in die Hand genommen hatten, und Herzog Magnus, der inzwischen die Regierung des Bistums Schwerin und damit das Kanzleramt der Universität angetreten hatte, schon 1532 seine Lehrer und Erzieher Conrad Pegel und Arnold Burenus, überzeugte und eifrige Anhänger der Reformation, an die Universität entsandte. Von Ostern 1538 bis dahin 1540 führten Conrad Pegel und Andreas Egerdes als die ersten offen evangelisch gesinnten Rektoren das Szepter der Universität, während die nächsten Rektorate, 1540—1542, wieder von erklärten Anhängern der alten Kirche, Lambertus Thakel und Petrus Boye, bekleidet wurden. Mit dem Tode des am Ende seines Rektorats verstorbenen Petrus Boye, der schon 1508 Rektor gewesen war, gelangt die lutherische Richtung endgiltig zum Siege. Der letzte am katholischen Bekenntnis festhaltende Universitätslehrer, M. Heinrich Pauli von Arssen, gewöhnlich Arsenius genannt, zugleich der letzte Rektor der Rostocker Niederlassung der Brüder vom gemeinsamen Leben, segnete erst 1575 das Zeitliche.

Die
Reformation.

Mit dem Siege der Reformation war eine durchgreifende Reorganisation der Universität nach allen Richtungen hin zur dringendsten Notwendigkeit geworden. Schon die Entsendung des in Leipzig und Wittenberg klassisch gebildeten Mediziners Janus Cornarius nach Rostock durch den der Reformation günstig gestimmten Herzog Heinrich im Jahre 1525 war ein Schritt in dieser Richtung, der aber ohne Erfolg blieb; weit bedeutungsvoller war die Rückkehr Conrad Pegels, der schon 1508—1514 der Regentie Porta coeli vorgestanden hatte, und die Berufung des Arnold Burenus, eines durch seine Lehrgabe und wissenschaftliche Tüchtigkeit hervorragenden Freundes des praeceptor Germaniae Melandthion. Die Heranziehung einzelner wenn auch noch so bedeutender Lehrer allein vermochte jedoch der Universität keine dauernde Hilfe zu bringen, und einer wirklich durchgreifenden, auf einheitlichem Plane beruhenden Neuordnung standen manche Schwierigkeiten im Wege. Eine der größten war die Entscheidung der Frage, wem das Recht zum reformatorischen Eingreifen zustehe, und wem die Pflicht, für die Unterhaltung zu sorgen.

Auf der einen Seite beanspruchte der Rat der Stadt Rostock das Oberaufsichts- und Verfügungsrecht über die von ihm mitgegründete und ausgestattete

Reorganisation
der Universität.

Universität; dasselbe geschah aber, und zwar mit der gleichen Begründung, auch von Seiten der Herzöge, die indessen durch auswärtige Verwickelungen an rascher und energischer Verfolgung ihrer Ansprüche gehindert wurden. Der Rostocker Rat that ernsthafteste Schritte zur Restauration der Universität und wußte auch die befreundeten Städte dafür zu interessieren. Die drei Hansestädte Lübeck, Hamburg und Lüneburg erklärten sich auf eine Reihe von Jahren zur Zahlung von je 100 Gulden bereit, ebenso Riga; einen noch höheren Beitrag, von 100 Thalern jährlich, stellte Reval in Aussicht. Auch Maria, das Fräulein von Jever, nahm lebhaften Anteil an der Universität, deren Neueinrichtung jetzt allen Ernstes in Angriff genommen wurde.

Streit um das Patronat.

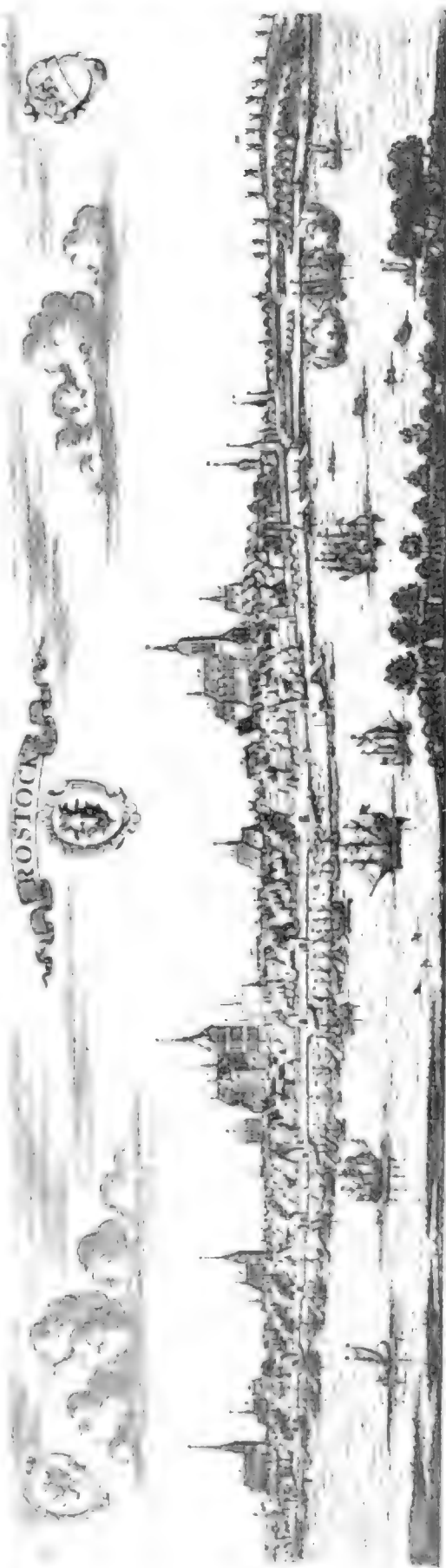
In dem Ringen um das Patronat über die Universität war, so lange die Landesherren durch die äußere Politik in Anspruch genommen waren, der Rostocker Rat im Vorteil geblieben, und wie vorher die päpstlich gesinnten Konziliaren, selbst als sie schon bis auf 4 oder 5 ausgestorben waren, keinem Anhänger der Reformation einen Platz im Konzil und damit Einfluß auf die Leitung der Universität vergönnt hatten, ebenso enthielten jetzt die vom Räte eingesetzten Professoren den von den Herzögen entsandten Kollegen Sitz und Stimme im Konzil vor und sperrten ihnen damit den Zugang zum Rektorat und Dekanat. Ganz besonders fühlbar wurde dies, als nach dem Tode Herzog Albrechts am 5. Jan. 1547 der junge, für alles Hohe und Edle begeisterte Herzog Johann Albrecht zur Regierung kam und es sich angelegen sein ließ, hervorragende Männer aller Wissenschaften in sein Land, an seinen Hof und an die Universität zu ziehen. Auch der Rat blieb, was rühmlich anerkannt werden muß, in dieser Hinsicht keineswegs zurück, aber gerade darum stellte sich die Unhaltbarkeit der so geschaffenen Lage immer klarer heraus, zumal auch in anderer Hinsicht das Verhältnis zwischen den Landesherren und der Stadt Rostock immer gespannter wurde. Schließlich kam am 11. Mai 1563 der unter dem Namen der Formula concordiae bekannte Vertrag zu stande, der von da ab bis zum Jahre 1760 die alleinige Rechtsgrundlage für alle Verhältnisse der Universität gebildet hat.

Von den Landesherren, die schon 1560 eine kaiserliche Bestätigung der Universitätsprivilegien erwirkt hatten, wurden der Universität zu ihrem Unterhalt 3000 Gulden jährlich aus den eingezogenen Kloostergütern angewiesen und die Hauptstreitfrage wegen des Patronats über die Universität dahin erledigt, daß die Landesherren und der Rat der Stadt je neun Professoren: 2 Theologen, 2 Juristen, einen Mediziner und 4 Artisten, beriefen und besoldeten. Diese beiden Kollegien, das rätliche und das herzogliche, bildeten das Konzil und wechselten in der Führung der Universitätsämter semesterweise mit einander ab. Der erste herzogliche Professor, der auf Grund dieser Vereinbarung im S. S. 1563 das Rektorat bekleidete, war David Chyträus, der weitaus hervorragendste unter den lutherischen Theologen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der 49 Jahre lang die Zierde und der Glanz der Hochschule war.

Disziplinarverordnungen des 16. Jhdts.

Mit dieser gründlichen Umgestaltung ging noch eine Reihe weiterer Reformen Hand in Hand. Die alten Statuten der Universität blieben im großen und ganzen in Kraft, während die Disziplinarverordnungen ganz dem Sinne der diligens et accurata restauratio von 1544 entsprechen. Voran steht die Vorschrift, in den Universitätshäusern zu wohnen, und die Androhung der Relegation bei fortgesetztem Unfleiß, darauf folgen die Regeln für das Leben in den Regentien unter einander und im Verhältnis zu den Dozenten, ganz ähnlich wie in den entsprechenden Verordnungen aus dem 15. Jahrhundert; auch die Geldstrafen für den Gebrauch der deutschen Sprache in der Regentie und für das Umherstreifen auf den Straßen zur Zeit der öffentlichen Vorlesungen sind beibehalten. Dem Rektor und den Ratsherren der Stadt haben die Studenten mit entblößtem Haupt Ehrfurcht zu erweisen, alle Doktoren, Lizentiaten, Magister und Baccalaurei sind zu grüßen, besonders aber die Professoren und Dozenten, bei deren Eintritt sich alle zu erheben haben. Schmähungen, Verleumdungen, wörtliche und thätliche Beleidigungen gegen Kommilitonen oder Bürger werden nach Verhältnis der Schwere bestraft. In Bezug auf die Tracht

wird bestimmt, daß die Studenten sich in anständiger Kleidung zu zeigen haben, und festgestellt, daß nach allgemeinem Urtheil nur lange Gewänder für anständig und züchtig gelten. Das Waffentragen innerhalb der Stadt ist untersagt, und besonders die langen silberbeschlagenen Raufdegen sind verpönt. Nächtliches Umherschwärmen mit lärmendem Gesang, mit Flöten, mit Blas- und Saiteninstrumenten überhaupt ist bei $\frac{1}{4}$ Goldgulden Strafe verboten. Auch der Ausübung der edlen Musik bei Tage scheinen die gelehrten Herren keine übermäßige Liebe entgegengebracht zu haben, denn in dem Lehrplan von 1544 wird sie zwar, da sie nun einmal zu den sieben freien Künsten gehört, an ihrer Stelle zwischen Rhetorik und Geometrie aufgeführt, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie von vielen als Lehrgegenstand gar nicht oder doch nur an allerletzter Stelle anerkannt werde, wenigstens was die Instrumentalmusik angehe. Diese störe die Mitschüler und verlocke zur Leichtfertigkeit, und wenn sie auch zur Erholung von ernster Arbeit ganz nützlich sein möge, so dürfe ihre Übung doch die Nachbarn nicht belästigen, kurz, sie sei mehr zu dulden als zu pflegen, damit die Studenten nicht etwa als Pfeifer und Lautenschläger in die Heimat zurückkehren, statt als Gelehrte. Dem entspricht auch das 1569 erfolgte Verbot einer aus Professoren und Studenten bestehenden Vereinigung zur Pflege der Tonkunst durch Konzilsbeschluß. Ferner wurde bestimmt: Der Besuch öffentlicher Häuser, in denen gespielt, gezecht und noch Schlimmeres getrieben wird, ist bei 1 Gulden Strafe verboten. Wein- und Bierkeller zu besuchen, (der beliebteste war der nach dem dort verzapften Bier sogenannte Barth'sche Keller unter dem Rathause; fast jede Ruhestörung, Schlägerei u. dergl., die in den Alken vorkommt, nimmt dort ihren Anfang oder erhält wenigstens von da Zuzug, obgleich das oben genannte „Finkenbauer“ unmittelbar dabei lag und die „Baren“ oder „Borenstellers“, die städtische Sicherheitswache, daneben ihr Wachlokal hatten) kostet $\frac{1}{4}$ Gulden. Glücksspiele sind überhaupt untersagt. An Hochzeitstänzen darf fortan kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis des Rektors, Prorektors oder



Rostock um 1700.

(Nach einem Kupferstich von Gabriel Bodenehr.)

Defens teilnehmen. Wer die zuerkannten Strafen zu erlegen sich weigert, wird relegiert.

Andere Redaktionen dieser Gesetze unterscheiden sich von der hier auszugsweise mitgeteilten Fassung von 1548 fast nur in der Form, wenig im Inhalt. Bei der Schärfe der Bestimmungen war es nicht zu verwundern, daß ein Teil der Studentenschaft zu offener Widerseßlichkeit überging und andere mit sich fortzog. Energisches Einschreiten gegen die Rädelsführer wird seine Wirkung nicht verfehlt und wenigstens die Auffässigen bald veranlaßt haben, ihren Willen auf eine andere, die Einzelnen nicht so offen bloßstellende Weise durchzusetzen, indem sie, um die Universität in Verruf zu bringen, überall ausstreuten, zu Rostock gebe es keine richtige freie Universität mehr, sondern nur noch ein Arbeitshaus und eine Zuchtanstalt für Schuljungen, und der Zwang, in den Häusern der Universität zu wohnen, die Menge der pflichtmäßig zu hörenden Vorlesungen, die Höhe der Honorare und der Geldstrafen hätten einzig und allein nur den Zweck, den Professoren und Magistern

reiche Einnahmen zu verschaffen. Eine glänzende Verteidigung der Universität wider diese nicht ohne Wirkung gebliebenen Ausstreunungen ist die Rede des Arnold Burenius „de disciplina scholae Rostochianae“.

Weitere Reformen schlossen sich an. Die Regentie zum roten Löwen, „so viel Jahre langk wuste gestanden“, wurde 1563 mit Hilfe eines ungenannt gebliebenen Wohltäters als Heimstätte für 12 mittellose Studierende eingerichtet, 1564 wurde eine mensa pauperum scholarium in den Räumen des aufgehobenen Dominikanerklosters zu St. Johannis ins Leben gerufen, zu deren Bedarf die Herzöge jährliche Getreidelieferungen anwiesen, und die übrigen dem Verfall nahen Universitätsgebäude wurden wieder in Stand gesetzt. Als dann im Dezember 1565 eine Feuersbrunst das Collegium philosophicum am Hopfenmarke zerstört hatte, wetteiferten die Landesherren, der Rat der Stadt und der umwohnende Landadel, die würdige Wiederherstellung dieses ältesten und Hauptgebäudes der Universität durch Geldbeiträge und freie Lieferung von Baumaterial nach Möglichkeit zu fördern. In dem fertigen Hause, dem erst 1867–69 durch einen prächtigen Neubau ersetzt



Das „Weiße Kolleg“ im J. 1867.

benen Dominikanerklosters zu St. Johannis ins Leben gerufen, zu deren Bedarf die Herzöge jährliche Getreidelieferungen anwiesen, und die übrigen dem Verfall nahen Universitätsgebäude wurden wieder in Stand gesetzt. Als dann im Dezember 1565 eine Feuersbrunst das Collegium philosophicum am Hopfenmarke zerstört hatte, wetteiferten die Landesherren, der Rat der Stadt und der umwohnende Landadel, die würdige Wiederherstellung dieses ältesten und Hauptgebäudes der Universität durch Geldbeiträge und freie Lieferung von Baumaterial nach Möglichkeit zu fördern. In dem fertigen Hause, dem erst 1867–69 durch einen prächtigen Neubau ersetzt

Das Weiße Kolleg.

„Weißen Kolleg“, wurde 1569 der philosophischen Fakultät ein Raum zur Einrichtung einer Bibliothek zur Verfügung gestellt, nachdem die schon um 1500 vorhanden gewesene Bücherei in den Wirren der Reformationszeit abhanden gekommen war. Der medizinischen Fakultät wurde 1568 ein Garten für ihre botanischen Bedürfnisse angewiesen; 1589 erhielt sie durch das Testament des Dr. med. Nikolaus Doß eine nicht unbeträchtliche Handbibliothek, und durch das reiche Vermächtnis des Studenten Paul Calenius wurde die 1614 erfolgte Begründung einer öffentlichen Universitäts-Bibliothek ermöglicht.

Von dem Abschluß der Formula concordiae am 11. Mai 1563 an beginnt die Blütezeit der Universität, die beinahe hundert Jahre andauert. Alle Lehrstühle waren mit auserlesenen Männern besetzt, an der Spitze die der theologischen Fakultät mit David Chyträus, Simon Pauli, Lucas Vacmeister und Johannes Freder. Die

Burenius und dessen Landsmann Heinrich Welp von Eingen geübt wurde und wie sie Bartholomäus Sastrow so anschaulich geschildert hat, war für die Mehrzahl der jungen Herren doch nicht aufrecht zu erhalten. Das Leben eines solchen Musterstudenten nach dem Buchstaben des Gesetzes: täglich 7—8stündige Arbeit teils in der Regentie unter Aufsicht des Magisters, teils im öffentlichen Kolleg, gegen Abend 2, im Hochsommer sogar 3 Stunden zur Erholung und Geselligkeit — aber beileibe nicht im Wirtshaus —, Sonntags Morgenandacht im Hause, dann Besuch des Gottesdienstes und nachmittags vielleicht noch ein Konversatorium über christliche Ethik — konnte das junge lebenslustige Volk nicht locken. Zudem war das Gebot, in den Regentien zu wohnen, nicht mehr durchführbar, als die Zahl der Studenten über eine gewisse Höhe hinauswuchs; auch war der darin für Studentenwohnungen verfügbare Raum (in der Regel bewohnten ihrer vier ein Zimmer) sehr geschnitten dadurch, daß die nun im Ehestand lebenden Leiter sich nicht mehr wie früher mit einem einzigen Zimmer begnügen konnten, sondern Wohn- und Wirtschaftsräume für eine Familie beanspruchen mußten. Von da bis zur Abgabe von Wohnung und Verköstigung an Studenten von Seiten anderer Professoren war nur noch ein Schritt, der sehr bald gethan wurde, aber nicht gerade zur Hebung der Disziplin beitrug, da die Vermieter sich wohl mehr als einmal genötigt sahen, jugendlichem Übermut gegenüber nicht nur ein, sondern beide Augen zuzudrücken, um ihre mit Rücksicht darauf erworbenen oder gemieteten Häuser auch stets besetzt zu haben. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn die Burschen in Bürgerhäusern erst recht thaten, was sie wollten. Die bisher üblichen Geldbußen für leichtere Vergehen versagten die Wirkung, waren auch wohl nicht immer leicht beizutreiben, und so hören wir zuerst von Gefängnis- und Carcerstrafe.

Das Fechten an sich war gestattet, wenn auch unter gewissen Einschränkungen. Der erste bekannte Fechtmeister war ein Kriegsmann namens Heinrich Schwerin; ihm wurde vom Rat der „Doberaner Hof“ (jetzt chemisches und hygienisches Institut) dazu angewiesen. Öffentliche Fechtübungen von Studenten bedurften der Genehmigung des Rektors. Zweikämpfe kamen häufig vor, soweit zu ersehen ist, nur in der Form des zufälligen Rencontres. Die Obrigkeit, sowohl die städtische wie die akademische, scheint bei Zweikämpfen ohne schwere Folgen nach dem Grundsatz gehandelt zu haben: „Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter“, wenigstens wissen wir von besonderen Duellmandaten aus dieser Zeit nichts. Bemerkenswert ist der Zweikampf zwischen dem später weltberühmten Astronomen Tycho Brahe und einem anderen dänischen Adligen Manderup Pasberg, der am 29. Dezember 1566 abends 7 Uhr auf offener Straße, also in völliger Dunkelheit, stattfand und Tycho den Verlust seiner Nase eintrug. Als Grund des Duells wird ein Streit angegeben, der sich am 10. Dezember bei einer Hochzeitsfeier im Hause des Professors Lucas Vacmeister darüber entsponnen hatte, welcher von beiden in der Mathematik bewanderter sei.

So lange das halbklosterliche Leben in den Bursen die Regel bildete, konnte von anderen studentischen Vereinigungen nicht gut die Rede sein; aber bald nach deren Verfall lassen sich schon Spuren verfolgen, die auf landsmannschaftlichen Zusammenschluß hindeuten. Am 4. Juni 1610 feierten westphälische Studenten den Depositionsschmaus eines Landmannes bei dem Wirt Delbrügge, dessen Name gleichfalls auf Westphalen hinweist. Von 1614 liegt ein Erlaß des Rektors Markus Hassäus vor, worin der Pennalismus in den schärfsten Ausdrücken gegeißelt und Die Nationen als Krebschaden der Hochschule gebrandmarkt wird. Die eigentlichen Sündenböcke sind aber diesmal nicht die Nationen, sondern die Freitschüler, denen der Rektor das schmeichelhafte Zeugnis ausstellt, es geschehe kein Unfug, an dem nicht Konkurrenten beteiligt seien. Bei weitem schärfer tritt 1621 Johann Quistorp d. Ält. in der berühmten gewordenen „Oratio in qua Schoristae, Academiæ pestes, delineantur“ auf. Er bezeichnet schon die Nationen als die Stätten, wo die reizenden Wölfe, brüllenden Tiere und blutdürstigen Tyrannen ihr Wesen treiben und, schlimmer

noch als die Wölfe, gerade unter den Heimats- und Stammesgenossen ihre Opfer suchen. Bestimmte Nationen treten uns hier noch nicht entgegen; die ersten sicheren Nachrichten über solche beginnen mit dem Jahre 1623, in dem der noch vorhandene Libellus legum et rationum societatis Westfalicae Rostochii studiorum gratia commorantis angelegt ist. Man ersieht aus diesem Buche, daß die nationale Vereinigung der Westphalen schon eine Zeitlang bestanden hat (die Mitgliederliste weist Namen auf, deren Träger schon 1617 immatrikuliert sind), jedoch ohne gemeinsame Kasse und ohne geschriebene Gesetze. Die aus den Eintrittsgeldern, Monatsbeiträgen, Abschiedsgechenken und Strafgeldern zusammenkommenden Mittel sollen zum Besten der in Rostock studierenden Westphalen Verwendung finden, durch Gewährung barer Darlehen gegen genügende Sicherheit und durch Unterstützung mittelloser und krank darniederliegender Landsleute. Die Angelegenheiten der Nation werden geleitet durch den Senior und zwei fiskale, bei deren Wahl alle Landsleute gleiches Stimmrecht haben ohne Ansehen ihres Alters und ihrer Studienzeit. Aus diesen Bestimmungen geht schon zur Genüge hervor, daß der Eintritt sämtlicher in Rostock studierender Landsleute in die Nation als selbstverständlich vorausgesetzt wird, und eine Vergleichung des von 1623 bis 1661 reichenden, 424 Namen umfassenden Mitgliederverzeichnis mit der Universitäts-Matrikel ergibt nur ganz wenige Abweichungen. Etwas später als die *leges fisci* sind die *leges nationis* niedergeschrieben, etwa zwischen 1626 und 1633, doch auch mit Berufung auf alte Gewohnheit. Die beiden ersten Paragraphen lauten:

§ 1. „Jeder hat seinen Lebenswandel so einzurichten, daß er weder die Nation noch sich selbst dadurch in übelen Ruf bringt“.

§ 2. „Jeder hat jedem seine gebührende Ehre und Förderung zu erweisen, besonders aber jedem Westphalen“.

Weiter ist von allgemeiner Bedeutung für das Verständnis des Nationswesens und der ihm gegenüberstehenden Vereinigungen der etwas später, aber vor 1637 zugefügte § 19:

„In Bezug auf die Fremden oder andere Landsleute, die nicht zu den eingeborenen Westphalen gehören, ist beschlossen worden, daß solche nicht in die Gemeinschaft der Westphalen aufgenommen werden sollen, denn da diese Gesetze ausschließlich für die echten Westphalen geschrieben sind, so verbieten und verhindern sie damit von selbst die Zulassung und Aufnahme Fremder“.

Der erste Senior der Nation war Johannes Cothmann aus Herford, der bereits 1626 zum Professor der Theologie ernannt und 1627 zum Rektor erwählt wurde; noch lange Jahre stand er seinen Landsleuten mit Rat und That zur Seite und hat gewiß viel dazu beigetragen, daß sie von den bald über die Nationen hereinbrechenden Verfolgungen verhältnismäßig weniger betroffen wurden und ihre Statuten, Mitgliederlisten und Rechnungen relativ vollständig erhalten sind.

Neben der westphälischen Nation gab es anfangs noch eine besondere Osnabrückische, die aber 1635 endgiltig in der westphälischen aufging. Mit dem Jahre 1635 beginnt das Buch und die Mitgliederliste der Brandenburgisch-Märkischen Nation. Hier treten schon die Zeichen schärferer Überwachung durch die akademischen Behörden deutlich erkennbar hervor. Die Satzungen der Westphalen sind einfach und schlicht nur für die Mitglieder niedergeschrieben, die der Märker beginnen mit einer tiefen Reverenz vor Sr. Magnificenz und beteuern mit hochtönenden Worten in schwungvoller Stilistik, daß es ihnen durchaus fernliege, eine unerlaubte Verbindung eingehen zu wollen, noch irgend etwas festzusetzen, was dem akademischen Senat zuwider und des Standes eines Studenten unwürdig erscheinen könne — kurz, alles erscheint darauf angelegt, nötigenfalls als Beweis dienen zu können, daß etwa vorkommende Verfehlungen nur dem Einzelnen, nicht der Nation insgesamt auf's Kerbholz zu schneiden seien. Das silberne Siegel der Nation ist noch erhalten. Es zeigt über einem aufgeschlagenen Buche mit der Inschrift: *Pietas ad*

omnia utilis einen doppeltköpfigen Adler. Die Umschrift lautet: Sigillum nationis Marchiacae in Academia Rostochiensis. Die Siegel der übrigen Nationen, die vor 160 Jahren noch bekannt scheinen, hatten einen ähnlichen Bedeutung ist von den zu tretenden Nationen der Hol-Schlesier, der vereinigten der Braunschweig-Lüne-friesen und der Mecklen-blichen. Von einigen liegen Universitäts-Akten, aus denen steiner 48, die Schlesier 9, die Märker 21 Mann stark waren.



waren, aber jetzt verloren Typus. Weiteres von größerer gleicher Zeit in Rostock ver-steiner, der Pommern, der Meißner und Thüringer, burger, der Preußen, der burger nicht erhalten ge-Mitgliederverzeichnisse bei den hervorgeht, daß 1641 die Hol-Mecklenburger 20 und die Auch eine Rostockische Nation

wird 1659 genannt, jedoch von den übrigen nicht für voll angesehen, wie das ja gewöhnlich das Schicksal der „Kümmelstürken“ und „Pflastertreter“ war.

Es ist dies die Zeit der größten Frequenz der Universität, mit Immatrikulations-zahlen, wie sie weder vor, noch nachher wieder erreicht worden sind. 1619 wurde das 200jährige Jubiläum der Universität mit achttägiger Feier glänzend begangen. Während ringsum der große Krieg tobte, und das platte Land immer abwechselnd bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen verheert wurde, lag Rostock hinter seinen festen Wällen in verhältnismäßiger Sicherheit, ein willkommenes Asyl für sehr viele, die die Kriegsnot heimatlos gemacht hatte. Während der Besetzung der Stadt durch Wallensteins Truppen von 1628—1631 trat allerdings ein bedeutender Rück-gang ein, trotzdem der Friedländer sich der Universität sehr gnädig zeigte und unter anderem dem berühmten Kepler die Professur der Mathematik in Rostock bestimmt hatte, was freilich durch Kepler's Tod vereitelt wurde. Im Wintersemester 1630/31, in dem die Ermordung des Wallenstein'schen Kommandanten Oberst von Hatzfeld durch den Lic. iur. Varmeier geschah und die Stadt über 3000 Mann Wallenstein'sche Besatzung hatte, finden nur 17 Immatrikulationen statt — im dritten Semester darauf, im Sommer 1632, schon 292, und im Sommer 1633 sind es 303 (darunter aller-dings nicht wenige im Alter unter 16 Jahren), und bis etwa 1660 geht die Zahl der im ganzen Jahre Immatrikulierten fast nie unter 250 bis 300 zurück. Daß sich unter dieser Zahl nicht wenige rohe Gesellen befunden haben mögen, lag in den Zeitverhältnissen; von mehr als einem wird berichtet, daß er Kriegsdienst genommen habe und damit verschollen sei. Die akademische Obrigkeit wird denn auch wohl ihre recht guten Gründe gehabt haben, wenn sie in einer Verordnung vom 19. Mai 1639 den Pennalismus und feinetwegen auch den Nationalismus mit den schärfsten Strafen belegte. Auch die Geistlichkeit nahm gegen die Schoristerei und den Nationalismus Stellung, besonders erhob der Pastor zu St. Georgen M. Joachim Schröder, „der oft ungeschickt polternde, aber treueifrige Sionswächter“, wie ihn Tholuck charakterisiert, seine Stimme gegen die den Universitäten und dem Studententum seiner Zeit an-haftenden Mängel in einer Predigt, die dann 1640 im Druck ausging unter dem Titel „Hells klingende Friedensposaune“ und weithin durch ganz Deutschland Beachtung fand.

Inzwischen hatten sich die Nationen vom ersten Schrecken etwas erholt und namentlich wurden nun diejenigen, die sich dem Wortlaute des Edikts von 1639 bereitwillig gefügt hatten, die Opfer ihres Spottes und ihrer Verfolgung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in dieser Zeit die von Anfang an zur Nachgiebigkeit bereite Rostockische Nation in schweren Verruf fiel, der noch 20 Jahre später so nachwirkte, daß kein Rostocker in Rostock selbst die Absolution vom Pennalstande erreichen konnte. Dergleichen konnte selbstverständlich dem akademischen Senat nicht verborgen bleiben, und so erfolgte denn am 13. Nov. 1642 die wiederholte Einschärfung des Edikts gegen den Pennalismus und die National-Collegia, während gleichzeitig in allen Kirchen ein wahrscheinlich von M. Schröder aufgesetztes Formular verlesen wurde des Inhalts, daß alle Angehörigen und Halsstarrigen von der Absolution, dem

Abendmahl, wie auch von der Kanzel ausgeschlossen sein sollten. Ähnlich war man in Frankfurt a. O. und in Königsberg vorgegangen und zwar mit gutem Erfolge: hier versagte die allzugroße Schärfe. Am 18. Nov. überreichten „sämtliche Studiosi dieser Universität Rostock“ durch die Vertreter aller 9 Nationen ein äußerst geschickt abgefaßtes Verteidigungsschreiben, dem sie einen sehr interessanten Einblick gewährende Berechnungen über die Summen, die von den Nationen seit dem Edikt von 1637 ad pias et honestas causas aufgewendet worden waren, als Belegstücke beifügten. So haben sich die Braunschweiger 1637 ein Erbbegräbnis für 46 Tlr. 23 $\frac{1}{2}$ gekauft und 1641 ein Epitaphium für 51 Tlr. 24 $\frac{1}{2}$ dabei setzen lassen; die Schlesier erlegen für einen gänzlich mittellosen Landsmann, Ulrich Riedel aus Neumarkt, die Depositionsgebühr, Wohnung, Bett und Tisch, Kleidung, Schuhwerk und Wäsche, zusammen für 110 fl., bei der Abreise versorgen sie ihn noch mit einem Viaticum von 16 fl. Die Holsteiner besitzen ein für 66 fl. erkaufte Erbbegräbnis in der Nikolaikirche und einen Chor in der Jakobikirche, wofür sie jährlich 20 fl. Miete zu zahlen haben. Ebensoviel spenden sie zur Wiederherstellung der abgebrannten Kirche in Stargard. Die vereinigten Märker und Preußen haben drei Begräbnisse zu bestreiten gehabt für 93 Tlr., die Westphalen haben 6 mit einem Aufwand von 188 Tlr., außerdem Unterstützungen im Betrage von 78 $\frac{1}{2}$ Tlr., Repräsentationskosten, Ehrenbezeugungen und Gratifikationen für 107 $\frac{1}{2}$ Tlr., und dem viermal jährlich gehenden Boten nach der Heimat zahlen sie für jede Reise 9 Tlr., also in fünf Jahren 180 Tlr., sodaß bei ihnen der Verbrauch für diese 5 Jahre sich auf 554 Tlr. beläuft.

Scharfe Verhandlungen der Professoren unter sich und mit den neun Senioren folgten, während deren die ganze Studentenschaft vor dem Sitzungsraum der Entscheidung harrete, und es kam so weit, daß Aufruhr oder Auszug der Studenten in drohender Aussicht stand, bis endlich ein Vergleich zu Stande gebracht wurde, der im wesentlichen den Forderungen der Nation entsprach: Gestattung engeren freundschaftlichen Zusammenschlusses unter den Landsleuten mit gelegentlichen Zusammenkünften, unter Abstellung alles penmalistischen Unfugs und anderer Mißbräuche.

Einigkeit macht stark, das hatten die Nationen recht deutlich erkannt, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß wir erst nach diesem Erfolg der in den Nationen geschlossen vertretenen Studentenschaft von Senioren-Conventen hören. Auf diesen Senioren-Conventen, bei denen auch andere Mitglieder der Nationen anwesend sein konnten, und die anscheinend ständig in Kirchen abgehalten wurden, besonders wohl in der des Hospitals zum heil. Geiste, von der ein gleichzeitig Reisender berichtet, es seien darin Buchläden die ganze Woche offen, auch habe es ihm geschienen, als wenn darin Bier geschänkt würde, kamen allgemeine studentische Angelegenheiten zur Erörterung. Bei wichtigeren Fällen holten die Senioren erst die Entscheidung ihrer Nation ein, sonst wurde mit einfacher Majorität entschieden. Die noch erhaltenen Beschlüsse dieses ältesten S.C., von denen der früheste vom 7. Nov. 1643 datiert ist, beziehen sich sämtlich auf die Abgrenzung der einzelnen Nationen nach Landschaften und Geburtsort, der als die einzige von Natur gegebene Grundlage angenommen wird.

Die Relegation eines Märkers, die auf Grund einer Denunciation wegen Schoristerei erfolgt war, hatte wegen des Verdachts der Anzeige durch junge Semester erneute Plackereien dieser zur Folge, sodaß im Sommer 1647 eine ernste Verwarnung an die Nationen ergehen mußte; 1653 wandte sich die Universität an die Herzöge mit dem Ersuchen, auf dem Reichstag die Unterdrückung des Penmalismus zu unterstützen. Zu Johannis 1656 unternahm die Universität wieder einen Vorstoß gegen die Nationen, indem sie, auf ältere Verordnungen zurückgreifend, ein Verbot des Degentragens ausgeben ließ. Drei Tage darauf veranstaltete die ganze Studentenschaft, zu zwei und zwei geordnet und mit Degen umgürtet, nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr einen großen Umzug durch die Stadt, an den sich eine allgemeine Protestversammlung schloß, die beinahe mit einem Sturm auf das Haus des Rectors Dorscheus endete.

Auch diesmal setzte die Studentenschaft ihren Willen soweit durch, daß nur für Kolleg, Kirche und Wirtshaus das Degentragen unterbleiben sollte. Schon vorher war in den Immatrikulationseid das Gelöbniß aufgenommen, keiner Nation beitreten zu wollen, was sehr einfach dadurch umgangen wurde, daß sich die Neulinge schon vor der Immatrikulation einer Nation anschlossen. Dies war so allgemein üblich, daß Joh. Quistorp der jüngere in seinem Rektorat 1659 60 auf den Eid ganz verzichtete und sich mit einfachem Handschlag begnügte, „damit nicht die Universität mit Meineidigen erfüllt werde“, ein Beispiel, welches Nachahmung fand. Die Tage des Pennalismus und Nationalismus in seiner bisherigen Form waren aber doch gezählt. Das Corpus Evangelicorum hatte zwar 1654 zu Regensburg sehr scharfe Maßregeln dagegen beschlossen, doch war von da bis zur Ausföhrung noch ein weiter Weg, weshalb die Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Helmstädt, Gießen und Greifswald eine Vereinbarung zu demselben Zwecke trafen, * der sich Rostock 1622 anschloß. Das Eigentum der Nationen wurde eingezogen; die Bücher, Siegel und Eaden wurden dem Universitäts-Archiv einverleibt, die Grabstätten von der Universität übernommen und für die etwa hier versterbenden Landsleute der ersten Erwerber offen gehalten, und an Stelle der Nationskassen trat eine allgemeine akademische Unterstützungskasse.

Daß sich das so tief gewurzelte Nationswesen nicht ohne weiteres durch einen Federzug ausrotten ließ, liegt auf der Hand. Schon 1664 zeigen sich Spuren eines von den Füchsen selbst geföhrten Pennalismus, 1665 kommt man schon einer Märkischen und eiger Holsteinischen Landsmannschaft mit farbigen Abzeichen an Hut und Mantel auf die Fährte. Von beiden sind Statutenentwürfe in den Akten. Daneben bestehen, wie die erhaltenen Schriftstücke beweisen, schon 1663 die Pommern wieder, 16 Mann stark, von denen 4 sicher noch der ein Jahr vorher aufgehobenen Nation angehört haben, und von da ab läuft die Mitgliederliste in lückenloser Folge bis 1750 fort. Was sie zusammenhielt, war der Besitz eines doppelten Erbbegräbnißes mit dazu gehörendem Epitaphium und einer eigenen geräumigen Empore in der Domkirche zu St. Jakobi, wofür sie zuerst jährlich 12 Thlr. Miete zahlten und die sie später als Eigentum erwarben. Die Erhaltung des mit dem Pommerschen Wappen geschmückten Chores auf der Nordseite der Kirche für die in Rostock studierenden Pommern war Ehrensache, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführt wurde. Aus einem Streite um den Chor erfahren wir, daß in dieser Zeit wieder Rostocker existierten, die von den Mecklenburgern unterstützt wurden. Der Streit wurde 1677 von Rektor und Konzil zu Gunsten der Pommern entschieden, die von da ab eine gewissermaßen privilegierte Stellung in Rostock einnahmen und von den Universitätsbehörden offiziell als Korporation anerkannt wurden, während alle übrigen Vereinigungen im besten Fall nur stillschweigende Duldung zu gewärtigen hatten. Als sich wiederholt Unordnung in der Kassenföhrung und zweckwidrige Verwendung der eingehenden Beiträge bemerklich machte, beschlossen die Pommern, einen der Herren Professoren oder Prediger zu ersuchen, die National-Eade unter seine persönliche Aufsicht und Obhut und damit das Patronat über die Nation zu übernehmen.

Das Beispiel der Pommern fand Nachahmung. Auch die „Brandenburgischen und Polnischen Preußen“, die im Dezember 1710 um die Erlaubnis zur Errichtung einer National-Kasse einkamen, wollten sich jetzt einen Patron erwählen. Rektor und Senat bescheiden indessen das Gesuch abschlägig, um dem Wiedereindringen des Nationalismus nicht die Wege zu ebnen. Günstiger ist die Stimmung 18 Jahre später, wo die Nationen der Märker und der Mecklenburger öffentlich mit farbigen Abzeichen auftreten. Ihre Versammlungen werden von den Senioren am schwarzen Brett angezeigt, und die Befugnis zur Föhrung des Titels Senior und Consenior wird von der Universität ausdrücklich anerkannt. Über das innere Leben der Nationen in dieser Zeit erfahren wir, daß es im Jahre 1750 neben, oder vielmehr in den Nationen besondere Collegia oder Kränzchen giebt, die ihre eigenen Gesetze haben, die Säumigen mit Strafen belegen, und aus denen keinem der Austritt gestattet wird, der nicht einen Ersatzmann für sich stellt. Auf die Bedeutung dieser Nachricht für

in der Senioren eigene Tasche floß, ergab sich, daß der Senior der Curländischen Nation am meisten belastet war, und da dieser auch sonst gerade nicht im besten Rufe stand, wurde er zur Absetzung vom Seniorat verurteilt und außerdem mit dem Consil belegt. Aus den Akten ergibt sich, daß die Curländer identisch sind mit den 1728 bestätigten, „sämtlichen zu Rostock studierenden Märkern“, die wohl nur zeitweilig nach dem am meisten hervortretenden Teil als „Curländer“ bezeichnet wurden. Eine weitere Namensabänderung trat ein infolge der Absetzung des Seniors Scholz, eines geborenen Curländers, der schon im 12. Semester stand, indem sich die Nation formell auflöste und, da sich doch einmal alles, was nicht Rostocker, Mecklenburger, Holsteiner oder Pommer war, in ihr vereinigte, als „Ausländische Nation“ wieder zusammentrat.

Weitere Schwierigkeiten blieben nicht aus, besonders war das Jahr 1746 ein sehr stürmisches. Heftige Zusammenstöße während des Pfingstmarkts zwischen den Studenten und Offizieren, die ihre Diener mit Kofarden und Schleifen, wie sie die Nationen trugen, ausgestattet hatten, und mit den Handwerksburschen, denen die Studenten das Recht, Degen zu tragen, bestritten, ferner grobe Ruhestörungen in der Marienkirche brachten ernsthafte Maßregeln gegen die Nationen in Fluß, worauf diese mit der Verweigerung der Teilnahme an der Geburtstagsfeier des Landesherrn und anderen öffentlichen Akten drohten. Der Hauptanstifter war der Senior der Mecklenburger Krüger, der sich drohender Strafe durch die Flucht entzog und das Buch seiner Nation mit sich entführte. Am 28. November 1747 verstarb Herzog Karl Leopold, ihm folgte Christian Ludwig II., der schon seit 1728 als Administrator, seit 1733 als kaiserlicher Kommissar tatsächlich die Regierung führte, und auf den jetzt mit dem Tode seines Bruders die Kanzlerwürde überging. Im Sommersemester 1750 bekleidete der Erbprinz Friedrich die Würde eines Rector magnificentissimus der Universität, und am 2. September desselben Jahres erging „auf gnädigsten Befehl seiner Herzoglichen Durchlaucht“ die vielgenannte Verordnung, welche die gänzliche Aufhebung aller „Verbindungen und Gesellschaften unter dem Namen derer Landsmannschaften oder Nationen“ verfügt. Ihr Inventar sollte von den Patronen eingefordert und dem Rektor abgeliefert werden, die Verwaltung etwa vorhandenen Vermögens wurde dem Promotor übertragen. Vermögensobjekte waren außer den Begräbnisstätten so gut wie gar nicht vorhanden, nur die Pommern verfügten über größere Mittel; sie besaßen ein hypothekarisch angelegtes Kapital von 200 Rthlr., weitere 30 Rthlr. in bar und sicheren Ausständen, ihren Chor in St. Jakobi, der durch Weitervermietung freier Plätze noch einen baren Ertrag brachte, und ihre beiden Erbbegräbnisse. Dieses Vermögen wurde besonders verwaltet, und als dann 1797 der Chor veräußert wurde, sorgte der Professor der Mathematik Peter Johann Hecker dafür, daß davon ein Stipendium für in Rostock studierende Pommern gestiftet wurde, welches als das „Heckersche Stipendium für Pommeraner“ noch in Kraft ist und so die Erinnerung an die alte Pommersche Nation aufrecht erhält.

Zehn Jahre nachher traten Verhältnisse ein, die die Entwicklung des Rostocker Studentenlebens in ganz neue Bahnen leiteten. Die von David Chyträus im Einverständnis mit seinen Kollegen Simon Pauli und Lucas Bacmeister 1564

Rostock
und Bülow

entworfenen und von der Universität gebilligten Statuten der theologischen Fakultät verlangten unbedingte Einheit der Lehre, als deren Grundlage die ökumenischen Symbole, die Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel und die Schriften Luthers festgesetzt wurden. Keiner durfte in die Fakultät aufgenommen werden, der sich darüber nicht genügend ausgewiesen hatte, und dieser consensus doctrinae war auch trotz mancher Anfechtungen bis zum Regierungsantritt des unter dem Einfluß des Spener-Franke'schen Pietismus stehenden Herzogs Friedrich festgehalten worden. Herzog Friedrich, ein von tiefer Frömmigkeit erfüllter Herrscher, wünschte nun einem ausgesprochenen Vertreter dieser Richtung, dem Prediger an der Moritzkirche in Halle, M. Christian Albrecht Döderlein, eine theologische Professur an der Universität zu verleihen, stieß aber dabei auf den heftigsten Widerstand von Seiten

der Fakultät und zugleich des Rates der Stadt als Compatron der Universität. Mit dem Räte auch sonst in verschiedenen Differenzen, erwirkte er 1758 ein kaiserliches Patent zur Errichtung einer neuen Universität in seinen Landen und begründete darauf hin die Universität Böhlow, die am 20. Oktober 1760 eröffnet wurde. Döderlein wurde erster Rektor der neuen Hochschule, an die natürlich das ganze Kollegium der herzoglichen Professoren mit übersiedelte, während das Kollegium der rätlichen Professoren in Rostock zurückblieb und hier die Universität fortsetzte. Daß zwei Universitäten für das kleine, schwer unter den Nachwirkungen des siebenjährigen Krieges leidende Land zu viel waren, lag auf der Hand, wenn auch Rostock am meisten darunter litt, da der Rat der schwerbelasteten Stadt nicht in der Lage war, das Professorenkollegium in der für eine volle Universität nötigen Weise zu vervollständigen, und weil, was besonders ins Gewicht fiel, die Universität Rostock darauf verzichtete, Promotionshandlungen zu vollziehen, obgleich sie nach dem oben angeführten Privilegium des Papstes Martin V. vom 27. Februar 1427 das formelle Recht dazu besessen hätte. Daß Rostock nicht mehr promovierte, war sehr bald bekannt geworden, und ein zeitgenössischer schwedischer Humorist stellt die Möglichkeit, in Rostock Magister zu werden, der, im Monde eine Beamtenstelle zu erlangen, völlig gleich.

Die Erwägung, daß der gegenwärtige Stand der Dinge beiden Universitäten den Untergang zu bereiten drohte, und daß Rostock neben seinen alten Traditionen auch noch alle Vorteile als bedeutende See- und Handelsstadt vor der kleinen Landstadt Böhlow voraus hatte, mußte sich im Laufe der Jahre beiden streitenden Teilen aufdrängen und machte sie zu Verhandlungen geneigt, die im grundgesetzlichen neuen Erb-Vertrag des regierenden Herzogs Friedrich Franz mit der Stadt Rostock am 15. Mai 1788 ihren Abschluß fanden. Hierin wird die Verlegung der Universität Böhlow mit allem Zubehör, Bibliothek, Naturalien-Kabinet und sonstigen Verleihungen nach Rostock dekretiert, mit der Zusicherung, daß sie die einzige im Lande sein, für ewige Zeiten in Rostock bleiben und keine neue Gründung sein, sondern die am 15. Februar 1419 gestiftete, am 18. August 1560 vom Kaiser bestätigte, auf den christlichen Symbolen und der Augsburgerischen Konfession beruhende alte Rostocker Universität bleiben sollte.

Am 27. April 1789 wurde die Universität Böhlow durch Anschlag am schwarzen Brett für geschlossen erklärt; am 15. Mai trat der aus Helmsbüchel berufene Ober-Kirchen- und Konsistorialrat Dr. th. J. C. Veltjusen sein Amt als erster Rektor der wieder vereinigten Hochschule an; 21 Professoren, darunter nicht wenig Namen von sehr gutem Klang, und 10 Privatdozenten bildeten den Lehrkörper, und auch ein Rektor der französischen Sprache, sowie Stallmeister, Tanzmeister und Fechtmeister waren vertreten, und die wenig reichhaltige Rostocker Bibliothek wurde durch den Hinzutritt der infolge großer Schenkungen von Seiten des Herzogs über dreimal so starken Böhlower auf nahe an 19000 Bände gebracht. Am Ende dieses Rektoratsjahres wurden 140 Studenten gezählt, während zu Beginn beide Universitäten zusammen kaum die Zahl von 80 erreicht haben mögen.

Gleich in diesem Jahre wurde dem Rektor offiziell angezeigt, daß die Mehrheit der Studentenschaft sich einen Senior erwählt habe, ein eigenes Gesetzbuch besitze und eine Mitgliederliste führe, auch müsse jeder neu beitretende dem Senior für die weiße Schleife etwas erlegen und andere Beiträge leisten. Obgleich nicht alle Studenten dabei beteiligt seien, verleihe doch das Gesetzbuch dem Senior eine solche Macht, daß er die ganze Studentenschaft zu Feierlichkeiten zusammen berufen und jeden zur Zahlung des auf den Kopf entfallenden Beitrags nötigen könne. Der Beitrag war auf 52 Schilling festgesetzt und wurde neben der Bestreitung der Kosten bei öffentlichen Aufzügen zur Unterstützung kranker und notleidender Studenten verwandt.

Aus dem Jahre 1791 ist die Existenz eines Unitisten-Ordens belegt, der von einem Geistlichen zur Anzeige gebracht wurde, weil sein Sohn wegen seiner Weigerung, dem Orden beizutreten, schwere Verfolgungen, selbst mit bewaffneter Hand,

zu erleiden hatte. Die beigelegte Mitgliederliste weist 21 Namen auf. Nach derselben Quelle hat auch der „schwarze Orden“ hier Eingang zu finden versucht, aber vergeblich, während der Orden der Beständigkeit durch einen Herrn von Winterfeld vertreten wird, der sehr eifrig für ihn wirbt. Die vorgeladenen und ernstlich befragten Angeklagten schwören sich frei, doch verläßt der größere Teil der als Ordensbrüder denunzierten noch mit demselben Semester die Universität. Mehr Ergebnisse hatte eine zu Anfang 1794 eingeleitete Untersuchung gegen eine Gesellschaft zur Beseitigung akademischer Vorurteile, die ein Stud. Eberhard mit 6 Genossen am 19. September 1793 gestiftet hatte. Das Gesetzbuch, die Mitgliederliste und eine Anzahl von Briefen fielen in die Hände der Behörde, sodaß wir über diese Vereinigung ziemlich gut unterrichtet sind. § 1 der Gesetze untersagt Duelle von Mitgliedern der Gesellschaft unter sich, § 2 verbietet den Mitgliedern, sich einem Orden anzuschließen, es sei denn, daß die äußerste Not dazu zwingt, § 11 verlangt von jedem Streit mit außerhalb der Gesellschaft Stehenden Anzeige beim Vorstand, der Rat erteilt, wie weiter vorgegangen werden soll; der später nachgetragene § 51 verbietet den Mitgliedern der Gesellschaft das Duell überhaupt, doch kann es fraglich erscheinen, ob dieser Zusatz nicht erst nach Einleitung der Untersuchung beigefügt ist. In sich scheint in den „Gesetzen“ nichts enthalten, was gegen die Universitätsgesetze verstößt, wenn man nicht die Existenz eines mit ziemlich weitgehenden Vollmachten ausgestatteten „Direktoriums“ und die Erhebung vierteljährlicher Beiträge dafür ansehen will. Bis zum 25. November 1793 waren 31 Mitglieder eingetreten, bis auf einen Curländer sämtlich Mecklenburger, 10 davon aus Rostock und dessen nächster Umgebung. In diesen zwei Monaten war indessen der Gesellschaft wahrscheinlich wegen ihrer Stellung zur Mensur schon eine sehr starke Opposition in der Studentenschaft erwachsen, die zu offenen Tumulten führte und ein Einschreiten nötig machte. Die Unitisten und die Constantisten regten sich wieder, und so lag es sehr nahe, den „Bund der Freundschaft und Eintracht“ gleichfalls zu den streng verbotenen Orden zu rechnen und demgemäß zu behandeln, doch wurden schließlich diese und einige andere gleichzeitig schwebende Untersuchungen durch allgemeine Amnestie niedergelegt.

Unter dem 10. November 1795 erging ein landesherrlicher Erlaß, der alle und jede Studenten-Orden schlechterdings verbot und die nach diesem noch als Ordensmitglieder Überwiesenen mit der schärfsten Relegation belegte. Diesen Erlaß bekam jeder neu eintreffende Student zugleich mit der Matrikel eingehändigt. Unter dessen spuken aber die Constantisten in Rostock immer weiter und richteten Michaelis 1796 wieder eine Loge auf, und im Jahre 1797 fallen bei Gelegenheit einer Untersuchung wegen Zweikampfes den akademischen Behörden die Gesetze des Ordens der Beständigkeit, der damals 5 ältere und 14 neu aufgenommene Mitglieder zählte, in die Hände, womit die Nachrichten über die Orden schließen. Von landsmannschaftlichen Vereinigungen ist um diese Zeit nicht die Rede; wir hören von nun an nur von der „allgemeinen Burschenschaft“, die schon 1781 in den gleichfarbigen Schleifen für sämtliche Studierende und dann in der Wahl von Senioren hervortritt. Im Laufe der Jahre waren Streitigkeiten in Betreff des Comments vorgefallen, weshalb die Burschenschaft am 15. September 1809 einen Ausschuß von 4 Mann erwählte, der auf Grundlage des alten „Rostock-Halle'schen“ Comments eine genaue Prüfung der verbesserungsbedürftigen Punkte vornahm. Diese wurden dann von einer zweiten Kommission revidiert, und die so gewonnene Fassung am 21. und 22. Januar 1810 der Burschenschaft vorgelegt und von dieser genehmigt, wobei beschlossen wurde, 5 Repräsentanten aus der Burschenschaft zu wählen, die über den Comment wachen sollten. Diese Commentwächter scheinen allerdings ihr Amt sehr leicht genommen zu haben, denn schon Michaelis 1811 befolgte die Burschenschaft bei Mensuren nicht mehr den Rostock-Halle'schen, sondern den Göttinger Comment. 1812 wurde daher eine neue Kommission eingesetzt, und der von dieser festgestellte Comment von der Burschenschaft genehmigt. Nach dem neuen, am 5. Dezember 1812

Die allgemeine
Burschenschaft.

förmlich durch einen feierlichen Kommers eingeweihten Comment lag die exekutive Gewalt zwar in den Händen der ganzen Burschenschaft, doch wählte sich diese fünf Repräsentanten, die über die Einhaltung des Comments zu wachen hatten, nämlich einen Senior, drei Conseniores und einen Sekretär. Über das Verhältnis der Burschen gegeneinander heißt es § 126 ff.: Es ist die Pflicht aller Burschen, weil sie nur Einen brüderlichen Verein ausmachen, sich gegenseitig auf das brüderlichste und freundschaftlichste zu begegnen. Jeder Bursche muß mit Hintansetzung anderer Rücksichten seinem Kommilitonen, der mit Philistern Skandal bekommt, Beistand leisten. Auf ein „Bursche heraus“! muß daher ein jeder Bursche, der es hört, sogleich bewaffnet erscheinen. Dagegen erhält einen Rüssel, wer ohne Not in der Trunkenheit „Bursche heraus“ ruft; wer dies in der Nüchternheit thut, fährt temporär bei. In temporären Verschiß fährt außerdem jeder Bursch, der sich in eine Verbindung, Landsmannschaft oder Orden einläßt. Dem Comment schließt sich ein Verzeichnis der Mitglieder der Burschenschaft von Semester zu Semester an, welches darthut, daß zwar nicht alle Rostocker Studenten ihr angehörten, aber doch die große Mehrzahl. Im



J. Röschner's Originalphotographien

Das Rathaus.

V. Hülsen, Berlin.

Sommersemester 1815 sind nur 25 verzeichnet, „da die mehrsten Burschen beim Wechsel dieses halben Jahres Wissenschaft mit Kampf ums Vaterland vertauscht hatten“. Sonst beläuft sich die Zahl durchschnittlich auf 70—80. Das letzte Semester ist das von Michaelis 1817 bis Ostern 1818 mit 83 Namen. Als Abzeichen trugen sie, wie ein Tagebuch aus jener Zeit berichtet, rote Mützen.

Aus den angegebenen Daten ergibt sich, daß die von der Jenaer Burschenschaft erlassene Einladung zum Wart-

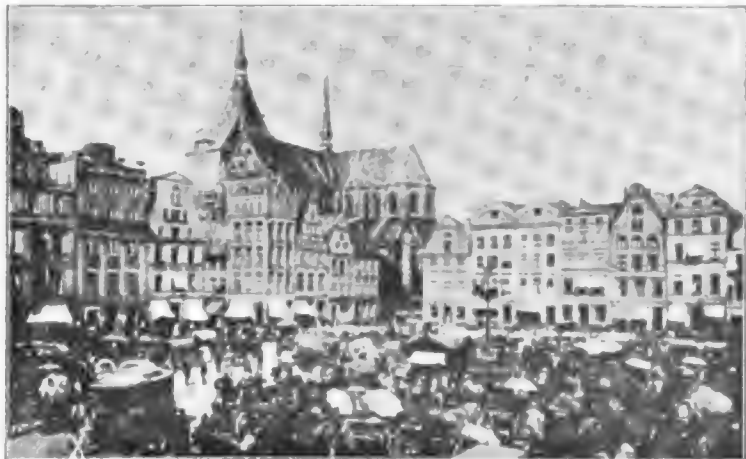
burgfest 1817 streng genommen an die unrechte Adresse gekommen war, da die alte Rostocker Burschenschaft mit der neuen Jenaer nichts als den Namen gemeinsam hatte. Obgleich die Rostocker Burschenschaft ihr Ausbleiben wegen Ebbe in der Kasse entschuldigt hatte, war sie doch durch drei zur Zeit in Jena studierende Mitglieder, den früheren Senior Johnsen und die Burschen Wackerow und Michaelsen auf dem Wartburgfeste vertreten. Es hatte sich also die Umwandlung ganz unmerklich vollzogen, und es fehlte nur noch das offizielle Siegel drauf. Im Sommersemester finden wir die Rostocker Burschenschaft vollständig konstituiert; erster Vorsteher ist Wallenius, der im Semester vorher erster Consenior war, und am 8. Juni 1818 werden die ersten fünf Füchse aufgenommen. Zum Burschentage in Jena, den 18. Oktober 1818, war der Sprecher Raspe entsandt worden; die Mitgliederzahl betrug in diesem Semester 52, darunter 16 Füchse, das nächste Semester wies 56, darunter 11 Füchse, auf. Bei dem zur Enthüllung des Blücher-Denkmales am 26. August 1819 stattfindenden Fackelzug trat Kracht, der Sprecher der Burschenschaft, als Wortführer der ganzen Studentenschaft auf. Aber schon wenige Wochen später wurden die Karlsbader Beschlüsse (vgl. oben S. 105) zu Bundesratsbeschlüssen gemacht: die Protokolle der Vorsteher-Versammlungen der Rostocker Burschenschaft brechen mit dem 22. Februar plötzlich ab.

Aus der Verteidigungsschrift einer Arminia, die zu Ostern 1830 als verbotene Verbindung in Untersuchung geriet, geht hervor, daß 1827 die ganze Studentenschaft in einer „Allgemeinheit“ vereinigt war, sich jedoch im Sommer 1828 in zwei Parteien, die der Arminen und die der Germanen, die sich später

Die
Burschenschaft
v. J. 1818.

Constantisten oder auch Vandalen nannten, spaltete; die beiden Parteien standen sich von vornherein scharf gegenüber, was zu zahlreichen Duellen und schließlich zur Verrufserklärung führte. Diesmal kamen die Betroffenen nach vielen Verhören, Stadt-arrest und anderen Unannehmlichkeiten noch mit einem blauen Auge davon, da Großherzog Friedrich Franz I. auf Fürsprache des akademischen Senats die gesetzlichen Strafen erließ. Die am meisten Bloßgestellten hatten Rostock wohl schon vorher verlassen und die zurückgebliebenen hielten sich ruhig, sodaß wenigstens die akademischen Gerichte und der Regierungsbevollmächtigte vorläufig keinen Grund hatten, sich mit ihnen zu befassen. Wenn wir Fritz Reuter glauben wollen, der gerade ein Jahr nach dem Abschluß der Hauptuntersuchung hier immatrikuliert wurde, und in der oben (S. 118) angeführten Stelle sich selbst als Mitglied der „Allgemeinheit“ bezeichnet, so war doch wohl im ganzen alles geblieben, wie bisher, und im Frühjahr 1835 wurde wiederum die Existenz einer Vandalia und einer neuerdings konstituierten Burschenschaft berichtet. Bei dem angestellten Verhör erklärten beide, durchaus keinen verbotenen Verbindungen, sondern ganz unschuldigen Fechtbodengesellschaften anzugehören, und es existiere keinerlei Gegnerschaft zwischen beiden Gesellschaften; doch genügte der hinlänglich begründete Verdacht, fünf Studierende mit dem Consil zu belegen.

Wir wissen aus Fritz Reuters Lebens- und Leidensgeschichte, daß die mecklenburgische Regierung einen milderen Maßstab anlegte als manche der übrigen Bundesregierungen und nur die durch die Karlsbader Beschlüsse festgestellten harten Maßregeln gegen jedes Verbindungsweisen als treues Bundesglied in Ausführung brachte. Es sind aus der späteren Zeit keine weiteren Verfolgungen gegen das Verbindungsweisen bekannt außer der gegen John Brinckmann, den zweiten plattdeutschen Schriftsteller Mecklenburgs, der wegen Beherbergung Greifswalder, burschenschaftlicher Umtriebe verdächtiger Studenten relegiert sein soll. Die Universitätsakten ergeben nichts darüber. Wohl aber bestand in der Mitte der vierziger Jahre ein Corps der Hanseaten, von dem noch einige Mitglieder in hochangesehener Stellung leben. Auch das böse Jahr 1848 ging, soweit es die Rostocker Studentenschaft betrifft, verhältnismäßig ruhig vorüber. Rostock war überhaupt damals eine Universität für höhere Semester, wie sie es zum Teil noch heute ist. So kam es denn auch, daß ein in der Mitte der fünfziger Jahre aufgethanes Corps Obotritia keinen langen Bestand hatte.



J. Rißners Straßphotogramm.

S. Hülger, Berlin.

Der neue Markt mit Marienkirche.

Die
Burschen-
schaft in
den 30er
Jahren.



J. Rißners Straßphotogramm.

S. Hülger, Berlin.

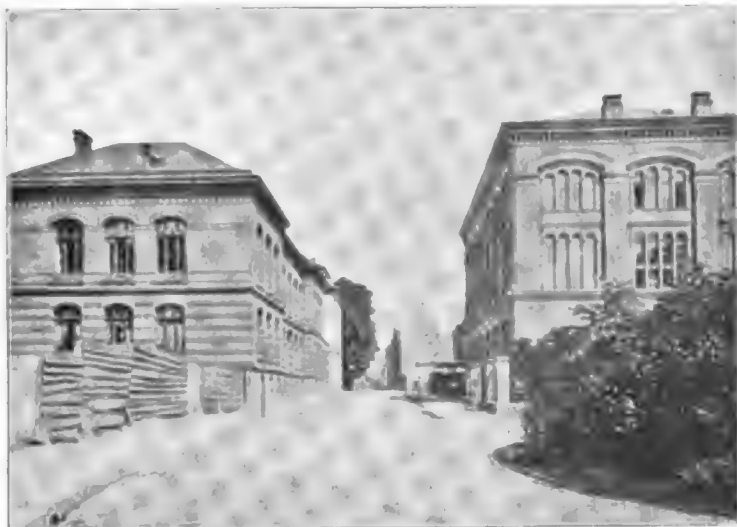
Kroepellner Thor und Jacobi-Kirche.

gepflegte Anlagen ziehen sich, dem Lauf der alten, zum Teil noch erhaltenen Mälle und Bastionen folgend, auf der Landseite um die altertümliche innere Stadt, die im Süden und Osten von weitausgedehnten Vorstädten umgeben ist, während im Westen und Norden die schiffbare Warnow sie umfließt, die 12 km unterhalb der Stadt bei dem als Badeort sehr beliebten Warnemünde die See erreicht. Kann sich auch die nähere Umgebung der Universitätsstadt mit den vielen landschaftlich mehr begünstigten Schwestern nicht messen, so entbehrt sie doch keineswegs des eigenen Reizes, und die prächtigen Forsten am Seestrande, in erster Linie der Buchenhochwald bei Doberan und am Heiligen Damm, ein leicht zu erreichendes Ausflugsziel, werden jeden Naturfreund mit Entzücken erfüllen.





Die burschenschaftlichen Ideen hatten in Greifswald nur wenig Anklang gefunden; vorübergehend hatte eine Burschenschaft Allemannia existiert, die indessen von Seiten der Behörden aufgelöst wurde. Erst als im Jahre 1856 bei der 400jährigen Jubelfeier der Universität auch alte Burschenschafter nach Greifswald kamen und hier viel bei einem wissenschaftlichen Verein, der sich „Französisches Kränzchen“ nannte, verkehrten, wurden die Mitglieder des Vereins für die burschenschaftliche Sache gewonnen, und



Photographie v. Williams, Berlin

Die neue Universität und die Bibliothek.

die Gründung der Burschenschaft Rugia mit den Farben rot-weiß-grün beschlossen. Von ihr zweigte sich 1862, anfangs in der Absicht, aktive Politik zu treiben, eine Anzahl von jüngeren Leuten ab und gründete die Burschenschaft Germania, die zunächst schwarz-rot-gold als Farben annahm und schwarze Sammet-mützen trug, später aber die Grundfarbe ihrer Mütze in das noch heute getragene Violett umänderte.

Academische Turnvereine sind die Cimbria (grün-silber-rosa), die Teutonia (hellblau-gold-rot), die beide dem V.-C. angehören, und der A. T. V. vom Jahre 1874. Die aus einem 1868 gegründeten pharmaceutischen Verein hervorgegangene Markomannia (blau-silber-grün) ist frei schlagende Verbindung. Christliche Verbindungen sind die Sedinia (rot-gold-moosgrün), der Wingolf (schwarz-weiß-gold), der hier ein eigenes Haus besitzt, die katholischen, die Allemannia (schwarz-gold-grün) und die nicht farbentragende Normannia. Studentische Geselligkeit wird neben dem Gesang in der 1874 gestifteten studentischen Liedertafel und dem Gesangsverein Guilelmia (schwarz-weiß-hellblau), neben der Wissenschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen aller Fakultäten gepflegt.

Mit der Bürgerschaft steht die Universität hier auf so gutem Fuß, daß sich bei allen städtischen und öffentlichen Festen Professoren und Studierende beteiligen, die dadurch zeigen, ein wie lebhaftes Interesse sie an dem Geschick und dem Wohl-

ergehen Greifswalds nehmen, ein Interesse, das die Stadt durchaus verdient. Zwar fehlt ihr äußerlich der Zauber mancher süddeutschen Universitätsstadt, aber Greifswald ist von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich bedacht. Die Stadt selbst allerdings liegt im ebenen Lande, so daß man ihre Wahrzeichen, die Hauptkirchen, den „schlanken Nikolaus“ und die „dicke Marie“, schon von weitem erblickt, aber eine kurze Fahrt den Ryk hinab, bringt uns an die rauschende Ostsee, wo einst ein mächtiger Wald, der „Greif“, sich er-

Die Stadt und ihre Umgebung.



Photographie v. Williams, Berlin

Das alte Universitätsgebäude.





1457.

... „graben helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt un-
verlegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und himmlischer Weisheit,
zu Erlösung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.“

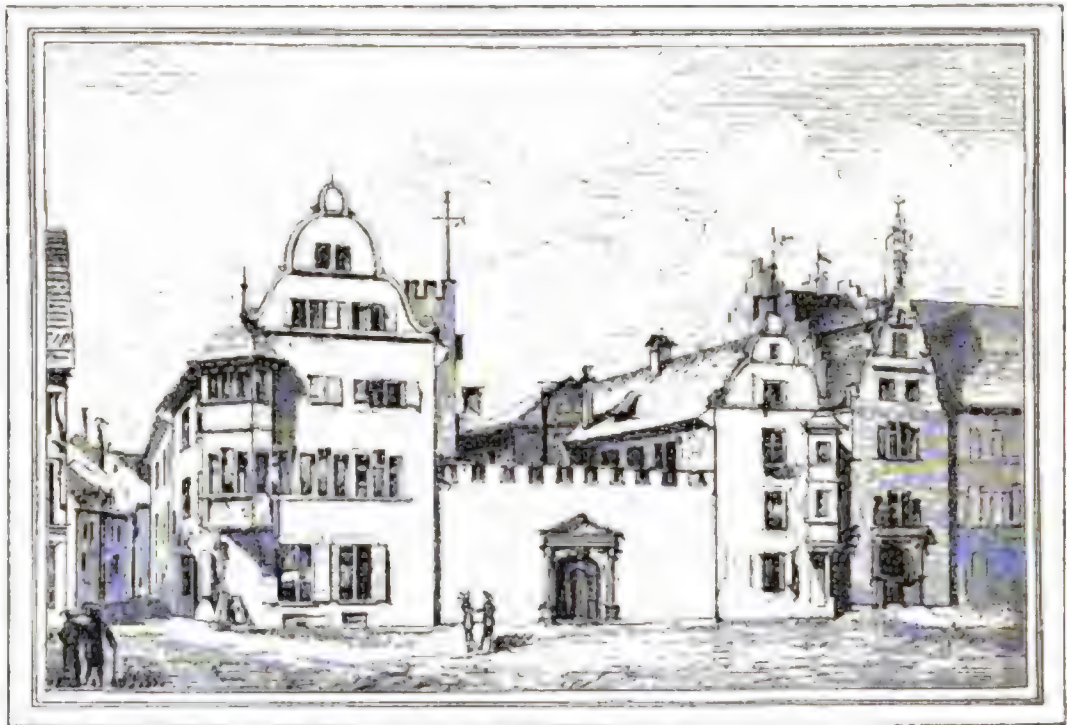
Es ist kein Zufall, daß diese Worte, mit denen Albrecht VI., Erzherzog von Österreich, in der Urkunde vom 21. September 1457 seiner Absicht Ausdruck verlieh, zu Freiburg im Breisgau eine Universität zu stiften, in der Stiftungs-
urkunde der Tübinger Hochschule wiederkehren, denn ein nicht geringes Verdienst um die Stiftung der Freiburger Universität ist der Gemahlin Albrechts, Mathilde, zuzu-
schreiben, und dieselbe für die Wissenschaften begeisterte Frau hat auch ihren Sohn erster Ehe, den Grafen Eberhard von Württemberg, angetrieben, in Tübingen seinem Lande eine Hochschule zu errichten. Beide Universitäten sind zu einer Zeit gegründet,
da im südwestlichen Deutschland die Begeisterung für den Humanismus ein neues wissenschaftliches Leben schuf. Während aber in Tübingen die Blüte des Humanis-
mus nur von kurzer Dauer war, und das Studium der klassischen Sprachen sich dem der Theologie unterwerfen mußte, hat in Freiburg gerade umgekehrt zunächst der Humanismus in seiner reinsten Form den Sieg davongetragen und mächtig auf die Theologie eingewirkt. Die hohe Blüte der Freiburger theologischen Fakultät am Ende
des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts ist besonders durch die aus dem Elsaß stammenden Lehrer, deren Ansehen und Bedeutung auf der hohen, damals überhaupt am Oberrhein verbreiteten Bildung beruhte, und durch die von Konrad Celtis gegründete Donau- und Rheingefellschaft sowie durch die Straßburger und Schlett-
städter gelehrte Gesellschaft und die von Erasmus gegründete Basler herbeigeführt worden. Ihr Einfluß wirkte zwar zunächst ihrem ganzen Wesen gemäß auf die Philo-
logie, dann aber auch in hohem Maße auf die Theologie ein, und indem sie die hervor-
ragendsten Gelehrten am Rhein vereinigten, verbreiteten sie weithin Bildung und Auf-
klärung. Zu den ersten Lehrern der Hochschule zählten Reuchlin und Erasmus; Geiler von Kaisersberg war im Jahre 1476 ihr Rektor. Johann von Stein erhielt in Freiburg seine Bildung; er ging nach Paris, wurde dort zweimal Rektor der Sorbonne und führte dort und damit zugleich in Frankreich durch die Gesell-
schaft der adamannischen Brüder die Buchdruckerkunst ein. Waldseemüller, der in St. Dié in Lothringen im Jahre 1507 zum ersten Mal die Reisen Amerigo Vespuccis mit der ersten Karte des neuen Weltteils veröffentlichte und dadurch dem Weltteil den Namen gab, war in Freiburg geboren und hat dort seinen Studien obgelegen. Kein Wunder, wenn bei so hohem Stande der Bildung sich hier nun auch ein hohes
Selbstgefühl entwickelte, wenn man es offen aussprach, daß es unnötig sei, sich in
Italien eine Bildung zu erwerben, die man, von der Kunst des Buchdrucks unter-
stützt, sich ebenso gut am Rhein verschaffen konnte. Solche Äußerungen des nationalen

Gründung der
Universität.

Hoher Stand
der Bildung am
Oberrhein.

Selbstbewußtseins waren in jener Zeit selten, und was wichtiger ist, sie waren hier voll berechtigt.

Wenn nun freilich schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Scholastik die Oberhand gewann, und die Rheinländer unter den Lehrern sich fast alle zurückzogen und das Feld den Schwaben überließen, so ist doch diese Grundströmung des Humanismus in der ganzen Zeit des Bestehens der Hochschule zu erkennen; bald zeigt sie sich stärker, bald schwächer, aber niemals fehlt sie ganz, selbst nicht in der schweren Zeit, als die Gesellschaft Jesu zwei Fakultäten der Hochschule ihrer Herrschaft unterworfen hatte und bei der Regierung des Landes thatkräftige Unterstützung fand. Auch da lebte der Humanismus weiter, und wenn er auch zu schwach war, um schaffend auftreten zu können, es gelang ihm doch zu verhindern, daß das wissenschaftliche Leben an der Hochschule ganz unterdrückt wurde.



Die alte Universität.

Ungünstige
äußere
Verhältnisse.

Die äußeren Umstände waren in der ersten Zeit der Universität wenig günstig. Die Stadt wurde mehrfach von der Pest heimgesucht, sodaß die Universität auswandern mußte, und man im Jahre 1492 sogar ernstlich in Erwägung zog, sie dauernd nach Rheinfelden zu verlegen. Zwar wurde zwei Jahre später dieser Gedanke wieder aufgegeben, aber schon 1496 wurde er von neuem erörtert. Diesmal machten Gerwürfnisse mit der Stadt, die von der Gründung der Hochschule an bedeutend zu ihrem Unterhalte beigesteuert hatte, die Wahl eines anderen Ortes wünschenswert. Als dann aber infolge der für das Jahr 1498 erwarteten Ankunft Kaiser Maximilians, der der Hochschule wohlgesinnt war, die Stadt sich nachgiebig zeigte, wurde diese Gefahr glücklich abgewandt. Eine zweite Flucht vor der Pest nach Rheinfelden im Jahre 1501, die nach der Rückkehr schwere ökonomische Verlegenheiten bereitete, hatte insofern günstige Folgen, als man gezwungen wurde, sich volle Klarheit über die finanziellen Verhältnisse zu schaffen und eine durchgreifende Reform dieser Dinge herbeizuführen. Es wurde zu dem Zweck ein Ausschuss eingesetzt und damit zur Wirtschaftsdeputation der Grund gelegt.

Die Reformation fand in Freiburg unter Lehrern und Schülern viele stille Anhänger; da aber die Regierung von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen

scharf gegenübertrat, und die Bürgerschaft sich im großen und ganzen den Neuerungen gegenüber nicht bloß ablehnend verhielt, der Stadtrat vielmehr jede Gelegenheit ergriff, die Angehörigen der Hochschule bei der Regierung zu verdächtigen, so wagte sich niemand offen zu ihnen zu bekennen, und als im Oktober 1567 der Erzherzog Ferdinand, der streng katholisch war, nach Freiburg kam, wurde die Entscheidung schnell herbeigeführt. Ferdinand verlangte die Durchführung der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens, cuius regio, eius religio, und die Universität erklärte, keinen mehr als Angehörigen dulden zu wollen, der sich weigere, das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören. Alle fügten sich mit Ausnahme eines einzigen, Freigins, der sich nach Basel begab. Bei der Bürgerschaft aber, die früher so eifrig gewesen war, die Angehörigen der Hochschule der Ketzerei zu beschuldigen, trat jetzt eine Wandlung ein. Häufig findet nun die Universität Gelegenheit, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und für die Regierung war das ein willkommenener Anlaß, strenge Maßregeln zu ergreifen, die sich auch gegen Studierende protestantischen Bekenntnisses richteten und von nachteiligen Folgen für die Hochschule begleitet waren; der Besuch nahm in der nächsten Zeit bedeutend ab.

Das studentische Leben unterschied sich während dieser Zeit kaum von dem Studentenleben im 16. Jhdt. auf anderen Universitäten. Dadurch, daß ursprünglich die Studierenden in den Bursen wohnen mußten, war die Handhabung der Disziplin verhältnismäßig leicht, wenn auch Ausschreitungen nicht selten vorkamen. Allmählich aber wurde es in größerem Umfange erlaubt, außerhalb der Bursen zu wohnen, besonders als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Besuch der Hochschule durch Adlige immer mehr zunahm. Tänze und nächtliche Umzüge, übermäßiges Trinken und infolgedessen häufige Händel mit den Bürgern und der Studierenden unter einander gaben fortwährend zu Bestrafungen Anlaß, ohne daß darum freilich eine Besserung eintrat. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten fand aber ein Ende, als in den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine immer wachsende Anzahl „Welscher“, Burgunder, Lothringer und Franzosen vom Adel, die Hochschule besuchten. Ihr übermütiges Benehmen veranlaßte die alten Feinde zum Zusammenschluß. Die nächste Folge davon war die Einführung des regelrechten Zweikampfs. Der erste, der erwähnt wird (1579), wurde nach deutscher Sitte auf den Hieb ausgefochten, aber bald nahm das französische Duell auf den Stich überhand. Doch zeigt die Aufforderung, „den Handel doch fein studentisch auf den Haul auszumachen“, und die Drohung der Universität, „daß sie jeden unmachtlich relegieren werde, der punctum vorgehe“, was man für rechte studentische Sitte hielt. Wenn man nun, wie berichtet wird, bei diesen Raufereien zwischen Welschen und Deutschen sich durch Bänder in den Nationalfarben unterschied, so liegt der Schluß nahe, daß die Deutschen, da eine gemeinsame Nationalfarbe nicht existierte, die Farben ihrer einzelnen Heimatländer trugen und sich so auch landsmannschaftlich von einander geschieden hatten. Bestätigt wird diese Annahme durch ein im Jahre 1595 gegen das Farbentragen erlassenes Verbot, von dem man annehmen muß, daß es geachtet hat, da es später nicht wiederholt wird.

Die vorhin erwähnte Abnahme der Studentenzahl gegen das Ende des Jahrhunderts wies auf die dringende Notwendigkeit hin, im Unterricht Reformen vorzunehmen, und wie bei der Gründung der Universität die Artistenfakultät „die Mutter der Hochschule“ gewesen war, so ging sie auch in diesen Bestrebungen mit gutem Beispiel voran. Zunächst suchte sie dem Hauptmangel abzuhefen, der ungenügenden Vorbereitung für das Studium, die sich allmählich durch die geringen Leistungen der Stadtschulen sehr fühlbar gemacht hatte. Es wurde zu dem Zweck im Jahre 1572 das Pädagogium gegründet, das sich bald zu einer vierklassigen Gelehrtenschule — dem gymnasium academicum — auswuchs und die Vorbereitung in den klassischen Sprachen, der Logik, Rhetorik und Poetik übernahm. Die theologische Fakultät folgte zuerst in der Reform, aber auch die beiden anderen schlossen Reformen zu Beginn des 17. Jhds. sich an, und mit dem Jahre 1607 war sie in allen Fakultäten vollzogen. In der medizinischen wurde für die Gründung eines Krankenhauses und eines theatrum

so daß sie wenigstens für die juristische und medizinische Fakultät 1766 vollendet war. Die beiden andern blieben, wie sie waren, und auch mit der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens in den habsburgischen Landen war noch nicht alles erreicht, denn jetzt galt es, den Bestrebungen der Benediktiner entgegenzutreten. Zunächst wurde der Versuch, die theologische Fakultät nach Konstanz zu verlegen und dort mit dem Lyceum zu verschmelzen, siegreich zurückgewiesen, und als die Benediktiner dann die Lehrstühle der theologischen und philosophischen Fakultät in ihre Hände zu bringen versuchten, scheiterte auch dies Unternehmen an der Einigkeit unter den Professoren. Da brachen die Koalitionskriege aus, und schwere Verluste trafen die Hochschule. Wenn auch die über den Rhein vordringenden Franzosen teilweise schonend verfahren und der Hochschule keine Kontributionen auferlegten, so begreift man doch den Jubel, mit dem der Erzherzog Karl als Befreier empfangen wurde, und die Dankbarkeit, die ihm die Hochschule erwies, indem sie ihn zum rector perpetuus erwählte. Aber die Güter im Elsaß waren vom Nationalconvent eingezogen, und alle Bemühungen in Paris, Rastatt und Regensburg, sie wieder zu erlangen, waren vergebens.

Der im inneren Leben der Hochschule eingetretene Umschwung fällt naturgemäß bei der philosophischen und theologischen Fakultät am meisten ins Auge. Die Naturwissenschaften machen sich jetzt frei von der Abhängigkeit, in der sie bis dahin von der Medizin gestanden hatten; Sammlungen, wie die mineralogische und die zoologische, werden angelegt oder erweitert, ein chemisches Laboratorium wird geschaffen, die Bibliotheken der Fakultäten vereinigen sich zur Universitätsbibliothek, und diese erhält ein eigenes Gebäude. In der philosophischen Fakultät glänzen die Namen Rottecks und Jacobis, des ersten Protestanten auf einem Freiburger Lehrstuhl, der von Josef II. als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde.

Das studentische Leben bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts spiegelte hier wie überall die allgemeinen Verhältnisse wieder. So lange die Jesuiten die Übermacht hatten, beherrschten sie die Studentenschaft durch die Kongregationen, an denen außer den Beamten auch noch das Militär und der Adel teilnahmen. Sie setzten sogar 1737 durch, daß jeder Student zur Kongregation gehören, sodalis sein mußte. An den Hauptfesten mußten die Beichtzettel an den Pedellen abgegeben werden, und wenn dies nicht geschah, so griff der Dekan ein. Mit welcher Rigorosität die Patres vorgingen, zeigt ein von Schreiber in seiner Geschichte der Universität Freiburg angeführtes Beispiel, wonach die Universität ihren ganzen Einfluß aufbieten mußte, damit die Patres nicht durchsetzten, daß für einen verstorbenen Studenten, der in Augsburg mit der Kongregation Differenzen gehabt hatte, die Feier der üblichen Erequien durch seine Sodalen verboten wurde. Solche Strenge hatte die Folge, daß sich die Studenten durch Hohn und Spott für den Zwang zu rächen suchten, wie unter anderm die Gründung der Tabackskongregation und die vielen Katzenmusiken zeigen, daß andererseits die Ausschweifungen im geheimen zunahmen, und gemeine Verbrechen wie Diebstähle, ja sogar ein Raubmord in der Sapienz vorkamen. Das Verhältnis der Studenten zur Garnison war recht unerquicklich, konnte auch bei dem unglaublichen Hochmut, mit dem die Soldaten gegen die Studenten auftraten, nicht wohl anders sein; körperliche Mißhandlungen waren nichts Seltenes, und die Universität war trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht im stande, ihre Angehörigen hinreichend zu beschützen. Trotz alledem zogen auch in den Koalitionskriegen die Studenten freiwillig mit aus, nicht nur zur Verteidigung der Stadt selbst, sondern auch der Rheinlinien.

Nachdem die Hochschule 350 Jahre unter habsburgischer Herrschaft gestanden hatte, fiel sie beim Frieden zu Preßburg 1805 an Baden, an das Haus, dem der Erbauer der Stadt entstammte. Der Übergang ging nicht allzu leicht von statten. Die neue Regierung meinte, für das kleine Land genüge die eine Universität Heidelberg, und beabsichtigte die Aufhebung der Freiburger Hochschule. Es kostete einen harten, jahrelangen Kampf, und ohne die vereinten Bemühungen aller Professoren wäre es wohl kaum gelungen, die drohende Gefahr abzuwenden; aber es gelang, und die Zeit hat denen Recht gegeben, die mit Ausdauer die Meinung vertraten,

Aufschwung
der Hochschule.

Studentenleben
vor 1800.

Die Universität
unter habsburger
Herrschaft



J. Krichner's Geographien.

H. Giller, Berlin.

Der Münsterplatz mit dem Kaufhause.

daß das Land nicht nur für zwei Hochschulen Raum habe, daß es vielmehr zweier bedürfe. Eine andere Gefahr erhob sich dann vom Bundestage her, der auch in der That infolge der freiheitlichen Regungen an der Hochschule diese am 6. September 1852 schließen ließ; doch dauerte diese Schließung nur kurze Zeit, und das Fest des 400 jährigen Bestehens der Hochschule konnte 1857 mit Einmütigkeit von Lehrern und Lernenden und in der Zuversicht auf eine unge störte und gedeihliche Entwicklung der

Universität gefeiert werden. Die Alberto-Ludoviciana — den erweiterten Namen trägt sie seit dem 30. Aug. 1820 zu Ehren des Großherzogs Ludwig — sah bei diesem Fest auf die stattliche Zahl von 518 Hörern, und seitdem hat die Zahl von Jahr zu Jahr stetig zugenommen. Nur einmal erfuhr die Zunahme eine Unterbrechung, und zwar in den Kriegsjahren 1870/71, als die Besuchsziffer auf 212 herabsank: zu den großen Kämpfen zogen aus Freiburg 47 Kommilitonen aus, und drei von ihnen fielen auf dem Felde der Ehre; ihr Andenken wurde durch eine am 15. November 1873 in der Aula feierlich enthüllte Gedenktafel geehrt. Von da ab stieg die Zahl der Hörer fortwährend: im Jahre 1881 betrug sie 757, und jetzt hat sie etwa das Vierfache der Zahl von 1857 erreicht. Zu diesem Aufschwung hat vor allem die Freigebigkeit der Regierung beigetragen, die es ermöglichte, sie mit allen Einrichtungen zu versehen, wie sie die moderne Wissenschaft von einer Universität von der Größe Freiburgs fordert, dazu hat aber nicht weniger die Thatsache mitgewirkt, daß die Universität, wie ihr das Haus Österreich bei seinem Scheiden im Jahre 1805 bezeugte, „sich stets durch Erforschung der Wahrheit und durch Beförderung der Wissenschaften um das Vaterland wohlverdient gemacht habe.“ Zu diesen beiden wichtigen Dingen kommt ein Drittes hinzu, und das ist in unserer Zeit, wo auch das entlegene Freiburg im südwestlichsten Winkel des Reichs ohne Mühe zu erreichen ist, von nicht geringer Bedeutung, seine herrliche Lage, sein mildes und gesundes Klima und seine vortrefflichen städtischen Einrichtungen.

Den schönsten unter den deutschen Universitätsstädten kann Freiburg zu-

ge gesellt werden; denn, wird es auch an Anmut und Lieblichkeit durch Heidelberg und Bonn überstrahlt, so fehlt diesen doch der großartige Hintergrund, den der Schwarzwald und die Vogesen Freiburg verleihen. Die Stadt selbst bietet mit ihrer vielhundert-jährigen Geschichte kein geringeres Interesse als die ganze Gegend, wo der aufmerksame Beobachter überall auf die Spuren alter römischer Kultur stößt. Kirchliche und profane Bauten des Mittelalters und der Renaissance lenken seine Auf-



J. Krichner's Geographien.

H. Giller, Berlin.

Kaiserstraße mit dem mittelalt. Brunnen.

Die Stadt.

merksamkeit auf Schritt und Tritt auf sich; das Münster, das Kaufhaus, die alte Universität, das Rathaus und eine Menge Privathäuser geben Zeugnis von dem Wohlstande, der in der Stadt im Mittelalter und zu Anfang der neuen Zeit herrschte, und zugleich von der hohen Stufe künstlerischen Sinnes, den ihre Bürger besaßen. Davon zeugt auch die breite Kaiserstraße; sie weist zwar schon eine Menge moderner und modernisierter Bauten auf, wer aber genauer hinsieht, findet überall Reste alter Baukunst, die manchmal einen wunderlichen Gegensatz zu dem sonstigen Charakter der Straße bilden. Mehr noch hat sich natürlich das Altertümliche in den Nebenstraßen und in den Gassen erhalten. Um die Altstadt schlingt sich ein Kranz von sorgfältig gepflegten und geschmackvollen Anlagen, in denen das milde Klima ein üppiges Gedeihen prächtiger Bäume und Sträucher erlaubt, die wir sonst im freien in unserem Vaterlande zu finden nicht gewohnt sind. In weiterem Kreise, der nur im Westen, nach der Rheinebene hin, unterbrochen ist, wird die Stadt von unzähligen Villen umrahmt. Wer Schöneres sehen will, steigt den Schloßberg hinauf, an Dattlers Weinwirtschaft vorbei, durch Rebberge und gärtnerische Anlagen, bis auf die Höhe; wendet er dann den Blick nach Westen, so liegt die weite Rheinebene vor ihm: zu seinen Füßen die Stadt, aus der

das riesige Münster, alles beherrschend, emporragt; das Martinsthor und das Schwabenthor weisen den Weg nach Basel und ins Höllenthal; rechts und links, am Fuße des Schwarzwalds ein Weinberg neben dem andern, und darunter die Weindörfer, die für den Freiburger Studenten das Bierdorf vertreten; der Anblick von Heitersheim und Denzlingen erweckt den Gedanken an manchen guten Tropfen, der hier und noch weit über beide hinaus geschenkt wird. Auch der einsam aus der Ebene hervor-



J. Ritzhorns Orthophotographie.

D. Hiltner, Redin.

Gesamtansicht vom Schloßberg aus.

ragende Kaiserstuhl, zu dessen beiden Seiten der Rhein hervorblinzt, zieht nicht bloß Der Breisgau. das Auge auf sich, sondern erregt auch die Sehnsucht nach Ihringen und Rothweiler und ihren feurigen Gewächsen. Dahinter erhebt sich endlich, das Bild begrenzend, die gewaltige Kette der Vogesen vom Belforter Loch bis nordwärts zu den Bergen zwischen Schlettstadt und Straßburg. Nur einzelne ragen aus der Masse höher empor, im Süden der Belchen und gerade vor uns die Hohnack. Es mag manchen ebenso schönen Blick im Reiche geben, um so billigen Preis, eine Viertelstunde gemächlichen Steigens, wohl keinen. Wollen wir eine halbe Stunde daran wenden und uns vom Schloßberg auf den Lorettoberg begeben, so liegt — allerdings etwas weiter entfernt — wieder die vom Münster überragte Stadt vor uns; dahinter aber erhebt sich in seiner vollen Majestät der Schwarzwald. Hoch über dem Schloßberg steigt der Roßkopf empor, und auf der Höhe grüßen St. Peter und St. Märzen. Steil und von tiefen Schluchten durchschnitten fällt die Bergmasse zum Dreisamthal ab, überall in dunkles Tannengrün gekleidet. Gerade vor uns scheidet die Masse des Brombeerkopfes das Dreisamthal von dem des Bohrers; in grünen Wiesen liegt dort Günthersthal. Das Thal aufwärts sperrt der mächtige Schauinsland den Blick.

Daß die landschaftlichen Reize des Breisgaves gar manchen anlocken, ein Sommersemester in Freiburg zu verbringen, ist erklärlich, und doch ist Freiburg weniger „Sommeruniversität“, als man allgemein glaubt. Wer im Sommer kam, kommt meist auch im Winter wieder, und er wird in seinen Erwartungen nicht getäuscht, denn die Natur ist auch im Winter schön, und die Stadt bietet Zerstreuungen genug, sei

Anfänge
des Verbindungs-
lebens.



J. Richter's Großphotographien

Günthersthal.

H. Hilger, Berlin.

es im Theater und in den Konzerten, sei es in dem ungezwungenen Familienverkehr, zu dem hier der Zutritt in gleicher Weise dem Nichtkorporierten wie dem Verbindungsstudenten offen steht.

Das Verbindungsleben in seinem heutigen Sinne begann in Freiburg erst, seitdem es an Baden gefallen war. Daß freilich Landsmannschaften in der ersten Zeit der Hochschule bestanden haben, scheint außer Zweifel; denn wenn schon die Professoren, wie oben erwähnt, nach ihrer Landsmannschaft sich

gegenüber traten, um wieviel mehr ist dies von den Studenten anzunehmen, für die der praktische Nutzen eines solchen Zusammenhaltes ja offen vor Augen lag. Aus der That- sache, daß unter den Professoren der theologischen Fakultät sich Schwaben und Rhein- länder gegenüber standen, läßt sich sogar auf das Bestehen einer schwäbischen und einer rheinischen Landsmannschaft schließen, und es scheint kein bloßer Zufall zu sein, daß die beiden ersten zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Landsmannschaften die Namen Rhenania und Suevia führen. Von diesen that sich zuerst, im Winter 1812/13, die Rhenania (blau-weiß-rot) auf, die anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, da besonders der ästhetische Verein Concordia auf die besseren Elemente der Studentenschaft eine große Anziehungskraft ausübte, und sie für das Fechten auf sich selbst angewiesen war. Erst das Jahr 1815 brachte eine gedeihliche Entwicklung des landsmannschaftlichen Lebens, indem zunächst die Rhenania inferior, die eine zeitlang neben ihr bestand, in ihr aufging, und zwei neue Landsmannschaften ent- standen, die Suevia (schwarz-gelb-blau) und die Helvetia (rot-weiß-grün); zu gleicher Zeit nahmen alle drei den Namen Corps an. Doch erhielt sich daneben die Be- zeichnung Landsmannschaft im Gebrauch, bis diese, als auch in Freiburg die burschen- schaftliche Bewegung sich geltend machte, dem neuen Namen endgiltig wich. Der Versuch, den Tübinger und Erlanger Burschenschafter machten, eine allgemeine Burschenschaft zu stiften, mißlang zuerst, da sich in einer zu dem Zweck veranstalteten Versammlung die Mehrzahl für das Corps erklärte. Doch hielten die burschenschaftlich Gefinnten in einem Verein zusammen, und im W. S. 1818/19 gelang ihnen mit einer Anzahl bisheriger Angehöriger der Corps die Gründung einer Burschenschaft, die sich „Germania“ nannte. Wohl hier-

Die heutigen
Korporationen.

durch veranlaßt, hielten es die beiden Corps Rhenania und Suevia für angezeigt, sich zu verschmelzen. Zwar erschienen von 1820 an die drei Corps wieder, auch wurde ein Comment vereinbart, und ein neues Corps Allemannia zeigte seine Farben; aber die Zeitverhältnisse waren der gedeihlichen Entwicklung des Verbindungslebens, das na- mentlich infolge der Julirevo- lution unter dem Eindringen re- formatischer Tendenzen zu leiden hatte, wenig günstig. Mehrfache



J. Richter's Großphotographien.

Der Waldsee.

H. Hilger, Berlin.

Suspensionen erfolgten, eine Zeit lang waren alle Verbindungen aufgelöst, und erst 1850 gelang es der Rhenania und Suevia, sich wieder zu konstituieren. Beide Corps bestehen noch heute mit ihren alten Farben, und zu ihnen ist als drittes im Jahre 1876 die Hasso-Borussia (weiß-rot-schwarz-weiß) hinzugetreten.

In derselben Zeit, in der die Corps wieder erstanden, gewann auch die Burschenschaft, die vorübergehend in den vierziger Jahren als „Arminia“ vertreten war, in Freiburg neuen Boden, und zwar that sich am 5. Juni 1851 die „Teutonia“ auf, mit dem ausgesprochenen Zweck, ein Gegengewicht gegen die auch hier angestrebte Suprematie der Corps zu schaffen. Ihr schloß sich zu gemeinsamem Auftreten gegen die Corps in den sechziger Jahren der akademische Verein Alemannia an, der dann am 24. Januar 1879 als Burschenschaft Alemannia (blau-weiß-grün) dem D.C. beitrug. In den siebziger Jahren that sich eine neue Burschenschaft Franconia (rosa-weiß-moosgrün) auf, und neuerdings ist als vierte Burschenschaft die Sago-Silesia (schwarz-weiß-schwarz) hinzugekommen. Diese 1885 als Septentrionia gegründete Verbindung hat bis 1898 als Landsmannschaft dem Coburger L.C. angehört, der jetzt in Freiburg nur durch die aus einem pharmaceutischen Verein hervorgegangene Cimbria (rot-weiß-blau) vertreten ist. An akademischen Turnvereinen, zählt die Hochschule drei, die Albertia (hellblau-weiß-dunkelblau), die jetzt suspendierte Guesphalia (dunkelgrün-weiß-schwarz), die früher als Badenia dem Goslarer C.C. angehört hatte, und die seit Pfingsten 1899 aus dem V.C. ausgetretene freie Turnerschaft Marcomannia (rot-weiß-gold). Nicht farbentragende Verbindungen mit unbedingter Satisfaktion sind die Albingia und die Cheruscia. Von den katholischen Verbindungen führt die 1873 gestiftete Hercynia die Farben violett-gold-rot, während die Brisingia ihre Farben (grün-gold-rot) nicht trägt.



im Botanischen Garten, die schattigen Alleen des Wöhrds, in denen im Sommer die Stadt- und die Militärkapelle ihre Weisen ertönen lassen und „ganz Tübingen“ versammeln, auch Städten von viel größerer Einwohnerzahl zur Zierde gereichen. Für den rechten Tübinger Studio giebt es freilich stärkere Anziehungspunkte, und das sind vor allem die Bierdörfer, an denen hier kein Mangel ist; sie bieten ihm nicht bloß guten Stoff, sondern erfreuen auch sein Auge durch ihre schöne Lage und die Aussicht, die sie gewähren. Die mit Vorliebe besuchten sind Eustnau und Hirschau und die vier lateinischen: ‚harum rerum, quoniam, tumulus, calami mons.‘ Kommen Tage, an denen ihm weniger an materiellen Genüssen gelegen ist — es giebt auch im Burschenleben solche Augenblicke —, dann begiebt er sich nach Bebenhausen, Schwarzlösch oder Niedere, oder er ersteigt die Eberhardhöhe, wo sich ihm südwärts der Blick auf die Mauer der Alp darbietet von der Teck bis zu dem Heuberge und den blauen Bergen des Schwarzwalds. Aus der zackigen Mauer springen kühn hervor mit Burgen gekrönt der Neuffen, die Achalm und der Zollern. Zu seinen Füßen liegt das weite Thal, vom Neckar und von der Ammer durchflossen, und daraus erhebt sich das alte Tübingen mit seinem Schloß und den Kirchen. Nordwärts schweift der Blick über das Laubmeer des Schönbuchs. Folgt aber der Student an kollegfreien Tagen oder etwa in den Pfingstferien den Worten Uhlands, des Tübinger Sängers:

Darum, Freunde, will ich reisen,
Weiset Straße mir und Ziel!

dann möchte wohl auch eine längere Reihe von Semestern kaum ausreichen, die Fülle dessen, was ihm an Ausflugspunkten geboten wird, zu erschöpfen. In kurzer Zeit erreicht er Rottenburg und Reutlingen, die Achalm und den Eichtenstein, die Nebelhöhle, den Hohenzollern, Urach und den Hohenneuffen, die Teck u. s. f.

Alle diese Vorzüge Tübingens kann der Student auch bei bescheidenem Wechsel genießen. Die Wohnungsmiete beträgt im Semester für ein Zimmer 50—80 Mk., ein solches mit Kabinet kostet 80—120 Mk. Guten Mittagstisch findet man bei nicht zu hohen Ansprüchen schon für 60 Pf. bis 1 Mk., entweder in Privathäusern oder in den Gasthöfen, von denen das „Wirtshaus zum Lamm“ „der goldene Ochse“, „die Traube“ und „Prinz Karl“ die bekanntesten sind. Den günstigen äußeren Verhältnissen entspricht die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Universität, und beide zusammen haben im Verein mit einer ruhmreichen Vergangenheit bewirkt, daß in letzter Zeit der Besuch, der im



J. Riefmanns Photographien.

D. Dillger, Berlin.

Universitätsviertel.



J. Riefmanns Photographien.

D. Dillger, Berlin.

Ansicht von Westen.

Wirtschaftliche
Verhältnisse.



bedeuten; wie weit aber der Einfluß der theologischen Fakultät auch außerhalb der Hochschule reichte, das zeigte sich mit besonderer Deutlichkeit beim Ausbruch der verhängnisvollen böhmischen Unruhen. In Gemeinschaft mit den Prälaten und den Landständen hat ihr Einfluß es zustande gebracht, daß Herzog Johann Friedrich die Ausführung seines Wunsches, den Protestanten zu Hilfe zu kommen, aufgab.

Über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten jener Zeit ist uns manches Interessante in den von R. v. Mohl veröffentlichten Senats-Protokollen der Universität erhalten. Aus den vergilbten Akten blickt dem Leser das lebensvolle Bild eines kraftvollen, übermütigen, freilich auch rohen Studentenlebens entgegen, das den alten Herren vom Tübinger Senat viel zu schaffen machte, und dem sie vergebens durch immer erneute Verordnungen zu steuern suchten. Am meisten Kopferbrechen verursachte ihnen anscheinend die damals grassierende Sucht der Studenten, sich auffallend und prunkvoll zu kleiden; wiederholt scharft ein herzogliches Reskript dem Senate ein, er solle darauf achten, daß die Gesetze hinsichtlich der Kleidung der Studierenden besser gehalten werden, weil es „offenbar und landeskundig sei, daß man an Kleidungen und Weer nit wissen mege, welcher ein Student, Landesknecht oder Handwerksgeßell sei“. Der Kleidung, die ein Senatsbeschluß als „unflätig und kriegerisch“ bezeichnet, entsprach vielfach eine wenig ehrbare, oft recht liederliche Lebensweise; in einem Reskript, d. d. Stuttgart 14. April 1547, beklagt sich Herzog Ulrich, daß den Statuten „so gar wenig geleyt und nachkommen werde, sondern sich iewo eine Zeit lang her bei nacht vill ungepürlichs, leichtvertigs, üppigs und schandlichs onwesen zugetragen.“ Von Händeln der Studenten mit den Bürgern oder den Weingartschützen, die zu blutigen Schlägereien führen und mit der Verurteilung der beteiligten Studierenden zu Karzerstrafen enden, lesen wir fast auf jeder Seite; auch von schnurrigen und ganz tollen Einfällen, wie sie eben nur Studenten haben können, wissen die Blätter zu erzählen: am 4. Juli 1557 beschließt der Senat, Jörg von Hanau auf 8 Tage und M. Kalt auf 10 Tage bei Wasser und Brot ins Karzer zu legen, weil „sie wöllen einander die finger abschneiden und darumb spielen.“ Ein närrischer Kauz scheint auch der M. Roß gewesen zu sein, der dem Senat angezeigt wird, weil er bei Nacht mit einem Schweinepieß gegangen sei und den ihm begegnenden M. Heller damit habe schlagen wollen; überhaupt halte sich derselbe „ungepürlich im Zechen, liege in allem Euder, schreie und stoße mandmal die füß zum fenster aus.“ Auffallend, aber aus den damaligen Zeitverhältnissen durchaus erklärlich ist die häufige Erwähnung von verheirateten Studenten; so wird beschlossen, einen Studenten, welcher „großen Nachtlärmen“ mache, sich häufig betrinke und keine Vorlesungen besuche, zwar in Betracht seiner braven Frau und Kinder, nicht härter zu bestrafen, doch aber ihm vor dem Senate eine ernste Ermahnung zur Besserung zu erteilen; unter dem 21. Juli 1559 wird Stud. Thalhaimer auf Fürbitte seiner Hausfrau und anderer zum Herrenstande Gehöriger aus dem Carcer entlassen, unter der Bedingung, vor dem Senate an Eidesstatt Besserung zu geloben. In dem Einerlei der wegen Körperverletzung, liederlichen Lebens und ähnlicher Dinge verhängten Strafen fällt uns ein Protokoll vom 10. Juni 1584 besonders in die Augen, wonach der Senat einer Anzahl von Studenten acht Tage Carcer diktiert, „weil sie die vorüberfahrenden flößer verziert“; eine Notiz, die uns um so mehr interessiert, weil wir wissen, daß noch in diesem Sommer (1899) — wohl zum letzten Mal — das „Jokle sperrr . . .!“ erklungen ist.

Wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir sehen, wie hilflos der Senat all dem Übermut der Studenten gegenüber steht, wie er an die Eltern schreibt, wie Klagen an ihn einlaufen von den Eltern, von fremden Stadtbehörden, vom Obervogt von Tübingen, von Bürgern der Stadt, vom Herzoge selbst, der vor dem Lärm in den Straßen der Stadt die ganze Nacht nicht hat schlafen können, wie er schließlich verzweifelt eingesteht, „daß die neuen Statuten, die Wahrheit zu vermelden, nicht könnten gehalten werden“. Freilich müssen wir uns, wenn wir aus diesen Strafprotokollen und Verboten ein Bild des damaligen Tübinger Studenten-



Tübingen um 1700.
(Nach einem Stich von Gabriel Bodenecht.)

lebens rekonstruieren wollen, gegenwärtig halten, daß das Resultat der Wirklichkeit nur halb entspricht, denn naturgemäß ist in ihnen von dem, was in ehrlichem Streben an angestrenzter Arbeit geleistet wurde, nichts enthalten.

Einfluß des
30jährigen
Krieges.

Der dreißigjährige Krieg brachte in seiner ersten Hälfte, wie dem ganzen Lande Württemberg, so auch der Stadt und der Hochschule nicht übermäßigen Schaden, um so furchtbarer aber waren die Verheerungen nach der Nördlinger Schlacht. Im Jahre 1635 wurde die Bibliothek nach München übergeführt, und unter den Drangsalen des Krieges nahm die Zahl der Studierenden in erschreckendem Maße ab; die durch Flucht oder Tod der Lehrer verwaisten Lehrstühle blieben unbesezt, so daß, als der Krieg endlich ausgetobt hatte, der Zustand der Hochschule hoffnungslos schien.

Dennoch erholte sie sich Dank der Fürsorge Herzog Eberhards III. sehr schnell, und wieder waren es besonders die theologische und die juristische Fakultät, die bald ihr früheres Ansehen erreichten. Doch nimmt jetzt auch die medizinische Fakultät an dem allgemeinen Aufschwung teil, nur für die philosophische war die Zeit noch nicht gekommen. Eine längere Friedenszeit war diesen Fortschritten günstig, und als in den Raubkriegen Ludwigs XIV. in den Jahren 1688 und 1693 Stadt und Hochschule schwer bedroht schienen, gelang es dem gewandten Auftreten Osianders, die Gefahr abzuwenden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat auch ein Aufschwung der Naturwissenschaft ein, und dieser, sowie die außerordentlich geringe Anzahl der Studierenden (300), wiesen nachdrücklich darauf hin, daß es an manchen Dingen, an einem Observatorium, einer guten Bibliothek und vielem andern fehle, um mit Aussicht auf Erfolg den Wettbewerb mit andern Hochschulen aufnehmen zu können. Der Herzog Karl Alexander nahm sich der Sache an, Gutachten wurden eingefordert und Pläne entworfen, aber der Mangel an Geld und Karl Alexanders Tod schienen das Werk zum Scheitern zu bringen. Da griff der neue Herzog Karl Eugen persönlich ein; er erschien selbst in Tübingen, suchte durch Erlasse die Landeskinder zu zwingen, in Tübingen zu studieren, und legte den Grund zu den Anfängen der Staatsprüfungen. Ein Observatorium wird gebaut, Mittel zur Erweiterung der Bibliothek werden zuwege gebracht, ein chemisches Laboratorium entsteht, und das Universitätshaus wird renoviert. Der Herzog läßt sich mehrere Jahre hintereinander zum Rektor wählen, zu den großen Festlichkeiten, die er bei seiner häufigen Anwesenheit in Tübingen veranstaltet, werden Professoren und Studenten eingeladen, er

Herzog
Karl Eugen

nimmt selbst an den Prüfungen teil. Die Aussichten für die Zukunft der Hochschule waren glänzend. Da trat plötzlich der Umschwung ein. Der Eifer des Herzogs erkaltete auf einmal; ihm kam der Gedanke, daß es leichter sein werde, etwas ganz neues zu schaffen, als schwere Mühe darauf zu verwenden, Altes zu verbessern, ohne doch gewisse Aussicht auf Erfolg zu haben. Er erweiterte die militärische Schule auf Solitude, verlegte sie nach Stuttgart und ließ ihr vom Kaiser die Rechte einer Hochschule verleihen. Die Wirkungen zeigten sich in Tübingen sofort. Die medizinische und juristische Fakultät waren dem Eingehen nahe; nur die theologische konnte sich halten, da die hohe Karlschule keine solche hatte. Von einem Fortbestehen der Universität konnte keine Rede sein; das Herabsinken zu einer theologischen Spezialschule schien unausbleiblich, die Zahl der Studierenden betrug nur noch 200. Da starb Karl Eugen (1793), und sein Nachfolger, Ludwig Eugen, hob die Karlschule auf. Tübingen atmete auf, das Bestehen der Universität war wieder gesichert.

Gründung der
Karlschule.

Zur selben Zeit etwa fanden die Ideen der französischen Revolution unter der Studentenschaft Tübingens Eingang und Anklang. Wenn auch die Überlieferung von dem Freiheitsbaum, der auf dem Markte aufgepflanzt worden sein soll, ein Märchen ist, so steht es doch außer allem Zweifel, daß Männer wie Hegel, Schelling und Hölderlin von den neuen Ideen stark ergriffen wurden. Auch die äußeren Wirkungen der Revolution gingen an Tübingen nicht spurlos vorüber. Stadt und Land hatten in den Koalitionskriegen schwer zu leiden, besonders als im Jahre 1796 Moreau über den Rhein gegangen und in Schwaben eingedrungen war. Im wissenschaftlichen Leben aber machte jetzt die Philosophie Kants ihren Einfluß geltend. Die theologische Fakultät erhielt durch den aus der philosophischen hervorgegangenen Begründer der älteren theologischen Tübinger Schule, Storr, neues Leben, und in der medizinischen begann eine neue und bessere Zeit, besonders durch Autenrieths Wirken. Der lange und dringend gewünschte Bau eines Krankenhauses wurde endlich ausgeführt, und der Botanische Garten wurde erweitert, so daß er nicht nur den Bedürfnissen der Wissenschaft genügte, sondern auch eine Zierde der Stadt wurde.

Einwirkung
der franz.
Revolution.

Inzwischen aber hatten sich die politischen Verhältnisse des Landes gewaltig verändert. Durch die napoleonischen Kriege war das Gebiet Württembergs bedeutend vergrößert worden, und der Herrscher hatte den Königstitel erhalten. Die mit dieser Änderung verbundene Aufhebung der alten Verfassung des Landes hatte zunächst für die Universität schwere Folgen. Es schien um ihre Selbständigkeit geschehen zu sein. Die bisher autonome Hochschule wurde eine Staatsanstalt mit dem Kurator als Vorsteher, durch dessen Einsetzung der Kanzler überflüssig wurde, wenn auch sein Name blieb; die Befugnisse des Rektors wurden auf den Vorsitz im Senate beschränkt. Die eigene Gerichtsbarkeit wurde mit den anderen Vorrechten aufgehoben, dem Senat wurde das Recht, nach eigener Wahl die Lehrstühle zu besetzen, genommen, Lehrer der Universität durften keine Berufung ins Ausland, keine akademische Würde von einer anderen Universität annehmen. Wer in Württemberg angestellt sein wollte, mußte mindestens zwei Jahre in Tübingen studieren, später wurde sogar württembergischen Unterthanen der Besuch einer ausländischen Universität überhaupt verboten. Diese harten Bestimmungen haben indes nur kurze Zeit bestanden, die neue Verfassung des Jahres 1819 brachte eine endgiltige Ordnung der Verhältnisse und mildere Bedingungen.

Dieselbe Zeit führte aber auch als Folge der Befreiungskriege wie auf allen deutschen Hochschulen eine vollständige Umgestaltung des Verbindungslebens in Tübingen herbei. Zu festen Korporationen -- Landsmannschaften und Orden -- scheinen sich die Tübinger Studenten erst sehr spät zusammengeschlossen zu haben. Zwar wird im Jahre 1559 erwähnt, daß sich die Polen gemeinschaftlich beschwerten, weil einer ihrer Landsleute erschlagen war, und 1589 ist einmal von einem „Kränzlein“, ein andermal von einem Schmaus, den sechs Sachsen gefeiert haben, die Rede. Daß Landsleute sich bei solchen Gelegenheiten für den gerade vorliegenden Fall zusammenfinden, ist natürlich, berechtigt indessen nicht zu dem Schluß auf die Existenz von

Die Orden u. Landsmannschaften. Dauernden Verbindungen. Der Amicistenorden wurde 1780 von relegierten Jenensern wie auf andere Hochschulen so auch nach Tübingen verpflanzt, fand aber keinen zusagenden Boden und ging bald ein. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aber haben wir sichere Nachrichten über folgende Landsmannschaften. Schon vor 1805 entstand eine *Ulmia*, aus der die *Danubia* (schwarz-weiß) hervorging; kurz darauf finden wir eine *Hohenlohia* (blau-weiß-orange), eine *Suevia* (schwarz-rot), *Württembergia* (schwarz-weiß-gelb), *Fidelia*, *Helvetia* und *Allemannia* (blau-rot). Nachdem dann im Jahre 1814 die S. 94 erwähnte Burschenschaft *Teutonia* entstanden war, wurde nach Beendigung der Freiheitskriege, zum Teil von Mitkämpfern, am 12. Dezember 1816 eine Gesellschaft gegründet, die sich gegen die bestehenden Landsmannschaften richtete und zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Studierenden, zur Vermeidung der Duelle, zur Aufrechterhaltung der Moralität und der Ordnung die Einrichtung eines Ehrengerichts beschloß, dem alle Studenten unterworfen sein sollten.

Die Burschenschaft. Die neue Vereinigung nahm zunächst noch nicht den Namen Burschenschaft an, sondern nannte sich „*Arminia*“ und trug die Farben schwarz-blau. Ihre Bestrebungen fanden vielfach Anklang, auch bei den Landsmannschaften, die sich ihr teils, wie die *Württembergia*, völlig angeschlossen, teils wenigstens an der Wahl des Ehrengerichts teilnahmen. Indessen ließen Untersuchungen seitens der Behörden sowie die durch zahlreiche Duelle zum Austrag gebrachten Streitigkeiten mit der feindlich gesinnten Landsmannschaft *Suevia* es nicht zu einem rechten Aufblühen der Burschenschaft kommen; erst die von dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817 ausgehende Bewegung führte der burschenschaftlichen Sache neue Kräfte zu und gab den Anlaß zur Gründung der „*Germania*“, die sich der „allgemeinen deutschen Burschenschaft“ anschloß und die Farben schwarz-rot-gold annahm. Im W.-S. 1818/19 kam es infolge unaufhörlicher Reibereien mit der *Suevia*, die sich meist auf der sogenannten Büchsenkneipe am Herrenberger Weg abspielten, zu einer Derrufserklärung, doch trat durch die berühmte „*Eufmauer Schlacht*“ am 8. März 1819, welche die Studenten zu gemeinsamem Kampf gegen die Bauern vereinte, eine vollständige Wendung ein. Eine „*Commentverbindung*“, an deren Spitze die Burschenschaft stand, vereinigte Burschenschaft und Corps. Aber schon wenige Tage nach der glänzenden gemeinsamen Feier des Waterlooestes am 18. Juni begannen die Untersuchungen wegen hochverräterischer Umtriebe, und am 22. Dezember hob die Regierung die Burschenschaft auf. Doch wurden die Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse so milde gehandhabt, daß der „*Burschenverein*“ sogar die Bestätigung der Regierung erhielt, und erst im W.-S. 1825/26 boten Streitigkeiten zwischen der Burschenschaft und den Corps eine Handhabe, um alle Verbindungen ohne Ausnahme aufzuheben. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1831, wo ein Tumult der Studentenschaft Gelegenheit gab, an der Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken; die Burschenschaft trat jetzt wieder offen auf. Dann folgte nach dem Frankfurter Putsch im Jahre 1833 eine schwere Zeit für die Korporationen, und auch der S.C., der sich in den dreißiger Jahren aus der *Franconia* (moosgrün-rosa), der *Rhenania* (blau-weiß-rot), der *Guesphalia* (grün-weiß-schwarz) und der *Suevia* (schwarz-weiß-rot) zusammensetzte, sah sich zu vorübergehender Auflösung genötigt.

Erst Ende der vierziger Jahre trat eine Wendung zum Bessern ein. Die Burschenschaft, die 1836 von Mitgliedern der Gesellschaft „*Germania*“ wieder aufgethan war und die alte Stammburg der Tübinger Burschenschaft, die „*Eifertei*“, als Kneipe erwählte, konnte es nach und nach wagen, öffentlich aufzutreten. Sie mußte sich freilich 1855 nochmals auflösen, weil sie, wie die Königliche Verordnung besagte, „zu politischen Zwecken mißbraucht und hierdurch die öffentliche Ordnung gefährdet“ wurde, konnte indessen schon im nächsten W.-S., wenn auch ohne die äußeren Formen einer Verbindung, im geheimen fortgesetzt werden. 1857 nahm sie den Namen „*Tubingia*“ und die Farben blau-weiß-gold an. Zwischen den Tübinger Korporationen herrschte eine zeitlang das beste Einvernehmen, bis 1857 die Corps das bestehende Commentverhältnis lösten; seitdem paukte die Burschenschaft mit den beiden Landsmannschaften, von denen die *Ulmia* (schwarz-weiß-gelb) am 6. November 1840, die *Ghibellinia*

Die heutigen Korporationen.

(schwarz-gold-grün) am 22. Februar 1845 gestiftet war. Die Ulmia trat 1861 zum S. C. über, suspendierte aber nach kurzem Bestehen als Corps, und that sich 1879 wieder als Landsmannschaft auf. Ulmia gehört jetzt dem Coburger L. C. an, während Ghibellinia mit zu den Landsmannschaften zählt, die, wie S. 133 erwähnt wurde, aus dem L. C. ausschieden. Der D. C. besteht jetzt aus der Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold), die diesen Namen seit der am 5. Januar 1865 anlässlich des Thronwechsels in Württemberg von Seiten der Regierung erfolgten Anerkennung führte, und der 1877 als schwarze Verbindung mit unbedingter Satisfaktion und eigenen Waffen gegründeten Derendingia — so genannt von dem Vierdorf Derendingen —, die seit dem W. S. 1896/97 dem A. D. C. angehört und die Farben rot-silber-blau und schwarze Mützen trägt. Von den obengenannten Corps bestehen noch heute die Franconia, Rhenania und Suevia; zu ihnen ist 1877 die ursprünglich (am 22. November 1870) als Verbindung gestiftete Borussia (schwarz-weiß-schwarz) hinzugetreten. Dauernder und in stärkerem Maße als an anderen Universitäten haben sich in Tübingen solche Verbindungen Einfluß und Anhang bewahrt, die progressivsten Anschauungen huldigen. Schon in den dreißiger Jahren, als die Burschenschaft ein Satisfaktionsverhältnis mit den Corps einging, trat eine Anzahl von Mitgliedern aus der Burschenschaft aus, weil sie sich als Stifter möglichen Reibungen und Paukereien mit Corpsburschen nicht aussetzen konnten. Die Ausgetretenen verlegten ihre Kneipe in den König und wurden daher zuerst Königsstifter, später Roigel genannt; die Verbindung existiert noch heute als Königsgesellschaft mit den Farben schwarz-rot-gold. Auch die 1861 gegründete Normannia (rot-gold-weiß) und die nicht farbentragenden Gesellschaften, die 1857 gestiftete Stockdorphia und Eichenstein, bekennen sich zu progressivsten Tendenzen. Unbedingte Satisfaktion geben dagegen die seit dem 19. November 1847 bestehende Verbindung Schottland (blau-gold-rot) und die 1874 gestiftete Saxonica. Zum Verband couleurtragender Turnerschaften gehören die Hohenstaufia (grün-weiß-rot) und die Eberhardina (hellblau-weiß-schwarz), während der Turnverein Arminia keine Farben trägt. An christlichen Verbindungen giebt es in Tübingen die 1859 als Rhenania gestiftete katholische Studentenverbindung Guesphalia (grün-weiß-schwarz), den katholischen Studentenverein Alemannia, den Wingolf, der seit dem 9. Juni 1864 existiert, und die Nicaria. Außerdem bestehen, von wissenschaftlichen und losen Vereinen abgesehen, noch folgende Korporationen an der Hochschule: der akademische Gesangverein Zollern, die 1871 gestiftete Verbindung Igel, die Palatia, die 1869 gegründete Gesellschaft Stuttgardia, die Virtembergia, die Tubingia und der Verein deutscher Studenten. Kennzeichnend für die gefestigte Stellung, deren sich die meisten Tübinger Verbindungen erfreuen, ist die große Anzahl der größtenteils auf dem Osterberge belegenen Studentenhäuser; außer den Corps besitzen ein eigenes Haus die Landsmannschaft Ghibellinia, die Burschenschaft Germania, der Wingolf und die Stuttgardia.

Wie die unmittelbar auf die Befreiungskriege folgenden Jahre dem Verbindungsleben seine heutige Gestalt vorgezeichnet haben, wie sie auf die politische Gestaltung des Landes, auf die Stellung der Universität zum Staate bestimmend einwirkten, so waren sie auch für das wissenschaftliche Leben der Hochschule von der größten Bedeutung; denn nicht zum wenigsten die Vorgänge jener Zeit haben dazu geführt, Tübingen aus der Reihe der kleinen Universitäten emporzuheben und sie zu einer der größten unter den mittleren zu machen.

Im Jahre 1817 wurde eine neue Fakultät gegründet, die staatswissenschaftliche. Schon gleich nach der Aufhebung der Karlschule war ein Lehrstuhl der Kameralwissenschaft in Tübingen eingerichtet worden, der Gedanke aber, eine neue Fakultät zu gründen, ging von Friedrich Eist aus, der auch zu den ersten an ihr wirkenden Lehrern gehörte. Sie schien zuerst nicht halten zu wollen, was man sich von ihr versprochen hatte, aber durch Rob. v. Mohl erhielt sie neues Leben und ist seitdem rüstig vorwärts geschritten und über die Grenzen des Landes hinaus von Bedeutung

Die Universität
im 19. Jhd.

geworden. Im folgenden Jahr wurde eine zweite neue Fakultät geschaffen in der katholisch-theologischen, die als Spezialschule seit 1812 in Ellwangen bestanden hatte, und endlich schied sich aus der medizinischen im Jahre 1863 eine dritte neue Fakultät aus, die naturwissenschaftliche. Die für die Ansprüche der modernen Wissenschaft notwendigen Bauten folgten in nicht zu großen Zwischenräumen: 1845 das neue Universitätsgebäude, 1846 ein neues Krankenhaus und das chemische Laboratorium, für das das Liebig'sche in Gießen als Muster genommen wurde; 1874 wurde ein Haus für die Augenklinik angekauft und im folgenden Jahre der Bau des anatomisch-physiologischen Instituts vollendet. Auch die Bibliothek, das Schmerzenskind der Hochschule, fand endlich die verdiente Berücksichtigung. Aus den Büchereien der in der Reformationszeit aufgehobenen Klöster entstanden, mußte sie sich zuerst mit einem Zimmerchen im Universitäts Hause begnügen, und in solchen, sehr beschränkten Verhältnissen blieb sie, wenn auch vom Jahre 1565 an eine jährliche kleine Summe zu ihrer Vermehrung ausgeworfen wurde und einzelne Vermächtnisse ihr zufließen. Erst mit der Ernennung R. v. Mohls zum Oberbibliothekar im Jahre 1856 trat eine Besserung ein, da jetzt für genügende Räumlichkeiten im Schlosse gesorgt und ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden.

Dieser äußerlich erkennbaren Entwicklung der Universität entsprach die innere; es folgte Tübingens glänzendste Zeit, so daß in unserem Jahrhundert der Wunsch, den ihr Gründer aussprach, in Erfüllung ging. Die deutsche Sprachwissenschaft hatte in Ludwig Uhland und nach ihm in Keller, die orientalische Philologie in dem Sanskritisten Rudolf Roth hervorragende Vertreter; neben ihnen hat besonders der Ästhetiker Vischer lange Zeit der philosophischen Fakultät zur Zierde gereicht. Die theologische Fakultät wurde durch Baur, den Begründer der neuen theologischen Tübinger Schule weltberühmt, und wenn auch Strauß weder in der theologischen noch in der philosophischen Fakultät einen Lehrstuhl erhielt, so ist doch sein Name mit dem der Hochschule auf immer verbunden. In der medizinischen Fakultät wurde durch die Anregung des Stuttgarter Arztes Riecke eine Reihe gründlicher Reformen durchgeführt, so daß sie bald an äußerer Ausstattung wie an Tüchtigkeit der Lehrer den besten Deutschlands nichts nachgab.

So konnte denn die Hochschule, als sie im Jahre 1877 das Fest ihres 400 jährigen Bestehens feierte, mit Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, mit Befriedigung auf die Gegenwart und mit fröhlicher Hoffnung in die Zukunft blicken.





verliehen. Daß eine von Philipp gegründete Hochschule einen ausgesprochen protestantischen Charakter tragen mußte, war selbstverständlich; es war denn auch u. a. verboten, an ihr das sogenannte kanonische Recht zu lehren. Aber ebenso sicher bürgte die Person Philipps dafür, daß nicht eine einseitig lutherische oder schweizerische Richtung auf ihr überhand nahm; er und seine nächsten Nachfolger haben sich nach Kräften und mit Erfolg bemüht, den Geist der Duldsamkeit in der theologischen Fakultät zu pflegen. So waren denn im ersten Jahrhundert ihres Bestehens beide Richtungen in der Ansicht über die Abendmahlslehre in ihr vertreten, ohne daß es deswegen zu Streitigkeiten gekommen wäre; das „das heißt“ und das „das ist“ wohnten friedlich nebeneinander. Diese ruhigen Zustände haben das ihre dazu beigetragen, daß sich die Hochschule gedeihlich entwickelte und die Zahl der Studierenden stetig zunahm. Der Ruf ihrer theologischen Fakultät besonders zog viele Ausländer herbei: Schweizer, Dänen, Schweden, Niederländer, Schotten, selbst Griechen suchten

Ansehen
der theolog.
Fakultät.



Marburg um 1700.

(Nach einem Stich von Gabriel Bodenehr.)

auf ihr Belehrung. Der bekannte Patrick Hamilton, der wegen Verbreitung protestantischer Lehren zu St. Andrews verbrannt wurde, und Jacob Arminius sind Schüler der Marburger Hochschule gewesen. Die Zahl der akademischen Bürger, die bei der Gründung 105 betrug, war im Jahre 1605 auf 317 gestiegen. Auch für strenge Zucht trat Philipp ein: „Kein Student soll zur Winterszeit abends nach 7 Uhr und Sommers nach 9 Uhr gehen bei Strafe der Verhaftung.“ Und daß solche Strenge nötig war, geht aus einer anderen etwa gleichzeitigen Verordnung hervor, die Bürgern und Studenten verbietet, bei der Nacht Feuerbüchsen unter den Kleidern zu tragen. Freilich, gefruchtet haben solche Anordnungen hier so wenig wie auf anderen Hochschulen; wir erfahren genug von blutigen Schlägereien zwischen Bürgern und Studenten. Das Verhältnis beider zu einander war eben ganz anders als jetzt, und für die damaligen Zustände in Marburg ist es bezeichnend, wenn ein von dem Rektor der Hochschule verfaßtes Spottgedicht auf die Bürger mit den Worten beginnt: barbara gens, inimica bonis studiisque bonorum. Aus der Antwort Philipps an den Stadtrat, der sich darüber beschwerte: „Wenn ihr nicht haben wollt, daß man euch so benenne, so besleigt euch auch, nicht also zu sein“, geht hervor, daß die Schuld

Studentenleben
im 16. Jhd.

wohl auf beiden Seiten gleich groß war. Schwere Nachteile hatte die Hochschule in dieser Zeit von dem häufigen Auftreten der Pest zu erleiden. 1529 fand deswegen ein Auszug nach Frankenberg, 1542 nach Biedenkopf statt, dem dann eine Verlegung der ganzen Universität nach Grünberg folgte. Erst im folgenden Jahre kehrte sie von da zurück, und solche Auszüge wiederholten sich im 16. Jahrhundert noch 4 Mal, meist nach Frankenberg. Die an älteren Hochschulen bestehende allgemeine Einrichtung der Bursen gab es ursprünglich in Marburg nicht, denn die im Jahre 1529 gestiftete sogenannte Burse war nur für Theologen bestimmt. Ihre Wirksamkeit war ohne Zweifel für ihre Zwecke günstig, sie hat aber nie die Bedeutung des nach ihrem Muster gegründeten Tübinger Stifts erreicht. Von größerer allgemeiner Wichtigkeit für die Hochschule war dagegen das zur selben Zeit gegründete Pädagogium, das mit Erfolg die Vorbereitung für das Studium an der Hochschule in die Hand nahm.



Streit
zwischen
Kassel und
Darmstadt.

Photograph v. Schumann, Berlin.

Die Universität.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts brachte eine Reihe der folgenschwersten Ereignisse, zunächst ausschließlich solcher, die der Hochschule den größten Schaden zufügten. Fortwährende Heimsuchungen durch die Pest leiteten das Jahrhundert ein, dann folgte der 30jährige Krieg, in dem die Stadt schwere Belagerungen und Einquartierungen über sich ergehen lassen mußte. Schonten auch die feindlichen Heerführer, selbst Tilly, die Hochschule und ihre Angehörigen nach Möglichkeit, die Leiden der Stadt und des Landes trafen naturgemäß auch sie und machten eine gedeihliche Pflege der Wissenschaft unmöglich. Dazu kamen, und das war das Schwerste von allem, die Streitigkeiten zwischen den Häusern Kassel und Darmstadt. Im Jahre 1604 fiel durch den Tod Ludwigs IV. Marburg an Kassel, und Landgraf Moritz trat zur reformierten Lehre über. Er war zwar ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, aber jähzornig, eigenwillig und in den konfessionellen Vorurteilen der Zeit befangen verlangte er von den Lehrern der Hochschule die Annahme des reformierten Bekenntnisses. Da sich einige weigerten, setzte er sie ab

und veranlaßte so die Gründung der Universität Gießen durch Ludwig V. von Darmstadt. Der Streit, der nun zwischen Kassel und Darmstadt ausbrach, wurde durch Reichshofratsurteil dahin entschieden, daß Marburg 1624 an Darmstadt kam. Infolgedessen verlegte der Darmstädter Landgraf seine Hochschule von Gießen nach Marburg, und Moritz gründete eine neue Hochschule in Kassel, die 1653 feierlich eröffnet wurde. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Durch den westfälischen Frieden kam Marburg wieder an Kassel, und die Verhältnisse der beiden Hochschulen wurden durch den Teilungsvertrag von 1650 geregelt. Gießen wurde wieder Darmstädtische Universität, und nach langen Erwägungen, wo der Sitz der Kasseler sein solle, in Marburg, Herzfeld oder Kassel, entschied man sich für Marburg. Am 7. November 1652 konnten die Vorlesungen wieder in Marburg eröffnet werden; die feierliche Einweihung fand am 16. Juni statt. Die alten Vorrechte wurden erneuert, und langsam, aber stetig entwickelte sich die Hochschule zu neuer Blüte. Sie blieb reformiert, und nur reformierte Lehrer wurden auch außerhalb der theologischen Fakultät angestellt; für die Lutherischen war Rinteln Landesuniversität.

Verwilderung
der
Studentenschaft
nach dem
30jähr. Kriege.

Die Verwilderung, die der verderbliche Krieg in allen Ständen hervorrief, riß auch in der Marburger Studentenschaft ein. Auch für sie gilt, was Eotichius

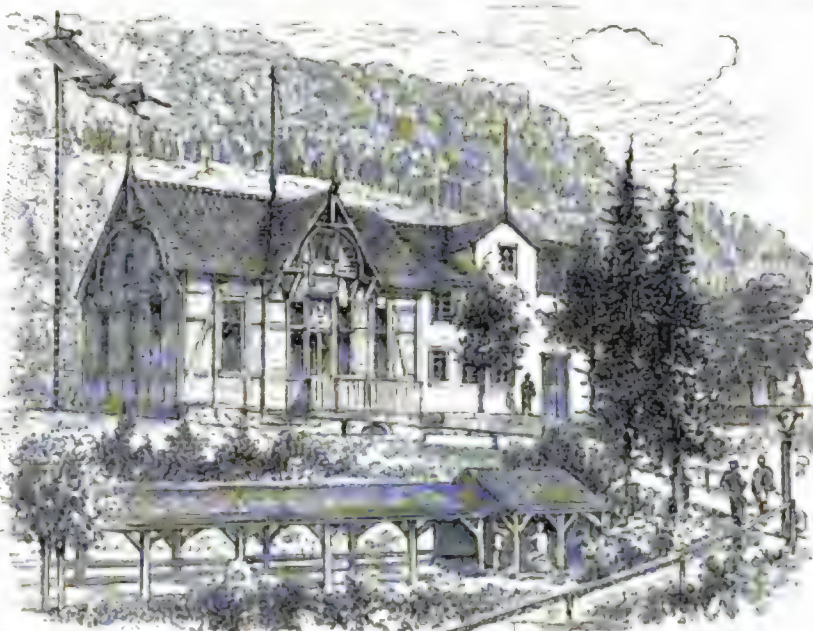
fenster, Bouteillen, Gläser, Tisch und Bänke in tausend Stücke zerschmettern, da der Schaden auf 200 Rthlr. zu schätzen; die Fenster sind auf hochfürstl. Rentkammer Befehl von dem Rentmeister bezahlt worden.“ Indessen darf uns weder dieser Bericht noch die Verbote gegen das Nachtschwärmen auf den Straßen, gegen Glücksspiele und leichtsinniges Vorgehen und Schuldenmachen dazu verleiten, etwa auf besonders sittenlose Zustände in Marburg zu schließen. Das war eben in der Zeit auf allen deutschen Hochschulen das Übliche, und die anderen Stände gaben den Studenten darin nicht nach; vielmehr zeigt uns ein Vergleich mit dem benachbarten Gießen, wo es allerdings so ziemlich am ärgerlichsten herging, daß in Marburg ein verhältnismäßig guter Ton herrschte. Was im Jahre 1756 hier gelang, durch gütliches Zureden das Degentragen im Kolleg und auf der Straße abzuschaffen, das wäre in Gießen nach dem Zeugnis von Lanthard und Goethe undenkbar gewesen, wie wir denn auch in Marburg nichts von den damals in Gießen so häufigen Auszügen der Studentenschaft hören.

1807 kam das Kurfürstentum Hessen mit den benachbarten Gebieten an das neue Königreich Westfalen, und dadurch erwuchs der Marburger Hochschule eine schwere Gefahr; von den fünf Hochschulen, die im Gebiet des Königreichs lagen, sollten mehrere abgeschafft werden, und mit begreiflichem Bangen sah man der Entscheidung entgegen. Sie fiel für Marburg günstig aus; Göttingen, Halle und Marburg blieben bestehen, und diese hatten sogar den Vorteil dabei, daß die Einkünfte der aufgehobenen an die bestehenbleibenden verteilt wurden. So konnte denn Marburg daran denken, wenigstens zum Teil die Schäden auszubessern, die es in der letzten Kriegszeit erlitten hatte; unter anderm wurde die Universitätsbibliothek durch die Zuweisung der Rinteler bedeutend vermehrt. Durch den Befreiungskrieg kehrte dann das alte Herrscherhaus nach Hessen zurück, und auch in Marburg wurden die alten Zustände wieder hergestellt, vor allem die eigene Jurisdiktion, die die westfälische Regierung abgeschafft hatte, der Universität von neuem verliehen. Von nun ab sind in der weiteren Entwicklung der Hochschule, wenn wir von den schädlichen Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse absehen, keine nennenswerten Störungen mehr zu verzeichnen. Die Zahl der Studierenden, die während der Napoleonischen Kriege mit 197 ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, war 1825 auf etwa 400 gestiegen. Die allmählich zu größerer Duldsamkeit hinneigenden religiösen Anschauungen kamen auch in Hessen zur Geltung. Kurfürst Wilhelm I. ließ nicht nur lutherische, sondern auch katholische Lehrer in Marburg zu, und unter Wilhelm II. wurden die beiden Bekenntnisse einander ganz gleich gestellt, so daß auch in der theologischen Fakultät katholische Professoren angestellt wurden. Die nützlichen Folgen dieser Maßregel zeigten sich bald in einem immer zunehmenden Steigen der Besuchsziffer. Die Regierung erwies sich freigiebig, wo es galt, die Ansprüche zu befriedigen, die die schnelle Entwicklung der Wissenschaft, namentlich der Medizin und der Naturwissenschaften, an die Hochschule stellte. In den zwanziger Jahren wurde ein neuer botanischer Garten angelegt, ein neues Bibliotheksgebäude und ein neues chemisches Laboratorium wurden errichtet. 1842 folgte die Erbauung der Anatomie und des mathematischen Institutes mit der Sternwarte, 1856 die der chirurgischen Klinik; die unter hessischer Herrschaft begonnene Frauenklinik wurde 1867 vollendet.

Inzwischen hatte sich auch in der Marburger Studentenschaft die Entwicklung des Korporationswesens von seinen ersten Anfängen in der Gestalt von Orden und Landsmannschaften bis zu seiner späteren Vielgestaltigkeit vollzogen. Die Orden sind, wie es scheint, in Marburg von Gießen aus eingedrungen. Wenigstens finden wir eine enge Verbindung zwischen den Harmonisten in Gießen und Marburg auch insofern, als der Orden auf beiden Universitäten mit der Landsmannschaft Franconia verbunden war, wie denn auch beide auf beiden Hochschulen zugleich infolge der in Gießen angestellten Untersuchungen aufgehoben wurden (1789). Die Amicisten erscheinen etwas früher (1785), und da der Orden in Gießen 1772 und zwar durch relegierte Jeneuser begründet war, so liegt bei dem lebhaften Verkehr der Studierenden

der beiden Hochschulen unter einander die Vermutung nahe, daß auch dieser Orden von Gießen dort eingeführt ist. Weder Orden noch Landsmannschaft konnten aber zur Blüte gelangen, da die Behörden ihnen feindlich gesinnt waren. Es zeigt sich das auch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Wohl haben wir Nachrichten von einer Guesstphalia 1810 und einer Hassia 1811, aber da für die Hassia später der 25. Januar 1813 als Stiftungstag angegeben wird, so muß sie wohl inzwischen aufgelöst gewesen sein. Nach den Befreiungskriegen erschien außer der Hassia und Guesstphalia auch noch eine Rhénania, so daß beim Auftauchen der Burschenschaft drei Landsmannschaften den Kampf mit ihr zu bestehen hatten. Im Sommer 1816 setzt die burschenschaftliche Bewegung wie auf den meisten Hochschulen mit dem Bestreben ein, die Studentenschaft zu einer allgemeinen Burschenschaft zu vereinigen. Die unter dem Namen Teutonia neu errichtete Verbindung war insofern gegenüber den Landsmannschaften im Vorteil, als die Behörde ihr wohlgesinnt war und die Landsmannschaften auf-

hob. Selbstverständlich hielten in dem ausbrechenden Streit die Landsmannschaften zusammen, im Winter 1816/17 wurde zur Bekämpfung der Teutonia sogar ein förmlicher Bund geschlossen. Als dann aber der Senat durch sein rücksichtsloses Vorgehen bei den Vorbereitungen zur Feier des Reformationsfestes bei beiden Parteien gleiche Unzufriedenheit hervorrief, schlossen sich die Landsmannschaften mit der Teutonia zu einer allgemeinen Burschenschaft, der Germania Marburgensis, zusammen; da indessen, wie



Arminenhaus.

aus verschiedenen Umständen hervorgeht, die einzelnen Landsmannschaften innerhalb der Burschenschaft zusammenhielten, so darf wohl angenommen werden, daß sie es mit der Erhaltung der allgemeinen Burschenschaft wenig ernst meinten. In der That traten auch schon im Herbst desselben Jahres die früheren Hessen aus und bildeten das Corps Hassia, und als sich dann infolge der Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft auflöste, fanden sich auch die Rhénanen und Westfalen wieder zusammen. Die Burschenschaft bestand zunächst als Verein weiter, trat dann aber wieder als Germania auf und wurde von den drei Corps anerkannt, die 1821 mit ihr zusammen einen Repräsentantenconvent bildeten. Im Winter 1825 wurde dem Kurfürstlichen Ministerium in Kassel angezeigt, daß in Marburg eine geheime burschenschaftliche Verbindung bestehe, über deren Bestrebungen zugleich die ungeheuerlichsten Angaben gemacht wurden. Der Senat löste die Verbindung auf und legte den Mitgliedern Stadtarrest auf. Da jedoch die dem Civilgericht übertragene Untersuchung keinerlei Beweise für die vorgebrachten Beschuldigungen ergab, verfügte das Ministerium im Frühjahr 1825, daß man es bei der Auflösung der Verbindung bewenden lassen wolle, daß aber die Mitglieder ernstlich vor Erneuerung derselben verwahrt werden sollten. Unter diesen Umständen entschloß man sich, unter dem Namen „Allgemeinheit“ eine Vereinigung zu bilden, die weder einen Vorstand noch Statuten, sondern nur eine gemeinsame Kneipe und auf besondere Einladung stattfindende Zusammenkünfte haben sollte. Der „Allgemeinheit“ schloß sich eine große Anzahl von Mitgliedern an, die sich entweder in kleineren Kränzchen

Corps und
Burschenschaft.

Die
Allgemeinheit.

vereinigten oder zu gemeinsamen Kneipabenden und Ausflügen zusammenthaten. Einen besonders schönen Verlauf nahm nach der Schilderung eines alten Marburger Burschenschafters die Feier des 10 Jahre vorher, am 18. Juni 1815, erfochtenen großen Sieges über Napoleon. Gegen Abend zog die Allgemeinheit in großen Gruppen aus den Thoren nach den Ruinen des anderthalb Stunden entfernten Frauenberges, des höchsten Berges in der nächsten Umgebung. Dort wurde ein weithin leuchtendes Feuer angezündet, um das sich die Gesellschaft auf dem Erdboden lagerte. Am Mitternacht schloß sich der Kreis um das lodernde Feuer enger zusammen; vaterländische Lieder wurden angestimmt, und in den Pausen wurden Reden gehalten, welche die Bedeutung des Tages und die in den Freiheitskriegen erweckten Hoffnungen schilderten. Aber schon im Winter 1825/26 nahm die „Allgemeinheit“ und damit

die Burschenschaft, die in ihr fortbestand, ein unerwartetes Ende. Zwar lebte diese bald wieder auf und ist in den nächsten Jahren zeitweise — wie auch das S. 105 nach dem im Besitz der heutigen Burschenschaft Arminia befindlichen Original wiedergegebene Bild aus dem Jahre 1828 zeigt — zu erfreulicher Blüte gediehen, aber bis gegen das Ende der 50er Jahre wurde ihr Bestehen von häufigen Auflösungen unterbrochen.

Auch die Geschichte des S.C., der im November 1851 nach Heidelberger Protokollen aus Guestphalia, Teutonia, Vandalia, Hassia bestand, zeigt in jener Zeit einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstitutionen; erst mit dem Jahre 1848 trat größere Stetigkeit ein. Wir finden von da an zunächst zwei Corps, die Teutonia (blau-gold-rot), die als Stiftungsjahr 1825 bezeichnet, und die Hassio-Nassovia, die sich 1839 mit den Farben grün-weiß-blau aufthat. Zu ihnen kamen die Vandalia (rot-weiß-grün), die sich indessen 1860 suspendierte, und die 1893 als Fortsetzung des 1840 gestifteten Corps gleichen Namens



Die heutigen Korporationen.

Haus der Landsmannschaft Hassio-Borussia.

rekonstituierte Guestphalia (grün-weiß-schwarz), so daß dem S.C. jetzt 3 Corps angehören.

Die Burschenschaft wird jetzt durch die 1860 gegründete Arminia (schwarz-rot-gold) und die Alemannia (violett-silber-rot, gestiftet 1872) vertreten, denen sich im W.S. 1898/99 die frühere Landsmannschaft Germania (gestiftet 1868, schwarz-weiß-rot), als dritte Burschenschaft angeschlossen hat. Von neuen Landsmannschaften bestand eine 1878 gegründete Guestphalia nur kurze Zeit; auf eine lange Geschichte kann dagegen die dem Coburger L.C. angehörende Hassio-Borussia zurückblicken, die aus einer seit 1856 bestehenden pharmaceutischen Verbindung hervorgegangen ist. Sie steht im Paktverhältnis mit der zum V.C. gehörigen Turnerschaft Philippina (gestiftet 1880, rosa-weiß-moosgrün). An farbentragenden Verbindungen sind außerdem der akademische Gesangsverein Chattia (blau-weiß-orange) und die freie Verbindung Normannia (silber-rot-schwarz) zu nennen, die beide erst wenige Semester bestehen. Von den christlichen Verbindungen ist der Wingolf (grün-weiß-gold) eine der ältesten Marburger Korporationen; er ist am 25. Februar 1847 gegründet. Die katholische Verbindung Rhenania (blau-weiß-rot) besteht seit 1879, der katholische Studentenverein Thuringia seit 1881. Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion sind die 1881 gegründete Schaumburgia und die wissen-

schaftliche Verbindung Saxonia (gestiftet 1886); der Gesangverein Fridericiana und der A.T.V. verwerfen Bestimmungsmensur und grundlose Kontrahage; der A.T.V. hat sich ebenso wie der 1886 gegründete Verein deutscher Studenten seit einigen Semestern eigene schwere Waffen zugelegt. Eine Reihe wissenschaftlicher und Musikvereine vervollständigt das Bild des Marburger Korporationswesens, in dessen Mannigfaltigkeit kaum eine der vielen Schattierungen des heutigen studentischen Verbindungslebens fehlen dürfte.

Im Jahre 1866 wurde Hessen-Kassel preussisch und damit Glied eines größeren Ganzen; die Gewöhnung an die neuen Verhältnisse, die für Marburg nur Vorteil bringen konnten, ging verhältnismäßig leicht von statten. Die neue Regierung widmete der Hochschule dieselbe Fürsorge wie die alte und setzte die Anlage neuer Institute und Bauten fort. Seit 1873 wurde eine Reihe medizinischer Institute, das botanische Institut und das chemische Laboratorium vollendet, und am 19. Juli 1891 konnte die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes feierlich begangen werden, das nicht nur durch seine vortreffliche Einrichtung seinen Zweck als Kollegienhaus erfüllt, sondern auch durch seine Bauart — es ist in frühgothischem Stil aus hellem Sandstein wie die Elisabethenkirche ausgeführt — sich so glücklich wie nur denkbar dem Charakter der alten Stadt anschmiegt.

Das Jahr 1870/71 rief auch in Marburg einen großen Teil der Studierenden zu den Fahnen, und mancher von ihnen hat seine Liebe zum Vaterlande mit dem Blut besiegelt. Die 350jährige Jubiläumsfeier wurde unter allgemeiner Beteiligung der Studierenden und der früheren Bürger der alma mater begangen und verlief in der heitersten Stimmung und in würdiger Weise.





1544.

Gott erhalte diese schöne Pflanzschule und die bey derselben gemachten heilhamen Anstalten im Segen und lasse ihm die Aufnahme derselben beständig empfohlen seyn, damit fernerhin allhier treue und tüchtige Männer zubereitet werden mögen, die seiner Kirche und dem gemeinen Weien recht nützlich seyn können!
Arnoldt, Ausführl. Historie der Königsberger Universität.

Charakter der
Universität.

Die Königsberger Albertus-Universität nimmt, wie sie räumlich isoliert liegt, auch ihrem Charakter nach unter den anderen deutschen Hochschulen eine Sonderstellung ein. Die Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung, seine weite Entfernung von den Mittelpunkten des deutschen Geisteslebens, der Jahrhunderte währende lose Zusammenhang mit dem Reiche, die Besonderheit der staatlichen Bildung und der daraus sich ergebende selbständige Gang der geschichtlichen Entwicklung, sowie endlich die von Anfang an bestehende Beziehung zu dem Hohenzollern-Hause haben ihr dies besondere Gepräge verliehen. Die Albertina ist die erste Universität von spezifisch preußischem Geiste. Während ihre älteren Schwestern ihr Dasein oft der Liebhaberei oder Eitelkeit eines Fürsten verdanken, ist sie aus dem harten Boden der Notwendigkeit erwachsen; andere Universitäten konnten und können eingehen, die Königsberger muß erhalten werden, wie sie entstehen mußte.

Vorgeschichte.

Solange der Deutschritterorden in Preußen herrschte, besaß er in seinen Mitgliedern eine genügende Anzahl befähigter Männer, um die Verwaltung des Landes zu besorgen. Daneben hatten die Unterthanen ausreichende Freiheit, oft mit Unterstützung des Ordens, ihren Wissensdrang zu befriedigen, zu welchem Zweck besonders die italienischen Universitäten und unter den deutschen Prag und Leipzig von Preußen viel besucht wurden. Für eine eigene Universität lag kein zwingendes Bedürfnis vor, und die von dem Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein im Jahre 1587 zu Culm begründete, von Papst Urban VI. mit den Privilegien der Universität von Bologna ausgestattete Hochschule hielt sich nur kurze Zeit. Dagegen wurden wohl gelegentlich durch einzelne persönlich den Wissenschaften zugethane Hochmeister und Bischöfe Gelehrte von auswärts ins Land gerufen. Auf diesem Wege kam auch der Humanismus nach Preußen. Durch den gelehrten Bischof Hiob von Dobeneck gewonnen, hielt sich Eobanus Hessus von 1512—16 hier auf und gründete in der bischöflichen Residenz Riesenburg eine litterarische Gesellschaft, die sich die Pflege der lateinischen und griechischen Sprache, sowie der Beredsamkeit, Dichtkunst und Musik zur Aufgabe machte und eine Reihe wissenschaftlich tüchtiger Männer zu ihren Mitgliedern zählte.

Aber erst die Einführung der Reformation und die Säkularisation des Ordensstaates gab den Wissenschaften in Preußen eine dauernde Heimstätte. In folgerichtigem Eingehen auf den in der Reformation im Prinzip gegebenen demo-

praktischen Geist verlegte Herzog Albrecht den Schwerpunkt seiner Stellung als Landesherr in das Volk, dessen geistige Kräfte durch Predigt und Schule geweckt und für die Gesamtheit nutzbar gemacht werden sollten. Die für diesen Zweck nötigen Männer waren infolge des überall gesteigerten Bedarfs aus dem Reiche in ausreichender Zahl nicht zu haben. Überdies mußten bei der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung, die sich in weiten Strecken des Landes noch der litauischen, polnischen und zum Teil der preussischen Sprache bediente, die zukünftigen Prediger der Mehrzahl nach Einheimische sein. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für deren Ausbildung in der Heimat zu sorgen.

Diesem Bedürfnis kam schon der erste evangelische Prediger in Preußen, Georg Briesmann, entgegen, ein Schüler Luthers und Melanchthons, indem er seit 1524 Vorlesungen zu halten begann; ihm folgte bald der Pfarrer an der Altstadt, Polander. Ziemlich gleichzeitig fand auch die Buchdruckerei in Königsberg eine bleibende Stätte, und 1534 gründete der Herzog die erste Bibliothek. Endlich wurde auf Vorstellung und Wunsch der Landstände 1541 ein Pädagogium oder Partikulare eingerichtet, wo neben der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Theologie, die Rechte und Medizin sowie die freien Künste gelehrt wurden, „zuvörderst aber die Lectiones, so junge Leute auf der Akademie zu Anfang zu hören pflegen“. Dieser Anstalt, die bis 1619 bestand, sollte sich ausgesprochener Absicht zufolge bald die Begründung einer Universität anschließen.

Das geschah im Jahre 1544. Am 20./30. Juli wurde das Stiftungsdiplom erlassen; am 17./27. August erfolgte die Einweihung. Melanchthons Einfluß war auch hier entscheidend. Von ihm stammte der Plan, ihm wurden die Statuten zur Begutachtung unterbreitet, sein Schwiegersohn Sabinus wurde der erste Rektor, und die meisten Professoren waren seine Zuhörer gewesen. Als ein Produkt des evangelischen Geistes wird die Neubegründung schon in dem Stiftungsdiplom gekennzeichnet: „Scimus primam omnium in gubernatione curam Principum esse debere, ut vera Dei notitia late propagetur.“ Neben der Erweckung des wissenschaftlichen Strebens legte der Stifter ganz besonderen Wert auf die sittliche Haltung der Studenten. „Wir haben in den meisten Schulen Beispiele gesehen, die nicht nur christlicher Schulen, sondern jeglicher staatlicher Gemeinschaft unwürdig sind. Deshalb wünschen wir, daß die Leiter der Akademie in der Aufsicht der Sitten wachsam und streng sein sollen, und wir selbst werden diese Sorge übernehmen.“

Gründung der Universität.

Trotz der Armut des durch die Polenkriege arg verwüsteten Landes setzte der hochherzige Fürst, dessen Namen die Albertina mit Recht trägt, seinen Stolz darein, die neue Gründung materiell gut zu stellen, und er durfte ohne Übertreibung von sich sagen: stipendia damus maiora usitatis; bezog doch der Rektor Sabinus ein für die damalige Zeit glänzendes Gehalt von 330 Gulden. Das Collegium Albertinum, das zum Teil aus der Privatschatulle der Herzogin Dorothea erbaut und nach mannigfachen Erweiterungen 1569 fertig geworden ist, war für die bescheidenen Verhältnisse der ersten Zeit gewiß ganz ansehnlich zu nennen; 300 Jahre lang hat die Universität dort ihre Heimstätte gehabt. Auch für die unbemittelten Studenten wurde reichlich gesorgt, und die Summe von 1000 Mark, der vierte Teil des für die Unterhaltung der Universität jährlich ausgesetzten Geldes, war für diesen Zweck bestimmt und fand ihre Verwendung in der Einrichtung eines fürstlichen Alumnats sowie eines Konviktorii, in welchem arme Studiosi für 15 Schillinge wöchentlich bei dem Ökonomen speisen konnten. Dazu kamen billige Wohnungen, die Einrichtung einer Krankenstube im Hospital und ein besonderer Arzt für die Studenten.

Der Geist, welcher in der Wissenschaft an der Albertina im Anfang herrschte, war der des Aristoteles, dessen klassisches Ansehen so groß war, daß die ganze philosophische Fakultät sich gelegentlich in einem 1599 herausgegebenen Programm als Collegium philosophiam Aristoteleam in Academia Regiomontana profitentium bezeichnete, und der Professor Hagius faßte 1597 seine Kritik der alten Philosophen kurz in die Worte zusammen: Absurdus Plato, absurdus Galenus etc. Garriunt

Herrschaft der aristotel. Philosophie

et ineptiunt, qui non Aristotelis recipiunt sententiam. Ganz vereinzelt steht mit seiner Hochschätzung Platos der berühmte Paul Scalich. Auch die Theologie geriet bald von ihrem biblischen Grunde auf den Abweg der Kunstformen aristotelischer Definitionen. Die Physik wurde statutenmäßig nach Aristoteles gelehrt, und selbst die Medizin arbeitete mit den von ihm übernommenen Begriffen. Die verheißungsvollen Anfänge, welche die Anatomie und Chirurgie machte, stofften bald, und die ganze Wissenschaft verlor sich mehr und mehr in leere Phrasen von den facultates et qualitates occultae, dem ens lapidificum und spiritus petrificus, in Magie und Aberglauben.

Theologische Streitigkeiten Ganz besonders verhängnisvoll wurden für die junge Hochschule die theologischen Streitigkeiten, die sich an den Namen Osianders knüpfen, welche das ganze Land in Mitleidenchaft zogen und zusammen mit den wiederholten Pestheimsuchungen viele Professoren und Studenten zum Fortgang veranlaßten. So wirkten in der theologischen Fakultät während der ersten zehn Jahre nicht weniger als 10 Professoren nach einander.

Die Studentenschaft bestand natürlich der Hauptmasse nach aus Einheimischen, doch stellten von Anfang an die baltischen Lande ein nicht unbedeutendes Kontingent, und auch aus dem Reiche zog die Aussicht, in dem aufstrebenden Lande eine Anstellung zu finden, viele nach der Albertina. Besonders waren es im 16. Jahrhundert Franken, die durch die nahe Beziehung des regierenden Hauses zu ihrer Heimat hierher gezogen wurden. Im 17. Jahrhundert studierten viele Pommern, Schlesier, Märker, Mecklenburger und Holsteiner in Königsberg, sowie Westphalen und Siebenbürger. Die Zahl schwankte, und sichere Angaben sind nicht zu ermitteln.

Studentenleben bis gegen 1700 Das Leben der Studenten unterschied sich nicht wesentlich von dem anderer Hochschulen. Die Deposition war auch an der Albertina obligatorisch. Die Verei- nigung von dem Vollzug derselben mußte bei der Immatrikulation vorgelegt werden. Noch 1703 wurde in einer unter dem Vorsitz des M. Arnold Heinrich Sahme gehaltenen Disputation der Brauch verteidigt, weil die pueri et tenerae aetatis iu- venes durch diesen „actum theatralem“ citius ad virtutem duci possunt, quam fuste et ferula. Aber schon 1717 wurde die Deposition abgeschafft, und dafür ein Examen vor dem Dekan der philosophischen Fakultät eingeführt.

Daß es auch in Königsberg nicht an solchen Studenten gefehlt hat, welche „die Zeit mit Müßiggang und in unanständiger Gesellschaft verderben, und unter dem Vorwande der akademischen Freyheit die besten Jahre in Unpäßigkeit und Frechheit mit Ausübung alles ersinnlichen Mutwillens zubringen“, beweisen die immer wieder- kehrenden Verordnungen und Strafen. Schon die Konstitutionen von 1546 wenden sich gegen die üblichen Mißbräuche und was dafür galt, als „narrischer Gang und Kleidung“, Würfelspiel, öffentliche Tanzbelustigungen, Waffentragen, Raufereien, Häuserstürmen, Thoreinbrechen, Durchziehen, nächtliche Musik und Ruhestörung (larvae quibus vespertino aut nocturno tempore terreri solent homines) u. a.

Namentlich seit dem Ausblühen des Verbindungswesens und des von ihm gepflegten Pennalismus kehren Klagen und Strafen häufig wieder. So wurden 1634 mehrere Studenten relegiert „ob schoristicas expilationes et exagitationes summamque contumaciam“. 1636 erfolgte daraufhin eine Verfügung gegen das „Pennalisieren und andere ungeräumte Wort und Werke, — wozu ihnen manch junges Blut die Spese und Unkosten herzugeben, und dabey viel Tribulierens und einem aufrichtigen Gemüt unerträgliche Vexationes zu erdulden gezwungen würden“. Gegen solches Unwesen solle der Senat einschreiten, die tubae ac faces eiusmodi petulantiae sollen aufgesucht und relegiert werden, die gedruckten Mitteilungen davon seien in die Heimat der Betroffenen und nach den verbündeten Universitäten zu schicken. Nach dem Verbot des Pennalismus durch den Reichstag von Regensburg 1654 und dem Vorgange anderer Universitäten erging ein kurfürstliches Reskript gegen den „also genenneten hochärgerlichen Pennalismus“. Derselbe soll „nebenst den Collegiis Nationalibus gänzlich casiret und aufgehoben seyn“, gegen die Übertreter

wird die Strafe der Exklusion und je nachdem selbst Relegation cum infamia und Leibesstrafen festgesetzt. Kasse, Schlüssel und Eade nebst den darin befindlichen eigenbeliebig aufgerichteten Gesetzen, Handschriften und Pfändern sowie dem Vorrat an baarem Gelde und goldenen und silbernen Trinkgefäßen sollen in dem Senatorio abgeliefert werden. Erneuert wurden die Bestimmungen 1668, weil das Unwesen unter anderem Namen wieder einbrechen wollte – nam captant ferme latebras scelera et quaerunt fallere. Als 1675 bei einer Rauferei ein Mord geschah, erging ein neues Reskript „wider die große Eicenz der jungen, frechen Leute, die ohne allen Unterschied des Herkommens gladiati einhergehen“.

Wirksamer indes als alle Verbote erschien dem Senat eine unter Aufsicht stehende Organisation der Studentenschaft. So wurden 1683 die vier Nationen Die Nationen. der Pommern, Schlesier, Preußen, (zu denen die Balten gehörten,) und Westphalen eingerichtet, denen sich jeder angekommene Student sogleich nach geschehener Immatrikulation anzuschließen angewiesen war, mit Ausnahme der preußischen vom Adel und der Königsberger Stadtkinder, denen der Beitritt freigestellt wurde. Sie wechselten sich vierteljährlich in der Generaldirektion ab, und bestanden wohl eine Zeit lang, aber 1746 schreibt Arnoldt, daß man von den National-Collegiis schon lange nichts mehr wisse. Überhaupt ist die Unruhe des 17. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung unserer Universität geblieben. Wiederholt, namentlich in den Jahren 1620–30, wurde Stadt und Land von der Pest heimgesucht; auch die durch mehrfache Einfälle der Schweden, Polen und Tatarenhorden hervorgerufene arge Verwüstung des Landes wirkte nachteilig auf den Besuch der Universität. Dazu kamen die unheilvollen sogenannten synkretistischen Streitigkeiten der Theologen mit ihrem Kezerverfolgungs-fanatismus, durch welche „diese gute Akademie vor der Welt sinkend gemacht, derselben blühender Zustand in einen verderblichen und jämmerlichen gesetzt, die herrliche Frequenz der studierenden Jugend aus allerhand löblichen Nationen schändlich dissipiret und zerstreuet wurden“.

Während aber die Universitäten im Reich dauernd unter dem dreißigjährigen Kriege litten, waren diese Übel für Preußen vorübergehend. Königsberg bildete damals einen sicheren Zufluchtsort. „Confluxerat Regiomontium ex Germaniae Academiis longinquo bello exhaustis cum Phoebi Sororibus paene totus Apollineus grex“. Neben hervorragenden Staatsmännern, wie dem Statthalter Fürst Radziwil, dem Oberburggraf Johann Truchseß von Weyhausen, dem Landhofmeister Andreas von Kreyßen, dem Kanzler Martin von Wallenrodt sowie dem Obersekretär der preußischen Regierung Robert Robertin nahm sich ganz besonders der Große Fürsorge des
Großen
Kurfürsten. Kurfürst der Universität an; er überwies ihr größere Einkünfte, erhöhte die Professorengehälter, erteilte Dotationen an verdiente Lehrer, suchte die tobenden theologischen Streitigkeiten beizulegen und schritt kräftig gegen alle Auswüchse des studentischen Lebens ein. Der Königsberger Dichterkreis bezeichnet die Regsamkeit des litterarischen Lebens; sein Hauptvertreter Simon Dach war von 1639–59 Professor der Poesie an der Albertina, Valentin Thilo 1634–62 Professor der Eloquenz.

In solcher Blüte feierte die Universität 1644 das Fest des ersten Jahrhunderts Der 1. Jahr-
hundertfeier. ihres Bestehens im Stile der Zeit durch endlose Reden, Deklamationen, Aufführungen und solenne Promotionen. Die Zahl der Studierenden war um die Mitte des 17. Jahrhunderts die größte, die die Albertina je erreicht hat, wenn auch Angaben, die bis 3000 gehen, übertrieben sein mögen. Dem Rektor Reimer folgten bei seinem Leichenbegängnis 1646 über 700 Studenten, und noch für das Jahr 1704 nennt Sahme in einer Dissertation mehr als 1000. Das Lebensalter der Studierenden war außerordentlich verschieden, neben 13 und 14-jährigen Knaben finden sich auch Studenten bis zu 50 Jahren. Ebenso verschieden war die Zeit des Aufenthalts auf der Universität. Während namentlich infolge des häufigen Wechsels der Universitäten der Zeitraum von 1–5 Jahren am häufigsten wiederkehrt, begegnen uns auch solche Studenten, die 10, 11, 13, ja 19 Jahre auf der Universität zubrachten, hauptsächlich wohl solche, die im Genuß der Privilegien von Universitätsmitgliedern sich ihren



Das alte Universitätsgebäude.
(Original im Besitz der Burschenschaft Göttingen)

Zeitweiliger
Niedergang.

Lebensunterhalt erwarben als Informatoren und famuli oder durch Verfertigen von Gelegenheitscarmina und Ausbeuten der Pennäle. Dieser lange Aufenthalt Unbemittelter veranlaßte sogar im Jahre 1708 eine königliche Verordnung, „daß zum Studieren nicht jedermann ohne Unterschied gelassen werden solle, weil ein jeder bis auf Handwerker und Bauern seine Söhne ohne Unterscheid derer Ingeniorum und Capacität studieren, und auf Universität und hohen Schulen sumptibus publicis unterhalten lassen will, da doch dem Publico und gemeinen Wesen vielmehr daran gelegen, wann dergleichen zu deren Studiis unfähige Ingenia bey Manufakturen, Handwerkern und der Müßig, ja gar bei dem Ackerbau nach eines jeden Condition und natürlicher Huneigung angewendet, und sie dergestalt ihres Lebens Unterhalt zu verdienen unterwiesen würden.“ Es ist klar, daß solche „Ingenia“ nicht zur Hebung des Studentenlebens beitrugen. In der That mehrten sich um die Wende des Jahrhunderts die Klagen über Ausschreitungen aller Art, über das Tragen der „großen Plempen und Soldaten-Degen“, das Eindringen bei Hochzeiten, nächtlichen Lärm, fenstereinwerfen, Angriffe auf Nachtwächter und ähnliches und damit im Zusammenhang über unfleißigen Kollegienbesuch, „da dann solcher gestalt es das verderbliche Ansehen gewinnen will, als würde die Universität nicht mehr von sittsamen, der freyen Künste geübten Jünglingen, sondern von undisciplinierten verlauffenen Lands-Knechten und Partheygängern frequentieret und bewohnet.“ Dadurch kam es, daß „die ehemals berühmte und belobte Universität an auswärtigen Orten dermassen verruffet ward, daß vornehme Leute ihre Kinder gar nicht anhero schicken, ja auch hier wohnende Eltern ihre Kinder von hinnen weg auf andere Akademien mit Unkosten zu verschicken genötigt werden.“ Neben diesen inneren Verhältnissen wirkte ganz besonders die verheerende Pest vom Jahre 1710 nachteilig auf die Frequenz, so daß die Zahl der Studenten auf ungefähr 300 herabsank. Aber die unausgesetzte Fürsorge der Landesherren beugte dem drohenden Verfall vor. Nachdem am 25. Juli 1701 die Universität als eine königliche eingeweiht worden war, ernannte der König zum besonderen Beweise seines Interesses im Oktober desselben Jahres den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Rektor, welches Amt derselbe bis zu seiner Thronbesteigung bekleidete. Er, der in seiner Vorliebe für diesen schwer heimgesuchten Teil seines Reiches durch unaus-

Kronprinz
Friedr. Wilh.
als Rektor

gesetzte Arbeit die Hebung desselben, wie auf allen Gebieten, so besonders auf dem des Kirchen- und Schulwesens, herbeiführte, sorgte auch landesväterlich für das Wohl der ihm vor anderen nahestehenden Königsberger Hochschule. Der Erfolg zeigte sich schon äußerlich in einer stetigen Zunahme der Zahl der Studierenden, die in den Jahren 1732—38 auf 5—600 angegeben wird und 1744 sich sogar auf 1032 belief. Auch der innere Zustand war befriedigend. Hervorragende Gelehrte, besonders unter den Theologen, wirkten mit Eifer und großer Anerkennung; der Pietismus, der sehr bald auch in Königsberg zur Herrschaft gelangte, bewies seine belebende Kraft besonders auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, und selbst seine Kämpfe mit den Wolfianern spornten nur zu geistiger Thätigkeit an. Überdies gehörte Königsberg zu den Orten, in denen der Gebrauch der deutschen Sprache besonders gepflegt wurde. Schon 1715 kündigte Eilienthal sein Kolleg „über die Antiquitäten und andere Merkwürdigkeiten des Königreichs Preußen“ „durch ein in deutscher Sprache gedrucktes Programm“ an. Es ist jedenfalls ein guter Beweis für den Geist der

Königsberger Universität, wenn Gottsched, welcher ihr in den Jahren 1714—42 angehört hat, schreibt: „Mehr als einmal habe ich die Neigung gegen diejenige hohe Schule, der ich den Grund meiner Wohlfahrt danke, auch öffentlich zu verstehen gegeben“.

Bei aller Bedeutung indes, welche die Albertina in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens für Preußen und die Nachbarländer gehabt hat, hatte sie noch nicht durch einen führenden Geist auf das gesamte geistige Leben der Nation



Die neue Albertusuniversität.

bestimmenden Einfluß ausgeübt, wie Wittenberg im 16. Jahrhundert, Halle am Ende des 17. und Leipzig in der ersten Hälfte des 18. Aber bald sollte der Glanz dieser Universität weit über die Grenzen des engen Vaterlandes erstrahlen durch den Ruhm eines Mannes, den sie ganz als den ihrigen in Anspruch nehmen darf, Immanuel Kant. 1724 zu Königsberg geboren, auf dem dortigen Friedrichs-Kant. Kollegium 1732—40, vorgebildet, bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt und gehörte ihr bis zu seinem Tode 64 Jahre lang an als ihr Stolz und ihre höchste Zierde. Daß der Geist dieses gewaltigen Denkers, der die Anschauungen einer Welt umgestaltet und Generationen durch sein Pflichtbewußtsein erzogen hat, auf die Studentenschaft und ihre Lebensauffassung ohne Einfluß geblieben sein soll, ist an sich undenkbar. Zwar stieg er nicht wie Thomasius in Halle reformierend zu den Studenten herab, aber von seiner stillen Höhe aus lenkte er die Einzelnen zu reinerer, würdigerer, ernster Lebensanschauung hin, und ihm ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, wenn sich die Königsberger Studentenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eines vorteilhaften Rufes vor anderen Universitäten erfreute. Der Feldprediger Goldbeck versichert in seinen Nachrichten von der Königlichen Universität zu Königsberg i. Pr. 1782, daß „allgemeine Excesse trotz der großen Freiheit seit vielen Jahren in Königsberg ganz unerhört seien“, und ein Unbekannter bezeugt den Fleiß des Studenten, „der hier mehr als anderswo, da er weder durch Renommistereien noch Studentenleben Modapedanterie brillieren könne, durch seine Lebensweise beides zu ersetzen suche. gegen Ende des 18. Jhdts. Akademische Bälle, Masqueraden und andere Tanzpartien verschaffen auch dem Lieb-

haber von diesen Ergänzungen Gelegenheit, seinen Wunsch befriedigen zu können; besonders sind die Vergnügungen dieser Art, die von Studenten arrangiert werden, sehr berühmt, weil sie mit zu den angesehensten gerechnet werden". Freilich darf man an den studentischen Salonten damaliger Zeit nicht den Maßstab von heute anlegen. Prof. Heidemann erzählt, er habe bei seiner Ankunft 1802 auf den Studentenbällen die Studenten „mitten im Tanzsaale aus dem Halbe der Bouteillen Bier trinken und dergleichen Unsittlichkeiten begehen sehen, und doch fand er Professoren dort." Auf seine Mahnung hin wurde solcher Unfug wie auch manche Extravaganz in der Kleidung willig abgestellt.

Erniedrigung und Erhebung
Preußens. Aber erst das Läuterungsfeuer der napoleonischen Unglücksjahre vermochte die Königsberger Studentenschaft umzugestalten. Hat doch diese Stadt an dem Geschick des großen Vaterlandes den unmittelbarsten Anteil gehabt. Hier lebte in der Zeit der Not die königliche Familie, verehrt und geliebt von der bis in die Knochen königstreuen Bevölkerung, gestützt und gehalten durch den hoffnungsvoll



Photographie v. W. Müller, Berlin.

Am Fischmarkt.

einer neuen besseren Zeit entgegensehenden Patriotismus eines Kreises hervorragender Männer. Hier entstand im Frühjahr 1808 der unter dem Namen des „Tugendbundes“ bekannte „sittlich-wissenschaftliche“ Verein, der sich zur Aufgabe setzte, die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten, für vollstümliche Jugenderziehung zu sorgen, Anhänglichkeit an das Königshaus zu pflegen und die Mittel zur Erhebung des Vaterlandes vorzubereiten. Hier stimmte der jugendliche

Mar von Schenkendorf seine ersten begeisternden vaterländischen Lieder an. Ganz besonders eng wurde aber das Band zwischen dem Königshause und der Universität dadurch geknüpft, daß zum zweiten Mal ein preussischer Kronprinz zu ihrem Rektor ernannt wurde. Am 10. Februar 1808 erfolgte die eigenhändige Immatrikulation des neuen Rektors, und am 6. März trug dieser seinen Bruder Wilhelm als ersten akademischen Bürger unter seinem Rektorat in das Album ein.

Außerlich brachte der Universität diese Verbindung mit dem Hohenzollernhause teilweise wenigstens die Erfüllung langjähriger Forderungen. Der weise Grundsatz, „durch Entwicklung der geistigen Kraft des Volkes den Verlust an physischer Kraft zu ersetzen“ (v. Baer, Aus meinem Leben, S. 506), ließ gerade in der trübsten Zeit des preussischen Staates neues Leben erblühen. 1809 wurde der Universität ein jährlicher Zuschuß von 17000 Thalern bewilligt, um den Lehrkörper zeitgemäß zu erneuern und die Gehälter der Professoren aufzubessern. Weitere 14000 Thaler dienten zur Einrichtung eines botanischen Gartens, ebenso wurde eine Summe zur Prämierung von Preisarbeiten der Studenten ausgesetzt; im ganzen waren die Ausgaben für die Universität auf 54000 Thaler jährlich gestiegen. Endlich wurde 1811 der Grundstein zu einer Sternwarte gelegt, die mit einem Aufwande von 28000 Thalern in zwei Jahren hergerichtet wurde, zum größten Erstaunen Napoleons, der, als er auf seinem Feldzug nach Rußland den Bau besah, ausgerufen haben soll: „Kann denn der König von Preußen noch Sternwarten bauen?“ Vessel entfaltete an dieser Sternwarte bald seine ruhmreiche Thätigkeit. 1807 wirkte, wenn

auch vorübergehend, J. G. Fichte an der Albertina, 1808 wurde Herbart herberufen, und 1814 begann Lobeck seine nahezu 50jährige Wirkksamkeit.

Aber noch bestimmten „die Alten“, die im Senat ihre Alleinherrschaft behaupteten, den Geist der offiziellen Vertretung der Albertina. Dieser engherzige, gewinnstüchtige Parteigeist, dieser Mangel an Fähigkeit, große Gesichtspunkte zu ergreifen, die feige Ängstlichkeit und niedere Eafaiengefömmung veranlaßten während des Druckes der Franzosenherrschaft die Universität zu Schritten, die glücklicherweise allein stehen. Trotz der rücksichtslosen Behandlung, die man von den französischen Gouverneuren erfahren hatte, ernannte die juristische Fakultät den Minister Daru in besonders festlichem Akt zum Ehrendoktor, wobei in dem Diplom bei Nennung Friedrich Wilhelms III. in auffälliger Weise der Zusatz des Königstitels ausgelassen, wie auch der Kronprinz einfach nur als Rektor angeführt wurde. Noch unerhörter freilich ist die Ehrenerweisung, die man dem Brigadegeneral und Lazarettinspektor Calance erwies, indem man diesen bedeutungslosen Mann ehrenhalber in das Album der Universität eintrug, als den ersten seit 150 Jahren!

Ganz anders war der Geist, der in der Jugend lebte; besonders der „Blumenfranz des baltischen Meeres“, eine Vereinigung, als deren Führer M. von Schenkendorf zu betrachten ist, war ein Nährboden der neuen vaterländischen, freiheitlichen Gefömmung. Die großen Ereignisse, die in den Mauern Königsbergs ihren Anfang nahmen, fanden sie vorbereitet, und als hinter den Trümmern der grande armée her Nord am 8. Januar einrückte, begrüßte ihn die Studentenschaft der Albertina in feierlichem Zuge. In dem großen Befreiungskampfe ergriff nahezu ein Drittel der akademischen Jugend die Waffen; fünfzehn von ihnen starben den Heldentod, viele kehrten mit den Zeichen der Tapferkeit geschmückt zurück. Alle aber kamen gereift und erfüllt mit Begeisterung für den großen Gedanken eines einigen Vaterlandes wieder. „Es war ein edles und würdiges Selbstgefühl, ein schönes, aber ruhiges Bestreben vorwärts und eine hohe Achtung für Bildung nach dem großen Befreiungskriege zurückgeblieben“, so urteilt über die Studentenschaft der Albertina einer ihrer Lehrer, von Baer.

Seinen Ausdruck fand dieser neue Geist in der Stiftung einer allgemeinen Burschenschaft nach dem Beispiel der jenaischen. Wann sie in Königsberg entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Am Wartburgfeste nahmen Königsberger Burschen nicht teil, aber am 18. März 1818 reisten zwei von ihnen, beide Mitkämpfer des großen Krieges, Dieffenbach der spätere berühmte Chirurg, † 1847 in Berlin) und Lucas (nachmals Schulrat in Königsberg) als Abgeordnete der Studentenschaft der Albertina nach Jena zum allgemeinen Burschentage. Ob man die Thatsache dieser Abordnung als einen Beweis für das Bestehen einer burschenschaftlichen Organisation ansehen soll, oder ob erst nach ihrer Rückkehr durch diese beiden eine solche ins Leben gerufen wurde, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls existiert eine Abschrift der ersten Satzungen aus dem Sommer 1818 (gegenwärtig im Besiß der Burschenschaft Germania). In Anlehnung an die Verfassungsurkunde der allgemeinen Burschenschaft bestimmen diese Satzungen den Zweck der Burschenschaft mit den Worten: „Burschenschaft ist eine freie, womöglich öffentliche Vereinigung von Burschen, nach gewissen Regeln sich vaterländisch auszubilden. Aus diesem Zweck folgt, daß die Mitglieder ehrenhaft sein müssen“. Die Leitung lag in den Händen eines Seniorats von neun halbjährlich zu wählenden Burschen, von denen jeder drei Wochen lang Sprecher war. Monatliche Versammlungen, gemeinsame Kommerse, Konzerte und Bälle befestigten die Zusammengehörigkeit. Genugthuung zu fordern und zu geben, war der Bursch bei Strafe des Verrufs verpflichtet.

Daß es landsmannschaftliche Verbindungen bis in die Zeit der Entstehung der Burschenschaft hinein gegeben hat, bezeugt von Muerwald in seiner Rede bei dem gleich zu erwähnenden Galtgarbenfest; welche es waren, ist nicht zu ermitteln, nur die Namen Pommerania und Borussia finden sich von den alten vier Landmannschaften vor; jedenfalls gingen sie in der allgemeinen Burschenschaft auf.

Stiftung der
allgemeinen
Burschenschaft.

Den glänzendsten Ausdruck fand die neue Gemeinschaft in dem Galtgarbenfest vom 18. Juni 1818. Der Galtgarben, drei Meilen westlich von Königsberg inmitten des schönen Samlandes gelegen, gewährt einen wundervollen Rundblick über Meer, Haß und Landschaft. Hier hatte der patriotische Sinn eines Mitsreiters des siebenjährigen Krieges, des alten Kriegsrats Scheffner, zur bleibenden Erinnerung an die Befreiungskriege, als „ein Denkmal der Kampfes- und Siegeszeit des Preußenvolkes“, ein mächtiges eisernes Landwehrkreuz errichtet. Hierher wallfahrtete die Burschenschaft der Albertina und mit ihr mehrere Professoren am Tage des Sieges von Velle-Alliance. In reiner, ungetrübter, edler Fröhlichkeit vereinigten sich Lehrer und Jünger der alma mater Albertina in der Erinnerung an die große Zeit und stärkten sich gegenseitig „zu einigem Streben in deutscher Wissenschaft und Kunst, zu einem Wunsch für Deutschlands Wohl und Deutschlands Ruhm“. Zugleich sollte das Fest auch „ein Fest der Wiedergeburt des höheren akademischen Lebens“ sein. An die Stelle des höchst verwerflichen esprit de corps einzelner Verbindungen, so führte Alfred von Mierswald aus, sei das Bruderverband des Gemeinsinnes getreten, das sie alle umfasse in Liebe und Freundschaft. Darin waren alle einig, daß keine Landsmannschaft sein solle, kein enges Zusammenhalten derer, die zufällig in einem Kreise oder einem Lande geboren waren, keine Zersplitterung des großen allgemeinen Interesses in die engherzigen Wünsche weniger.

Einschreiten
gegen die
Burschenschaft.

Aber nur zu bald sollte die hoffnungsvolle Pflanzung der jungen Burschenschaft dem Nachtfrost der hohen Politik erliegen. Am 23. März 1819 wurde Kobebue durch Sand ermordet. Man kannte den Ermordeten in Königsberg sehr wohl, wo er seit 1806 wiederholt geweiht hatte, zuletzt seit 1813 als russischer Generalkonsul, und 1815 hatte ihn die philosophische Fakultät zum Dr. hon. c. gemacht. Auch urteilte man hier über die That sehr ruhig. „Einen Nutzen dieser Ermordung sehe ich nicht ab“, schrieb der oben genannte Scheffner, „wohl aber manche schlimmen folgen“. Aber als man den Getöteten im Theater durch eine besondere Trauerfeier ehren wollte, da erhob sich die Studentenschaft mit dem übrigen Publikum einmütig dagegen, und die Feier wurde daraufhin von der Polizei aufgehoben. Dieser Vorgang und andere ebenso unbedeutende genügten, um auch gegen die Königsberger Burschenschaft, die noch kurz vorher wegen ihres „guten Geistes“ ein königliches Lob erhalten hatte, einzuschreiten. Die vom Senat eingesehenen Papiere boten nichts Kompromittierendes, und insbesondere das vorgelegte Protokoll der Verhandlungen in Jena zerstörte jeden Schein einer politischen Tendenz der Burschensvereine. Deshalb sprach sich der Prorektor Dirksen in seinem Bericht durchaus günstig über die Burschenschaft aus und empfahl mit Rücksicht darauf, daß sie ihren Ursprung einer Idee verdanke, deren Verbreitung Deutschland seine Rettung schuldig sei, und daß unter ihren Vorstehern Jünglinge seien, die notorisch durch Fleiß, Talente und Sitten sich vor allen andern rühmlich auszeichneten, eine schonende Behandlung. Trotzdem erfolgte Beschlagnahme von Papieren, Erbrechen von Schränken, Abfangen der Korrespondenz, um Beweise für die einmal angenommenen hochverräterischen Umtriebe zu finden. Freilich hatten die Studenten der Albertina seit 1817 in pietätvoller Erinnerung an den Stifter derselben sein Bild in Gold oder Silber als Abzeichen der civitas Academiae Albertinae angenommen. Dieses unschuldige Zeichen sollte nun das Vorhandensein geheimer hochverräterischer Verbindungen beweisen, das Tragen desselben wurde als Ungehorsam angesehen und mit Verlust der Benefizien geahndet.

Das Ende war, daß der wohlwollende Kurator v. Mierswald seines Amtes enthoben, und ein besonderer Regierungsbevollmächtigter eingesetzt wurde. Wie bitter die Universität diese „rohe Beleidigung“ (Treitschke) empfand, beweist die wehmütige Notiz, welche der Defan Elsner in das Tagebuch der medizinischen Fakultät eintrug: His peractis imminutam et oppressam universitatum dignitatem lugens munus Decani depono. Schließlich wurde in Durchführung der Karlsbader Beschlüsse durch Ministerialerlaß vom 20. Dezember 1819 jede Verbindung der Studenten aufgehoben

und verboten. Damit endete offiziell auch die erste Königsberger Burschenschaft, der noch 1844 der Prorektor Burdach in seiner Antwort an den Minister Eichhorn das rühmende Zeugnis ausstellte: „Mag die Burschenschaft hin und wieder ausgeartet sein, ja in einzelnen Individuen bis zu hochverräterischen Träumen sich verirrt haben, bei uns zeigte sie sich nur in wahrhaft edler Gestalt; sie verbannte das kleinliche Treiben der Landsmannschaften, die Raufereien, Völlerei und jede Roheit; nur Tüchtigkeit der Gesinnung und ernste Vorbereitung zum Dienste für das Vaterland konnte auf Ehre Anspruch machen.“

Zwar blieb der Name einer „Burschenschaft“ für die Gesamtheit der Studentenschaft fortbestehen, und es wurden auch allgemeine Bälle, Konzerte, Vivats, Komitate und Galtgarbenfeste abgehalten, auch bei Leichenbegängnissen trat die Studentenschaft unter Führung gemeinsamer gewählter Entrepreneurs geschlossen auf, aber innerhalb derselben bildeten sich wieder die alten Landsmannschaften und dazu neue Verbindungen als „Kränzchen“. Abzeichen wurden nicht getragen, da die Verbote gegen jede Vereinigung der Studenten bestehen blieben und erneuert wurden, wie u. a. 1824, wo die famose „Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft“ „auf ausdrücklichen hohen Befehl“ erlassen wurde. Die ersten dieser landsmannschaftlichen Verbindungen und Kränzchen waren seit 1820 die Pommerania, Littuania und Masovia. Bald trat in den Vordergrund die 1824 begründete Pappenheimia, die besonders aus Mitgliedern des hohen Adels der Provinz bestand. Dazu kam die Borussia, der ein kraß-renommistisches Wesen nachgesagt wird, eine Scotia, Baltia, Teutonia, Marcomannia, die alle bald, unter dem Druck des Polizeiverbots aufgelöst, in der allgemeinen Burschenschaft aufgingen, bald wieder erneuert wurden.

Landsmannschaften,
Kränzchen und
Corps.

Eine gewisse Stabilität trat in der Gruppierung der Königsberger Studentenschaft seit 1828 ein. Damals that sich zuerst das Littauerkränzchen mit den Farben grün-weiß-rot auf und zeigte am 19. Dezember seine Konstituierung und sein Ausscheiden aus der allgemeinen Burschenschaft an. Ihr folgten 1829 die Pappenheimer (schwarz-weiß-blau), dann die Borussen (schwarz-weiß) und die Majuren (blau-weiß-rot). Dazu kam 1833 die Normannia (schwarz-gold-blau). Seit 1833 nannten sich diese Verbindungen Corps, bezw. Corps-Landsmannschaften; sie bildeten einen Seniorenconvent zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Burschenschaft nahm infolge dieser Veränderungen gleichfalls Farben an, und zwar schwarz-weiß-rot.

Losgegangen wurde auf Schläger — nur mit Offizieren auf Pistolen — ohne Wids. Die einfachste Form war der Rappierjunge, der aus zwölf Gängen mit stumpfen Rappieren bestand und schon „aufgebrummt“ werden konnte, wenn ein Bursch von einem Fuchs nicht commentmäßig gegrüßt wurde. Die „Überstürzung“ erfolgte, indem ein „Dummer“ draufgesetzt wurde, sieben Gänge, wobei eine 1 Zoll lange Wunde mit genügender Tiefe dem Duell mit untergelegten Sekundanten und Unparteiischem ein Ende machte. Noch schwerer war die Forderung „ohne Sekundanten“ bis zu zwölf Gängen; ein Gang war beendet nach dreimaligem Absetzen, oder wenn ein Blutiger saß. Als Panklokal diente die Bude eines Studenten. Innerhalb der Landsmannschaften wurden Duelle möglichst durch Ehrengerichte verhütet.

Studentenleben
in den
20er Jahren.

Das gewöhnliche Getränk war „Ebenichtliches Flaschenbier“; Kommerse wurden in Wein und warmen Bowlen gefeiert. Ein großer Anflug waren die sogenannten „Bieroutinen“ mit Sekundanten und Unparteiischem, die bis zum „Papst“ mit vier Gläsern, ja bis zum „Walfisch“ mit acht Gläsern gesteigert wurden. Die Disziplin gab während der zwanziger Jahre oft zu Tadel Veranlassung, auch wird regelmäßig über den Unfleiß der Studenten geklagt. So äußert sich Herbart, daß das alte Übel des unregelmäßigen Kollegienbesuches, das sich nach den Befreiungskriegen um etwas gebessert hätte, sich allmählich wieder merklich verschlimmerte, und in der Geschichte einer der damaligen Königsberger Landsmannschaften findet sich der bezeichnende Satz: „Studierte wurde in sämtlichen Landsmannschaften nicht viel, Kollegien nur spärlich besucht.“ Das Auftreten auf der Straße war selbstbewußt, man ging meistens

teils noch bewaffnet, mit Fähnchen und farbigen Bändern, an denen die Hieber u. s. w. hingen, mit betroddelter Pfeife und dem Tabaksbeutel, der an einer Schnur am Halse oder am Rockknopf hing, und einem Rohrstock oder Ziegenhainer, auf dem massenhaft Namen eingesehritten waren. Häufig mußten die Behörden gegen Völlerei, Duelle, Straßentumulte und lärmende Demonstrationen im Theater einschreiten. Von einer Krankheit der Zeit hat sich allerdings die Königsberger Studentenschaft frei gehalten, der Beschäftigung mit der Politik, ob aus gesundem Sinn, oder, wie es einmal in einem Bericht erklärt wird, weil die Armut die meisten Studenten hinderte, Zeitungen zu lesen, mag dahingestellt sein. Auch sonst benahm man sich besonnen, z. B. 1851 in dem energischen und wirkungsvollen Einschreiten gegen den aus Anlaß einer Choleraepidemie aufgeregten Pöbelhaufen. In besonders schmeichelhaften Ausdrücken dankte der Kronprinz als Rector magnificentissimus dafür. Trotzdem blieben, besonders seit dem Frankfurter Attentat, die polizeilichen Maßregelungen, Verfolgungen und Verbote bestehen, so daß 1855 die Landsmannschaften sich vorübergehend auflösten.

Blütezeit der
Königsberger
Universität.

Die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen brachten der Universität eine neue Blüte, ja in manchen Gebieten der Wissenschaft die Führung. Herbart richtete hier zuerst ein pädagogisches Seminar ein, und sein Nachfolger Rosenkranz verstand es, den Ruf der Königsberger Philosophie zu erhalten. In der Philologie deuten die Namen Eobeck, Eackmann, Eehrs die Stellung an, welche die Albertina einnahm; selbst die entstehende Wissenschaft der orientalischen Sprachen hatte in v. Bohlen, Vater, Nesselmann tüchtige Vertreter. Für die Geschichte genügt es an Hüllmann, Drumann, Johannes Voigt zu erinnern, und die Namen Dirksen, Sanio, Mühlenbruch, Ed. Simson kennzeichnen den Geist der juristischen Fakultät. Aber epochemachend wurde die Albertina auf dem Gebiet der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Vessel sammelte Jünger um sich nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus dem Auslande, und die Mehrzahl der nachmals bedeutenden Astronomen hat hier zu seinen Füßen gesessen. Während die Mathematik noch 1804 durch den Hofprediger Schulz vertreten war, und K. G. Hagen gleichzeitig die fünf Fächer der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie lehren mußte, erhielten diese Wissenschaften nach und nach besondere Vertreter, und zwar in Männern wie Franz Neumann, Dove, Jacobi und Richelot, Forschern allerersten Ranges, deren Wirksamkeit der Albertina in der Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften einen hervorragenden Platz verschafft hat.

Studentenleben
in den
30er und 40er
Jahren.

Der frische Zug geistigen Lebens, welcher damals die Universität durchwehte, beeinträchtigte die Gemütlichkeit des Studentenlebens keineswegs. Viel trug dazu bei der allgemeine Duzkomment, der unter den Trägern des Albertus bis in die sechziger Jahre hinein geherrscht hat, viel auch die Stärke der diesen fröhlichen Ton pflegenden Verbindungen; zählten doch allein die Majoren im Herbst 1855 122 Mitglieder. Die allgemeinen Feste, Bälle und Konzerte genossen nach wie vor einen guten Ruf, ihr glänzender Verlauf war für die Studentenschaft Ehrensache. Naturgemäß und vielfach zum Heil des Ganzen suchten die organisierten Corps ihre Mitglieder in die Leitung solcher gemeinsamer Unternehmungen hineinzubringen. Dadurch fühlten sich aber die Nichtkorporierten, die Mitglieder der Burschenschaft, zurückgesetzt. Das durch den Zeitgeist geweckte Selbstbewußtsein der Einzelpersonlichkeit veranlaßte diese, den Übergriffen der Landsmannschafter kräftiger entgegenzutreten. Als dann aber ihre Beschwerden bei einer allgemeinen Studentenversammlung mit Hohn zurückgewiesen wurden, begaben sie sich in ein anderes Lokal und konstituierten sich am 18. November 1858 als allgemeine Burschenschaft Albertina. Das unterscheidende Merkmal dieser Burschenschaft von der ersten ist das Fehlen des vaterländischen Prinzips. Sie stellte in ihrem „Burschenbrauch“ als Zweck hin „die Ausbildung des Jünglings zum Mann“ und zwar nach den beiden Hauptbegriffen, auf welche seit ihrer „frühesten Einrichtung“ die Universität gegründet sei, nämlich Freiheit und Ehre. Alle Mitglieder hatten gleiche Rechte, der Mittelpunkt der Vereinigung waren die Sonntagsversammlungen,

Die
Burschenschaft
Albertina.

eine geeignete Übungsstätte für zukünftige Redner. Wurde auch grundsätzlich das Duell verworfen, so verlangte es doch die Ehre und der Brauch, daß man ihm nicht aus dem Wege ging, und die Burschenschafter standen in Bezug auf Fortschritt der Mensuren den Landsmannschaftern nicht nach. Die freie Verfassung der Burschenschaft gestattete in ihrer Mitte die Bildung von Kränzchen, unter denen von 1838—47 als geistig bedeutendstes das der Hochheimer (schwarz-rot) blühte, in welchem sich eine große Zahl später bekannt gewordener Persönlichkeiten zusammenfand, u. a. der Litterarhistoriker Julian Schmidt, der geistvolle, aber exaltierte Dulk, der berühmte Philologe Ludwig Friedländer, Rudolf Gottschall, der nachmalige Botschafter Robert von Ruedell und der spätere Minister Hobrecht. Nennen wir noch den Masuren Ferdinand Gregorovius und den Lüttauer Wilhelm Jordan, so ist die geistige Bedeutung der damaligen Studentenschaft gekennzeichnet. Ferner bestand noch ein Kränzchen Saxonia (grün-gold) und eine Arminia (blau-gold), zu denen 1843 die gegenwärtig noch bestehende Burschenschaft Germania (schwarz-weiß-rot) und 1844 eine Borussia hinzukamen. Im Winter 1844/45 traten diese Kränzchen zum Teil aus der allgemeinen Burschenschaft aus, und damit hörte diese endgiltig auf zu bestehen. Sie hatte das ursprüngliche Ziel erreicht, die Vernichtung der Alleinherrschaft der Corps. Bei den gemeinschaftlichen Veranstaltungen, deren Leitung bis dahin ausschließlich in den Händen jener lag, traten nunmehr die Burschenschafter in den Vordergrund. Das setzte freilich Kämpfe, ja von 1842—45 wurden infolgedessen überhaupt keine allgemeinen Bälle abgehalten.

In diese Kämpfe mischte sich zum ersten Mal an der Albertina ein politisches Moment. Die radikalen Elemente, durch Vorträge eines Walesrode, Gottschall, W. Jordan angeregt, suchten die Studentenschaft auf die schiefe Bahn der Tagespolitik zu locken. Aber die kühle, besonnene Art der Ostpreußen, der gesellige Sinn, der die akademische Jugend der Albertina von jeher ausgezeichnet hat, die Machtstellung der solchen Treiben abgeneigten Corps und endlich die Klugheit der akademischen Behörden, die unschädlichen Wünschen bereitwillig nachgaben, im übrigen aber die Leitung in fester Hand behielten, bewahrte sie vor Ausschreitungen. Selbst die Märztage des Jahres 48 gingen ohne Gefahr vorüber, indem die Leitung der „Studentenwehr“ die von der Studentenschaft gewählten Professoren Richelot und Ed. Simson in die Hand nahmen. Mit der Beseitigung des Instituts eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und der Aufhebung des Verbots studentischer Verbindungen kam die Entwicklung in ein ruhiges Geleise.

Politische
Strömungen
in der
Studenten-
scholl.

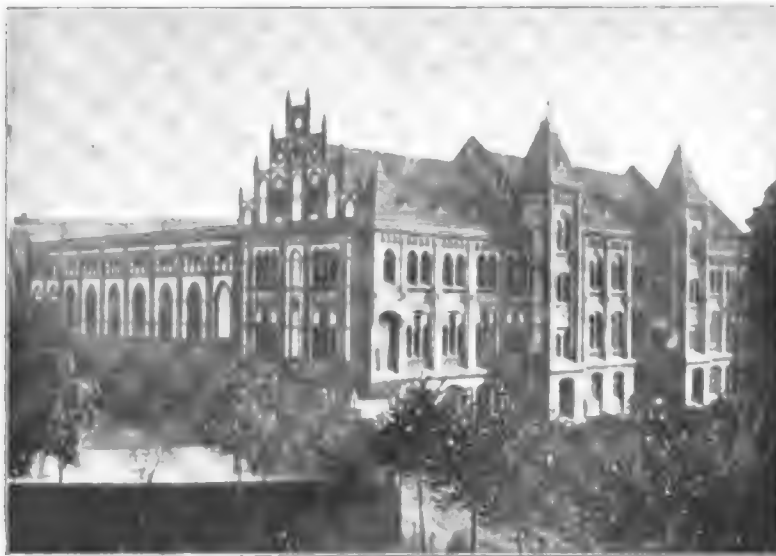
Inzwischen hatte in den letzten Augusttagen 1844 die Universität die dritte Jahrhundertfeier begangen, trotz der bewegten Zeit in seltener Einmütigkeit und unter außerordentlicher Beteiligung. Eigenhändig legte bei dieser Gelegenheit der königliche Rektor den Grundstein zu dem seit lange jeßlichst gewünschten neuen Universitätsgebäude. Indes konnte der Bau erst 1858 in Angriff genommen werden, und nachdem bei Gelegenheit der Krönungsfeier 1861 der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum Rector magnificentissimus gewählt worden war, konnte derselbe am 20. Juli 1862 die neue Heimstätte öffnen und ihrem Beruf übergeben. Die jüngste Zeit brachte endlich auch die zeitgemäße Ausgestaltung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute.

Kronprinz
Friedr. Wilh.
als Rektor.

Die Studentenschaft entwickelte sich seit 1848 ziemlich ruhig, aber in beständiger Fühlung mit dem Geist der Zeit. Nachdem im Jahre 1848 aus der Landsmannschaft Lituania eine Minorität ausgetreten war und ein Corps gleichen Namens gestiftet hatte, konstituierte sich 1851 das Corps Baltia (weiß-hellblau-schwarz-weiß). Die burschenschaftliche Sache dagegen erhielt Verstärkung in der 1854 gestifteten Burschenschaft Gothia (schwarz-gold-blau) und der Burschenschaft Arminia (1860), welche mit der Burschenschaft Germania zeitweilig einen D.C. bildeten. In der Konfliktzeit neigte die Studentenschaft zu politischer Parteinahme in fortschrittlichem Sinne, ohne indes damit außer bei einem dem fortschrittlichen Abgeordneten Professor Möller dargebrachten Vivat hervorzutreten. In dem

Die heuligen
Korpora-
tionen.

Kriege gegen Frankreich beteiligten sich von 494 Studenten 141 (111 mit der Waffe, 30 als Krankenpfleger), 5 starben den Tod für das Vaterland. Die Tendenz der siebziger Jahre war corpsfreundlich; 1873 entstand aus Mitgliedern der Masovia und Baltia das Corps Normannia. Auch in burschenschaftlichen Kreisen gewann das Corpsprinzip der Erziehung zu schneidigem Auftreten, „zu charakterfesten Männern“, Anklang, und die W. S. 76/77 vom Senat aufgelöste Burschenschaft Arminia konstituierte sich alsbald als Corps Hansea (rot-weiß-gold). Aber auch in den anderen Burschenschaften hielt man nur noch traditionell die Prinzipien von Ehre, Freiheit, Vaterland fest, in der That suchte man alles Unterscheidende zu beseitigen und so einen Übergang in die Corps anzubahnen. Erst die achtziger Jahre brachten ein Erstarren des nationalen Geistes in der Studentenschaft, ein Verdienst des „Vereins deutscher Studenten“, und als die Burschenschaften sich ihrer Geschichte zu erinnern begannen und das vaterländische Prinzip in der Erziehung mehr betonten, auch ein Wachsen der burschenschaftlichen Sache. 1880 konstituierte sich die seit 1878 als



Die Palästra Albertina.

schlagende Verbindung bestehende Alemannia als Burschenschaft (blau-weiß-gold, schwarze Sammetmützen) und trat 1881 dem A. D. C. gleich bei seiner Gründung bei; 1885 wurde die 1875 als Turnverein gestiftete Teutonia (violett-weiß-rot) Burschenschaft, nachdem sich kurz zuvor auch Gothia und Germania dem A. D. C. angeschlossen hatten. Die Landsmannschaft Eittuania wurde 1894 Corps, die 1882 als schlagende Verbindung Fridericiana gestiftete Franconia Landsmannschaft mit den

Farben schwarz-silber-grün. Die Franconia steht mit der dem V. C. angehörenden Turnerschaft Frisia (violett-weiß-gold) im Paktverhältnis und bildet mit ihr einen Lokalverband. Auch die wissenschaftlichen Vereine, von denen die Albertia (weiß-schwarz-hellrot-weiß) und die aus ihr hervorgegangene Cimbria (grün-weiß-gold) Farben tragen und unbedingte Satisfaktion geben, haben sich zu einem Verbande zusammengethan. Von den beiden katholischen Korporationen ist die ältere die 1876 gestiftete nichtfarbentragende Borussia, während die Tuiskonia erst seit dem W. S. 1897/98 existiert.

Das letzte Jubelfest des 350jährigen Bestehens brachte der Albertina ein Institut, dessen Besitz sie vor allen deutschen Hochschulen auszeichnet, die Palästra Albertina. In einseitiger Verkennung der Wichtigkeit körperlicher Ausbildung konnte noch 1804 der Mediziner Megger das Bedürfnis eines akademischen Tanzsaales, Fechtbodens oder einer Reitbahn bestreiten, und es dauerte bis zum W. S. 1861/62, bis ein Universitätsfechtlehrer angestellt wurde, dem dann allerdings auch ein Tanz- und Reitlehrer folgten. Aber ein Institut, welches den körperlichen Übungen in ihrer Gesamtheit hätte dienen können, gab es nicht; der Staat konnte es auch nicht schaffen. Da gab der weite Blick eines hochherzigen ehemaligen civis Academiae Albertinae die Anregung. Der New-Yorker Arzt Dr. Friedrich Lange, Mitglied und alter Herr der Burschenschaft Gothia, stiftete zu diesem Zweck eine namhafte Summe und schenkte ein geeignetes Grundstück. Daraufhin entstand 1890 ein Verein, der es sich

zur Aufgabe machte, diese Anregung zur That werden zu lassen. Der rührigen Thätigkeit dieses Vereins und seines Vorsitzenden, Prof. Dr. Bezzenberger, gelang es mit weiterer Unterstützung des Dr. Lange die Sache soweit zu fördern, daß 1894 in Anwesenheit des als Vertreter des Kaisers erschienenen Prinzen Friedrich Leopold der Grundstein zu dem Gebäude gelegt und dasselbe am 22. Oktober 1898 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Es enthält Sechsfäle, einen Turnsaal, Schwimmraum, Kegelbahn und Spielplätze, ferner außer einer öffentlichen Gastwirtschaft Vereinszimmer für studentische Verbindungen. Im Juli 1899 legten die Studenten vor dem Stifter eine Probe ihres Könnens auf den verschiedensten Gebieten studentischen Sports ab; daran schloß sich dann ein Galtgarbenfest, die alte Form in neuem Geiste.

So steht die altehrwürdige Albertina da, in Treue des Dienstes wartend, zu welchem sie von ihrem Stifter einst bestellt worden ist, und wir können diese ihrer Geschichte gewidmete Skizze nicht besser schließen als mit den Worten des Schreibens, das unser Kaiser bei Gelegenheit des Jubelfestes 1814 an die Universität richtete: „Möge es der hohen Schule auch fernerweit beschieden sein, in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, im Dienste der Wahrheit und Wissenschaft ebenbürtig zu wetteifern mit ihren Schwesteranstalten in deutschen Landen.“





1558.

In Jena und im Himmelreich
Sind wir Studenten alle gleich.
(Jenener Stammbuchvers v. 1738.)

Jena hat von altersher bis auf unsere Tage den Ruf besessen, die Universität der Freiheit zu sein, der Freiheit der Wissenschaft nicht minder wie des studentischen Lebens. Der Geist der Zeit, aus dem heraus die Hochschule gegründet wurde, wie die besonderen Verhältnisse, unter denen sie sich entwickelt hat, lassen diese ihre charakteristische Gestaltung nur natürlich erscheinen.

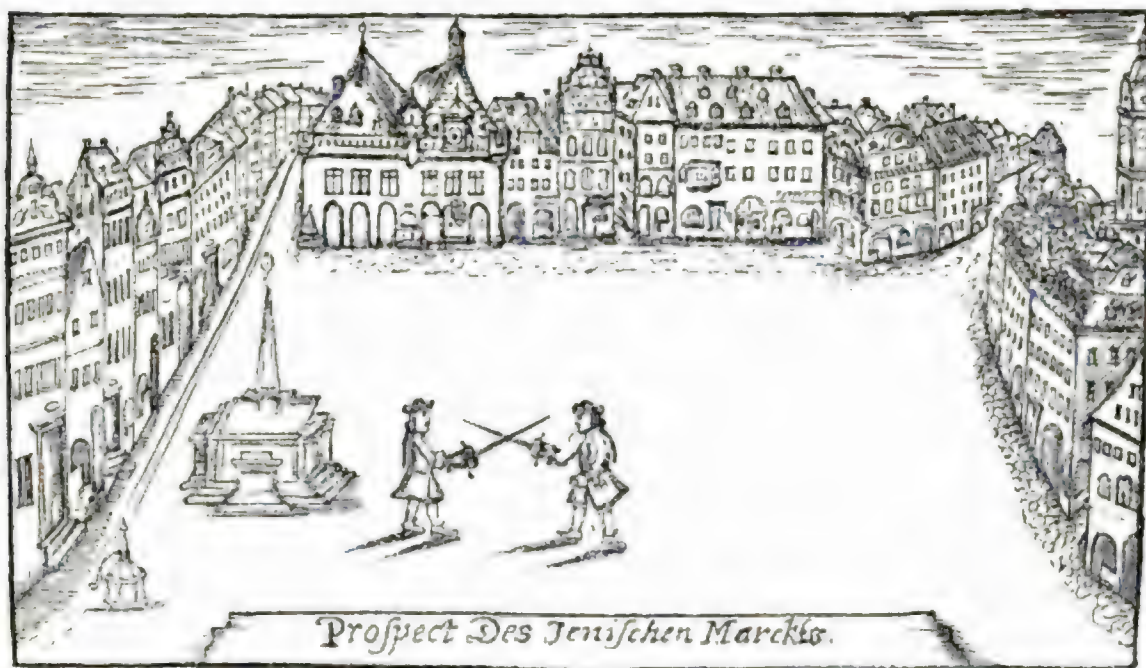
Charakter der
Universität.

Als die unglückliche Schlacht auf der Rochauer Heide und die wittenbergische Kapitulation (1547) dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen den größten Teil des Landes, die Kurwürde und seine Freiheit geraubt hatten, da war es sein erster Gedanke, die verlorene Universität Wittenberg zu ersetzen. Er sah sich, bei allgemeiner Mutlosigkeit allein noch standhaft und vertrauend, unter den wenigen seinen Söhnen gebliebenen Städten nach der zum Sitz einer Hochschule geeignetsten um; in Betracht kamen nur Eisenach, Saalfeld und Jena, und auf das letztgenannte Städtchen fiel die Wahl.

Natürlich konnte der Plan nicht sogleich zur vollen Ausführung kommen, da es des kaiserlichen Privilegiums bedurfte, das unter den obwaltenden Umständen nicht zu erlangen war. Man gründete daher zunächst im Jahre 1548 ein „Akademisches Gymnasium“, behielt aber die Umwandlung in eine wirkliche Universität für einen späteren günstigeren Zeitpunkt im Auge. Johann Friedrich sollte freilich die Resultate seines Strebens nicht erleben. Nachdem ihm der Passauer Vertrag 1552 die Freiheit wiedergegeben hatte, hielt er am 24. September desselben Jahres seinen Einzug in Jena, der sich zu einem großartigen Fest gestaltete. Aus jener Zeit stammt das bekannte Wort des Kurfürsten, der mit besonderem Wohlgefallen auf die zahlreiche Schar der jugendkräftigen Jünger der Wissenschaft blickte und, als er durch ihre Reihen fuhr, zu dem treuen Lucas Cranach äußerte: „Sieh, das ist Bruder Studium!“ In seinem am 9. Dezember 1553 errichteten letzten Willen empfahl Johann Friedrich seinen Söhnen für den Fall seines Ablebens die Begründung der neuen Universität, indem er sie aufforderte: „mit unermüdetem Eifer und ohne Ansehen der dazu erforderlichen Unkosten zu Gottes Ehren und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu setzen“. Und die Söhne säumten nicht, dem Wunsche des Vaters nachzukommen. Nachdem der Kaiser 1557 seine Einwilligung gegeben und den sämtlichen Akademikern der neuen Universität alle Rechte, Privilegien und Vergünstigungen, welche die alten Universitäten besaßen, verliehen hatte, wurde am 2. Februar 1558 die feierliche Inauguration unter Anwesenheit des regierenden Herzogs, Johann Friedrich des Jüngeren, vollzogen.

Gründung.

Die neue Universität war im Geist des verstorbenen Kurfürsten Johann Friedrich, mit Einsicht und weiser Mäßigung, aber mit freien Statuten gegründet; diese haben denn auch auf die Entwicklung und Gestaltung des akademischen Lebens in Jena bei Lehrern und Lernenden den stärksten Einfluß ausgeübt. In der ersten Zeit ihres Bestehens hat freilich die Jenenser Universität ihren Ruhm weniger in fruchtbringender Forschung als in gelehrten Streitigkeiten gesucht. Namentlich waren es die Theologen, die sich beständig untereinander wie mit auswärtigen Gelehrten in den Haaren lagen und deren widerwärtige Zänkereien in dem Streit zwischen den Professoren Strigel und Flacius (dessen Grobheit als „Kläzerei“ sprichwörtlich geworden ist) unter Teilnahme der Studenten zu aufrührerischen Szenen wüßtester Art führten. Eins darf jedenfalls von Jena schon aus dieser Zeit gerühmt werden, daß es niemals bloß eine Universität von lokaler Bedeutung gewesen ist. Schon von den frühesten Zeiten an waren Deutsche aus allen Teilen des Reichs, ja selbst viele



Der Marktplatz zu Jena im 18. Jhdt.

Ausländer unter den akademischen Bürgern zu finden. Während die wissenschaftliche Bedeutung der Hochschule im 16. Jahrhundert ihren Schwerpunkt in der Theologie hatte, zeigte der nächste Zeitraum eine Reihe bedeutender Juristen, die für ihre Wissenschaft lange Zeit hindurch tonangebend gewesen sind.

Wie dies zunächst auch anderwärts der Fall war, hatte die Universität im Anfang manchen Konflikt mit Rat und Bürgerschaft auf der einen und dem herzoglichen Justiz-Amt auf der anderen Seite zur Wahrung ihrer eigenen Rechte zu bestehen. Die Anlässe hierzu waren mitunter recht komischer Art. So hatte sich z. B. der Rat der Stadt einmal herausgenommen, die Aufwärterin eines Professors, die als solche auch der akademischen Gerichtsbarkeit unterstand, wegen eines Marktjanks mit Bauernweibern in Strafe zu nehmen und in den sogenannten „Käsekorb“ (einen als Weibergefängnis dienenden Ausbau am Johannisthurm) zu setzen, und ein ander Mal dem akademisch privilegierten Rosen-Wirt wegen Ausschanks von Bier an Nicht-Akademiker auf offenem Markt seine Häring- und Käse-Waren fortnehmen lassen, Rechtsübergriffe, die in den Universitätsakten (1674) bezeichnet werden als „Attentata, dergleichen, solange die Universität durch Gottes Gnaden gestanden, nicht leichtlich erhöret noch gestattet sein werden“.

Studentenleben
der ersten
zwei Jahrhunderte

Das studentische Leben Jenas weist in den ersten zwei Jahrhunderten der Universitätsgeschichte keinen besonderen Wandel auf. Es empfing gleich von Anfang an die für diese ganze Periode charakteristische Gestaltung, die das Merkmal einer übergroßen, oft zu Verwilderung führenden Freiheit trägt. Grundlegend hierfür war schon die mit den Universitätsstatuten eingeräumte akademische Freiheit. Dazu traten als weitere bestimmende Faktoren noch einzelne besondere Bräuche, die sich von Anfang an herausbildeten, und die örtlichen Verhältnisse. In erster Beziehung übte die Einrichtung der „Professoren-Tische“ einen nachhaltigen und nicht gerade günstigen Einfluß auf die Gestaltung des akademischen Lebens aus. Die Dozenten hatten nämlich das Recht, Studierende bei sich mit Speise und Trank zu beköstigen, und zu diesem Zweck das Privileg der Braufreiheit. Mit diesem Recht wurde aber bei der karglichen Besoldung der akademischen Lehrer ein großer Mißbrauch getrieben. Die „Professoren-Tische“ arteten zu regelrechten Kneipen aus, in

Professoren-
Tische.



Jena im 18. Jhdt.

denen wüste Fechtgelage oft unter persönlicher Beteiligung der Professoren stattfanden. Dieser Mißstand zeitigte aber noch andere. Da die Dozenten durch das Institut der Professoren-Tische vielfach wirtschaftlich von den Studenten abhängig waren, so zeigten sie sich auch in anderer Beziehung überaus nachsichtig gegenüber den Ausschreitungen der letzteren und wußten ihren Schülern bei dem Universitätsgericht, wenn nötig, herauszuhelfen. Dadurch wurde natürlich der Herausbildung eines wüsten Studententreibens sehr Vorschub geleistet. Die also begünstigten „Professoren-Tischler“ ihrerseits, die wußten, was sie sich herausnehmen durften, spielten sich den an den billigeren Bürgertischen verpflegten Kommilitonen gegenüber als etwas Besseres auf und gaben dadurch häufigen Anlaß zu Streit und sonstigem Ärger. Die Jenenser Einwohner, die sich nicht gerade besonderen Wohlstandes erfreuten, fühlten sich gleichfalls von den Besuchern der Universität wirtschaftlich abhängig und duldeten infolge dessen vieles. Zugleich zeigte sich auch hier, gerade bei den kleinen Leuten, ein Leichtsin, der das feuchtfröhliche studentische Treiben häufig auch dann, wenn es das Maß überschritt, äußerst begünstigte. Kam es doch gar nicht selten vor, daß Handwerksgefallen und Bauern, die den Studenten das Trinken und den Comment abgesehen hatten, mit ihnen darin — wenig zum Vorteil für ihre wirt-

Die Jenenser
Bürger.

schaftlichen Verhältnisse — wetteiferten, eine Erscheinung, die noch heute für Jena charakteristisch ist. Zu all diesen Gründen für die Entwicklung einer außergewöhnlich weit gehenden akademischen Freiheit trat noch der Umstand, daß Jahrhunderte hindurch der Jenenser Student in gesellschaftlicher Beziehung völlig auf sich allein angewiesen war, sofern er sich nicht mit dem kleinen Bürger anboterte, was wiederum nur zu jener außergewöhnlichen Verrohung des studentischen Lebens beitragen konnte, die für Jena so lange Zeit hindurch bezeichnend gewesen ist.

Der Pennalismus, dessen oben (S. 54 ff.) geschilderte Auswüchse in Jena ganz besonders zu Tage traten, wurde hier erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und nach mehreren Revolten der Studentenschaft unterdrückt. Gleichzeitig damit vollzog sich ein bemerkenswerter Wandel auch im Äußern des Jenenser Studenten. Während er früher in luxuriöser, ritterlicher Tracht einherging, suchte er jetzt seine „Forscheit“ in einem recht saloppen Anzuge zu bekunden. Am liebsten ging er im Schlafrock auf die Straße und ins Kolleg, eine Unsitte, die trotz wiederholter Verbote doch lange Zeit nicht auszurotten war und auch im Eiede mit anderen Palladien der Jenenser akademischen Freiheit verherrlicht worden ist:

„Und die akadem'sche Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm;
In Schlafrocken kann man gehen
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein jeder will und kann!“

Zu Zeiten soll es damals sogar vorgekommen sein, daß schlaftrübe Studenten sich den Spaß machten und die Kleider auf offener Straße wechselten.

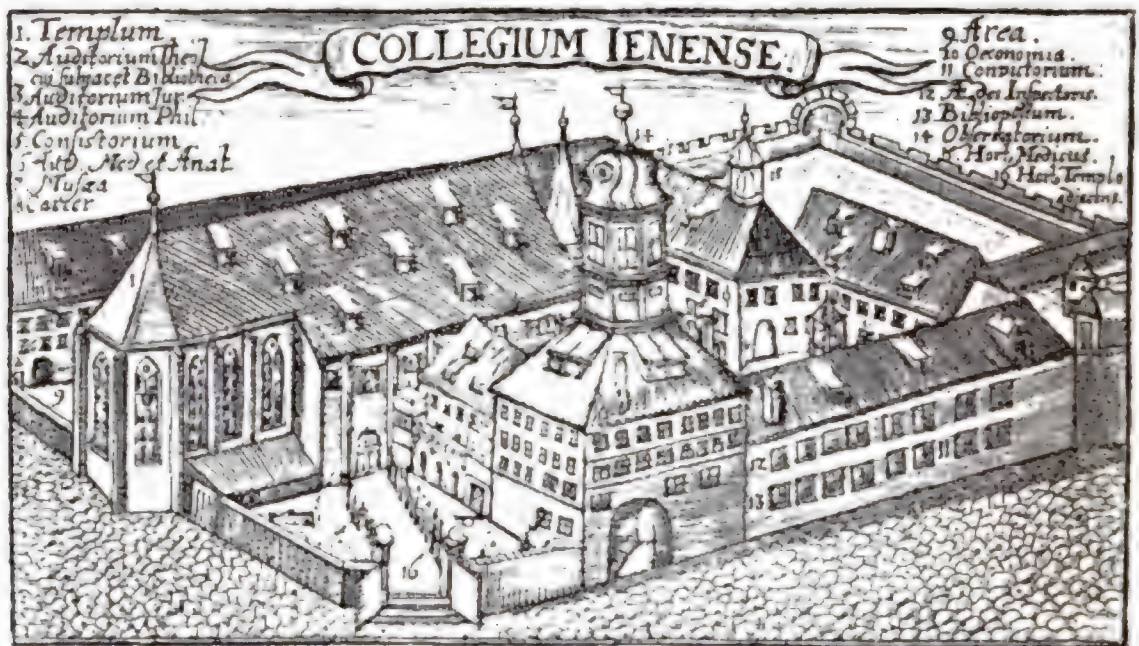
Der „Pump“ hat zu allen Zeiten in Jena eine große Rolle gespielt; bis in unsere Tage sind Fälle nicht selten gewesen, daß Studenten sich allein auf Kredit Jahre lang durchgeschlagen haben. Auch darin sind sich die Dinge gleich geblieben, daß die Philister, speziell die Wirte und Geschäftsleute, im Anfang dem Studenten gern pumpen und ihn um so höflicher behandeln, je mehr er verbraucht. Die Kehrsseite aber bleibt nicht aus, wenn der Bursch in höhere Semester kommt oder wohl gar Jena den Rücken kehrt; dann pflegt es auch in Jena heute wie früher so zu gehen, wie es ein alter Jenenser Stammbuchvers schildert:

„Alle Hirsche und Studenten
Leiden gleiches Ungemach,
Jenen laufen Jägerhunde,
Diesen die Philister nach!“

In mancher Beziehung waren die „Trotphilister“ früher besser daran als heute. So war es z. B. Sitte, daß zufolge einer akademischen behördlichen Anordnung am Posthause die Eingänge von Geldsendungen an Studierende öffentlich angeschlagen wurden, so daß die Gläubiger rechtzeitig davon Kenntnis erhielten und den Wechsel mit Beschlagnahme belegen konnten. Die Studenten suchten sich allerdings gegen diese schändliche Unbill ihrerseits zu schützen, indem sie einfach den Zettel mit der Ankündigung herunterrissen. Mit dem großen Pump, den der Jenenser Student genoß und noch genießt, erklärt sich auch, daß dieser von altersher eine weitgehende Gastfreiheit gegen Kommilitonen ausübte, eine Thatsache, die sich noch heutzutage und zwar besonders bei den glänzenden Festen der Korporationen und der damit verbundenen, oft tagelangen Bewirtung zahlreicher auswärtiger Gäste zeigt.

Wir würden eine Hauptseite des Jenenser Studentenlebens außer Acht lassen, wollten wir das Fechten mit Stillschweigen übergehen, das in Jena, wie kaum irgendwo sonst, zu allen Zeiten im Schwange war. Die, wie schon (S. 213) erwähnt wurde, von dem Fechtmeister W. Krenßler zu großer Vollendung gebrachte und von ihm und seinen Söhnen gelehrte Fektkunst wurde, sowohl im regelrechten Zweikampf wie bei dem noch häufigeren Straßen-Rencontre, in Jena nur allzu eifrig und unzählige Male mit tödlichem Ausgang geübt. Die Universitätsakten weisen die Namen von Hunderten von Studenten auf, die im Laufe der Zeit daselbst im Duell oder bei

Streitereien und öffentlichen Tumulten erstochen worden sind. Jena war infolgedessen noch bis in unser Jahrhundert hinein als Rauf-Universität verschrien, und Zachariäs „Renommist“ hat uns eine klassische Schilderung des Jenenser Burschen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Gefochten wurde früher innerhalb und außerhalb der Stadt. Verübtigt als eine Stätte, wo Jahrhunderte hindurch viel Blut geflossen ist, war noch um die fünfziger Jahre das Wedelsche Haus hinter der Stadtkirche, genannt die „Mordgrube“. Außerhalb der Stadt waren namentlich die „Teufelslöcher“ bei der Sophienhöhe und das Rauthal beliebte Kampflöcher. Alle behördlichen Verbote des Duells, selbst Zuchthaus- und Todesstrafe, vermochten es in Jena nicht auszurotten. Bisweilen fanden förmliche Massenkämpfe unter den Studenten statt, z. B. 1607, wo adlige und bürgerliche Kommilitonen in großer Zahl sich auf den Straßen mit Schießgewehr und Degen beföhdeten. Ähnliche „Schlachten“, wenn auch ohne so gefährliche Waffen, fanden auch noch in unseren Tagen dort



Das Jenenser Kollegiumgebäude um 1710.

zwischen einzelnen Korporationen oder studentischen Verbänden statt; es sei nur an die berühmte „Rosenschlacht“ zwischen Corps und Burschenschaft erinnert.

Die abstoßendsten Züge weist das Burschenleben in Jena wohl in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf, wo sich die schimpfliche Unsitte herausgebildet hatte, daß sich die Studenten unter einander mit hehpeitschen anhielen. Die Zuchtlosigkeit und Roheit kannte selbst keinen Respekt vor den höchsten Universitätspersonen mehr. So wurde in jener Zeit der Prorektor, als er einen gegen das Verbot maskierten Studenten zur Feststellung seiner Person von der Straße in ein Haus verfolgte, hier von diesem mit gezücktem Degen bedroht, so daß er nun, Hilfe rufend, flüchten mußte.

Vereinigt man die angeführten Züge des Jenenser Burschenlebens, wie es sich in den ersten zwei Jahrhunderten abspielte, zu einem Gesamtbild, so entspricht dieses Bild der allerdings recht derben Charakteristik, die sich in einem Stammbuchvers aus dem Jahre 1746 findet:

„Die Gläser geschwenket, gefoffen, gespien,
Die Jungfern geküßet, ein Vivat geschrien,
Zu Dorfe gelaufen, geschlagen, gewetzt,
Ist, was in Jena die Putsche ergetzt.“

Wandlung des akad. Lebens. Eine Wandlung im wissenschaftlichen und äußeren Leben der Universität brachte erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß der



Universitäts-
Institute.

brachte. — Wie die Straßen der Stadt, so sind auch einzelne der heutigen Universitätsinstitute, die sich aus bescheidenen Anfängen heraus von Jahr zu Jahr vergrößert und vermehrt haben, reich an historischen Erinnerungen. Dahin gehört vor allem der botanische Garten, wo Goethe oft und lange und mit rechtem Behagen weilte, wo der Mediziner und Philosoph Schellver wohnte, von dem der Altmeister sagte, er mache mit Hegel und Seebeck schon allein eine Akademie aus. Gegenwärtig sind mit der Hochschule verbunden die Bibliothek mit etwa 200 000 Bänden, eine Sternwarte mit meteorologischem Institut, eine Tierarzneischule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, ein pharmazeutisches Institut, die Lehranstalt für Chemie, sowie das mineralogische Kabinet nebst reicher Petrefaktensammlung. Auch für ein zoologisches und physikalisches Museum wurden in der neuesten Zeit größere Räume gewonnen.



Tumultszenen in Jena am 17. Juli 1792.

Nach einem gleichzeitigen Stich in der jenaischen Universitäts-Bibliothek.

Unterschrift: Die vom wahren Ehrgefühl durchdrungenen Studenten zu Jena erteilen einer starken Patrouille von Jägern, Husaren und Landmiliz das Consilium Abcundi mit der edlen Absicht, ein Blutbad zu verhüten. Am 17. Juli 1792.)

Wandel im
Studenten-
leben.

Der Sammlung orientalischer Münzen schlossen sich das germanische und archäologische Kabinet, das anatomische Museum und die verschiedenen Kliniken an.

Der durchgreifende Wandel in dem wissenschaftlichen Leben der Universität erstreckte sich auch auf das studentische Treiben. So sehen wir im 18. Jahrhundert gelehrte Gesellschaften entstehen, die Lehrer und Lernende in eine fruchtbare enge persönliche Berührung zu einander brachten. Der Typus des „Renommisten“ begann nun endlich in Jena auszusterben und dem eines gesitteteren Studenten Platz zu machen. Zwar waren die in hoher Blüte stehenden Orden und Landsmannschaften nach wie vor Tummelplätze der Roheit und Rauflust, auch kam es zuweilen noch zu solchen aufrührerischen Tumultszenen, wie sie der obenstehende Stich veranschaulicht, aber gerade dieser Tumult, der durch eine von seiten der Regierung geplante Überwachung der Korporationen veranlaßt war, und der sich daran anschließende Auszug am 19. Juli 1792 waren weniger ein Ausfluß eines rohen und gewaltthätigen Geistes, als vielmehr ein Beweis für den starken studentischen Gemeinsinn, der damals in Jena herrschte. Die ernstesten Ereignisse der nächsten Jahrzehnte trugen dazu bei, den Sinn der Jenaer Studentenschaft noch mehr zu läutern. Kamen doch

die trüben Tage der Schlacht von Jena und die Zeit, wo die Hand des Korfen schwer auch auf der Universität lastete, die ihm durch ihr freies Denken und Leben ganz besonders mißliebig war. Die Studenten waren voll geheimer Erbitterung gegen die fremden Eroberer, und es kam zu häufigen Duellen mit französischen Offizieren und Kommissären, bei denen der Tod leider auch manchen patriotisch gesinnten, jugendblühenden Studenten hinraffte. Aber auch der Stadt Jena drohte schweres Unheil, und es hing nur an einem Haar, daß sie nicht von Grund aus zerstört wurde. Es war am 2. April 1813, als eine französische Division auf dem Rückzuge durch Jena kam und hier einen Rasttag halten wollte. Da zeigten sich plötzlich, wie das Gerücht besagt, auf dem Hausberg die gefürchteten Kosaken — es sollen verkleidete Studenten gewesen sein —, was die Franzosen zu einer panikartigen Flucht veranlaßte. Napoleon war über diesen Vorfall so erbittert, daß er Befehl gab, Jena niederzubrennen! Nur den stürmischen Bitten des damaligen Universitätskanzlers von Müller und der Fürsprache des französischen Gesandten am Weimarischen Hofe, des Barons von St. Mignau, gelang es schließlich, vom Kaiser die Rücknahme des grausamen Befehls zu erwirken. An den Freiheitskriegen nahmen Hunderte von Jenenser Studenten teil, und zwar zumeist im Lützowschen Corps oder als Husaren. Viele von ihnen starben den Heldentod auf den Schlachtfeldern; viele aber kehrten siegreich zurück und wirkten nun unter ihren Kommilitonen für die Wehrhaftigkeit der deutschen Jugend durch Abhaltung militärischer und turnerischer Übungen.

Der ernste und geläuterte Sinn, den die Jenenser Studenten aus dem Kriege heimbrachten, verbunden mit dem von altersher in der Studentenschaft Jenas besonders ausgeprägten Freiheitsgefühl und einem in jener Zeit nirgends so stark hervortretenden Gemeinssinn bereiteten den Boden für die Entstehung der ersten allgemeinen Burschenschaft, deren Geschichte bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1819 wir an anderer Stelle, wenigstens in ihren Umrissen, bereits kennen gelernt haben.

Als die Fortsetzungen der alten Burschenschaft existieren heute in Jena drei Burschenschaften: die Arminia auf dem Burgkeller (schwarz-rot-gold, rote Mützen), die Germania (schwarz-rot-gold in weißer Einfassung, weiße Mützen) und die Teutonia (gold-weiß-dunkelblau, Grundfarbe blau). Ihre Farben zählen, wie die aller Jenenser Korporationen, von unten. Die Spaltung der Jenenser Burschenschaft datiert vom Jahre 1850; damals zogen die Anhänger der arministischen Richtung auf den Fürstenkeller, während die Germanen das alte Burschenhaus, den Burgkeller, beibehielten. Am 26. Januar 1852 fand eine vorübergehende Vereinigung statt, der 13. Juli 1852 brachte eine neue Trennung. S.-S. 1853 löste sich die Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller, die mit den Germanen die Burschenhäuser getauscht hatte, infolge der staatlich angeordneten Überwachung auf, bestand aber ebenso wie die am 18. Januar 1855 aufgelöste Germania im geheimen fort; arministische und germanistische Burschenschafter kniepten in loser Gemeinschaft auf dem Burgkeller. Am 28. Januar 1840 trennten sich 60 germanistische gesinnte Mitglieder vom Burgkeller und setzten die alte „Germania“, ohne einen besonderen Namen anzunehmen, auf dem Fürstenkeller fort. W.-S. 1842/43 ging von einigen „Fürstenkelleranern“ das Bestreben aus, eine allgemeine jenaische Burschenschaft zu gründen. Die Unzufriedenen schieden aus und gingen zum „Burgkeller“ über; der Rest setzte die Burschenschaft auf dem Fürstenkeller fort. Am 9. Juli 1843 kam es infolge innerer Bewegung, hervorgerufen durch die übergetretenen germanistischen „Fürstenkelleraner“, zu einer neuen Trennung im „Burgkeller“; 60 Mitglieder desselben blieben zurück, die Ausscheidenden konstituierten sich als neue Burschenschaft auf dem „Bären“. Am 20. August 1844 machte der „Burgkeller“ dem „Bären“ den Antrag zu einer Vereinigung, die auch fünf Tage später unter dem Namen „Vereinigung auf dem Burgkeller“ erfolgte, während der Name „Burschenschaft“ abgelegt wurde. Am 25. Februar 1845 gründeten neun, zum Teil dem Burgkeller angehörige Studenten eine neue Burschenschaft, die Teutonia mit den Farben blau-weiß-gold. Im darauffolgenden Jahre entstanden neue Bewegungen im Fürstenkeller. Da eine Einigung

Die
Burschenschaft.

der studentisch und politisch radikalen Mitglieder mit den gemäßigten nicht erzielt wurde, erfolgte am 13. Dezember 1846 die Auflösung, Ausschluß der Unzufriedenen und die sofortige Neukonstituierung der Burschenschaft. Dieselbe nahm wieder den alten Namen „Germania“ sowie deren Farben schwarz-rot-gold auf weißem Grunde an. Den Wahlspruch: „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland“ fasste sie bestimmter in die Devise: „Leben und Streben dem Vaterland“ zusammen, während die Arminia seit dem 4. August 1859 unter dem Namen „Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller“ den alten Wahlspruch und die alten Farben schwarz-rot-gold weiterführte.

Auch in der Teutonia machten sich im Jahre 1848 progressivistische Bestrebungen geltend. Die Majorität beschloß deshalb die Auflösung und Rücktritt zum „Burgkeller“. Doch that sich die Minorität im Februar 1848 zur Wiedereröffnung des gesprengten Bundes zusammen, und weil die abgefallenen, zum Burgkeller wieder übergetretenen Mitglieder in der ersten Zeit blau-weiß-gold weitertrugen, so machte die Teutonia diese Farben von jetzt ab in der umgekehrten Reihenfolge (gold-weiß-blau) zu den ihrigen.

Die 1815 in der Burschenschaft aufgegangenen Landsmannschaften thaten sich sehr bald nach den Ereignissen von 1819 mit ihren alten Farben wieder auf: am 6. Juni 1820 wurde die Thuringia (schwarz-dunkelrot-weiß) konstituiert, am 7. Juni desselben Jahres die Saxonica (dunkelblau-hellblau-weiß) und am 20. Januar 1821 die Franconia (grün-rot-gold). Der Jener S. C., dem jetzt 4 Corps, die drei genannten und die am 10. März 1841 gestiftete Guesphalia (grün-weiß-schwarz) angehören, hat, namentlich in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens viel unter behördlichen Maßregelungen einerseits, andererseits unter dem Übergewicht der Burschenschaft, die den Corps ein Pankverhältnis nur unter drückenden Bedingungen zugestehen wollte, zu leiden gehabt. Die Geschichte einzelner Corps, besonders der

Sachsen, weist einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstitutionen auf. Die heutige Saxonica ist aus einer 1874 gestifteten Verbindung, die W.-S. 1877/78 Landsmannschaft mit den Farben grün-weiß-gold wurde, hervorgegangen, nahm aber später als Corps die Farben der alten Saxonica an und wurde auch als Fortsetzung dieser anerkannt.

Von neuen Landsmannschaften gehört nur die 1862 als akademischer Gesang-Verein Paulus gestiftete Rhenania (blau-weiß-rot) dem Coburger L. C. an, während die Suevia (hellblau-weiß-schwarz, schwarze Mützen), die 1878 als Troglodytia gegründet wurde, aus dem L. C. ausgeschieden ist. Freie Landsmannschaft ist die mit der Suevia im Pankverhältnis stehende Borussia, die am 1. Dezember 1858 als Verbindung Eisbäria gestiftet wurde und blaue Stürmer trug. 1870 aus Anlaß des Krieges suspendiert, that sie sich 1895 als Verbindung Borussia (schwarz-weiß) wieder auf, nahm 1896 den Namen Eisbäria und die Farben weiß-hellblau-weiß-schwarz an und trägt

Die
übrigen
Korpo-
rationen.



Der Burgkeller (Arminenhaus).



Wie viel Tausende von Musesöhnen haben diesen Vers gesungen und den anderen von den „sauberen Straßen, durch die ein Wasser alle Woche wird gelassen, in der ganzen Stadt herum“. Wie viel Füchse haben sich das Distichon von den sieben Wundern Jenas eingeprägt?

Ara, caput, draco, mons,
pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus:
septem miracula Jenae.

Ara ist der Durchgang
unter dem Altar der Stadtkirche,
caput der Schnapp-



Photographie v. Williams, Berlin

Der Fechtboden.

Die Stadthans an der Rathausuhr, draco ein skelettartiges, von den Studenten aus Scherz im 17. Jahrhundert zusammengesetztes Gebilde, das sie in den Teufelslöchern gefunden haben wollten, mons der Hausberg, pons die Camsdorfer Brücke, vulpecula turris der Fuchsturm, Weigeliana domus ein früher in der Johannisgasse gelegenes, sternwartenartiges, jetzt abgebrochenes Haus. An der Brücke ist weiter nichts Wunderbares, als daß sie der Sage nach einen Dreier mehr als der Turm der Stadtkirche gekostet hat. Wohl aber bietet sie einen wunderbaren Ausblick auf das Saalthal, und wer sie von der Stadt aus passiert, stößt rechts auf das frühere Corpshaus der Franconia, das sogenannte Geleitshaus, links auf die „Tanne“, die ehemalige Kneipe des Corps „Thuringia“, das alte Gasthaus, wo am 12. Juni 1815 die Burschenschaft gegründet wurde. In den Erkerräumen des Oberstocks, von wo man eine entzückende Aussicht auf Strom, Stadt und Berge genießt, hat Goethe monatelang gewohnt; hier entstanden auch seine Gedichte: der „Fischer“ und der „Erlkönig“.

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist bei meiner Ehre
Doch ein allerliebster Ort!“

Wer kennt sie nicht, diese Verse aus den „Leistungen von Weimar?“ Goethe schätzte



Photographie v. Williams, Berlin

Der Markt und die Stadtkirche.

und liebte das Städtchen, obwohl ihn die akademische Jugend manchmal recht burschikos behandelte. Man fuhr ihm in Weimar unter die Fenster und rief ihn heraus, „um ihn zu besuchen“, ja man brachte ihm sogar einmal ein Pereat, weil er sich bei einem ihm ausgebrachten Hoch zu steif genommen und nicht gesprochen hatte, aber man wußte den berühmten Mann trotzdem zu würdigen, und Goethe







1582.

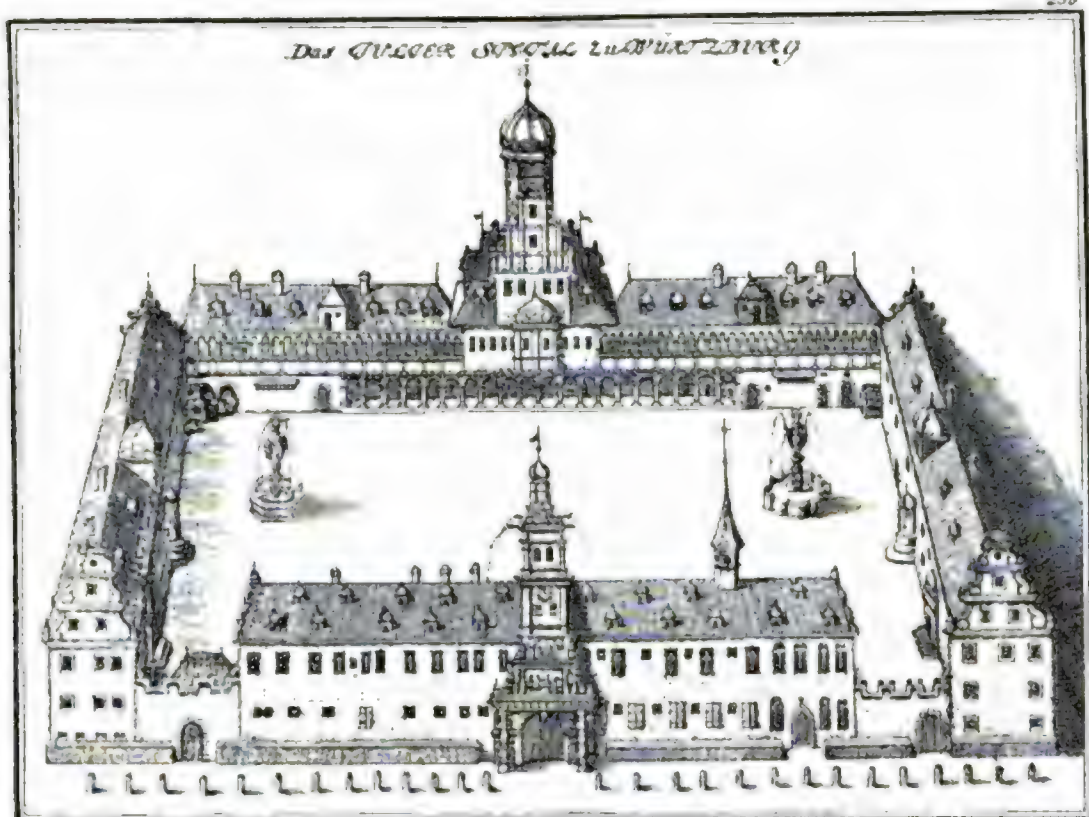
Herr Julius Echter von Mespelbrunn, — Fürstbischof und Herzog in Franken,
 Trank seinen Becher Leiden und sprach: — Mir kommt ein guter Gedanken.
 Meine Würzburger Glöcklein — Haben schönes Geläut,
 Und die Würzburger Mägdlein — Sind kreuzbrave Teut,
 Jetzt fehlt nur noch Eines: — Die Stadt ist zu leer,
 Ich schaff etwas Feines: — Eine Hochschule' muß her!

Scheffel (1882).

Zu den deutschen Hochschulen, die dem Studenten auch heute noch die volle Behaglichkeit und alle poetischen Reize des Burschenlebens bieten können, zählt ohne Frage die Würzburger Julius-Maximilians-Universität. Schon das malerische Gesamtbild der alten Bischofsresidenz und jetzigen Kreishauptstadt, die sich in anmutigem, rebenbeträntem Hügelland zu beiden Seiten des Mains ausbreitet, muß jedes jugendliche Auge fesseln; besonders reizvoll wirkt der am linken Flugufer bis zu ansehnlicher Höhe aufsteigende Hauptteil der früheren, seit 1866 aufgehobenen Befestigungen, der Marien- oder Frauenberg, welcher einst (bis 1720) Sitz der Bischöfe war und jetzt als Kaserne und Militärhof Verwendung findet. An dem südlichen, „Leiste“ genannten Abhange des Frauenbergs zeitigt das milde Klima des Mainthals die Perle der fränkischen Trauben, die den weltberühmten, zartblumigen „Leistenwein“ liefert, während an dem westlich gegen das Dorf Veitshöchheim sich hinziehenden Steinberg der nicht minder hochgeschätzte, feurige „Steinwein“ wächst; neben diesen beiden vornehmen Herren läßt sich aber in Würzburg auch Nachbar „Pfülsen“ und „Hörstein“ mit Wonne kosten, und an all' die edlen Reben-säfte reiht sich würdig der kraftvolle bairische Gerstensaft in heimischer Güte und Billigkeit, so daß die studentische Trinkfrage hier ganz besonders günstig und vielseitig gelöst erscheint. Der geschichtlich Interessierte findet in Würzburg, der alten Herbiopolis, die schon vor elfhundert Jahren eine Pfalz Karls des Großen war, reiche und mannigfaltige Anregung aus allen Zeiten, namentlich aus dem Mittelalter und der Zeit des Bauernkriegs; dem Liebhaber altdeutscher Baukunst bieten sich einige ihrer schönsten und charakteristischsten Werke, wie der 862 gegründete und 1042 neu erbaute Dom mit seiner Fülle von Bischofs-Denkmalern, das Rathaus mit den Überresten des in romanischem und gotischem Stil ausgeschmückten „König-Baudenkmalers Wenzel-Saales“, namentlich aber die Deutschhauskirche und die herrliche Marienkapelle. Von den neueren Bauten ist der glänzendste und interessanteste das 1720 bis 1744 in italienisch-französischer Renaissance aufgeführte königliche Residenzschloß, das Meister Tiepolo mit prunkvollen Fresken geschmückt hat; schade nur, daß der mächtige „Hofkeller“, der die allerköstlichsten Mustertropfen des ararialischen Weinguts beherbergt, der Studentenschaft nicht zu freier Zugnießung offen steht!



Dung beider Anstalten führte. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts boten die Oberärzte des Juliusspitals den jungen Ärzten der Hochschule Gelegenheit zu praktischer Ausbildung, und neuerdings benutzte die medizinische Fakultät seine Krankensäle in aller Form zu einer medizinischen, einer chirurgischen und einer syphilitischen Klinik, die an Umfang nur noch von den Wiener, Prager und Berliner Kliniken übertroffen werden. Die Neigung zur Dezentralisation, die schon in diesem Verhältnis zum Juliusspital hervortrat, machte sich an der Würzburger Hochschule im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer entschiedener geltend; freilich drängte auch der Raummangel des alten Gebäudes zur Auswanderung. So erhielt allmählich diese und jene Disziplin ihr eigenes Haus. Seit 1898 dient der alte Hauptbau nur mehr zur Aufbewahrung wissenschaftlicher und künstlerischer Sammlungen der Hochschule, so der

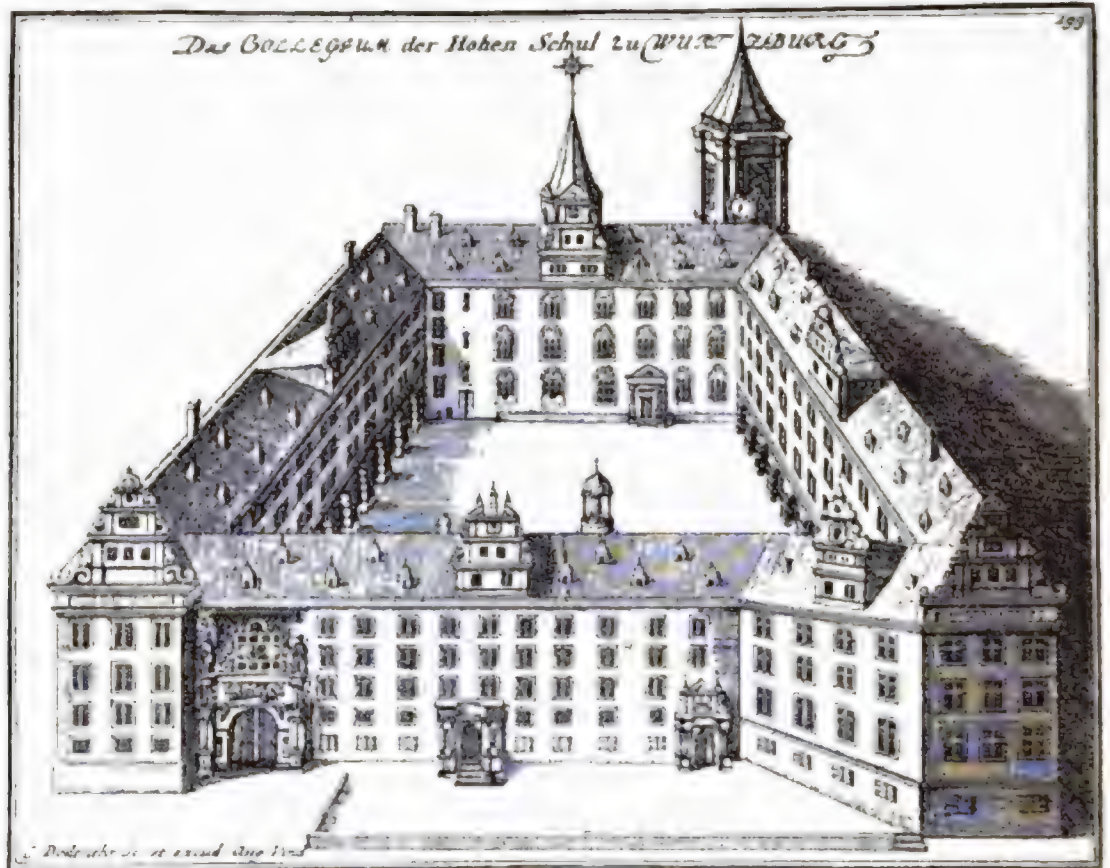


Das Julius-Hospital um 1700.

bedeutenden, über 200 000 Bände umfassenden Bibliothek, der Kunstsammlungen des ästhetisch-archäologischen Attributs und des von Wagner'schen Kunstinstituts; das Rektorat und die Verwaltungsstellen, die theologische, juristische und ein Teil der philosophischen Fakultät sind in das „neue Kollegienhaus“ umgezogen, nachdem sich schon vorher die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer gesonderte neue Heimstätten geschaffen hatten. Das bereits betonte Übergewicht der medizinischen Fakultät und ihrer Hilfswissenschaften — sind doch seit längerer Zeit durchschnittlich die Hälfte der Würzburger Studenten Mediziner — trat bei dieser Dislokation auffallend genug hervor: man könnte jetzt das Stadtgebiet zwischen der Kaiserstraße, der Juliuspromenade, dem Maine und den Glacisanlagen, wo sich seit 1870 nicht weniger als sieben Neubauten der medizinischen Fakultät erhoben, treffend als das „medizinische Viertel“ bezeichnen. Den Anfang dieser imposanten Entwicklung machte das sogenannte „anatomische Theater“, das seit 1724 in einem Pavillon des Juliusspitals bestand und im 18. Jahrhundert als Sehenswürdigkeit galt; hier waren bis 1855 die großen Anatomen Deutschlands, u. a. auch Virchow thätig, hier stand die

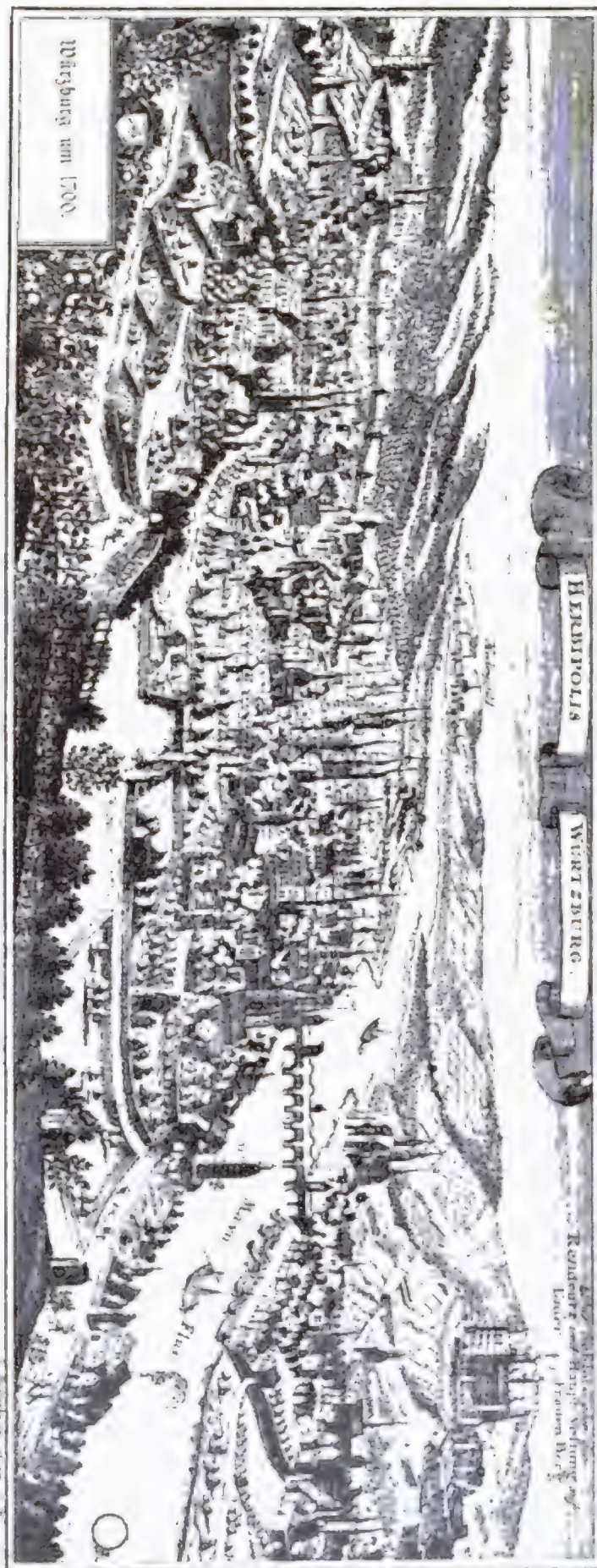
Die
Universitäts-
Institute.

Wiege der Entwicklungsgeschichte und der Cellularpathologie. 1855 erhielt die Anatomie ein geräumiges Heim im neuen botanischen Garten, das ihr aber gleichfalls nicht lange mehr genügte; 1883 bezog sie das jetzige stattliche „neue Anatomie-Gebäude“, das außer den Räumen für normale und vergleichende Anatomie auch solche für Chirurgie, Augenoperationskurse und das ärztliche Vor- und Staatsexamen enthält. Der 1850 von Virchow im Gartenpavillon eingerichtete Lehrstuhl für pathologische Anatomie prosperierte so sehr, und die zugehörigen Sammlungen nahmen einen derartigen Umfang an, daß auch diese Teildisziplin ihre Tätigkeit 1878 in einen besonderen Neubau, das „pathologische Institut“, verlegte. Ferner schied sich schon 1856 das „physiologische Institut“ gleichfalls von der Anatomie, erhielt aber erst 1887 sein eigenes Haus mit großem, die mannigfaltigsten Experimentier-



Das Kollegiengebäude um 1700.

Vorrichtungen enthaltendem Hörsaal. Die 1790 begründete Frauenklinik befindet sich seit 1857 in einem Hause der Klinikstraße, das 1890–91 durch Auf- und Anbau bedeutend erweitert wurde. Nachbarin der Frauenklinik ist die v. Welz'sche Augen-Klinik, welche indessen nur die stationäre Abteilung der ophthalmologischen Disziplin umfaßt, während deren Lehr- und poliklinische Räume im medizinischen Kollegienhause zu finden sind, das außerdem auch die 1807 von Horst eingerichtete ambulante Kinderklinik, das chirurgische Laboratorium, die Poliklinik für Ohren-Heilkunde, das technologische Institut und die staatliche Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel, endlich noch das hygienische und das pharmakologische Institut beherbergt. Von den drei Universitätskliniken im Julius-Spital war bereits die Rede. Auch die naturwissenschaftlichen Disziplinen, Schwester- und Hilfswissenschaften der Medizin, haben neuerdings eigene Heimstätten innerhalb des „medizinischen Viertels“ erhalten. Schon 1696 war im Garten des Julius-Spitals ein botanischer Garten angelegt worden, der dann mehr und mehr ausgedehnt wurde;



Nach einem Stich von Gabriel Rothenbr.

und verdeckten oder vermumbten „Ingesichtern“ und mit „allerhand gefährlichen und höchstverbotenen Feuer- und anderm Gewehr“, ferner die Insultierung und Mißhandlung, ja Verwundung und Tötung der Bürger. Andere fürstbischöfliche Edikte aus den Jahren 1720 und 1752 wandten sich gegen das der Bürgerschaft lästige „Gassenbetteln und Nachtsingen“ der ärmeren Studenten aus dem Auslande. 1781 kam der hochschulbummelnde Abenteuerer Lauffhard nach Würzburg; er giebt in seiner Autobiographie das erste einigermaßen zusammenfassende Bild des dortigen Studentenlebens. Würzburg, meint er, sei ohne Zweifel „die beste katholische Universität in Deutschland“; insbesondere habe sie vortreffliche Kräfte in der Geschichte, den Rechten, der Arzneikunde und „sogar in der Philologie“ aufzuweisen. „Die Studenten“, erzählt Lauffhard weiter, „welche hier auch Juristen heißen, und deren Anzahl damals an 400 war, die sogenannten Seminaristen abgerechnet, sind meistens artige, gutgeleitete junge Männer, und ganz anders als jene zu Heidelberg, Straßburg und Mainz.“ Er schildert sie dann als ziemlich leichtgläubig, gutmütig und versöhnlich, religiös tolerant: „obgleich einige deshalb, weil ich nicht den rechten Glauben hatte, kalt gegen mich thaten; doch diese Kälte ersetzte der dasige vortreffliche Steinwein, der, wie mich dünkt, wegen seiner Güte eben so weit und breit berühmt zu sein verdient als der Hochheimer, Niersteiner oder Rüdesheimer. Einige Mal hat mich dieser köstliche Rebensaft um all mein Besinnen gebracht . . .“

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand auch in Würzburg das Ordenswesen Eingang und gelangte hier zu besonderer Blüte. Der Constantisten-Orden scheint hier die erste Rolle gespielt zu

haben. Freilich bekämpfte der bischöfliche Stuhl sofort das Ordenswesen, wie ein aus dem Jahre 1795 erhaltenes Edikt zeigt, und bald darauf erwuchs den Orden auch unter den Studenten selbst eine Gegnerschaft. Schon im April 1800 stellten nämlich vier „Gesellschaften“ — die Namen sind nicht überliefert — einen (im Archiv der Moenania abschriftlich erhaltenen) Comment auf, und vom 26. Mai 1803 ist eine Germania aktenmäßig bezeugt, die an diesem Tage ein Kartell mit der Heidelberger Rhenania abschloß. Der von Pfugner in den „Akademischen Monatsheften“ veröffentlichte Inhalt dieses Kartells betont in fast wörtlicher Anlehnung an das Kartell zwischen Heidelberger und Jenenser Rhenanen die Satisfaktion durch Duell, die Verpönung des Renommierens und die Vernichtung der Orden. Wie aus den Unterschriften hervorgeht, hatte die damalige Würzburger Germania Senior, Subsenior und Sekretär. Das Rezeptionslied dieser alten Germania enthielt nach Pabst die pathetische Strophe:

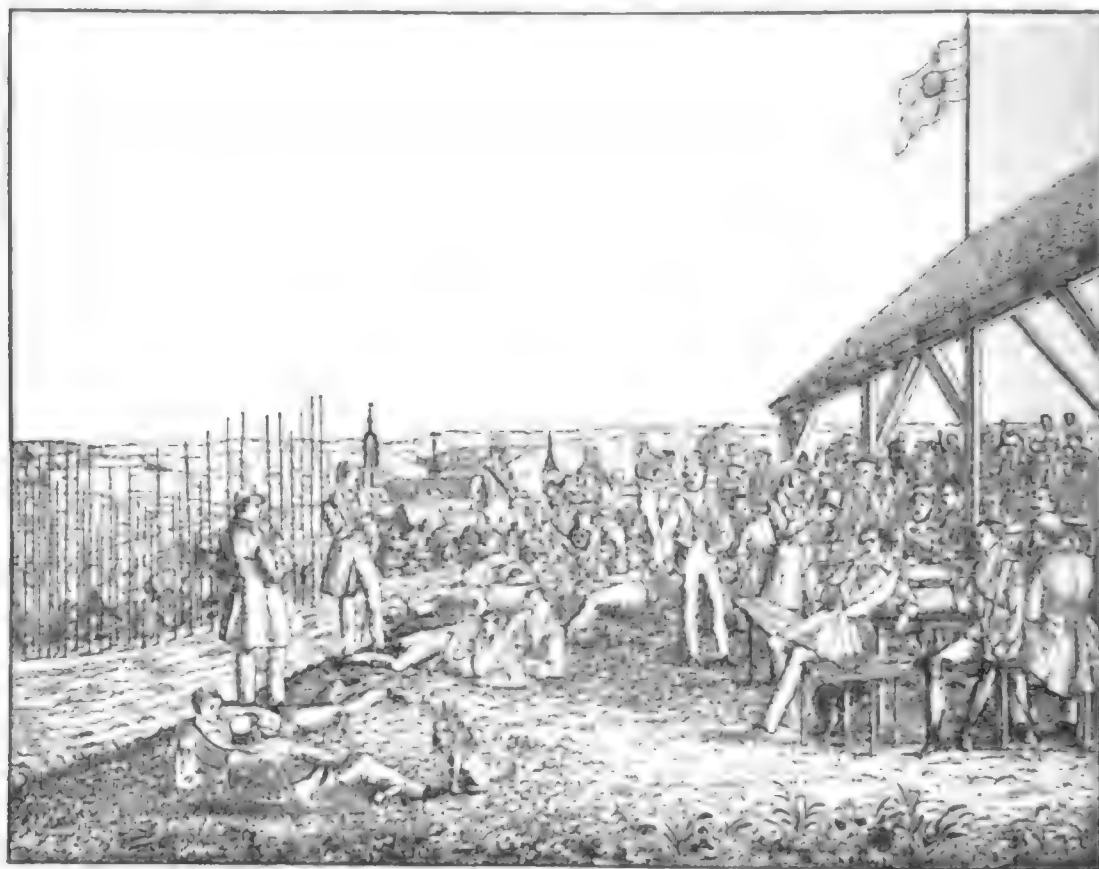
„Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
Wenn sich die Nacht der Verwesung mir zeigt,
Dann soll mich Freundesarm liebend umschlingen,
Dann wird, ihr Brüder, das Sterben mir leicht;
Brüder, dann segnet mein brechender Blick
Noch unser's Bundes erhabenes Glück!“

In welcher Beziehung die Germania zu der Gründung der ersten dauernden Landsmannschaften Würzburgs gestanden hat, läßt sich mangels aufklärender Überlieferungen nicht bestimmen; sicher ist nur, daß schon die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts in Würzburg jenen Sieg des landsmannschaftlichen Geistes über das Ordenswesen mit sich brachten, der dann in der Gründung der drei Landsmannschaften Franconia, Moenania und Bavaria seine Bekräftigung fand. Die älteste von ihnen, die Franconia, wurde am 26. Juli 1805 als „fränkische Landsmannschaft“ gegründet. Zum Wahlspruch nahm sie sich „Fortuna virtutis comes“, als Farben (apfel-)grün und (pfirsich-)rot, die Hausfarben des Großherzogs von Toscana, der damals von Napoleons Gnaden in Würzburg regierte. Fabricius freilich bestreitet diese allgemein angenommene Herkunft der Farben; er weist darauf hin, daß grün und rot mit Gold in Jena schon lange vorher Frankfarben gewesen seien, und daß Ferdinand von Toscana erst durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805, also nach der Stiftung der Franconia, in den Besitz von Würzburg gekommen sei; er meint, man müsse die Farben der Franconia auf die Farben älterer fränkischer Landsmannschaften zurückführen. Die Franconia selbst scheint indessen an der Herleitung ihrer Farben von den toscaniischen Hausfarben festzuhalten, wenigstens hat sich ihr Vertreter in der „Illustrierten Chronik der dritten Säcularfeier der Alma Julia“ (1882) nur in diesem Sinne über den Punkt geäußert. Die für Burschen grün-roten, für Renoncen grün-weißen Bänder wurden bis zu der am 20. Oktober 1873 erfolgten Umwandlung der „Landsmannschaft“ Franconia in ein Waffencorps ungewöhnlicher Weise von links nach rechts getragen; seit 1873 trägt auch Franconia die Bänder von rechts nach links. Da durch mehrere Brände und anläßlich einer im Jahre 1849 erfolgten Demolierung der Kneipe durch Militär alle älteren Dokumente der Verbindung verloren gingen, wissen wir über ihre früheste Geschichte sehr wenig. Am 6. Juni 1814 folgte die Gründung der Landsmannschaft Moenania. Die Farben der Verbindung wurden grün-gelb-rot, in Annäherung an die Farben der fränkischen Landsmannschaft, deren „westfränkischer“ Abzweig mehrere von den ältesten Mitgliedern angehört hatten. Am 23. Dezember 1819 gab sich die „Gesellschaft“ (dies war die damals gebräuchliche Bezeichnung der Landsmannschaften) eine neue Verfassung nach dem Entwurfe des späteren Landrichters Rost; diesen Tag feiert sie noch heute als „kleinen Bundestag“. Seit dem Anfange der zwanziger Jahre als „Corps“ fortbestehend, trogte die Moenania dem strengen staatlichen Verbot aller studentischen Vereinigungen in der Metternich-Zeit und erhielt sich ununterbrochen bis auf die Gegenwart. An ihrem glänzenden halbhundertjährigen Jubiläum beteiligte sich die ganze Stadt; die Anwesenheit ihres berühmten 1816

Die
Gesellschaften.

Die
Landsmann-
schaften und
Corps.

rezipierten) Philisters Philipp Franz von Siebold, des kühnen Erschließers Japans, gab diesem Fest noch eine besondere Weihe. Seit dem 6. Juni 1876 ist die Moenania Waffencorps. Nur neun Monate nach ihr, am 1. März 1815, entstand die Landsmannschaft Bavaria mit den Farben dunkelblau-weiß-hellblau. Da die damaligen Zeitverhältnisse in der Bavaria schon bald nach der Gründung burschenschaftliche Neigungen hervorriefen, suspendierte sie sich 1818, und viele ihrer früheren Mitglieder schlossen sich der deutschen Burschenschaft an; doch schon am 16. Dezember 1819 rekonstituierte sich die Bavaria und bestand dann als „Lebenscorps“ fort, bis dieses 1876 in ein Waffencorps umgewandelt wurde; mit diesem letzteren Schritt war indessen nur ein Teil der Philister einverstanden, und da noch andere Mißstände hinzutraten, wurde 1877 die Auflösung des Corps beschlossen. Allein schon am



Das 25. Stiftungsfest der Moenania im J. 1839.
(Aus: Alma Julia. Illust. Chronik ihrer 3. Säcularfeier. Würzb. 1892.)

10. Oktober 1880 wurde die Bavaria wieder als „Lebenscorps“ aufgethan. Den Feldzug 1870—71 machte eine stattliche Zahl jüngerer und älterer „Baiern“ mit, und von ihnen blieb einer auf dem Felde der Ehre.

Drei Jahre nach Begründung der Bavaria wurde die Würzburger Studentenschaft von der burschenschaftlichen Bewegung ergriffen. Die unbeschränkte Machtstellung der drei Landsmannschaften, von denen die fränkische noch obendrein die Farben des fremden Herrschers trug, mußte unmittelbar zu dieser Bewegung herausfordern und die national gesinnten Elemente zum Anschlusse an die „allgemeine deutsche Burschenschaft“ drängen. Wie S. 100 kurz erwähnt wurde, besuchte Eisenmann, von einem Freunde begleitet, 1817 das Wartburgfest, obschon nur die protestantischen Hochschulen geladen waren, und, durchdrungen von dem Eindruck dieser Kundgebung, riefen die beiden im W. S. 1817/18 die Würzburger Burschenschaft Teutonia ins Dasein, deren urwüchsige, durch ungewöhnliche Körperkraft ausgezeichnete Mit-

Die
Burschenschaft
Teutonia.

glieder in schwarzer altdentscher Tracht einhergingen und sich altgermanische Namen beileigten. Natürlich kam es schnell zu Konflikten mit den Landsmannschaften, aber die „Teutonen“ wußten sich tapfer gegen die Überzahl zu behaupten; so genügte einmal ein Halbdutzend von ihnen, um einen Sturm sämtlicher Franken und Mainländer auf ihre Kneipe im „Pelikan“ (Obere Johannerstraße 6) blutig zurückzuschlagen. Auch friedliche Erfolge hatte Eisenmann bald zu verzeichnen; seinem Ziel, die ganze Würzburger Studentenschaft zu einem einzigen Burschenverbande zu vereinigen, kam er beträchtlich näher durch die bereits erwähnte Auflösung der „Baiern“ und ihre am 27. Juni 1818 erfolgte Verschmelzung mit den Teutonen zu der Würzburger Burschenschaft Germania, deren Vertreter bei der Gründung der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ in Jena wie auch bei den Burschentagen zu Dresden und Streitberg hervorragend mitwirkten. Die Verfassung dieser neuen Germania trug demokratischen Charakter, insofern als die endgiltige Entscheidung jeder Angelegenheit der allgemeinen Versammlung anheimgestellt war. Die Germania. Ein siebengliedriger Vorstand leitete diese Versammlung unter dem Vorsitz eines allmonatlich wechselnden, nach einmonatlicher Unterbrechung wieder wählbaren „Sprechers“; ferner bestand als vermittelnde Instanz zwischen Vorstand und Plenum ein „Auschuß“, der alle Anträge vorberiet und eventuell modifizierte, außerdem aus seiner Mitte die Unterbeamten der Burschenschaft stellte, wie den „Fechtwart“, den „Festwart“ und den „Turnwart“. Die Mitglieder durften sich im allgemeinen unter einander nicht duellieren; Streitigkeiten solcher Art schlichtete ein Ehrengericht, das jedoch bei besonders schweren Beleidigungen das Duell gestatten konnte. Einem anderen Ehrengericht lag die Regelung der Beziehungen zu den „Gesellschaften“ (Landsmannschaften, Corps) ob, zu denen seit dem Winter 1819 auch die Bavaria wieder zählte; die Mitglieder dieses zweiten Ehrengerichts wurden zur einen Hälfte von der Burschenschaft, zur andern von den drei „Gesellschaften“ zusammengestellt, während die Burschenschaft stets den Vorsitz führte. Schon 1820 zählte die Würzburger Germania 400 Mann, darunter die Söhne der angesehensten fränkischen Adelsgeschlechter. Die Tracht der Würzburger Germanen bestand in einem eng anschließenden schwarzen Rock mit übergeschlagenem weißen Kragen, der den Hals und die mit breitem, schwarz-rot-goldenen Band geschmückte Brust frei ließ, und schwarzen Hosen; auch Kanonensiefel mit Sporen waren zum Teil im Gebrauch. Den Kopf bedeckte in der ersten Zeit ein schwarzes, rot und gelb gesäumtes Barett, bald mit goldenem Stern, bald mit schwarz-rot-goldener Quaste oder Eichel verziert. Als Wahlspruch ist „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“, aber auch „Ehre, Freiheit, Vaterland“ oder „Freiheit, Ehre, Vaterland“ überliefert. Außer dem „Pelikan“ waren 1818–1825 das Gasthaus zur Post und das Schießhaus Lokale der Burschenschaft, während das Erdgeschoß des Augustinerklosters (des jetzigen Gymnasiums) als Fechtplatz diente und das Guttenbergische oder Staufenbergische Palais oder auch der Guttenberger Wald Schauplatz der Pausereien waren. Am Stoßcomment wurde bis Ende der 20er Jahre festgehalten. 1830 setzte die Burschenschaft den Hiebcomment in Würzburg durch, für besonders schwere Fälle erhielt sich indessen der Stoßcomment bis in die Mitte des Jahrhunderts. Pistolenduelle waren vom studentischen Ehrengerichte prinzipiell untersagt.

Infolge der That Sands wurde auch die Würzburger Burschenschaft 1819 „aufgehoben“, aber nicht eigentlich aufgelöst, da, wie an anderer Stelle (S. 101) erwähnt wurde, die bairische Regierung nachsichtig verfuhr. Die Burschenschaften sangen und fochten sogar im Hofgarten und begleiteten den neuen Parademarsch, zu welchem der burschenschaftsfreundliche Kapellmeister eines ihrer beliebtesten Marschlieder verarbeitet hatte, in lautem Chor mit dem entsprechenden Texte: „Rautsch, rautsch, rautschtsch! Revolution!“ Auch die Stiftungsfeste von 1820 und 1821 verliefen glanzvoll und ungestört unter Beteiligung von Gästen aus Erlangen, Heidelberg und Tübingen. 1821 wurde der Bundestag auf der Waldskugel gefeiert, und abends fuhrten die Teilnehmer auf mächtigem, eichenlaubbefränzten Schiffe unter klingendem Spiel nach

Aufhebung der
Burschenschaft
1819.

der Stadt zurück. Bald darauf freilich sah sich auch die bairische Regierung zu schärferem Vorgehen veranlaßt, namentlich infolge des Verrats der Verhandlungen des Dresdener Burschentages; die Entschliessungen vom 13. Januar, 10. April und 11. August 1823 verboten alle Studentenverbindungen, warnten vor der Burschenschaft und bedrohten die Angehörigen geheimer Verbindungen mit Relegation und Ausschließung von jeder staatlichen Anstellung. Wiewohl nunmehr für die Würzburger Germania eine Zeit der Abzeichenverpönung, der Polizeiaufsicht, der Hausfuchungen und Maßregelungen anhub, blieb sie im Kern unerschüttert; ihre Zusammenkünfte fanden jetzt unter dem Schutze der Nacht statt. Um dieselbe Zeit, unter dem erbitternden Eindruck dieser Zustände und der Karlsbader Beschlüsse, traten auf Betreiben des Jenerser Burschenschafters v. Sprewitz und Eisenmanns gegen zwanzig Würzburger Burschenschaftler dem geheimen „Jünglingsbunde“ bei. Eisenmann wurde „Vorsteher“ des „fränkischen Kreises“ dieses Geheimbundes. Obschon sich die Unhaltbarkeit des Unternehmens sehr bald herausstellte, gelang es Eisenmann, auf einer Versammlung der Bundesmitglieder in Würzburg am 28. Mai 1822 neue Mitglieder zu werben, bis im November 1823, wieder durch Verrat, die bairische Regierung von dem Bunde erfuhr. Sie ließ es jedoch, im Gegensatz zu Preußen, bei verhältnismäßig milden Disziplinarstrafen, vorübergehender Verweisung von der Hochschule und Stellung unter Polizeiaufsicht bewenden. Immerhin führte die Verfolgung des „Jünglingsbundes“ zur gänzlichen Zerspaltung der Würzburger Germania; aber schon nach der Thronbesteigung Ludwigs I. 1825 wurde sie wieder geduldet. In demselben Jahre scheint es zu einer Spaltung gekommen zu sein: in einen Verband von Burschenschaftlern, der „bei Eichenberger kneipte“, und in die „Concordia“, wie sich die ohne offizielle Bewilligung rekonstituierte Germania der Öffentlichkeit gegenüber nannte. 1826 war die Würzburger Germania hervorragend an dem vergeblichen Versuch beteiligt, den Bund der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft wieder aufzurichten; noch in demselben Jahre schloß sie sich mit den Erlanger und Münchener Burschenschaften zu einem Verbande zusammen, aus welchem dann die neue Allgemeine Deutsche Burschenschaft hervorging. Am 12. März 1829 vereinigten sich die beiden Parteien der Würzburger Burschen wieder und erlangten am 6. November vom Senate die Bestätigung der sehr vorsichtig abgefaßten Statuten einer neuen Vereinsgründung Amicitia. Die Farben waren rot-grün-schwarz mit Goldverzierung. Freilich ging es trotz der erwähnten Vorsicht nicht ohne Abänderung einzelner Paragraphen ab; auch wurde die neue Verbindung einer „unauffälligen Beobachtung“ unterstellt. In dem seit 1823 innerhalb der Deutschen Burschenschaft bestehenden Gegensatz zwischen den strammen und forschenden „Germanen“ und den zahmeren, dem Comment- und Mensurwesen abgeneigten „Arminen“ stand die Amicitia-Germania mit aller Entschiedenheit auf Seite der ersteren, ja man kann sagen, daß das germanistische Prinzip in ihr seine extremste Ausgestaltung gefunden hat. Als 1830 das Präsidium der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft“ auf die „Amicitia“ übergegangen war, führte das Eindringen arministischer Elemente zu einer Spaltung und damit zum Wiederverlust des Präsidiums; die Amicitia wurde den Würzburger „Arminen“ überlassen, während die germanistische Mehrzahl sich als Germania konstituierte. Freilich erfolgte schon nach Ablauf eines Semesters aus Mangel an Zweckmäßigkeitsgründen die Wiedervereinigung unter dem bisherigen Namen.

Als im Revolutionsjahre 1830 infolge verschiedener Mißverständnisse ein den Studentenverbindungen ungünstiger Umschwung in der Regierungspolitik Ludwigs I. eintrat, wurde auch die Würzburger Amicitia-Germania aufgehoben und eine Untersuchung gegen sie eingeleitet, die aber wegen Beweismangels niedergeschlagen werden mußte, worauf der Senat die Verbindung wieder anerkannte. Die Hervorhebung politischer Tendenzen und die Beteiligung an öffentlichen Demonstrationen veranlaßte aber die Regierung zu immer schärferen Maßregeln, ganz besonders in Würzburg, wo die Burschenschaft vollzählig dem „Pressverein“ beigetreten war und mit allen Mitteln für ihn agitiert hatte. Die liberalen Würzburger Beamten und

Teilnahme an
Jünglings-
bund.

Die Amicitia-
Germania.

Verfolgung
und Auflösung
der
Burschenschaft.

Professoren wurden entlassen oder versetzt, und alle unmittelbar Verdächtigen verhaftet, darunter Eisenmann, den man beschuldigte, nach der Würde eines „Herzogs der Franken“ gestrebt zu haben; er wurde zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit verurteilt und saß bis 1847 gefangen. Trotz all dieser Schläge fristete die Würzburger Burschenschaft noch eine Weile heimlich ihr Dasein fort; erst das Frankfurter Attentat im Jahre 1835, woran sie hervorragend beteiligt war, brachte ihr die endgültige Auflösung. Als viertes Würzburger Corps war am 12. Dezember 1820 die Helvetia (wohl aus der oben erwähnten Landsmannschaft) entstanden, mit den Farben rot-weiß-rot; sie mußte aber schon am 18. Juni 1824 ihre Auflösung anzeigen. An ihre Stelle trat am 12. November 1824 die rekonstituierte Rhenania mit den Farben blau-weiß-rot, auch sie bestand nicht lange, am 26. März 1828 löste sie sich gleichfalls auf, aber unter Vorbehalt ihrer Rechte, so daß der S. C. einer Der S.C.



Reize (Würzburg 1828).

(Nach einer Lithographie, gez. von Eckert, herausgegeben von Jortsch.)

geplanten Suevia die Genehmigung versagte. Am 1. Januar 1836 begründeten 25 Würzburger Studenten, die meist aus dem Herzogtum Nassau gebürtig waren, das Corps Nassovia mit den Farben blau-weiß-orange. 1870 mußte das Corps vorübergehend suspendiert werden, da fast alle Aktiven, von denen einer bei Mars la Tour fiel, in den Krieg gezogen waren. Die Nassovia war das erste Waffencorps des Würzburger S.C. Am 23. Januar 1842 folgte die Stiftung des Corps Rhenania durch einige Münchener Franken und Heidelberger Rhenanen und Pfälzer. Wiewohl vom Ministerium nur als „Rhenopalatia“ genehmigt, behielt es seinen ursprünglichen Namen bei. Als Abzeichen wurden die Farben blau-weiß-rot und weiße Mützen bestimmt. 1849 mußte ein Teil der Corpsbrüder wegen Teilnahme an der damaligen politischen Erhebung in der Pfalz landesflüchtig werden. 1859 trat auf den Antrag der Rhenania der Würzburger S.C. als erster von den bairischen S.C. dem Köfener S.C.-Verbande bei.

Als nicht farbentragende Verbindung mit den Grundsätzen der Freundschaft, der Ehre und der unbedingten Satisfaktion wurde am 7. Dezember 1863 die Landsmannschaft Makaria gegründet. Am 16. Juni 1866 beschloß sie, die Farben blau-



Marcomannia (hellblau-gold-dunkelgrün) 1871, die Normannia 1876 gestiftet wurden.

Der am 23. November 1865 gegründete „Pharmazeuten-Verein“ wurde 1885 freischlagende Verbindung und gehörte vorübergehend als Landsmannschaft Teutonia mit den Farben rot-weiß-gelb dem Coburger L.C. an. Sie ist jetzt wieder Verbindung mit denselben Farben. Wie die Teutonia, so geben unbedingte Satisfaktion noch die 1884 gestiftete Salia



Haus des Akademischen Gesang-Vereins.

(blau-silber-schwarz), die Eumpia, die norddeutsche Gesellschaft (gegründet 1878 als Patentia), die wissenschaftlich-gesellige Verbindung Wirceburgia und die 1882 als „Verein Zeitgenossen“ gestiftete Saxonia. Am 2. Dezember 1867 gründete eine Anzahl Würzburger Studenten, größtenteils Würzburger Gymnasial-Abiturienten, einen weder farbentragenden noch waffenführenden „akademischen Verein“ zum Zwecke der „Geselligkeit“, der „Wissenschaftlichkeit“ und des „Fortschritts in akademischen Angelegenheiten“, mit dem Wahlspruch „Amico semper amicus“. Am 26. Februar 1877 wurde der Name des Vereins abgeändert in „Studentenverbindung Adelpia (akademischer Verein)“. Aus dieser Vereinigung gingen u. a. die bekannten Broschüren „die deutsche Studentenschaft“ (1869) und „die Regeneration der deutschen Studentenschaft“ (1870) hervor. 33 Aktive und Philister der Adelpia machten den Feldzug 1870/71 mit und kehrten sämtlich wohlbehalten zurück. Am 23. Januar 1872 folgte die Gründung des „akademischen Gesangvereins Würzburg“ unter Mitwirkung zweier Philister des „akademischen Gesangvereins München“. Sein Wahlspruch ist: „Der deutsche Sang, die deutsche Treu', zeitlebens lang gepriesen sei!“ Das oben abgebildete eigene Heim des Vereins liegt Grasweg 5. Der akademische Gesangverein giebt bedingte Satisfaktion; demselben Prinzip huldigt der A.T.V. Alfatia, der am 1. März 1888 gestiftet wurde.

Sonstige Korporationen.

Mit großartigen Veranstaltungen feierte die Würzburger Universität im Jahre 1882 das Fest ihres 300jährigen Bestehens, zu dem Scheffel das Festlied dichtete. Felix Dahn aber verherrlichte damals das schöne Würzburg mit Versen, die jedem, der selber einmal von den Höhen auf die Stadt herabgeblickt hat, aus dem Herzen geschrieben sind:

Wo, lind rauschend, der alte Main
Sanft geschwungener Höhen Zug,
freundlich grünendes Thalgefilde
Schön gewunden umgürtet:
Da hat günstiger Götter Hand
Milden Segen und Lieblichkeit,
Wohlgefallen und hold Gedeih'n
Ausgeschüttet in Fülle.





1607.

Courage, Courage:
So spricht der Gießer Burfche,
Der da recht den Comment versteht.
Seht doch den Gießer Burfchen an,
Wie er brav kommersieren kann!
Altes Studentenlied.

Charakter der
Stadt.

Wer heutzutage nach Gießen kommt, wird durch das lebhafteste Treiben auf dem ausgedehnten Bahnhofe überrascht, und die Sauberkeit der neuen Stadtteile mit ihren weiten und geschmackvollen Anlagen berührt ihn angenehm. Die innere Stadt hat zwar ihre engen und krummen Gassen behalten müssen, aber dafür entschädigt das rege Treiben in ihnen und die Reinlichkeit, die das Gefühl hervorrufen, daß man sich in einer Stadt befindet, die behäbigen Wohlstand genießt und auf gutem Wege ist, den Wohlstand zu mehrten. Im Wechsel der Zeiten ist Gießen aus einem kleinen Landstädtchen zu einer Handelsstadt mit ziemlich bedeutender Industrie geworden. Während früher der Verkehr, obwohl es an der großen Straße vom Main zur Weser lag, an ihm vorüberflutete, weil sonst keine Hauptstraßen die Stadt berührten, ist es jetzt zum Kreuzungspunkt einer ganzen Anzahl Eisenbahnlinien geworden.

Landschaftliche
Lage.

Als Landgraf Ludwig V. im Jahre 1605 das Gymnasium und zwei Jahre später die Hochschule gründete, war Gießen festung, in enge Wälle eingeschlossen; Verkehr und Handel waren unbedeutend, und die Bürger der Stadt waren ihrer Mehrzahl nach auf den Ertrag des Aekers und des Handwerks angewiesen. Es muß uns deshalb Wunder nehmen, wie der Landgraf dazu kam, eine Universität just in Gießen zu gründen. Wüßten wir nicht, daß der Sinn für Naturschönheit damals noch wenig entwickelt war, so läge die Vermutung nahe, daß die schöne Lage der Stadt ihn dazu geführt haben könnte. Nicht großartig freilich, aber lieblich ist das Bild, das die Stadt von Wenzels Garten aus darbietet, wie sie in dem weiten Thale daliegt, das die Lahn in großen Krümmungen durchfließt. Gegenüber erheben sich die beiden Basaltkuppen des Gleibergs und des Vetzbergs mit ihren Burgen, und ringsum begrenzen bewaldete Höhen den Blick. Wer freilich den vollen Genuß der schönen Umgegend haben will, muß weiter gehen durch das Thal hindurch auf die Berge: über den mensurenberühmten Windhof auf den Gleiberg, dessen Burg teilweise wieder hergestellt ist, so daß der Besucher dort neben leiblicher Erquickung den Kunstsinne befriedigt findet, oder auf den Schiffenberg, der, im herrlichen Forst gelegen, selbst an den Wochentagen des Winters von Gästen nicht leer wird. In weiterer Entfernung bietet sich dem Wanderer eine reiche Fülle erstrebenswerter Ziele: das alte Wehlar mit seinem Dom, seinen Erinnerungen an das Reichskammergericht und an Goethe, mit seiner traulichen Weinstube und den vielen Bierkneipen, Braunfels mit



den „Ehrenspiegel“, vorlegen wollte, trat ihm Görz, der Senior der Hassia, mit dem Bemerkten entgegen, daß nur die beiden konstituierten Verbindungen in der Versammlung zu reden hätten. „Wir sind nicht Burschenschaftler“, rief er aus, „wir sind Landsmannschaftler! Wer für uns und für Beibehaltung des Comments ist, der ziehe mit ab.“ Zwei Drittel zogen ab, und die Zurückbleibenden stellten sich Follen zur Verfügung. Sie sagten sich vom Comment los und bekannten sich zum Ehrenspiegel; man nannte sie die „Schwarzen“, weil sie die bunten Abzeichen der Corps-^{Die Gießener} Studenten verschmähten und den schwarzen deutschen Rock trugen, und später wegen „Schwarzen“ ihrer radikalen Gesinnung die „Unbedingten“. Aus ihnen ging dann die Burschenschaft Germania hervor, die sich aber bald unter den Verfolgungen der Behörde auflösen mußte. Nicht viel besser erging es den Landsmannschaften; auch sie sahen sich zu häufigen Suspensionen genötigt. Zur Zeit des zweiten Auszuges nach dem Gleiberg vom 28. Juni bis 1. Juli 1826 — der erste hatte im August 1819 stattgefunden — bestand der S.C. aus der 1820 rekonstituierten Hassia (schwarz-grün-rot) und der 1822 gestifteten Rhenania; die daneben als „Waffenverbindung“ existierende Burschenschaft stand mit ihnen im Paukverhältnis. Der Auszug, der veranlaßt war durch das Vorgehen der Universitätsgerichte gegen die Unparteiischen bei Paukereien, hatte am 20. August die Stiftung der Vandalia (blau-weiß-gold) und am 26. August die der Starkenburgia (grün-weiß-rot) zur Folge. Mehrfach noch u. Corps. vereinigte sich die Studentenschaft zu Auszügen, zuletzt am 7. August 1846, als die Behörden die infolge von Übergriffen der Polizei erregte Studentenschaft durch Dragoner zur Ruhe bringen wollten. Erst als das Militär fortgeschickt war, kehrten die Studenten nach Gießen zurück; ein Bild des auf dem Staufenberg abgehaltenen Burschenlagers ist von dem Maler Gastauer durch die umstehend wiedergegebene Lithographie der Nachwelt überliefert worden. In den 30er und 40er Jahren gewannen in den Corps zeitweise burschenschaftliche Strömungen die Oberhand, ein Umstand, der teils zu Spaltungen im S.C., teils zur Auflösung einzelner Corps, z. B. der Palatia im W.S. 1835/34, führte.

Gegenwärtig besteht der Gießener S.C. aus der 1839 gestifteten Teutonia (grün-dunkelrot-gold), der Hassia (schwarz-weiß-rot), die als Stiftungstag den 3. März 1842 und die Farben der an diesem Tage gegründeten Marcomannia angenommen hat, und der Starkenburgia, die jetzt carmoisinrot-weiß-gold trägt. Die Burschen-^{Die heutigen} schaft, die vom Ende der zwanziger Jahre bis 1847 als Franconia (schwarz-blau-gold) bestand, wird jetzt durch die 1861 als Studentenverein gestiftete Alemannia (hellblau-dunkelrot-gold) und durch die Germania (schwarz-rot-gold) vertreten; die letztere ist am 14. August 1851 gegründet worden, und zwar von Mitgliedern des „Treubundes“, einer Verbindung mit burschenschaftlichen Tendenzen, deren Farben schwarz-rot-grün seit 1888 von der Germania als Ehrenband getragen werden. Die am 11. Februar 1882 als schwarze Verbindung gestiftete Darmstadtia ist seit 1893 Landsmannschaft und gehört dem Coburger L.C. an; von sonstigen Verbindungen existieren in Gießen noch die schwarze Verbindung Blümchen und die freischlagende Verbindung Franconia, die beide unbedingte Satisfaktion geben; dem Prinzip der bedingten Satisfaktion huldigen die Reformverbindung Adelpheia und der Gesangsverein Eudoviciana. Der Wingolf (schwarz-weiß-gold, schwarze Sammetmütze) besteht seit 1882, von den katholischen Verbindungen gehört die Hassio-Rhenania (gelb-weiß-rot) dem Kartellverband katholischer Studentenverbindungen, die Nassovia dem Verbande katholischer Studentenvereine an. Ein Verein deutscher Studenten ist in Gießen am 4. Februar 1891 gegründet worden.

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte der Universität zurück. Nach einem kurzen Aufschwunge — im Jahre 1829 finden wir 558 Studenten in Gießen — fällt ihre Zahl im Jahre 1837 auf 290, eine Folge teils der Verhältnisse im Hessenlande selbst und des vielfach ungenügenden Zustandes der Gebäude, in denen die ^{Die Universität} verschiedenen Institute der Universität untergebracht waren, teils des Drucks, der in im 19. Jhd. dieser Zeit noch immer auf den deutschen Universitäten überhaupt lastete. Aber damit





Frequenz.



Photographie © Wilhelm Klein

Der Staufenberg von Offen.

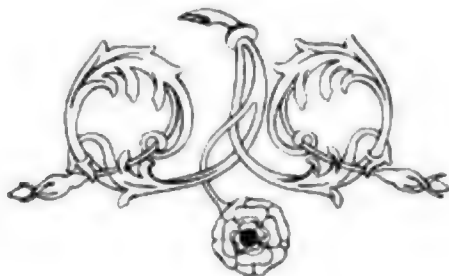
kurzen Zeit des Sinkens hat seit 1866 wieder ein regelmäßiges Steigen stattgefunden, sodaß die Zahl jetzt etwas über 700 beträgt. Daß dieses Steigen sich hauptsächlich in der medizinischen Fakultät und bei den Studierenden der Naturwissenschaften zeigt, darf nicht Wunder nehmen; hat doch gerade für diese der Staat mit voller Hand gegeben. Zeuge dessen sind das auf freigiebigste ausgestattete chemische Laboratorium und die medizinischen Anstalten,

die vor dem Selterthor ein ganzes und nicht kleines Stadtviertel bilden.

Die politischen Ereignisse unserer Zeit gingen natürlich nicht, ohne Spuren zu hinterlassen, an Gießen vorüber. Die katholisch-theologische Fakultät wurde, hauptsächlich auf Betreiben des Erzbischofs von Mainz, von Ketteler, aufgehoben. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich brachte das akademische Leben im Sommersemester 1866 beinahe zum Stillstand, und im Jahre des großen Krieges 1870/71 war der Zudrang der Gießener Studentenschaft zu den Waffen so stark, daß ein großer Teil der Korporationen aus Mangel an Mitgliedern gezwungen war, zu suspendieren, und viele von den Kommilitonen, die für das Vaterland auszogen, sind nicht zurückgekehrt.

Charakter
der Hochschule.

Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf den Geist, der auf der Hochschule in den drei Jahrhunderten ihres Bestehens geherrscht hat, so zeigt sie uns alle Vorzüge der kleinen Universität, vor allem ein ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Studenten, in erster Linie Studenten zu sein, ein Bewußtsein, das in seiner Ausartung im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit entsprechend — und zugleich in mehr oder weniger bewußtem Widerspruch zur Zeit — sich als Rohheit zeigte, in unserer Zeit uns noch als Derbheit, aber als liebenswürdige Derbheit entgegentritt. Auf wissenschaftlichem Gebiet hat ihr Name immer einen guten Klang gehabt, aber vor allem bewährte sie stets und bewährt sie noch heute ein ehrliches Streben nach Freiheit der Forschung und zeigt sich so als würdige Schwester der übrigen deutschen Hochschulen.



kleinen, nur von Landeskindern besuchten Universität wenig Raum. Gefochten wurde sehr selten, weil — der Fechtunterricht sehr teuer war. Der Comment schrieb den Korbichläger als Waffe und die Glacé-Auslage vor, und bestimmte, daß nur auf Arm und Brust geschlagen werden durfte. Man trank neben dem Bier sehr viel Kaffee und Thee und braute sich mit Vorliebe, wie heute noch in Schleswig-Holstein, durch Zusatz von mehr oder weniger Spirituosen den sogenannten „Thee- oder Kaffeeputsch“.

Die Zeit des Umschlages, d. h. die erste Hälfte des Januar, wenn der Adel und die Landleute ihre Geldgeschäfte für das ganze Jahr regelten, brachte mancherlei Abwechslungen, zu denen besonders die öffentlichen Karobanken gehörten. Die ständigen Kneiporte der Studenten waren außer dem Kaffeehaus in der Dänischen Straße die Gastwirtschaften in Dorf Gaarden (jetzt Bruhn), in Krusenrott, in Düsterbrock, einem alten Haus gegenüber dem jetzigen Torpedohafen der Marine, und der Sandfrug, der auch als Mensurlokal diente.

In den Hauptvergnügungen der Studenten gehörten die in der Stadt wie in den umliegenden Dörfern während der Sommermonate in großer Anzahl gefeierten Vogelschießen der Gilden, die stets mit Tanzereien und anderen Belustigungen verbunden waren. Noch heute sind die Tage der Kieler Grünen Gilde, der Gaardener Gilde und vor allem der Ellerbeker „Rüttgilde“, ebenso wie die Wochen des Kieler Umschlages und der Vierteljahrsmärkte auch für den Studenten etwas stürmische Seiten. Manche Kontrahage verdankt ihre Entstehung diesen bewegten Tagen, zumal dann die Neigung zu dem genannten schleswig-holsteinischen Nationalgetränk und zu den stark alkoholhaltigen sogenannten „Schifferbowlen“ die ohnehin sehr angeregte Stimmung noch zu erhöhen pflegt.

Doch kehren wir zur Zeit der Wende des Jahrhunderts zurück. Damals gründete der Philosoph Reinhold, der den Studenten das Beispiel zur Entfernung des Joxes gab, einen Klub von Professoren und Studenten, dem auch Niebuhr angehört hat. Er bewirkte ferner die Einrichtung des (S. 240) erwähnten Ehrengerichts, das indessen, weil die größere Einschränkung der Duelle eine arge Verschlechterung des Tones unter den Studenten zur Folge hatte, seine Thätigkeit bald wieder einstellen mußte. An berühmten Professoren wirkten damals an der Universität der Geschichtslehrer Hegewisch, der Mediziner Hensler, die Juristen Thibaut und Feuerbach, etwas später Falck, Twesten, Claus Harms und Langenbeck, Waig und Droyßen. Das deutsche Gefühl war in Kiel zur Zeit der Freiheitskriege nicht gerade sehr stark entwickelt, mehr oder weniger bestand die ganze Bevölkerung aus versteckten Dänen; aber durch das Wirken Dahlmanns vollzog sich dann allmählich eine Aenderung.

Die Universität
um die Wende
des Jhds.

Auch in Kiel wurde ein Burschenverein im Jahnschen Sinne gegründet, der sich Oktober 1817 unter Führung von Uwe Jens Lornsen, von Vinzer und Olshausen an dem Wartburgfeste beteiligte. Sehr bald verwandelte er sich in eine burschenschaftliche Korporation und schuf mit dem Institut der Fische auch das der Finken, d. h. der Nichtaufgenommenen. Er führte den Namen Germania und verlangte von seinen Angehörigen, daß sie Satisfaction forderten und gaben. Die Zahl der Duelle stieg um 1820 derart, daß, wie mit Entrüstung überliefert wird, in einem Vierteljahr jeder sechste Student eine Mensur hatte. Besonders viel wurde gefochten mit den Mitgliedern der Holsatia (rot-weiß-rot), die sich schon 1818 im Gegensatz zur Burschenschaft zusammengethan hatten. 1833 vereinigte sie sich mit der einige Jahre vorher entstandenen Slesvicia zur Slesvico-Holsatia. 1838 entstand das Corps Saxonia (dunkelgrün-weiß dunkelrot); zu ihren Gründern gehörte auch Rudolf Schleiden, nach dessen eigenen Angaben die Gründung des neuen Corps bezweckte: „den herrschenden, nicht sehr erbaulichen Ton zu verbessern, das etwas wilde Treiben der Holsaten mäßigen und mit den Albertinern an Fleiß und Wettstreit zu können“.

Die
Burschenschaft.

Landsmann
schaften und
Corps

Die Burschenschaft Germania war 1831 aufgelöst worden; schon 1836 schloß sie sich wieder zusammen, die Farben schwarz-rot-gold wurden verdeckt getragen unter den harmlosen Universitätsfarben lila weiß, und dementsprechend wurde der Name Albertina gewählt. Ihr gehörten der später als Chirurg berühmte Esmarch und Lorenz von Stein, der nachmalige bekannte Nationalökonom, an. Seit 1844 nannte sie sich offen Burschenschaft und trug die Farben weiß-rot-gold.

Das Verhältnis der Studentenschaft unter sich war damals ein gutes, und jetzt entwickelte sich auch in Kiel ein eigentliches studentisches Leben, das sich in Fackelzügen und Komitaten, in der erhöhten Frequenz des Karzers und in dem Ruf, den sich der damalige Oberpedell Viel erwarb, dokumentierte. Aus jener Zeit stammen auch die Verse des Schuhmachergesellenliedes, die Kiel mit den Worten charakterisieren:

„An en Universität is Kiel.
De Pedell, seggt he, de heet Viel.
Und de Rector, seggt he, weeselt af;
Mal weer't fald, seggt he, mal weer't Pfaff“.

Im W.-S. 1820/21 dachte man sogar an einen Auszug; man unterließ ihn aber doch mit der Begründung: „weil wir keine Ausländer sein.“ Zu etwas ähnlichem kam es indes im W.-S. 1844/45. Unlänglich des schroffen Auftretens eines unbeliebten Professors gegenüber einem Studenten erfolgten Demonstrationen gegen den ersteren, und als die Demonstranten vom akademischen Gericht sehr hart bestraft wurden, wurde die Sperre über die Kollegs verhängt. Die ganze Studentenschaft hielt einmütig zusammen und wurde lebhaft von den Bürgern unterstützt. Da die akademischen Behörden auch nicht nachgaben, so herrschte ein überaus unerquicklicher Zustand, dem schließlich der König durch die gnadenweise Aufhebung der vom Universitätsgericht verhängten Strafen ein Ende machte.

Auch in Kiel blühten dazumal die Kämpfe zwischen den Studenten und den Handwerksburschen; die Anlässe waren dieselben wie auf den anderen Universitäten: die Rivalität um die Gunst der Mädchen, insbesondere auf den Tanzböden, und das von den Studenten in Anspruch genommene, von ihren Gegnern ihnen streitig gemachte Privileg des Farbentragens.

Bald aber machte der Ernst des Lebens dem fröhlichen studentischen Treiben auf lange Zeit hinaus ein Ende. Das Jahr 1848 kam, und mit ihm verschwanden in Kiel die rivalisierenden Studentenverbindungen in einem Studentencorps; die Fackelgelage und sonstigen Belustigungen wurden zu Gunsten der von frühmorgens ab betriebenen Waffenübungen eingestellt. In der Nacht vom 23. 24. März wurde in Kiel die provisorische Regierung proklamiert, deren hervorragendste Mitglieder Beseler, der frühere Germane, und der ehemalige Holsate Graf Reventlow waren. Am nächsten Tage erfolgte der Abmarsch der Turner und Studenten von Kiel, der mit der Einnahme von Rendsburg siegreich begann und mit der Vernichtung des Corps bei Bau am 9. April so unheilvoll endete. Nach heldenmütigem Widerstand mußte der Rest der mutigen Schar endlich der Übermacht erliegen; gegen 200 darunter sehr viele Studenten, fielen in dänische Gefangenschaft und mußten auf der Dronning Maria eine unverdient unwürdige Behandlung ertragen.

Die Christiana Albertina, die vorher stets über 200 Schüler gezählt hatte, deren Hörsäle aber jetzt leer standen, erholte sich nur langsam von dem Schläge. Der Gedanke an ein fröhliches Studentenleben war für lange Zeit verschwunden. Erst 1854 bildete sich wieder eine studentische Organisation, der „Kneipverein“ mit wesentlich burschenschaftlicher Richtung; ihm gegenüber schlossen sich bald darauf die landsmännisch gesinnten zu einem „Paulverein“ zusammen, aus dem im nächsten Jahre das Corps Holsatia wieder entstand. 1856 konstituierte sich der „Kneipverein“ als Burschenschaft Teutonia mit den Farben hellblau-weiß-gold, die seitdem, infolge eines regelmäßigen Zuzugs, namentlich aus den ländlichen Kreisen der Provinz, sich eines ununterbrochenen Fortbestehens erfreut hat und schon seit langen Jahren die stärkste Korporation der Kieler Universität ist.

Nach dem Kriege von 1864 wurde auch die Saronia rekonstituiert; sie hielt sich nur bis 1870, als in Kiel, wie auf allen deutschen Universitäten, die Hörsäle verödeten und die bunten Schläger mit den kriegerischen Waffen vertauscht wurden. Gleichzeitig mit der Rekonstituierung der Saronia wurde Ende 1864 die freischlagende Verbindung, spätere Landsmannschaft Troglodytia gegründet, die lange Jahre hindurch neben der Holsatia eine führende und tonangebende Rolle in der Studentenschaft spielte und deren schwarze Mützen und weiße Stürmer, zusammen



Photographie E. Williams, Berlin

Die Universität.



A. Rüdiger'sche Kunstphotographien.

Gesamtansicht.

D. Hilger, Berlin

mit den roten Mützen der Holsaten, bei Studenten und Bürgern das größte Ansehen genossen. Trotz der Verschiedenheit der Verbände unterhielten alle diese farbentragenden Korporationen, zu denen später noch die 1878 als Verbindung Slesvico-Holsatia gegründete Landsmannschaft Cimbria (blau-weiß-rot) hinzukam, ein gemeinschaftliches Pankverhältnis. Ihre Vertreter bildeten eine sogenannte „Behörde“, in der über Fragen des Pankverhältnisses, über gemeinsames Auftreten bei Festlichkeiten und

Die Behörde

das Verhalten der Finkenenschaft gegenüber beraten wurde. Gefochten wurde sehr viel und sehr schwer abgeführt; andererseits aber sind Säbel- und Pistolenduelle niemals übermäßig häufig gewesen. Die Schlägermensuren finden seit langer Zeit in dem jetzt zu einem großstädtischen Etablissement umgebauten Kolosseum am Ererzierplatz statt.

Als 1890 die Saronia aus langer Vergessenheit wieder auftauchte, ging das allgemeine Pankverhältnis auseinander. Die beiden Corps und beide Landsmannschaften gingen numerisch zurück und suspendierten schließlich; nur der Saronia ist



Photographie E. Williams, Berlin

Der Schlossgarten.

jetzt vom Prinzen Heinrich bewohnten Schloß beginnt und zunächst durch den Schloßgarten am Universitätsgebäude vorüberführt. Nur durch den Düsternbrooker Weg und die Wasserallee vom Hafen getrennt, blickt dieser schöne Bau, dessen Grundstein 1875 der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich gelegt hat und der 1876 feierlichst eingeweiht wurde, mit seiner Front auf einen großen, mit Anlagen und dem Kaiser Wilhelm-Denkmal geschmückten freien Platz. Über den hohen Einden, die den Platz umrahmen, erhebt sich im Hintergrunde das Schloß; weiter zurück liegt, von den Bäumen verdeckt, die Altstadt. Von der breiten Treppe der Universität sieht man zur Rechten die ersten Häuser der neuen Stadt, die an der Stelle des ehemaligen Fleckens Brunswiek entstanden ist. Hier liegen hinter und neben der Universität die in demselben Stile erbauten Institute: hinter ihr die Anatomie, das zoologische und das physiologische Institut und die Kliniken; neben ihr zunächst hinter einer prächtigen alten Einde das 1884 vollendete Bibliotheksgebäude, das in seinen Räumen einen musterhaft geordneten und verwalteten Bücherchatz von über 200 000 Bänden birgt, und das chemische Laboratorium. An beiden vorbei zieht sich die Brunswiekerstraße hinauf bis in das quartier latin Kiels, dessen Mittelpunkt die „Hoffnung“ bildet, früher ein etwas banfällig aussehendes, aber urgemütliches Studentenlokal, jetzt ein von elektrischem Licht durchflutetes Großstadt-Café. Vom Universitäts-Gebäude führt zur linken Hand zwischen Villen und Gärten die Düsternbrooker Allee an Badeanstalten und dem Prachtgebäude der Marine-Akademie entlang zu schattigen Buchenwäldern und schließlich zu einer Anhöhe vor dem Hotel Bellevue, von wo aus sich ein herrlicher Rundblick über den Kriegshafen, die Wieker Bucht bis zu den am jenseitigen, bewaldeten Ufer gelegenen Bade-örtern Heidendorf, Möltenort und Laboe bietet. Diese bilden neben den Bierdörfern



Photographie E. Williams, Berlin.

Der Kriegshafen.

Die Umgegend. Krusenrodt, Karlsburg u. a. oft das Ziel einer Spritze am Sonntagnachmittag; längere Ausflüge werden am Kanal entlang nach Holtenau und Knoop oder von Neumühlen aus durch das liebliche Schwentinethal nach der Rastorfer Papiermühle oder weiter nach Preetz und den unvergleichlich schönen holsteinischen Seen unternommen.

Man sieht, Kiel bietet an Naturschönheit mehr als die meisten anderen Universitätsstädte; dennoch wird es noch immer nicht so sehr von jungen Fächern besucht, als von älteren Semestern, namentlich Mediziniern, die hier ihre Studien mit dem Examen beschließen wollen. Kiel ist eben Arbeitsuniversität, und das Studentenleben, vor allem das Couleurleben, tritt hier gegenüber dem Vorherrschen der Marine, die der Stadt ihre Signatur verleiht, zurück. Trotzdem ist, wie Kiel selber, dessen fast beispiellose Entwicklung in den Jahren der preussischen Herrschaft lediglich auf einer Benützung der gegebenen natürlichen Mittel und Vorzüge beruht, auch der alma mater ein weiteres Aufblühen gewiß. Und so schließen wir diese kurze Beschreibung mit dem poetischen Rufe:

„Heil des schönen Holstenlandes
Königin und Metropole,
Heil der Musenstadt am Meere!“



1694.

Zu Halle auf dem Markte,
Da steht ein großer Däse.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht.
Er ist vor Schreck versteinert.
Heine.

Festliche
Einweihung.

Das war ein buntes, lustiges Getümmel in dem kleinen Dörfchen Trotha um die Mittagstunde des 30. Juni im Jahre des Heils 1694. Se. Kurfürstliche Durchlaucht, Friedrich III. von Brandenburg, war soeben mit seinem Gefolge eingetroffen und hielt dort Mittagstafel. Viele Studenten zu Pferde, den Degen in der Faust, waren dem Landesherrn entgegen geritten, um ihm bei dem feierlichen Einzug in die Stadt das Geleit zu geben. Um 3 Uhr brach der Zug auf. Voran Jäger, Halloren, die Leibgarde, der Hofstaat, die Studenten, Pauker und Trompeter, dann der Kurfürst und sein Bruder Markgraf Philipp und zum Schluß ein Heer von Trabanten. Am Leipziger Thor empfingen der Stadtrat und die Professoren den einziehenden Fürsten, und während von allen Türmen geblasen, die Glocken geläutet und die Stücke gelöst wurden, ging's in die festlich geschmückte Stadt hinein, die der Kurfürst ausersehen hatte, seine neue Universität zu beherbergen.

Sonnenklar brach der nächste Morgen an, der 1. Juli nach altem, der 12. Juli nach neuem Kalender, der Geburtstag des Kurfürsten und zugleich der neuen Universität. Der Kurfürst hatte auf diese seine jüngste Schöpfung ganz besondere Ehren häufen wollen. Er selbst wollte ihre Einweihung vollziehen und sie nach seinem Namen „Friedrichsuniversität“ taufen. Der jeweilige Kur- oder Kronprinz sollte der Rektor der Universität sein. Der Kurfürst hatte ferner die Herren Professoren auf seine Kosten mit einer reichen Amtstracht ausgestattet und zur Einweihungsfeier eine große Summe für die freundliche Bewirtung aller Festteilnehmer und die Belustigung der Stadtbewohner ausgesetzt. Von den benachbarten Universitäten hatten sich 2000 fremde Studenten eingefunden, um das Fest der neuen Universität mitzufeiern. So war es denn auch ein glänzender Zug, der sich an jenem Morgen um 10 Uhr von der Wage aus — in der Rathausstraße —, wo sich nunmehr die Universitäts-Kollegien befanden, nach der Domkirche in Bewegung setzte. Hier hielt zunächst Hofprediger Ursinus die Festpredigt. Darauf eröffnete Staatsminister Paul von Fuchs mit der Inaugurationsrede die Universität im Namen Kaiser Leopolds und auf Befehl des Kurfürsten. Zum Rector Magnificus proklamierte er den Kurprinzen Friedrich Wilhelm und zum Prorektor den Professor der Theologie Dr. Baier. In seiner wohlgefügten Rede gab Herr von Fuchs als Grund für die Wahl Halles zur Universitätsstadt „die Zierlichkeit und Lustigkeit der Stadt und die ganz höflichen Sitten der Einwohner“ an, ein Lob, welches im Laufe der Zeiten verschiedentlich einige Einschränkungen erfahren mußte. Mit anmutiger Wortspielerei, wie sie jene Zeit liebte, führte der Redner aus: „die höchst nutzbare Salz-

Koten, die aus ihren immerfließenden Quellen das köstlichste Salz herfürbringen, erinnern einen jeglichen, daß an diesem Ort das wahre unverfälschte Salz der Weisheit herfürgebracht und mitgeteilt werde.“ Zum Schluß wandte er sich mit einer beherzigenswerten Mahnung an die Studenten: „entschlaget euch aller Zänkereien und Stänkereien, alles Balgens und Duellierens . . . und bedenket, daß ihr nicht eurer selbst, viel weniger dem kalten Sande, sondern dem gemeinen Wesen und dem Vaterlande geboren seid.“ Am nächsten Tage wurden durch die Dekane der Fakultäten ernannt: 2 Doctores theologiae, 8 Doctores juris, 10 Doctores medicinae und 50 magistri. Somit war die neue Universität ins Leben getreten, die zu allen Zeiten die leuchtende Stätte freier Forschung gewesen ist und sich vor allem den Ruf als eine Pflegerin der theologischen Wissenschaften bewahrt hat.

Der Plan, in Halle eine Universität zu gründen, war bereits im 16. Jahrhundert aufgetaucht, und auch im 17. Jahrhundert, nach Beendigung des 30jährigen Krieges, ging man mehrfach mit dem Gedanken um, eine allgemeine Schule in Halle oder Magdeburg zu gründen. Eine festere Gestalt nahm jedoch dieser Plan erst an, als nach der Säkularisation des Erzstiftes der Exerzitienmeister Michael Milie, genannt La Fleur, vom Großen Kurfürsten 1680 die Genehmigung zur Errichtung einer Exerzitien Schule erhielt. Besonderer Huld erfreute sich diese Schule bei dem Kurfürsten Friedrich III., der sie nach seinem Regierungsantritt 1688 bedeutend erweiterte, eine Reitbahn anlegte, ihr den Namen einer Ritterakademie gab und sie unter die Oberraufsicht der Staatsminister von Dankelmann, Grumbkow und von Schwerin stellte.

Zur Blüte aber sollte diese Anstalt erst gelangen durch den Namen des berühmten Rechtsgelehrten Christian Thomasius (geb. 1655 zu Leipzig). Als gottloser Irrgeist verschrien, mußte er 1690 seine Vaterstadt Leipzig verlassen und fand freundliche Aufnahme bei Kurfürst Friedrich III., der ihn mit einem Gehalt von 500 Thalern unter dem Titel eines kurfürstlichen Rates und Professors an der Ritterakademie zu Halle anstellte. Am Montag nach Trinitatis im Jahre 1690 eröffnete Thomasius seine Vorlesung über Logik, Moral und Naturrecht in deutscher Sprache, damals ein ganz unerhörtes Vorgehen. Dieser Mann, der unbarmherzig die Sonde scharfsinniger Kritik an die Irrtümer jener finsternen Zeit des geistigen Verfalles und der Verwilderung legte und deshalb einerseits aufs heftigste angefeindet wurde, sich andererseits aber auch einer bewundernden Verehrung der erleuchtetsten Geister und einer beispiellosen Beliebtheit bei der gebildeten Jugend erfreute, kann mit Recht der Eckstein der jungen Universität genannt werden. Überhaupt verdankt die Universität Halle ihr rasches Aufblühen vor allem der gastlichen Aufnahme fremder Elemente, die bei den damals gärenden Gegensätzen in ihrer Heimat keine bleibende Stätte mehr fanden. Ein anderes Beispiel dafür ist der bekannte Theologe August Hermann Francke, der, ebenso wie Thomasius, aus Leipzig vertrieben, im Jahre 1692 nach Halle kam und später an der Universität den Lehrstuhl für orientalische Sprachen inne hatte. Auch die meisten der übrigen Neubestallten Professoren, wie Breithaupt, Stryck, Cellarius u. a. hatten einen großen Ruf in akademischen Kreisen, sodaß es nicht Wunder nehmen konnte, daß bereits zur Einweihung der Hochschule sich 765 Studierende eingefunden hatten.

Ein Jahrhundert ununterbrochener Blüte folgte, die durch das stete Wohlwollen der Regierung, die unangetastete Lehrfreiheit und den Feuereifer der Professoren gefördert wurde. G. A. von Münchhausen schreibt in einem Briefe an Hofrat Gebauer in Göttingen im Jahre 1735: „Es ist gewiß, daß die Universität zu Halle nimmermehr hätte aufblühen können, wenn nicht die ersten Professoren mit ihren Nachfolgern sich ungemein angegriffen; ich bin testis ocularis gewesen, daß sie alle halbe Jahre ihre collegia geendiget, und damit so großen Zulauf sich zu wege gebracht haben; sie haben zu dem collegio der Pandecten allezeit zwei Stunden genommen, und nichts als den einzigen Sonnabend Nachmittag frey gehalten.“



Photographie © Wilhelm. Berlin

Die Universität.

Vor allem war es die theologische Fakultät an der Universität Halle, die immer bis in die neuesten Zeiten die Fackel der Erleuchtung vorangetragen hat. Sie war es auch, die in kräftiger und freimütiger Weise im Jahre 1787 auf die Bestrebungen des Ministers von Wöllmer reagierte und dessen Plänen, die akademische Lehrfreiheit einzuschränken, aufs entschiedenste entgegentrat. Das Jahr 1788 brachte das Wöllmer'sche

Bedeutung der theologischen Fakultät. Religionsedikt, das den freien evangelischen Geist, die Freiheit des Forschens und Denkens einzudämmen versuchte, und damit schwere Anfeindungen für die Halle'schen Theologen Mösselt und Niemeyer. Ihre Absetzung konnte jedoch, da unterdessen Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen hatte, nicht durchgesetzt werden. Nichtsdestoweniger wurden noch einige Versuche gemacht, die theologische Fakultät zu reformieren. Im Jahre 1794 kamen zu diesem Zwecke die Oberschulräte Hermes und Hilmer nach Halle. Ihre Anwesenheit aber reizte die brausenden Gemüter der Studentenschaft, die vor das Absteigequartier der hohen Kommission, den goldenen Löwen in der Leipziger Straße, zog und ihnen unter Pereat-Rufen die Fenster einwarf. Über diesen Ausbruch der Leidenschaft erschreckt, zogen die hohen Herren vor, ihre Persönlichkeiten in Sicherheit zu bringen, ohne ihre Reformationspläne ausgeführt zu haben, und verließen am andern Morgen eilends die Stadt. Die Folge dieses Vorganges, der in den Berichten der Visitatoren mit der Lebendigkeit des persönlichen Erlebnisses geschildert wurde, war ein königliches Reskript, das die Säkularfeier der Hochschule verbot. In aller Stille mußte deshalb am 12. Juli 1794 die Erinnerung an den Stiftungstag der Fridericiana gefeiert werden. Ungefähr 250 Studierende, der akademische Senat und die Professoren fanden sich im Garten eines Mitbürgers, des Herrn Leveaux, zusammen, um das Fest mit Musik, Gesang und Rede zu begehen.

Visitation 1794.

Sehr bald aber sollten trübe Tage für die Universität kommen. Der korsische Eroberer trat das alte Europa in den Staub. Auch über den preussischen Staat brach das Unglück mit dem unseligen 14. Oktober 1806, dem Tage von Jena und Auerstädt, herein. Besonders Halle sollte die schwere Hand des Eroberers fühlen. Am 17. Oktober zogen die Franzosen dort ein, am 19. Oktober kam der Kaiser selbst. Eine Deputation der Universität begab sich sofort zu ihm und

Aufhebung der Universität durch Napoleon.



Photographie © Wilhelm. Berlin

Das landwirtschaftliche Institut.

Die Universität
in den Frei-
heitskriegen.

Sie habe aufgehört zu sein! Die Schulknaben sollten nach allen Winden zerstreut werden. „Ich werde die Lehrer eurer Universität fortjagen. Je les chasserai tous“, drohte er. Tatsächlich erschien am 15. Juli ein Dekret, welches die Universität zum zweiten Male aufhob, „wegen nicht angemessenen Geistes, welchen mehrere Lehrer und die Studierenden zu Halle während des Aufenthaltes der Feinde hieselbst an den Tag gelegt hätten“. Doch keimte im Stillen die Hoffnung auf baldige Erlösung von dem französischen Joch. Die Leipziger Schlacht legte die Fremdherrschaft hinweg, und Halle kam wieder unter das Szepter Friedrich Wilhelms III., der schon am 15. November 1813 anordnete, „daß die Universität Halle sofort in ihre volle Wirksamkeit eintreten solle“. Aber noch konnte die Wissenschaft sich nicht ungestört ihren Aufgaben wieder zuwenden. Das Jahr 1815 brachte neue kriegerische Verwickelungen und damit einen starken Rückgang der Studentenzahl. Gleichzeitig ließ aber auch die Königliche Kabinetsordre vom 12. April 1815, durch welche die Ver-



Eine studentische Schlittenfahrt auf dem halleschen Markt um 1775.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

einigung der Wittenberger Fridericiana mit der Hallenser Friedrichsuniversität ausgesprochen wurde, ein baldiges Wiederaufblühen der Universität erhoffen. Wie schwer die Kriegsnot jener Zeit auf Halle lastete, ergibt sich aus dem Hörerbestande. Im Jahre 1786 zählte die Universität nicht weniger als 1156 Studenten, im Wintersemester 1812/13 war deren Zahl auf 534 gesunken und fiel 1815 weiter auf 200. Im ersten Semester des Jahres 1816 erholte sich die Universität langsam und wies 500 Studenten auf, bis sie im Jahre 1825 annähernd die alte Höhe mit einem Bestande von 1119 Studenten erreicht hatte.

Ebenso hatten die Kriegsstürme an der altehrwürdigen Fridericiana in dem benachbarten kursächsischen Wittenberg gerüttelt, und ihre Gewalt hatte auch schließlich diese erste Hochschule der Reformation gestürzt. Noch 1802 hatte die Wittenberger Fridericiana ihr drittes Säcularfest prunkvoll begangen. Aber die Kriegsläufe der folgenden Jahre entzogen durch fortwährende Einquartierungen die Universitätsräume ihrer Bestimmung, und schließlich führten die Kämpfe um Wittenberg ihre gänzliche Zerstörung herbei.

Die Kabinetsordre vom 12. April 1815 bestimmte, daß es den akademischen Lehrern Wittenbergs gestattet sei, ihre Lehrthätigkeit interimistisch in



Bestialität sieht er in der Wollust, dem Ehrgeiz und dem Geldgeiz. Die Studenten mögen wohl etwas verwundert auf den freimütigen Lehrer geblickt haben, der sein Kolleg mit einer Strafrede anfang. Viel scheint er damit aber nicht erreicht zu haben, namentlich die, die es eigentlich anging, haben sich in ihrer „Bestialität“ nicht stören lassen. Man hört in der ersten Zeit viel von Relegation und Einsperrung in den Turm zwischen Stein- und Galgthor, den die Stadt der Universität als Carcer eingeräumt hatte. Verschiedene strenge Verordnungen des Kurfürsten und später des Königs erschienen, die Erzeße in Wein- und Kaffeehäusern und nächtliches Lärmen unter Musikkbegleitung zur Ursache hatten. Auch Francke beklagte sich mehrfach bitter über den Unfug, den die Studenten in der Kirche trieben. Das Skandalöseste dieser Art war wohl die Begebenheit im „Grünen Hof“. Eine Compagnie Studenten von ungefähr 18 Mann, die als Zeichen ein grünes Band am Hüte trugen, hatte in der Marterwoche des Jahres 1716 ein Saufgelage im Grünen Hof vor dem Steintor abgehalten und soll dabei „die Pasion agiren“ haben. Die folgenden Tage ist „einer nach dem andern in der Raserey gestorben. Einige Pursche haben gemeinet, sie wollen lieber zu Hause als in Halle sterben, haben sich zu Pferde auf der Post, und wo sie gedacht fortzukommen aus dem Staube zu machen bemühet. Es ist aber dessen ungeachtet, einer davon in Leipzig, einer auf der Post nach Weisensfeld, so noch zuletzt die schwere Noth bekommen, noch einer zu Pferde in Halberstadt gestorben.“ Auch der Wirt, seine Tochter und seine Magd starben desselben plötzlichen Todes. Der Vorfall machte in ganz Deutschland viel Aufsehen und wurde von Mißgünstigen zur Schädigung der Universität Halle ausgenutzt, sodaß die Fakultäten offizielle Darstellungen zur Beschwichtigung veröffentlichten.

Die Anfänge
des Farben-
tragens.

In diesem Zusammenhange wird auch zum ersten Mal das Farbentragen hallescher Studenten erwähnt. Im nächsten Jahre berichtet die Chronik des Saalkreises von Dreyhaupt ausführlicher über studentische Farben. Danach thaten sich, nachdem ein stud. theol. Guttner mit Gewalt zum Soldaten gepreßt worden war, die Studenten zu ihrem Schutze zu Landsmannschaften zusammen und legten Farben an, und zwar: 1. Märker (pommeranzensfarb), 2. Schwaben, Franken, Schweizer (gelb-schwarz), 3. Pommern (himmelblau), 4. Hessen, Westfälinger (weiß), 5. Sachsen, Thüringer, Voigtländer (gemein rot), 6. Dänen, Holsteiner (violett-silber), 7. Braunschweiger, Lüneburger, Engländer (violett-gold), 8. Ober-, Niederrheiner, Moselländer (hoch-rot), 9. Ostfriesen (rot-silber), 10. Mecklenburger (rosa-weiß), 11. Mansfelder, Anhalter, Magdeburger (grün), 12. Schlesier, Böhmen, Österreicher, Kaufher, Ungarn, Siebenbürger (firschfarben).

Die Orden.

Lange hat allerdings die Farbenherrlichkeit nicht gedauert. Ein Vierteljahr später erschien ein königliches Reskript, welches das Tragen farbiger Abzeichen verbot und die Auflösung der Landsmannschaften forderte. Das erstere gelang durchzusetzen, das zweite nicht vollständig. Einige Nachrichten deuten darauf hin, daß die landsmannschaftlichen Vereinigungen innerhalb der Orden fortlebten. So wird gemeldet, daß eine Vereinigung von 15 Pommern sich in den Constantistenorden aufnehmen ließ und ihn dann um das Jahr 1786 sprengte. In Halle gab es im Ganzen sieben Orden, der Constantistenorden, war der älteste, der, obwohl schon vor der Gründung der Universität Halle auf anderen Universitäten existierend, in Halle seine Mutterloge hatte. Die Zusammenkünfte fanden jährlich in Naumburg a. S. statt. ferner bestanden in Halle ein Unitistenorden, ein Orden „Inviolable in der Loge der Tugend“, ein Amicistenorden, ein Defensionsorden und schließlich die Orden der Confidentisten und Concordisten. Obgleich diese Orden sich eigentlich nichts zu Schulden kommen ließen, wurden sie doch von den Behörden nicht geduldet, und sobald etwas von ihrer Existenz verraten wurde, mußten sie stets lange Untersuchungen über sich ergehen lassen. Trotzdem gelang es den Behörden nur selten, ein Ordensmitglied wirklich zu fassen, was dann allerdings die Relegation zur Folge hatte. Nach 1786 verschwinden die Orden; nur vom Unitistenorden wird noch einmal im Jahre 1801 erwähnt, daß sich der Rest des Ordens, 3 Mann, in diesem Jahre auflöste.



schaften mit alten bekannten Namen auf: die Pomerania, die Guesstphalia und die Marchia, zu denen sich später noch eine Thuringia gesellte. Die staatsgefährlichen Bestrebungen, die man in der Burschenschaft witterte, hatten die Regierung veranlaßt, den Regierungsbevollmächtigten von Wigleben zur Überwachung der studentischen Vereinigungen nach Halle zu senden. Sein rigoroses Vorgehen gegen die Burschenschaft söhnte schnell die Landsmannschaften mit der Burschenschaft aus; vereint zogen sie zu seinem Hause und warfen ihm die Fenster ein. Als Wigleben darauf mit Verhaftungen der Ruhestörer antwortete, protestierte 1822 die Studentenschaft durch einen Auszug aus Halle nach der Brodhanschenke. Erst als

man ihnen ein gerechteres Verfahren versprach, kehrten sie zurück. Noch einmal kam es zu groben Ausschreitungen, die fast an offenen Aufruhr grenzten, und zwar in der Sylvesternacht 1830/31. Der damalige Universitätsrichter Schulze war infolge seines Eingreifens in studentische Streitfragen sehr unbeliebt. In der Neujahrsnacht 1831 kam der Unwille in der üblichen Weise zum Ausbruch: die Fensterscheiben mußten daran glauben. Als einer der Attentäter war der Pommer Salomo erkannt worden, der dann am 2. Januar verhaftet



Receptionsode der Landsmannschaft Pomerania.
(Die angedruckten Worte lauten: Vivant auctores. Ubi patria ibi bene . . .
condita die III. Novbr. 1814.)

wurde. Jetzt kannte die Erregung der Studenten keine Grenzen. Am demselben Tage noch versammelte sich der S.C. bewaffnet auf dem Schulberge, um Salomo nötigenfalls mit Gewalt zu befreien. In entschlossener Haltung zog der Haufe vor das Haus des Prorektors Grube und zwang ihn, sich nach dem Carcer auf der Wage zu begeben und Salomo freizulassen. Diese Vorkommnisse erregten den Allerhöchsten Zorn. Der Geheime Regierungs-Rat Delbrück wurde zum außergewöhnlichen Regierungs-Bevollmächtigten ernannt und führte in Halle eine vierwöchentliche Untersuchung, die aber im Ganzen resultatlos verlief.

Die nächsten Jahre waren für die studentischen Vereinigungen nicht günstig. Infolge des Frankfurter Attentats wurden sie unterdrückt, sobald sie ein Lebenszeichen von sich gaben. Nichts destoweniger entstand 1836 die Borussia und gegen Anfang der vierziger Jahre wurde manches neue Corps unter altem Namen wieder gegründet, so 1840 eine Guesstphalia, 1843 eine Pomerania, 1844 eine Thu-

Auszüge
und
Cumulte.

ringia. Auch einige andere Verbindungen mit neuem Namen stammen aus jener Zeit, so der Verein auf dem Pflug, die jetzige Burschenschaft Alemannia, 1843, die Palaio-marchia 1844, der Wingolf 1844, die Sal-ingia 1845 und die Neoborussia 1849. Die starke Beteiligung an dem Feldzug von 1870/71 zwang viele Vereinigungen zur Suspension; einzelne Korporationen zogen bis auf den letzten Mann ins Feld, und die Listen ihrer fürs Vaterland gestorbenen Mitglieder sind ehrenvolle Zeichen für den Heldenmut der akademischen Jugend.

Augenblicklich bestehen in Halle von Burschenschaften, außer der schon genannten Alemannia auf dem Pflug, (violet-weiß-gold), die 1861 gestiftete Germania (schwarz-rot-gold), und die 1897 aus dem Verein deutscher Studenten hervorgegangene Salin-gia (schwarz-rot-weiß). — Die Corps sind: Borussia (schwarz-weiß-schwarz), Guesst-phalia (hellgrün-weiß-schwarz), Palaio-marchia (orange-weiß-schwarz), Teutonia (rot-weiß-blau) früher Landsmannschaft, seit

1878 Corps, und ferner die Neoborussia (rosa-schwarz-weiß-schwarz), die bis 1897 Landsmannschaft war. — Von den Landsmannschaften führt Pomerania (hellblau-weiß-schwarz) ihren Ursprung auf das Jahr 1710 zurück (die bestehend abgebildete, noch gegenwärtig in Gebrauch befindliche Rezeptionsdecke stammt aus dem Jahre 1814). Die beiden zum Coburger L. C. gehörigen Landsmannschaften sind Palaio-marchia (rot-weiß-hellblau) und Vitebergia (gest. 1860, dunkelgrün-weiß-hellgrün). — Zum V. C. gehören die beiden Turnerschaften Saxo-Thuringia (rot-weiß-rot) und Vandalia (dunkelgrün-gold-rot) — Von sonstigen Verbindungen sind als die christlichen zu nennen: der Wingolf (schwarz-weiß-gold), die Tuiskonia (grün-weiß-rot) und die katholische Silesia (rosa-hellblau-weiß). Von Gesangsvereinen existieren in Halle die Fride-riciana und die Salia, beide farben-tragend. Ferner besteht dort der 1862 ge-stiftete akademisch-landwirtschaftliche Verein Agronomia, die als pharmaceutischer Verein 1864 gegründete Marchia, die farbentragende Verbindung Saronia, der Verein deutscher Studenten und eine Anzahl wissenschaftlicher und sonstiger Ver-einigungen.

Halle erfreut sich seiner glücklichen zen-tralen Lage wegen großer Beliebtheit bei der deutschen Studentenschaft. Ein Rest alter Romantik liegt noch auf seinem Studenten-leben, wenn auch der nivellierende Hauch der neuen Zeit vieles hinweggewischt hat.



Haus des Wingolf.

Die
heutigen
Korpo-
rationen.



Corpshaus der Guesstphalia zu Halle.

Allgemeiner
Charakter von
Stadt und
Universität.

Das Verhältnis zwischen der Einwohnerschaft und den Mensenbüßen beruhte stets auf gegenseitigem Wohlwollen, das sich nicht nur auf bloßes Kreditgeben und -nehmen beschränkte. Ein gutes, fast kordiales Einvernehmen herrschte namentlich zwischen den Studenten und der Bruderschaft der Halloren. Der „Schwager“, wie der Hallore allgemein genannt wurde, hielt es für sein gutes Recht, des Abends auf einer Studentenkneipe zu erscheinen und dort seinen Tribut in Gestalt verschiedener Schoppen zu sich zu nehmen. Die hochwohlwollende Polizei läßt den Studenten bei seinen Mensurgeschäften meist ungestört. Gefochten wird in den Lokalen an der Saale, im Weinberg, in Kröllwitz und Trotha, und zwar tagtäglich thut dort der Schläger seine Arbeit, denn auch die zahlreichen Leipziger Korporationen, die in Leipzig nicht fechten dürfen, kommen zu ihren Partien nach Halle. Zur Friedensvorübung für die Mensur steht der Halleschen Studentenschaft ein großartig eingerichteter Pankboden in der alten Moritzburg zur Verfügung.

Die Bierdörfer der Umgegend bieten außer dem Reiz einer tüchtigen Trunkreise wenig Anziehendes. Die gesamte landschaftliche Schönheit konzentriert sich um die Saale. Saalefahrten mit Liederfang und Becherklang bilden denn auch den natürlichen Bestandteil aller studentischen Festlichkeiten. Und wenn von den felsigen Ufern die bunten Feuer in den weichen Sommerabend leuchten und die leise plätschernden Wellen vergolden, dann geht dem Fuchselein das Herz über, er preißt sein Schicksal, das ihn nach Halle verschlagen hat, und aus überzeugter Brust klingt sein Lied über das stille Wasser:

In Halle angekommen,
Als Fuchselein angenommen,
Da geht es gleich an ein flottes Kommerfieren,
Denn studieren
Darf ein krasser Fuchs noch nicht.





1734

M.: „Sie haben mich gerannt, mein Herr.“
 „Das ist mir Wurs“, entgeant R.
 Und säumt nicht einen Dummten
 Dem Herrn M. aufzubrummen.
 Göttinger Kontrahiermethode.

Göttingen ist ein besonders augenfälliger Beweis für die Erscheinung, daß der Charakter einer Universität im wesentlichen bestimmt wird durch den Geist, in dem die Universität geschaffen wurde, und daß sich dieser Charakter durch den Wechsel der Zeiten hindurch unter den mannigfachsten Schicksalen fast unverändert behauptet.

Als Georg August, der im Jahre 1727 als König Georg II. die Regierung Großbritanniens und der kurbraunschweigischen Lande übernahm, den Plan faßte, gleich anderen deutschen Fürsten eine eigene Landesuniversität zu gründen, ging seine Absicht von vornherein dahin, ein Institut zu schaffen, das den blühendsten unter den schon bestehenden älteren Universitäten in jeder Weise gleich stände. Von dem Räte seines umsichtigen und thatkräftigen Ministers, des Freiherrn von Münchhausen, unterstützt, stattete er die Universität mit gelehrten Hilfsmitteln und Anstalten so aus, daß sie in der Hinsicht ihres gleichen wenigstens in Deutschland nicht hatte: die öffentliche Bibliothek, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Sternwarte übertrafen nach dem Urteil der Zeitgenossen durch ihre zweckmäßige innere Einrichtung die entsprechenden Institute aller übrigen deutschen Universitäten. Gleich von Anfang an suchte man die bedeutendsten und tüchtigsten Gelehrten heranzuziehen; man gewährte ihnen Lehr- und Zensurfreiheit, setzte die Rangstellung und Besoldung der Professoren höher als anderwärts, um sie einerseits zum Aufgeben selbst günstiger Stellungen zu veranlassen, und andererseits ihre Thätigkeit als akademische Lehrer so unabhängig wie möglich zu gestalten. Die Dotierung der Hochschule war mehr als doppelt so reich wie in Halle, sie betrug anfangs über 16 000 Thaler jährlich und später noch mehr. Im übrigen wurde das Vorbild Halles festgehalten, doch trat hier an die Stelle des Pietismus die Richtung auf allgemeine Bildung, und zwar bald im neuhumanistischen Sinne; Lehrsreiheit war der Hauptgrundsatz der Verfassung. Große Bedeutung legte man, dem besonderen Wunsche des Königs entsprechend, auf die „ritterlichen Exercitien“ und richtete auch die dafür bestimmten Anstalten, wie z. B. die Reitbahn, großartiger ein, als sie an irgend einem anderen Orte bestanden. Auch darin zeigte sich der weite Blick des Gründers der Universität, daß man den Besuch von Göttingen weder den Landeskindern als eine Verpflichtung auferlegte, noch ihn auf solche beschränkte. Durch alle diese Einrichtungen und Maßnahmen hoffte man eine große Zahl von Besuchern, namentlich aus den höheren Ständen, zu gewinnen.

Gründung der Universität.

Reiche Dotierung.

Anfangs freilich standen die Erfolge in keinem rechten Verhältnis zu diesen Bemühungen. Die Hoffnung, von den preussischen Universitäten eine Reihe bedeutender Männer nach Göttingen zu ziehen, wurde durch das strenge Verbot des Königs Friedrich Wilhelm, daß kein Professor seines Staates eine Vakation nach Göttingen annehmen dürfe, vereitelt. Überdies mochte auf manchen Lehrer sowohl wie Hörer das damalige Göttingen, das nach außen hin das Bild einer wehrhaften Festung mit hohen Wällen und Mauertürmen darbot, innerlich aber mit seinen Scheunen und zum Teil nicht fahrbaren Wegen und grasbewachsenen Straßen einem ärmlichen Dorfe gleich, wenig Anziehungskraft ausüben. Doch sollten sich diese Verhältnisse dank der Fürsorge der Regierung und dem fast sprichwörtlichen Fleiße der neuen Professoren bald bessern.

Nachdem bereits am 13. Januar 1733 die erforderlichen kaiserlichen Privilegien erteilt waren, wurden am 1. November 1734 die ersten Höglinge der neuen



Göttingen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich.

Zusammen-
setzung der
Studenten-
schaft.

Anstalt, 148 an der Zahl, inskribiert. Die damalige studentische Bevölkerung wird als eine hergelaufene, aus wenig günstigen Elementen zusammengesetzte, zuchtlose Schar geschildert, mit der Konflikte nur schwer zu vermeiden waren. Der königliche Kommissar Gebauer sah sich genötigt, seine Vorlesungen zu schließen, weil die Studierenden seinem Verlangen, sie sollten, dem damals auf manchen Universitäten herrschenden Brauche entgegen, im Kolleg die Hüte ablegen, nicht nachgeben wollten. Überhaupt gefielen sich die Studenten jener Zeit noch in der Befolgung der rauhen Sitten, wie sie das soldatische Leben des dreißigjährigen Krieges mit sich gebracht hatte: Lärmen und Toben, Privat- und Pereatrufen, Fenstereinwerfen und Schwertwechseln störten die nächtliche Ruhe des Göttingers Philister, der ohnehin die Einrichtung der Universität als eine unbequeme Neuerung empfand. Aber der große Ruf, den sich die neue Hochschule schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens erwarb, zog sehr bald auch bessere Elemente nach Göttingen. Die vornehme Jugend Deutschlands, besonders der hohe und niedere norddeutsche Adel, begann Göttingen vor anderen Universitäten zu bevorzugen; auch die Ausländer, welche deutsche Verhältnisse kennen lernen wollten, kamen mit Vorliebe nach Göttingen, das durch die Be-

ziehung zu England internationalen Charakter trug. In den neuen staatswissenschaftlichen, politischen und historischen Disziplinen lehrten hier gefeierte Männer wie Pütter, Adenwall, Gatterer, Schlözer, Spittler und Heeren, in Mathematik und Naturwissenschaften Haller, Tob. Mayer, Kästner, Eichtenberg und Blumenbach. Weniger wollten Theologie und Philosophie in Göttingen gedeihen; als Theologe war u. a. Mosheim († 1755) kurze Zeit thätig. Großen Aufschwung nahmen dagegen die Altertumswissenschaften an der neuen Hochschule durch das bahnbrechende Wirken J. M. Gesners und Heynes. Auch die orientalischen Sprachen fanden hervorragende Pflege durch J. D. Michaelis.

Der
ersten Lehrer.

Bei solcher geistigen Bedeutung ihrer Lehrer konnte es nicht fehlen, daß die Georgia-Augusta in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben übernahm, und daß sich ihre Frequenz von Jahr zu Jahr steigerte. Mit der Zunahme der Zahl der Studierenden und ihrer veränderten Zusammensetzung, sowie durch die Einquartierung französischer Offiziere während des siebenjährigen Krieges kam ein feinerer Ton auf, der später hin, von den Professoren begünstigt, für das Göttinger Studentenleben lange Zeit charakteristisch geblieben ist. Mancher mochte hierin einen Vorzug sehen; so rühmt der Verfasser des Buches „Der Göttinger Student“ (Göttingen 1813), ihm scheine der gute Ton in Göttingen so fest eingewurzelt zu sein, daß er selbst auf die Anbömmlinge anderer Universitäten vorteilhaft einwirke. Doch konnten viele der von älteren Hochschulen kommenden Studenten an dem steifen und vornehmen Gethue keinen Gefallen finden. Laufhard schreibt in seinen Erlebnissen, ihm habe ein gewisser Sturm erzählt, daß es in Göttingen mit dem Comment „schofel, sehr schofel“ aussähe. „Die Kerls wissen dir den Teufel, was Comment ist, halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnaps aus Matiergläsern, lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und Eau de Lavende ein, ziehen seidene Strümpfe an, gehen fleißig ins Konzert zum Professor Gatterer, küssen den Menschen die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Comment ist hier schofel. Es giebt noch derbe Kerls, aber die stehen wenig in Ansehen, man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben und mit einander ihre Sache allein treiben.“

Feiner Ton der
Studenten-
schaft

Ein Comment, wie ihn Laufhards Freund vermisse, existierte in Göttingen erst seit 1809. Der Allgemeine Comment der Göttinger Burschenschaft — hier gleichbedeutend mit Studentenschaft — unterscheidet sich nicht wesentlich von dem jenaischen, weist aber doch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten auf. Dahin gehört vor allem die Bestimmung über das Gossen- oder Gassenrecht, das im damaligen Göttinger Studentenleben eine große Rolle spielt. Der Comment schrieb vor, um das Ausweichen auf den oft sehr schmalen Trottoirs zu regeln, daß der, welcher die Gasse zur Rechten hätte, dem Begegnenden ausweichen müßte. Natürlich bot dies Gossenrecht die bequemste Gelegenheit zu Kontrahagen, die sich alle in ähnlicher Weise abspielen mochten, wie sie Felix Schnabel in Göttingen erlebte. Dieser, unbekümmert um die geheiligte Institution des Gossenrechts, versetzt einem ihm entgegenkommenden Grafen, der ihm schon vorher wegen seines gezierten Wesens mißfallen hatte, einen nicht gerade sanften Rippenstoß. „Der Graf kam durch den wohlapplizierten Stoß fast aus seiner schönen Haltung; dies genügte dem angreifenden Teil nicht, er drehte sich um und herrschte barock: ‚Herr, Sie haben mich gerannt!‘ Anfangs machte der bestürzte Gegner ein rechtes Schafsgesicht, dann aber, als der Gegenüberstehende ihn mit verächtlich lächelndem Blick vom Scheitel bis zur Sohle maß, auch einige Vorübergehende die Szene zu bemerken schienen, ermannte er sich und sagte mit zweifelhafter Stimme: ‚Mein Gott, ich habe ja das Gossenrecht!‘ — ‚Das ist mir Wurst!‘ entgegnete der grobe Bürgerliche und versperrte so dem Erschreckten den letzten Ausweg. Mit Resignation fragte dieser endlich nach dem Namen und der Wohnung des Beleidigers und entfernte sich in sehr nachdenklicher Stimmung.“ Um den hier geschilderten Eventualitäten zu entgehen, empfiehlt der Verfasser der „Interessanten Bemerkungen“ der sich übrigens zur Genüge charakterisiert durch

Der Comment
und das
Gossenrecht





THE HOUSE OF COMMONS, PARLIAMENT BUILDING, LONDON



sich das Militär vor den Thoren der Stadt zeigte. Der Komik der ganzen Sache entspricht die ergötzliche Schilderung, die in Felix Schnabels Erlebnissen von seiner Teilnahme an der Revolution entworfen wird. „An der Seite hing ein Schläger mit Hildesheimer Farben, den rechten Arm bedeckte ein bis über den Ellenbogen reichender, gelblederner Fechthandschuh, in einem als Gürtel um den Leib gewundenen Shawl steckte eine alte, geladene Pistole, die sicher aber nicht losgegangen wäre. Als Anführer von elf Mann erhielt er ein Thor zu bewachen, von welchem Posten aus er erschreckliche Contributionen an Jeden ausschrieb, dessen Keller und Küche berühmt waren“. Für die Studenten hatte das Ereignis die unangenehme Folge, daß sie zum großen Teil die Universität verlassen mußten, und daß die Verbindungen noch strenger überwacht wurden als bisher.

Im nächsten Jahre, unter dem Prorektorate des Kirchenhistorikers Gieseler, wurde der größte Schüler der Georgia-Augusta, Otto von Bismarck, immatrikuliert. Im ersten Semester, wo er eine „Bude“ im Hause Nr. 299 in der Roten Straße bezog, lebte Bismarck als „Wilder“; noch an die strenge Disziplin des „Grauen Klosters“ gewöhnt, belegte er nicht bloß, sondern hörte auch fleißig nicht weniger als fünf Vorlesungen. Seine Tageseinteilung war, nach Meyer, etwa folgende: „Er hörte morgens um sieben Uhr bei Heeren Länder- und Völkerkunde, um acht bei dem Ästhetiker Amadeus Wendt Logik und Metaphysik, dann eine Stunde Pause, wohl für den Fechtboden. Um zehn Uhr Rechtsencyclopädie bei Hugo, um elf Institutionen bei Göschen. Zwölf Uhr war damals in Göttingen Mittagszeit, nachmittags um vier hatte der junge Studiosus nochmals Vorlesung, eine um jene Zeit viel von Juristen besuchte bei Thibaut über reine Mathematik“. Auch im zweiten Semester, als Bismarck bei den Hannoveranern aktiv wurde, hörte er noch täglich drei Stunden; erst im dritten Semester ließen ihm die Verbindungsgeschäfte für die Kollegien weniger Zeit übrig. Am 7. Juli 1832 wurde Bismarck auf dem Corpsconvent der Hannoveraner — später, als sie die „grünen Hannoveraner“ neben sich hatten, zum Unterschied von diesen die „roten“ genannt — als Renonce erwählt und am 15. August rezipiert. Über Bismarcks Mensuren, insbesondere über sein erstes



Corpshaus der Hannovera zu Göttingen.

Bismarck
als Student.



Studentenfilhouette
Bismarcks.

(Original im Besitze des Corps
Hannovera.)

Duell, ist viel gefabelt worden. Thatsächlich war seine erste Mensur eine Schlägerpaukerei auf zwölf Gängen ohne Anschlag mit dem Jungburschen Cramer von den Braunschweigern. Auf seinen späteren Mensuren hat Bismarck stets viel herausgebissen; nur ein einziges Mal wurde er abgeführt: das Paukbuch der Bremensia weist unter dem 2. Februar 1833 den Eintrag auf: „Biedenweg I, Bremenser, gegen v. Bismarck, Hannoveraner. Forderung vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen. v. Bismarck im ersten Gange abgeführt“. Bismarck selbst pflegte diese Abfuhr stets als incommentmäßigen, durch das Abspringen der Klinge seines Gegners verursachten Blutigen zu bezeichnen.

Das Abgangszeugnis, mit dem Bismarck Göttingen verließ, enthält, im Anschluß an den üblichen Vermerk daß er sich Studierens halber in Göttingen aufgehalten habe, ein ziemlich langes Register von Strafen, nämlich: „außer einigen weniger erheblichen Rügen zehn Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann neben der bedingten Unterschrift des Consilii Abeundi drei Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Duell und viertägigen strengen Carcer wegen Überschreitung des für

[illegible]

eine Maßregel, die der numerischen Stärke des S.C. für lange Zeit Abbruch gethan hat. Seit der Zeit gelangten auch andere Verbände und Korporationen zu gedeiblicher Entwicklung, in erster Linie die Burschenschaft, die durch die beiden schon erwähnten, 1848 als Progreßverbindungen gestifteten Burschenschaften Hannoversa (grün-weiß-rot) und Brunsviga (schwarz-rot-gold) vertreten war. Zu der Frisia gesellten sich bis Mitte der sechziger Jahre noch eine Reihe anderer schwarzer Verbindungen: als älteste die seit 1859 bestehende Lunaburgia, ferner die Hildesia, Verdensia, Holzminde, Göttinga und Mündenia. Von diesen wandelte sich eine Anzahl späterhin in farbentragende Korporationen um: die Mündenia (gegründet 1868) ist heute freischlagende Verbindung mit den Farben schwarz-weiß-rot, die Verdensia (schwarz-weiß-schwarz) und die Göttinga (blau-gold-rot), beide im Jahre 1860 gegründet, wurden Landsmannschaften und gehörten dem Coburger L.C. an. Vorübergehend war die Verdensia Corps, mußte aber als solches ebenso wie die zum S.C. übergetretene Hildesia (blau-gold-rot) nach kurzer Frist suspendieren.

Antwort Doves
an die Royal
Irish Academy.

Das Jahr 1870 gab der Göttinger Universität Gelegenheit, ihrer Geschichte ein Ruhmesblatt einzuflechten, durch eine That, die sich dem (S. 112 erwähnten) Protest der Göttinger Sieben vom Jahre 1857 würdig anreicht, nämlich die Antwort des Prorektors Dove an die Royal Irish Academy. Diese hatte das Ansinnen an die Universität gestellt, sich an einem Proteste der gelehrten Körperschaften gegen die Konsequenzen der Belagerung von Paris anzuschließen. Für die mannhaften Worte, mit denen der Prorektor die Zumutung zurückwies, wird ihm die akademische Jugend mit dem ganzen deutschen Volke Dank wissen, so lange sie sich ihr heutiges nationales Empfinden bewahrt. „Auch unsere Hochschule“ — so konnte der Prorektor mit Stolz betonen —, die ihre ganze Ehre darin findet deutsch zu sein, hat Hunderte von deutschen Jünglingen unter die Waffen gestellt, die Ungleichheit des Einsatzes nicht achtend, wo wir gezwungen sind, gegen afrikanische Halbwilde oder gegen das zusammengelaufene Gesindel Garibaldi'scher Abenteurer zu kämpfen.“ Eine Marmortafel in der Aula bewahrt die Namen der Söhne der Georgia-Augusta, die 1870/71 für Deutschlands Ehre ihr junges Leben auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Bei allen Waffen des Heeres, in den verschiedensten Regimentern nahmen Göttinger Studierende an den gewaltigen Kämpfen Teil, und manche thaten sich so ruhmvoll hervor, daß bei dem allgemeinen Kommerse zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen am 15. Juli 1871 der Prorektor den gesamten Ausschuß der Studentenschaft aus Rittern des eisernen Kreuzes zusammensetzen konnte. Das Verbindungsweisen war infolge des Krieges völlig in den Hintergrund getreten, da gerade die Mitglieder der Korporationen besonders zahlreich ins Feld gezogen waren, so daß nicht einmal die Chargen völlig besetzt werden konnten. Die Mitgliederzahl der Burschenschaft Brunsviga, der Landsmannschaft Verdensia, der christlich-deutschen Burschenschaft Germania und des Wingolf war durch die Beteiligung am Feldzuge stark reduziert; der Turnverein Theruscia suspendierte sich, da seine sämtlichen Mitglieder bis auf eins in den Krieg zogen. Von den Corps waren nur die Saxonia, die sich damals fast ausschließlich aus Angehörigen der russischen Ostseeprovinzen zusammensetzte, und Hildeso-Guestphalia organisiert, von der Bremensia und Hannoversa waren nur einzelne Mitglieder zurückgeblieben.

Die Göttinger
Studentenschaft
im Kriege
1870/71.

Seit dem Kriege hat das Verbindungsleben im allgemeinen auch in Göttingen noch zugenommen. Die Burschenschaften und Landsmannschaften hatten freilich gegenüber den Corps einen so schweren Stand, daß sie sich zu vorübergehenden Suspensionen oder zum Übertritt zum S.C. genötigt sahen. Von den Landsmannschaften existiert zur Zeit nur noch die Göttinga, während die Verdensia suspendiert und die Hercynia (schwarz-grün-gold) Corps geworden ist; hingegen besteht der D.C. jetzt aus drei Burschenschaften, nämlich außer den Braunschweigern und grünen Hannoveranern noch aus der 1880 gegründeten Alemannia (violett-weiß-rot), zu der 1891 die Mitglieder einer seit 1886 bestehenden, nicht farbentragenden burschenschaftlichen Vereinigung Teutonia vollzählig übertraten. Der S.C.

Die Korpo-
rationen nach
dem Kriege.

1. The first step is to identify the problem or question that needs to be addressed.

2. Next, gather relevant information and data to understand the problem better.

3. Then, analyze the information and data to identify patterns and trends.

4. After that, develop a plan or strategy to address the problem.

5. Finally, implement the plan and monitor the results to ensure the problem is solved.

6. Once the problem is solved, evaluate the process and results to learn from the experience.

7. The last step is to communicate the findings and results to the relevant stakeholders.



haut, und von der Bibliothek gilt noch immer, was der Verfasser des „Letzten Wortes über Göttingen“ (Leipzig 1791, S. 80) von ihr sagt: „Man glaubt kaum, bey wie Vielen die Bibliothek ein Bewegungsgrund wird, nach G. zu gehen; selbst bey denen, die vorher ein solches Bedürfnis garnicht gefühlt haben, steigt der Gedanke auf, daß sie doch wohl G. wählen müßten, weil doch da eine so vortreflich brauchbare Bibliothek sey.“

Göttingen ist als teuer verschrieen, aber doch wohl mit Unrecht. Richtig ist allerdings, daß kaum irgendwo anders so viel gepumpt wird wie gerade hier, und man kann es schließlich dem Vater, der seinen Sohn mit ausreichendem Wechsel nach G. schickt und hinterher für Dedikations-, Wirtshaus- und andere Schulden tief in den Geldbeutel greifen muß, nicht verübeln, wenn er Göttingen teuer findet und dem *Wirtschaftlichen* filius einen Klimawechsel vorschlägt. Für den, der hauszuhalten versteht, ist es nicht *Verhältnisse*.



Plasemühle bei Göttingen

(Nach einem alten Stammbuchblatt).

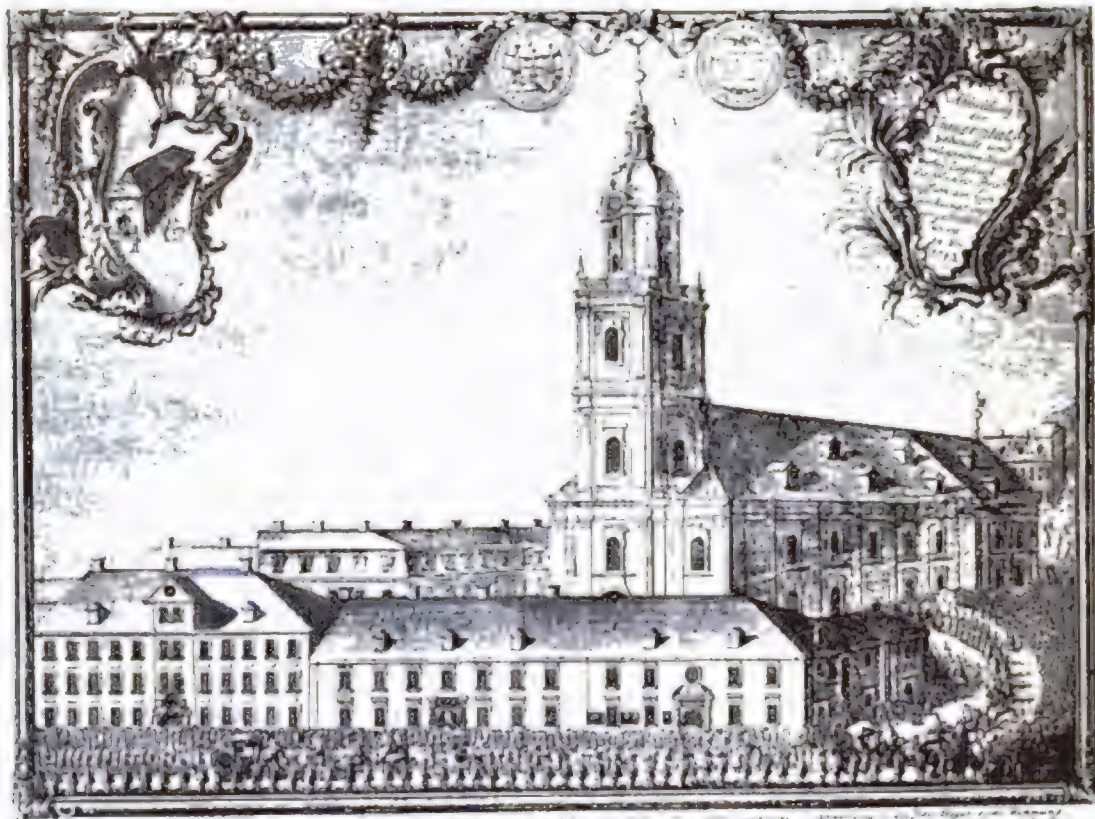
erheblich teurer als andere Universitätsstädte, auch wohl kaum jemals kostspieliger gewesen; denn wenn auch anfänglich die Kollegien teurer waren als anderwärts, und der ganze Zuschnitt des studentischen Lebens ein etwas vornehmerer war, so galten doch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 400 Rthlr. als ein normaler Jahreswechsel, mit dem man gut auskommen könne.

Die leidigen Pumpverhältnisse — die sich übrigens neuerdings gebessert haben sollen — gaben schon im vorigen Jahrhundert Anlaß zu lebhaften Klagen, und die Kredit-Edikte, die das Schuldenmachen verhindern sollten, leisteten ihm eher *Der Pump in Göttingen.* Vorshub. In dem Gutachten, welches die Regierung im Jahre 1756 über das Kredit-Wesen der Studierenden abgefordert hatte, sagt v. Justi: „Es haben mir einige hiesige Traiteurs und andere hiesige Bürger ihre Rechnungs-Bücher gezeigt, nach welchen sie von Studierenden, welche bereits die Universität verlassen haben, 600, 800, 1000 und mehr Thaler bloß an solchen Schulden zu fordern haben, die nach dem Kredit-Edikt erlaubt sind.“ Die natürliche Folge des weitgehenden Kredits waren Übertreibungen von Seiten der Philister, die sich für das, was sie bei dem



ihrem dauernden Fortbestand bestimmte Markgraf Friedrich in der Stiftungsurkunde, „daß die Friedrichsakademie ohne Abbruch und Änderung in der einmal gemachten Einrichtung ununterbrochen erhalten und vielmehr künftig nach Möglichkeit verbessert, als geschwächt werde.“ Die Inauguration fand am 4. November 1743 unter mannichfachen Feierlichkeiten und unter Beteiligung der benachbarten Universitäten statt.

Wenn auch die Universität vorläufig noch nicht imstande war, den ihr zugewiesenen Wirkungskreis ihrer beschränkten Hilfsmittel wegen vollkommen auszufüllen, so gelang es doch der rastlosen Thätigkeit ihres ersten Kanzlers, des genannten Daniel von Superville, die Hochschule über die Klippen des Anfangsstadiums sicher hinwegzubringen. Er schenkte der Bibliothek, die noch manche gährende Lücke aufwies,



Universitätsgebäude und Kirche am Einweihungstage.
(Aus: Historia Academiae Fredericianae Erlangensis.)

Anfänge der seinen reichen Bücherschatz an medizinischen Werken, er ging auch den Markgrafen Universität. bei jeder Gelegenheit zum Wohle der Universität an und erreichte die Einrichtung eines freitischen für 48 unbemittelte Studenten. Die Studentenzahl war fürs erste noch gering; sie betrug anfangs einige achtzig, doch stieg sie schon im Verlaufe des ersten Jahres auf beinahe 300.

Der Nachfolger des Markgrafen Friedrich, Friedrich Christian, that nur wenig für die Universität. Erst nach seinem Tode unter dem Markgrafen Karl Alexander erfuhr die Hochschule eine bedeutende Förderung. Der neue Regent, der den Wert der Erlanger Universität wohl erkannte, besetzte sofort die erledigten Professuren und richtete bei allen Fakultäten einige neue ein, erhöhte die Gehälter und ließ sich die Verbesserung der Institute sehr angelegen sein. Um auch die Hörerzahl zu heben, erließ er eine Verordnung, wonach alle Inländer zur Erlangung einer Staatsstellung einen zweijährigen Besuch an der Landeshochschule nachweisen mußten.

Um die Verdienste dieses Fürsten zu ehren, nahm die Universität den Namen Friedrich-Alexanders-Universität an, den sie noch heute führt.

Nachdem die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an das preussische Königshaus gefallen waren, wurden der Universität Erlangen weitere Zuwendungen gemacht; Friedrich Wilhelm II. kultivierte den botanischen Garten vor dem Nürnberger Thor, und Friedrich Wilhelm III. vergrößerte die Fonds und die jährlichen Zuschüsse der Universität um ein bedeutendes. Erlangen unter preussischer Herrschaft

Die Kriegsjahre und die vorübergehende französische Herrschaft erwiesen sich für die Universität als nicht so schlimm, wie man gefürchtet hatte. Ihre Existenz wurde nicht ernstlich bedroht, wenn sie auch mehrere Jahre hindurch nur ein kümmerliches Dasein fristete. Bessere Tage und eine Sicherung aller Verhältnisse kamen für Erlangen mit dem Frieden von Schönbrunn im Jahre 1810, der das Fürstentum Bayreuth der Krone Baiern zuteilte. Zur Hebung der Erlanger Universität war 1809 die 1581 gegründete, der früheren Reichsstadt Nürnberg gehörige Universität Altdorf aufgelöst und deren Bibliothek Erlangen zugewiesen worden. Da Erlangen nunmehr die einzige Hochschule in Baiern war, die eine evangelisch-theologische Fakultät besaß, so Die Universität seit 1810

wurden die theologischen Lehrstellen vermehrt, und die der Fakultät angehörigen Institute neu organisiert. Ebenso wurde die juristische Fakultät bedacht und vor allem die medizinische durch Neuanlage und Ausbau der Krankenhäuser und Institute erweitert. Als in dieser Zeit, im Jahre 1814, das Schloß ausbrannte, gab König Maximilian



Die neue Universität.

Joseph I. es der Universität in Besitz. Nachdem mit nicht zu großen Kosten die Brandschäden ausgebessert waren, wurden in dem zweckmäßig neu eingerichteten Bau die Bibliothek und einige Sammlungen untergebracht.

Im August 1845 feierte die Universität das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens, wobei auch unter großen Feierlichkeiten das Denkmal ihres Stifters auf dem Schloßplatz enthüllt wurde.

Für die stets steigende Zahl der Studierenden und Professoren, für den wachsenden Umfang der Sammlungen und Institute reichten jedoch die Baulichkeiten nicht mehr aus. In den letzten dreißig Jahren hat die Universität ihre äußere Gestalt vollständig verändert. Vor allem die medizinischen Institute und Kliniken wurden zum größten Teil neu aufgebaut. Das neue Kollegienhaus entstand in den Jahren 1887—89. Auch auf die nächste Umgebung der Universität erstreckte sich die Fürsorge der akademischen Behörden. Die öde Sandfläche, die zwischen Schloß und Springbrunnen lag, wurde im Jahre 1892 in einen üppigen Rosengarten umgewandelt, der dem ernstesten Gebäude der Wissenschaft alljährlich einen heiteren, duftigen Rahmen giebt.

Wie in allen kleinen Universitäten, so fühlte sich auch in Erlangen der Student als das tonangebende Element der Bevölkerung, und im Vollbewußtsein seines Wertes schritt er sporenklirrend und mit dem Raufdegen rasselnd über das holprige Pflaster des Städtchens. Ein großer Hut mit einer Kolarde vervollständigte Studentenleben im 18. Jhd.
den äußeren Schmuck. Was die sonstige Kleidung anlangt, so zeigte ein „Haupt-

ferl" seine richtige Auffassung von der akademischen Freiheit darin, daß er sie nach Kräften vernachlässigte. Der Rock mußte mehrere Löcher aufweisen, und der Glanz seiner Wäsche stand im umgekehrten Verhältnis zu seinem flotten Burschentum. Die Erlanger sahen den Mäusenöhnen allen Unfug als Ausfluß echt studentischen Übermutes nach. Der Bursch trat mit dem Degen „patsch in den Tanzboden, um einige hübsche Gesichtchen zu besehen“, und prügelte die Knoten und Bürgersöhne, die außerdem noch von der hohen Obrigkeit zu Stockhausstrafen verdonnert wurden, während die Studenten frei ausgingen. Die beliebteste Beschäftigung der Studenten war, die Schnurren zu verieren. Unter dem Rufe „Schnurren heraus“ wurden die Hüter des Gesetzes nachts aus ihrer Bastei herausgelockt, und rasselnd und klappernd, lärmend und johlend ging die wilde Jagd durch die nachts stillen Straßen, bis in irgend einem schmalen Gäßchen die Schnurren über die eigens dazu aufgespannten Schnüre zu Fall gebracht waren. Und fühlten die Mäusenöhne, daß derartige Späße ihrem Thatendrange nicht genügten, so stürmten sie auch wohl halb im Scherz, halb im Ernst die Schnurrenbastei auf dem Marktplatz. Ans Kolleggehen dachte man nicht zu häufig, ein Komitat oder eine lustige Ausfahrt, das waren Gelegenheiten, wo ein Bursch sich sehen lassen konnte. Die Wissenschaft mußte durch forsches Auftreten ersetzt werden. Die Herren Professoren konnten nicht viel gegen dieses Treiben ausrichten. Sagten sie etwas, so wurden die Studiosen aufässig, erklärten es als einen Eingriff in die akademische Freiheit, zogen zum Thore hinaus in die umliegenden Ortschaften und ließen den Professoren ausrichten, sie möchten zu ihnen herauskommen, wenn sie Kollegien lesen wollten. Sehr streng waren zeitweilig die Gesetze gegen die Studentenmensuren. Ein Duelledikt setzte sogar auf die Tötung im Zweikampf die Strafe des Schwertes und ein unehrliches Begräbnis vor Tagesanbruch für den Geliebten. Gefochten wurde — in der oben (S. 213 f.) beschriebenen Manier — sehr viel; öfters wurden auch ganze Suiten gegen die Studenten der benachbarten Universität Altdorf geschlagen, bis sich die Behörden ins Mittel legten und die überhand nehmenden Kämpfe mit scharfen Strafen bedrohten. Daß die Erlanger Studenten nach deutschem Brauch bei ihrem Tagewerk das Trinken nicht vergaßen, versteht sich von selbst. Schon früh kultivierten sie eifrig allerlei sinnige Bierspiele zur Würze des allezeit rühmlichst bekannten Erlanger Bieres. Und als ein Mediziner in seinen Thesen die Behauptung aufstellte: *cerevisia Erlangensis rationi suppressenda optime inservit*, griff ihn sein Opponent aufs heftigste an und wies nach, daß das Erlanger Bier sogar zum Teile den Ruf der Universität begründet habe.

Was die Stellung der Erlanger Studenten des vorigen Jahrhunderts zur holden Weiblichkeit anbelangt, so ist es bei dem lockeren Lebenswandel der Herren Studiosen sehr erklärlich, daß die besser gestellten Bürger ihre Töchterlein aufs eifrigste vor ihnen hüteten. Als einstmals die Studenten die Erlanger Bürgerstöchter zu einer Schlittenfahrt eingeladen hatten, erhielten sie überall abschlägige Antworten, wofür sich die akademische Jugend in wenig ritterlicher Weise dadurch revanchierte, daß sie in jeden Schlitten einen Kehrbesen mit Hut und Schleier behangen hineinsetzte. Für ihr liebewarmes Herz mußten sich die Studenten deshalb mit den Töchtern des Volkes und des unteren Bürgerstandes begnügen, was natürlich zu steten Reibereien mit den Bürgersöhnen und Handwerksgejellen, den Knoten, führte, und diese Streitigkeiten fanden wiederum ihren natürlichen Ausdruck in gewaltigen Holzereien, die in Erlangen an der Tagesordnung waren. So fand alljährlich die Pfingstkirchweihe auf dem altstädt. Burgberg, altem Herkommen gemäß, ihren formellen Abschluß in einer solennen Keilerei zwischen Studenten und Knoten. Aber auch Holzereien unter der Studentenschaft waren nicht selten. Einmal sogar, als zwei feindliche Parteien sich im Theater trafen, konnten sie selbst dort ihren Haß nicht unterdrücken und scheuten sich nicht, sich vor versammeltem Publikum durchzubläuen. Leider beschränkten sich derartige unliebsame Vorfälle nicht nur auf die rauhe Zeit des vorigen Jahrhunderts. Auch in diesem Jahrhundert, namentlich zu den Zeiten, als die Rivalität

zwischen Burschenschaft und Corps ihre üppigsten Blüten trieb, finden sich derartige Reminiszenzen an mittelalterliche Umgangsformen. Da zwischen beiden kein schlagfertiges Verhältniß bestand, so herrschte der Holzcomment. Gewaltige Schlachten wurden mit Stuhlbeinen und Biergläsern geliefert, so 1818 im Einhorn und im Welfischen Garten und viele andere bis in die neueste Zeit hinein.

Allerdings sind dieses nur vereinzelte Auswüchse eines überdäumenden Kraftgefühls der akademischen Jugend. Die studentischen Sitten im allgemeinen milderten sich auch in Erlangen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich, nachdem die Markgräfin Sophie Karoline nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Erlangen genommen hatte. Der artige Ton der Kavaliers des kleinen Hofhaltes und der adeligen Studenten, die zu den Hofzirkeln Zutritt hatten, übte auch eine wohlthuende Rückwirkung auf die übrige Studentenschaft aus. E. W. Martius, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Hofapotheke in Erlangen leitete, urtheilte darüber: „Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen, fast klösterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universitäten fand, und zwischen jener lebhaften, sich oft mit jugendlichem Übermuth äuernden Bewegung, wie sie auf einigen anderen deutschen Universitäten sich kundgab“.

Aufkommen
eines feineren
Tons.

Die ersten Formen des studentischen Korporationswesens waren auch in Erlangen die Landsmannschaften und die Orden, jedoch traten beide nicht allzu sehr in den Vordergrund. Die strengen Maßregeln, namentlich des Markgrafen Karl Alexander, mögen wohl die Verbindungen gehindert haben, sich als solche nach außen hin zu zeigen. Als Landsmannschaften werden genannt die Ansbacher, Bayreuther, Mosellaner, Franken und Schwaben. Von den Orden existierten in Erlangen die Harmonisten, Amicisten, Constantisten und Unitisten. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts schritten die Regierungen des Reiches gemeinsam gegen die Orden ein; trotz mehrfacher Aufhebung erstanden sie jedoch stets wieder. Der an Zahl stärkste Orden war der Harmonistenorden, gewöhnlich der Orden der „schwarzen Brüder“ genannt. Aus ihm entstand das Corps Onoldia, das älteste der heute bestehenden Corps. Durch den im Orden herrschenden Despotismus wurde eine Anzahl Mitglieder veranlaßt, am 22. Mai 1798 ihren Austritt zu erklären. Am 28. Mai desselben Jahres konstituierten sich die Ausgeschiedenen als „Ansbachische Gesellschaft“ mit den Farben rot-weiß. Die Onoldia war die erste Korporation, die das landsmannschaftliche Prinzip durchbrach, indem sie wohl den Namen einer Landsmannschaft führte, aber sich in Bezug auf die Heimat ihrer Mitglieder nicht an den Ansbacher Bezirk band. Zu jener Zeit bestanden in Erlangen von Landsmannschaften noch die Berliner, Westfalen und Helmianer oder Franken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lösten sich die Franken auf, dagegen that sich im Jahre 1803 eine neue Landsmannschaft auf, die Baruthia. Die Ursprünge der Baruthia gehen bis auf die Gründung der Universität zurück. Schon als die Universität noch in Bayreuth ihren Sitz hatte, existierte eine Landsmannschaft der Bayreuther, die nach Erlangen mit übersiedelte. Im Jahre 1798 war die Bayreuther Landsmannschaft eingegangen, und am 14. Juli 1805 entstand die neue Baruthia mit den Farben schwarz-gold-grün. Die Berliner waren unterdessen auch verschwunden, und an Stelle der Westfalen war die von Altdorf herübergekommene Franconia getreten. Bis zum Jahre 1816 blieben die Landsmannschaften ungestört, dann aber wurden sie infolge einiger unliebsamer Vorfälle zwischen den Bayreuthern und Renoncen polizeilich unterdrückt und durften sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zeigen. In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftauchen der burschenschaftlichen Idee in Erlangen; Sand und Ulrich kamen hierher, um für die Burschenschaft zu werben. Zunächst dachten sie daran, die Landsmannschaften für ihre Pläne zu gewinnen, und traten der Franconia bei. Sie wurden jedoch von den Landsmannschaften in Verruf gesetzt „wegen ihrer dem bestehenden altherkömmlichen Burschenleben gefährlichen Absichten“. Die Teutonia, die diese Beiden mit Gefinnungsgenossen in der Nacht

Anfänge des
Korporations-
wesens.

Orden und
Landsmann-
schaften.

Die
Burschenschaft.

vom 27. bis 28. August gründeten, hatte zunächst keine glänzenden Aussichten. Erst das nächste Jahr, in dem das Wartburgfest der burschenschaftlichen Idee neue Kraft



Auszug der Studenten aus Erlangen nach Altdorf, 26. Februar 1822,
Rückkehr am 3. März und Vivat auf dem Markte.
(Nach gleichzeitigen Stichen.)

verlieh, brachte weitere Erfolge. Einige Corpsburschen und die Menge der Renoncen wandten sich der Burschenschaft zu, so daß die Landsmannschaften schließlich vereinsamten, sich auflösten und ihren Beitritt zur Burschenschaft erklärten, die nunmehr den Namen Arminia und die Farben blau-weiß-grün annahm. Es gelang den Landsmannschaften indessen nicht, sich in die Gedankenwelt der Burschenschaft hineinzufinden.

Sie verlangten, daß die Burschenschaft sich in eine Ansbacher, Bayreuther und fränkische Gesellschaft teilen sollte. Da dieses Verlangen nicht erfüllt wurde, traten sie aus der Burschenschaft aus, und die alten Corps thaten sich wieder auf. Ein beiderseitiger Verruf war natürlich die Folge. Die Burschenschaft vertauschte bald darauf ihre Farben mit dem schwarz-rot-goldenen Bande. Die Aufhebung der Burschenschaft, die die Folge von Sands That war, hat ihr wenig geschadet. Im Gegenteile, gerade der Anfang der zwanziger Jahre war die Blütezeit der Erlanger Burschenschaft. Im Jahre 1821 erstanden zwei neue Corps, die Bavaria und die Rhénania.

Das Jahr 1822 brachte eine imponierende Kundgebung studentischen Gemeingeistes, den Auszug der Erlanger Studentenschaft nach Altdorf. Am Fastnachtsdienstag veranstaltete die Burschenschaft die Kaiserfahrt nach Bubenreuth, eine sehr gelungene Maskerade, die K. Hofe mit prächtigem

Humor in seinen „Idealen und Irrthümern“ beschreibt. Die Lorbeeren der Studenten ließen die Knoten nicht ruhen, und wie sie sich schon sonst wie Studenten gerierten, ^{Auszug nach Altdorf.} ihre Farben trugen und ein Kommershaus sich ausgewählt hatten, so ahmten sie auch sofort die Ausfahrt nach und veranstalteten eine Chaisensfahrt nach Bayersdorf. Natürlich ernteten sie bei den Studenten nur Spott und Hohn. Des Abends plähten die erregten Geister auf einander. Die Knoten hielten sich aber nicht lange bei mündlichen Auseinandersetzungen auf, sondern richteten zwei Studenten, die sich in ihr Kommershaus gewagt hatten, übel zu. Auf die Kunde davon erhob sich sofort der Ruf: „Burschen heraus!“ und flirrend, die Rappiere auf den Steinen wehend, rannten die Studenten zu Hauf und stürmten das Kommershaus der Knoten. Am andern Abend wiederholte sich das Schauspiel. Die Wut der Studenten kehrte sich diesmal gegen die Bierwirtschaft zur Fichte am Gaismarkt. Wie wacker sich auch die Knoten mit Bierkrügen wehrten, es half ihnen nichts, sie erlagen elendiglich. Da die Knoten nun aber über jeden vereinzelt Studenten herfielen, so versammelte sich die gesamte Studentenschaft am nächsten Morgen auf dem Markt und zog nach dem Welfischen Garten, um dort das Weitere zu beratschlagen. Es wurde ein gemeinsamer Auszug nach Altdorf beschlossen, selbst die Professoren hießen diesen Beschluß gut und halfen denjenigen, die in der Eile kein Bargeld aufreiben konnten, mit ihren Mitteln aus. Gegen Abend zogen die Studenten in corpore nach Altdorf, wo sie von der Bevölkerung mit großem Jubel aufgenommen wurden. Die nächsten Tage vergingen unter allgemeiner Festfreude, während ein Ausschuß mit den Behörden über die Bedingungen verhandelte, unter denen die Studentenschaft sich auf eine Rückkehr in die verödete Mäusenstadt einlassen könnte. Endlich einigte man sich, und für den 5. März wurde die Rückkehr angesetzt. Nachdem die Studenten dem gastlichen Altdorf ihren Dank abgestattet hatten, machten sie sich in 96 Wagen, zwei Vierspännern und viele zu Roß über Nürnberg auf den Weg nach Erlangen. Fünf Postillone ritten voraus, und unter Hörnerklang von mancher schönen Hand bewillkommenet, hielten sie ihren Einzug in Erlangen. Auf dem Marktplatz schlossen sie einen Kreis, sangen das Gaudeamus und gingen in ihre Wohnungen zurück. So endete die Erlanger Sezession.

Im Jahre 1825 machte der Selbstmord des Grafen Bodmer, eines Burschenschafters, und die Entdeckung des Jünglingsbundes die Behörden wieder auf die Burschenschaft aufmerksam. Sie wurde aufgelöst, und dasselbe Schicksal traf die Corps. Doch während diese Corps ungeschwächt im geheimen weiter existierten, bildete die Burschenschaft vorläufig nur eine lose Vereinigung, die sogenannte „Allgemeinheit“. 1827 löste sich aus dieser Allgemeinheit wegen Meinungsverschiedenheiten in der Duellfrage und in den politisch-religiösen Tendenzen



Babenreuthershaus.



Uttenreutherhaus.

eine Gruppe heraus, die sich als Burschenschaft Germania (schwarz-gold-rot) konstituierte. Der Rest nahm den Namen Arminia an. 1855 wurden beide Burschenschaften aufgelöst. Dies gab jedoch den Anlaß zu der Gründung der Bubenruthia (schwarz-rot, rote Kranzmützen) im Mai desselben Jahres, an die sich seitdem alle burschenschaftlichen Elemente angeschlossen, bis es im Jahre 1849 nochmals zu einer Trennung kam und die alte Burschenschaft Germania neu entstand. Eine dritte Burschenschaft, die Franconia (weiß-schwarz-rot-weiß), wurde durch auswärtige Burschenschafter aufgethan,

Die heutigen
Korporationen.

als im Jahre 1884 die Bubenruthia vorübergehend aus dem A.D.C. austrat. Von den Corps hatten die Onoldia und die Baruthia dauernden Bestand. Durch austretende Mitglieder der Onoldia wurden 1840 die Bavaria (hellblau-weiß-dunkelblau) und 1875 die Rhenania (hellblau-weiß-rot) gegründet.

Erlangen ist auch der Geburtsort des Wingolf, dessen Entstehung aus der Uttenruthia (schwarz-gold-schwarz) wir an anderer Stelle (S. 125) verfolgt haben.

Außer den bereits genannten studentischen Korporationen existieren augenblicklich in Erlangen die zum V.C. gehörige Turnerschaft Frisia, gestiftet 1887 mit den Farben braun-weiß-blau, und die 1875 gegründete Pharmacia mit den Farben schwarz-weiß-grün. Schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion sind der Studentengesangsverein und der A.T.V. Teutonia. Außerdem giebt es zwei farbentragende katholische Verbindungen, die beide 1892 entstanden sind: die Rhenania (blau-weiß-schwarz) und die Gothia (braun-gelb-blau), sowie einige andere studentische Vereinigungen.

Allgemeiner
Charakter von
Erlangen.

Erlangen wird neuerdings von den Studenten recht gern aufgesucht. Seine Hörerzahl ist in den letzten zwanzig Jahren von 400 auf über 1000 angewachsen. Die freundliche Umgegend hat das ihrige dazu gethan. Über den Heßlas führt der Weg zu der berühmten Stempfermühle. Bald ist die fränkische Schweiz erreicht und bei fröhlicher Wanderfahrt über Berg und Thal werden Herz und Auge vom Bücherraub wieder klar gemacht; wer sich dagegen lieber in das Leben der Vorzeit versenkt, der sucht die ehrwürdigen Mauern der alten deutschen Kulturstätten auf, das benachbarte Nürnberg oder Bamberg. Von der Musenstadt Erlangen aber und dem Leben und Treiben in ihr gilt wohl noch heute das, was ein alter Erlanger in seinen „Tügen und Zuständen aus dem Erlanger Studentenleben“ zur Säcularfeier der Universität 1845 sagte: „Andere größere Universitäten mögen an Vielseitigkeit in der Besetzung der wissenschaftlichen Fächer, an Umfang und Reichthum der Sammlungen und an Glanz und Rauschen der äußeren Lebenserscheinungen das niedliche Erlangen übertreffen, dafür hat Erlangen in seinem bescheidenen Dasein andere Vorzüge, und wer Anlage, Eifer und Ausdauer mitbringt, der kann auch hier zum thatkräftigen Mann und seiner Zeit genügenden Staatsbürger sich ausbilden.“





1780.

... vor ihnen
 lag das verheißene Ziel, glanzreich, westfälischen Landes
 Perle, von Linden umgrünt, vieltürmig, das heilige Münster.
 (Hameling, König von Sion.)

In Münster hatten unter dem Domherrn Gottfried von Raesfeld, demselben, der durch sein hochherziges Testament der Begründer der bekannten Paulinischen Bibliothek geworden ist, am Ende des 16. Jahrhunderts die Jesuiten ihren Einzug gehalten. Durch emsigen Fleiß bemächtigten sie sich der gesamten Unterrichtsanstalten, insbesondere der schola Paulina, die sie in das Gymnasium Paulinum umwandelten, und hatten bereits 1629 den Erfolg, daß Papst Urban VIII. ihre philosophisch-theologische Lehranstalt den damaligen Universitäten gleichstellte und ihr auch das Recht erteilte, den Titel eines Baccalaureus, eines Licentiaten und eines Magisters zu verleihen. Im folgenden Jahre bewilligten die Landstände die erforderlichen Mittel *Vorgeschichte.* zur Errichtung einer juristischen und einer medizinischen Fakultät, und Kaiser Ferdinand II. erteilte der Anstalt das Universitätsprivileg. Aber der damals Deutschland verheerende 30jährige Krieg verhinderte die Gründung der geplanten westfälischen Landesuniversität. Die Jesuiten ließen jedoch den wissenschaftlichen Unterricht nicht zu Grunde gehen; sie unterhielten die philosophisch-theologische Lehranstalt weiter, und im 18. Jahrhundert gelang es ihnen, auch ein Collegium medicum und eine juristische Fakultät ins Leben zu rufen. Außer diesen Schöpfungen, die den Grundstock der späteren Universitäts-Akademie bilden konnten, verdankt diese den Jesuiten insofern ihre Entstehung, als zu ihrer Gründung die Güter des 1773 aufgehobenen Ordens, zu dem sogenannten Studienfonds vereinigt, verwandt wurden.

Das Verdienst, die Universität geschaffen zu haben, gebührt dem damaligen münsterschen Minister, Domherrn und Generalvikar Friedrich Wilhelm Franz Freiherrn von Fürstenberg, der den bekannten Ausspruch gethan hat: „Menschen bilden bleibt alle Zeit die wichtigste Staatsangelegenheit“. Noch in demselben Jahre (1773) wurden die Statuten der neuen Lehranstalt sowohl von Papst Clemens XIV. wie von Kaiser Joseph II. bestätigt. Nach



Gründung.

Photographie 3 Hundt, Nachfg.

Die neue Akademie.

THE JOURNAL OF THE AMERICAN MEDICAL ASSOCIATION
PUBLISHED WEEKLY
CHICAGO, ILL., MAY 1, 1935
Vol. 52, No. 18



THE JOURNAL OF THE AMERICAN MEDICAL ASSOCIATION
PUBLISHED WEEKLY
CHICAGO, ILL., MAY 1, 1935
Vol. 52, No. 18

bindung und freie Landmannschaft gewesen. Mit ihr steht im Pausverhältnis die freischlagende Verbindung Teutonia (schwarz-weiß-grün), die 1887 als Pharmaceutenverein gestiftet wurde. Für die Gründung eines Vereins deutscher Studenten war in Münster kein rechter Boden, wohl aber giebt es dort einen akademischen Gesangverein, einen Schwimm- und Ruderverein, sowie eine Anzahl wissenschaftlicher Vereine. Die meisten der bestehenden Korporationen haben sich zum Zwecke



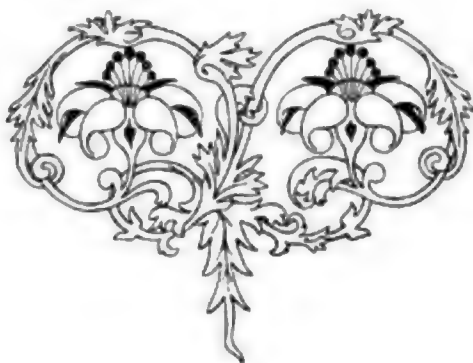
Photographie v. Wilhelm Berlin.

Totalansicht.

gemeinschaftlichen öffentlichen Auftretens zu einem Vertreter Convent zusammengeschlossen. Das Studentenleben Münsters leidet etwas unter der starken Garnison, und naturgemäß haben es die Angehörigen der ihrem Studium und ihrer Vorbildung nach etwas bunt zusammengesetzten philosophischen Fakultät wie die katholischen Theologen nicht zu einer besonderen Rolle in der Gesellschaft bringen können.

Im übrigen hat Münster, neben seiner Billigkeit, noch eine Reihe anderer Vorzüge aufzuweisen. Die Stadt ist als Hauptstadt der Provinz, obwohl sie von manchen Städten Westfalens an Einwohnerzahl und Regsamkeit des gewerblichen Lebens übertroffen wird, doch der geistige Mittelpunkt des Landes der „roten Erde“. Der eigenartige Reiz Münsters besteht in der Verbindung seines altertümlichen Charakters, der sich in vielen herrlichen Bauten, wie dem Rathaus, dem Dom u. a. kundgiebt, mit dem schmucken modernen Gewande, das es in den weiten grünen Plätzen der Anlagen und in den blühenden Gärten der Vorstädte besitzt. Die Umgebung trägt den Charakter des westfälischen Landes überhaupt: üppige, von weit ausgedehnten Buchen- und Eichenwäldungen umrahmte Fluren wechseln ab mit langen Strecken westfälischer Heide, deren melancholische Poesie auf empfängliche Gemüter einen bestrickenden Zauber ausübt.

Allgemeiner Charakter von Münster.





1810.

Nun grüß ich dich, du königliche Stadt,
 Von hohen Schloßern ragt dein Diadem;
 Du hältst umarmt den König und sein Haus;
 In deinen Hallen weilt des Landes Rat und That.
 Der Künste Geist, der Deutschheit Geist,
 Schwenkt über dir sein leuchtendes Panier
 Und stärkt dir das Herz!

(Clemens Brentano, Kantate auf den 15. Oktober 1810.)

Gründung der
 Universität.

Wie seiner Zeit Jena gegründet war zum Ersatz für das verlorene Wittenberg, so wurde die Gründung einer Universität in Berlin in Angriff genommen, nachdem durch die napoleonischen Eroberungen die Universität Halle dem Lande Preußen entrisen war. Der Plan ging von Hallenser Professoren, insbesondere Schmalz, aus und wurde von der Regierung lebhaft aufgenommen und gefördert, nicht zum mindesten von König Friedrich Wilhelm III., der auf den ihm darüber 1807 in Memel gehaltenen Vortrag erwiderte: „Das ist recht, das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Trotz dieses königlichen Wortes stieß die Gründung der Universität zunächst, wie es bei dem damals aufs tiefste gedemüthigten Staate erklärlich war, auf mancherlei Schwierigkeiten; die Einwohnerzahl Preußens war durch den Tilsiter Frieden auf etwa fünf Millionen herabgesunken, und seine Finanzen waren durch den überstandenen unglücklichen Krieg und die ihm auferlegte Kriegskostenentschädigung aufs heftigste erschüttert. Erst als im Jahre 1808 Wilhelm von Humboldt zum Chef der Sektion für das Unterrichtswesen ernannt wurde, kam es zu einer thatkräftigen Förderung der Vorarbeiten, so daß schon am 16. August 1809 die Stiftungsurkunde der Universität in Königsberg Allerhöchst vollzogen werden konnte. Der Universität wurde das gegenüber dem nachmaligen Palais Kaiser Wilhelms I. und dem Opernhaus gelegene Schloß des Prinzen Heinrich und ein jährlicher Zuschuß von 57 000 Thln. zugewiesen.

Obwohl die offizielle Einweihung erst am 10. Oktober des folgenden Jahres stattfand, begannen die Vorlesungen sofort, und die Universität trat in ihr erstes Semester (W.S. 1809/10) mit einem Lehrkörper von 54 Dozenten und 5 Sprachlehrern und mit 458 immatrikulierten Studierenden.

Daß die Universität derartig schnell ihre Wirksamkeit entfalten konnte, lag daran, daß wissenschaftliches Streben in Berlin nicht erst aus dem Boden gestampft zu werden brauchte. Von den an der Universität und neben ihr heute bestehenden wissenschaftlichen Instituten fanden sich bei der Gründung bereits eine Anzahl vor; so die 1661 vom Großen Kurfürsten gestiftete, aus kleinen Anfängen schon damals



Figure 1. A large, dark, irregularly shaped object, possibly a rock or a piece of debris, resting on a light-colored, textured surface.

The object is a large, dark, irregularly shaped mass, possibly a rock or a piece of debris, resting on a light-colored, textured surface. The object has a rough, jagged appearance with various facets and shadows, suggesting a complex internal structure or a weathered surface. The background is a plain, light-colored wall or surface.

nächst ganz entsprechend dem der alten märkischen Landesuniversität entwickelte. Insbesondere sehen wir in Berlin sofort eine Landsmannschaft Marchia, wie sie mit denselben Farben (orange-weiß) in Frankfurt a. O. bestanden hatte und auch in Breslau entstand. Von anderen Landsmannschaften sind nachgewiesen die 1810 gegründete Landsmannschaft der Mecklenburger, die Vandalia, deren Farben als rot-gold oder schwarz-rot angegeben werden, und die Landsmannschaft Guesphalia mit den damals überall von ihr getragenen Farben grün-schwarz-weiß; zu ihren Mitgliedern gehörte der von Leipzig relegierte Theodor Körner.

Für die etwas rauhen und anmaßenden Sitten der damaligen Frankfurter Landsmannschaften war aber in Berlin kein rechter Boden, und so kam es zu mancherlei unangenehmen Konflikten mit den Bürgern, dem Hof und den Juden. Auf der anderen Seite hatten die Landsmannschaften mit der in Berlin gerade zu jener Zeit entstehenden Burschenschaftsbewegung einen harten Kampf zu bestehen.



Berlin vom Tempelhofer Feld gesehen.
(Nach einem Stich aus den 20er Jahren.)

Nachdem der 1808 in Königsberg gegründete sogenannte „Tugendbund“ aufgelöst war, gründeten Jahn und Friesen im Jahre 1810 den „deutschen Bund“. Beide betrachteten die damals florierenden Landsmannschaften als einen Ausfluß der „Völkerei“ und planten, die sämtlichen Studierenden der Hochschule zu einer geschlossenen und organisierten Studentenschaft oder, wie sie es verdeutschten, zu einer „Burschenschaft“ zu verbinden. Der von ihnen dem Rektor des Wintersemesters 1811/12. Fichte, vorgelegte, oben S. 95 ausführlicher charakterisierte Entwurf einer „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften“ stieß aber auf so hartnäckigen Widerstand, daß weder Fichte noch der 1812 zum Rektor gewählte Friesen der Bewegung Durchbruch und allgemeine Anerkennung zu verschaffen vermochten. Doch hat sie zweifellos starke Wirkung gehabt, und die von ihr begeisterten Berliner Vandalen sind nicht nur die Vorläufer, sondern auch, wie wir S. 95 gesehen haben, zusammen mit den Jenenser Vandalen die eigentlichen Begründer der Burschenschaft im späteren Sinne des Wortes gewesen. In Berlin kam es jedoch damals zu einer tatsächlichen Begründung einer solchen studentischen Allgemeinheit nicht, und zwar infolge des Ausbruchs der Befreiungskriege, der andererseits auch die sämtlichen Landsmannschaften zur Auflösung veranlaßte.

Glänzend bewährte sich damals der Gedanke Wilhelm v. Humboldt's, der die zu gründende Universität Berlin zu einer „Burg und Bollwerk und einem Waffenplatz zum Widerstand gegen Napoleon“ bestimmt hatte. Im Februar 1813, als Berlin noch von den Franzosen besetzt war, lagen im Senatszimmer Freiwilligenlisten aus, und kurze Zeit darauf strömten Lehrer und Studierende in Scharen ins Feld, insbesondere zum Eülow'schen Jägercorps, und die zurückgebliebenen Professoren ließen sich zu Hause im Landsknecht ausbilden. Während des Jahres 1813 wurden 15 Vorlesungen gehalten vor einer Gesamtziffer von 28 Studenten, und Ähnliches wiederholte sich nach dem zweiten Aufruf zu den Waffen im Jahre 1815.

Die Berliner
Studentenschaft
in den Frei-
heitskriegen.

Als nach Beendigung der Befreiungskriege die in ihrer Wirksamkeit so jäh unterbrochene junge Universität ihre Thätigkeit wieder aufnahm, war die Zahl der Studierenden zunächst stark gesunken; außer den 45 für das Vaterland auf dem Felde der Ehre Gebliebenen fehlte naturgemäß die große Anzahl derer, die ihren für fast drei Jahre unterbrochenen Studiengang nicht wieder aufnehmen konnten oder wollten. Aber schon 1817 wies die Universität bereits wieder 55 Dozenten auf und 942 Studierende. Wenn sich auch sofort nach den beiden Kriegen, 1814 wie 1816, die Landsmannschaften, insbesondere die Marchia, wieder rekonstituiert hatten, so griffen doch die burschenschaftlichen Ideen weiter um sich und führten 1818 thatsächlich zur Organisation einer allgemeinen Studentenverbindung in dem „Burschenverein“, der sich allerdings, weil er nach Provinzen (Landsmannschaften) gegliedert stimmte, von der „Allgemeinen Burschenschaft“ nicht unwesentlich unterschied, jedoch mit dieser in Verbindung stand und insbesondere auch auf dem jenaischen Burschentag vom 1. April 1818 vertreten war. Schon 1819 thaten sich indes die Landsmannschaften wieder auf, und die Burschenschaft nahm nunmehr die Stelle einer neben ihnen bestehenden, ihnen im allgemeinen gleichartigen und gleichwertigen Korporation ein. Bald nachher, nach der Ermordung Kogebues durch Sand, erfolgte die Auflösung der Burschenschaft, sowie — in Berlin von 1821 an — die Unterdrückung sämtlicher studentischen Korporationen. Dieser Zustand, die Zeit der sogenannten Demagogenverfolgungen, währte, da die burschenschaftliche Bewegung weiter gährte und bei gegebenen Anlässen, insbesondere beim Ausbruch der Juli-revolution in Paris 1830 und gelegentlich des Hambacher Festes (1832) immer wieder hervortrat, bis zum Ende der dreißiger Jahre. Von Berlin, wo Kampf, Tjchoppe und Dambach wirkten, gingen die Verfolgungen aus, und durch sie hat die Berliner Hauspoigtei, auf der auch Fritz Reuter saß, eine traurige Berühmtheit erworben.

Der
Burschenverein
von 1818.

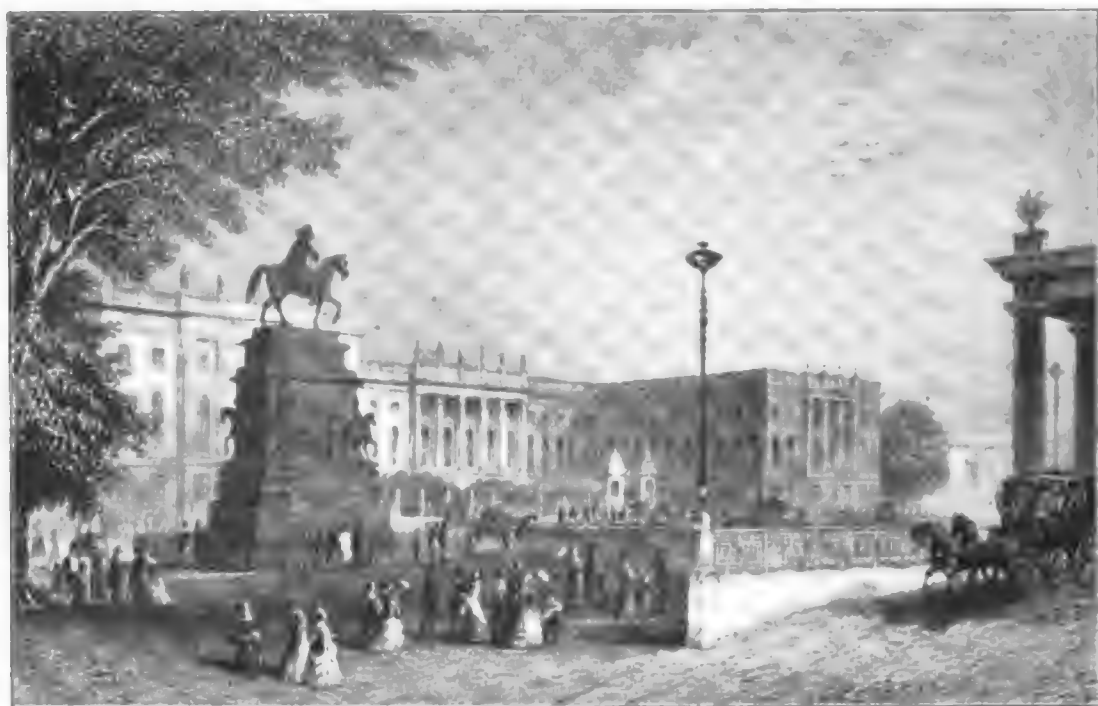
Auflösung der
Korporationen

Inzwischen war Berlin, das 1850 einen Lehrkörper von 121 Dozenten und eine Studentenschaft von etwa 1100 Hörern zählte, die besuchteste Universität Deutschlands geworden, es hatte München und Leipzig, ja sogar Wien überflügelt. Sofort nach Beendigung des Krieges war der Ausbau der Universität, sowohl ihrer Verfassung und Verwaltung, wie ihrer Lehrthätigkeit eifrigst gefördert worden, und fortgesetzt wurden seitdem die hervorragendsten Gelehrten auf die Lehrstühle der Universität berufen. Zu welcher Blüte die Wissenschaften in Berlin gediehen waren, zeigen die Namen Schleiermacher und Marheineke in der theologischen; Fichte, A. W. und Friedr. Schlegel, Fr. Aug. Wolff, Böckh, Bopp, Eichmann, Karl Ritter in der philosophischen; Eichhorn, Niebuhr, Savigny in der juristischen Fakultät. In großartigem Maßstabe erfolgte die Erweiterung und Vermehrung der wissenschaftlichen Institute, u. a. auch die Gründung der Universitätsbibliothek im Jahre 1829. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. brachte eine weitere Förderung der Lehrmittel und Anstalten. Nachdem Eichhorn die Leitung des Unterrichtswesens übernommen hatte, erfolgte die Berufung der Gebrüder Grimm, der Juristen Puchta, Gneist, Beseler, der Mediziner Langenbeck, Virchow, Gräfe, Du Boys-Reymond, der Historiker Ranke, Treitschke und Mommsen.

Blüte der
Berliner
Universität.

Das Jahr 1848 brauste mit seinen Stürmen über die Universität hinweg und rief eine gewaltige Erregung in der Studentenschaft hervor. Die Studenten,

Das Jahr 1848. deren schnell von etwa 400 bis auf 700 Mitglieder anwachsendes, von dem Professor Hecker befehligtes Corps einen Bestandteil der ins Leben gerufenen bewaffneten Bürgerwehr bildete, traten bei den Barrikadenkämpfen am 18. März im allgemeinen nicht gerade übermäßig hervor, insbesondere verlängnete sich ihre im Grunde monarchische Gesinnung auch damals nicht. Am 21. März überbrachte der Minister Graf Schwerin die an das Studentencorps gerichtete Einladung in die Universitätsaula, ihn bei dem für den Nachmittag geplanten Umritt durch die Straßen der Stadt zu begleiten. Mit Enthusiasmus wurde der Einladung Folge geleistet. Damit war jedoch das fraternisieren zwischen den Studenten und den Arbeitern, sowie den polnischen Gefangenen noch keineswegs beendet. Als am nächsten Tage die Märzgefallenen begraben wurden, folgte in dem feierlichen Leichenzuge auch die Studentenschaft in Wicks und die Professoren in Amtstracht. Allmählich jedoch gelangten Vernunft und Ruhe zum Siege, und bei den letzten Ausläufen der revolutionären



Die Universität um die Mitte des Jhdts.

Bewegung waren bis auf wenige Wähler die Studenten nicht nur nicht beteiligt, sondern traten sogar für die Person des Königs ein. Sie schützten insbesondere das vom Pöbel angegriffene Zeughaus und das für „Nationaleigentum“ erklärte Schloß des damaligen Prinzen Wilhelm.

Schon im W.S. 1848/49 verschwanden die bewaffneten Studenten, die früheren Zustände kehrten zurück, und die durch die unheilvollen Ereignisse des Jahres aufgelösten Korporationen schlossen sich wieder zusammen. Im Jahre 1858 war es der Marchia (orange-weiß-gold), die während der langen Verfolgungsjahre als Bierkönigtum Eichtenhain vegetiert hatte, gelungen, sich zu dauerndem Bestehen zu rekonstituieren, und in demselben Jahre entstand die Neoborussia (schwarz-weiß-rosa). 1842 wurde die Landsmannschaft Normannia (hellblau-silber-schwarz) gegründet, die noch heute als „Lebenslandsmannschaft“ und als eine der angesehensten unter den Berliner schlagenden Korporationen besteht. Von ihr hat sich 1855 das Corps Normannia (dunkelblau-silber-schwarz) abgezweigt, das seitdem ebenfalls ohne Unterbrechung fortbestanden hat. Nach 1848 finden wir außer der genannten Neoborussia die für kurze Zeit suspendiert gewesene Marchia, ferner die 1845 gestiftete Guesphalia (jetzt grün-weiß-schwarz), die Vandalia (gestiftet 1851 mit den Farben dunkelrot-





fördern. Aber es bleibt nicht blos hierbei, das Interesse des Berliner Studenten greift über das enge Gebiet seines Fachs hinaus und umspannt das gesamte wirtschaftliche und politische Leben. Nirgends dürften daher nationalökonomische Vorlesungen stärker besucht werden als hier, wo die eigentlichen Studierenden der Volkswirtschaft zumeist nur den kleineren Teil der Hörer ausmachen. Das große Interesse gerade an diesen Dingen bezeugt sich auch in der politischen Färbung verschiedener größerer Vereinigungen und in der Gründung sozialwissenschaftlicher Vereine, sowie endlich in dem Besuch öffentlicher Versammlungen, die sich mit sozialpolitischen Fragen befassen.

Die geschilderten Verhältnisse bringen es mit sich, daß der größte Teil der Studentenschaft den Anschluß an eine Korporation mit ihren vielerlei Ansprüchen an Zeit und Mittel des Einzelnen nicht sucht, und daß die Finkenenschaft in Berlin zu ganz besonderer Blüte gelangt ist. In jüngster Zeit hat sie sich „organisiert“, und **Die Berliner Finkenenschaft.** zwar in einer Reihe von Abteilungen, die teils nach wissenschaftlichen, teils nach Unterhaltungszwecken geschieden sind, teils körperlichen Übungen dienen. Das Bestreben dieser modernen Bewegung geht dahin, jedes korporativ-studentische Leben zu vernichten, indem sie die „Entfaltung eines neuen studentischen Lebens auf individueller Grundlage“ verbunden mit einer „zeitgemäßen Reform des Ehrbegriffes“ als Parole ausgiebt. Die Versuche, eine derartige, die ganze Studentenschaft umschließende Organisation zu bilden, scheitern indessen schon an der großen Zahl der Berliner Studentenschaft und an ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung. Selbst die Veranstaltung gemeinsamer Festlichkeiten und Kundgebungen ist stets mit den größten Schwierigkeiten verbunden gewesen, obwohl hier die Bemühungen des 1880 gegründeten Vereins deutscher Studenten, dessen nationale Tendenz an anderer Stelle (S. 156) eingehend gewürdigt ist, vielfach von Erfolg gekrönt gewesen sind und manche schöne patriotische Feier zu Stande gebracht haben. Der früher bestehende studentische Ausschuß, in dem die einem wirklichen Studententum abgeneigten Elemente ausschließlich die Leitenden waren, ist vor mehreren Jahren durch die akademischen Behörden aufgelöst worden; auch gegen die Bildung sozialwissenschaftlicher Vereinigungen, die oft nur als bloßer Deckmantel für politische, vor allem sozialdemokratische Tendenzen dienen sollten, ist von seiten der Behörden eingeschritten worden.

Das beste Gegengewicht gegen die Auswüchse undentlicher und unstudentischer Bestrebungen bieten die Korporationen, die, obwohl sie, wie gesagt, in Berlin nicht die Rolle spielen wie in kleinen Universitätsstädten oder wie in Leipzig und München, doch sehr zahlreich und in den verschiedensten Nuancen vertreten sind. Zum S.C. gehört außer den bereits erwähnten Märkern, Nörmanen, Vandalen und **Die Korporationen.** Westfalen noch die 1870 gestiftete Borussia (schwarz-weiß). Der D.C. ist, abgesehen von den beiden erwähnten, der Germania und Arminia, vertreten durch die Allemannia (blau-silber-hellrot), die Franconia (schwarz-gold-hellrot), die Hevella (grün-silber-rot), die 1877 als Verein Prenzlauer Gymnasialabiturienten gestiftete Primislavia (rot-silber-blau), die früher dem Goslarer C.C. und dann dem Coburger L.C. angehört hatte, und die Saravia (silber-carmoisinrot-grün). Von den Landsmannschaften ist die Normannia als die älteste bereits erwähnt worden; von den übrigen Landsmannschaften gehören jetzt nur noch drei, die Alsatia (hellrot-gold-hellblau), die Guilelmia (grün-rot-gold) und die Spandovia (weiß-blau-gold) zum Coburger L.C., während die 1868 gestiftete Thuringia (dunkelblau-gold-rot), die aus dem 1871 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervorgegangene Palao-Silesia (orange-silber-rot) und die Brandenburgia (violett-weiß-gold) aus dem L.C. ausgeschieden sind. Turnerschaften im V.C. sind die Borussia (schwarz-weiß-grün), die Rhenania (blau-weiß-rot) und die Markomannia (rot-grün-gold). Von sonstigen Korporationen, die alle aufzuzählen zu weit führen würde, seien als die ältesten hervorgehoben die 1859 gestiftete Therusia (dunkelgrün-weiß-hellblau) und die 1872 gegründete Marchia (blau-gold-rot), die beide unbedingte Satisfaktion geben. Schwarze Verbindung mit bedingter Satisfaktion ist die akademische Eieder-

tafel, die schon seit 1856 besteht. Älter noch ist außer dem schon erwähnten Wingolf der im W.S. 1852/53 als katholischer Leseverein gestiftete katholische Studentenverein Ascania; zum Kartellverband der katholisch-deutschen Studentenverbindungen gehört die 1875 gestiftete Suevia (schwarz-gelb-blau).

Obwohl die genannten Verbindungen, von denen die meisten an der Pflege des traditionellen deutschen Studententums festhalten, beim „Antanz“ vor der Universität und Sonntagsmittags unter den Einden, besonders in der Keilzeit, ein starkes Kontingent buntbemühter Studenten aufbieten, sind sie es doch nicht, die dem Berliner akademischen Leben seine Signatur verleihen. Berlin ist vor allen anderen Hochschulen „Arbeitsuniversität“, und nur durch rastlose Arbeit ist hier die Wissenschaft zu einer Höhe gestiegen, die der deutschen Reichshauptstadt den ersten Platz unter den Universitäten der Welt verschafft hat. Möge sie diese Höhe durch deutschen Fleiß und die sprichwörtlich gewordene deutsche Gründlichkeit bewahren!





1811.

So ging der ich zu halt Tag für Tag,
Wenn ader Nacht uf der Erde lag.
Ich kan der'sch schunt rich andersch san.
Do ging's Gesaule ersicht recht an.
De Studenten hecken dos „Kommersich“.
(Aus dem Jubiläumslied d. Schlef. Jg. 1861.)

In Breslau wurde auf Betreiben der sogenannten Breslauer Humanisten und auf Bitten des Rates der Stadt bereits im Jahre 1505 eine Universität gegründet, und der Stiftungsbrief am 20. Juli d. J. vom Könige Wladislaus in Ofen vorgeschickt vollzogen. Erwähnt wird darin die wunderbar glückliche Lage der Stadt, die besondere Schönheit ihrer Häuser und Prachtgebäude und die wohlgefittete Art ihrer Bürger, wodurch sie wohl leicht alle Städte Deutschlands übertreffe. Breslau, jetzt an Einwohnerzahl und Bedeutung die zweitgrößte Stadt Preußens, war schon im

Mittelalter eine der bedeutendsten Städte ganz Deutschlands; es beherrschte den Handel nach Polen und erfreute sich eines außerordentlichen Wohlstandes und, was damit stets verbunden zu sein pflegt, einer großen geistigen Regsamkeit seiner Bürger, unter denen die Juden schon früh einen erheblichen Bestandteil bildeten.

Die damals geplante Universität ist trotz des Wohlwollens der Bürgerschaft niemals in Wirksamkeit getreten, aus Gründen, die bisher nicht erschöpfend aufgeklärt sind. Ein Jahrhundert später nahmen die Jesuiten, die ihre dortige Schule schon im Jahre 1689 auf einen Besuch von 402 Schülern gebracht hatten, den Plan der Gründung einer Universität wieder auf, und besonders der Pater Dr. Friedrich Wolf von Eüdinghausen that energische und geschickte Schritte, um die Anstalt zu einer Universität auszubauen. Freilich stand ihm jetzt der hartnäckige Widerstand von Rat und Bürgerschaft entgegen; denn Breslau war eine durchaus lutherische Stadt geworden. Indes dem geschickten Vorgehen Wolfs gegenüber waren die Tumulte der Bürger, die feierlichen Proteste des Rats sowie die Absendung einer Deputation an den Kaiser in Wien erfolglos. Am



Photographie v. Williams, Berlin.

Das Rathaus.

21. Oktober 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold das Stiftungsdekret der Universität, die zunächst nur zwei Fakultäten erhielt, eine philosophische und eine theologische, an der auch das kanonische Recht gelehrt wurde.

Am 15. November 1702 wurde die Universität feierlich eröffnet, und gleichzeitig fanden die ersten Promotionen statt. Alle Privilegien, die den anderen Universitäten damals zustanden, waren auch ihr verliehen worden; die Gerichtsbarkeit erstreckte sich jedoch nur auf die immatrikulierten Studenten. Obwohl man sich gewöhnt hat, die Leopoldina als ein Jesuitenkollegium zu bezeichnen, so trifft das doch nicht ganz zu. Beabsichtigt war die Gründung einer wirklichen academia, eines 'generale ac publicum studium', während die Jesuitenschule nebenher bestehen bleiben sollte. Die Einrichtung der beiden fehlenden Fakultäten war einstweilen nur aufgeschoben, und wurde denn auch später, trotz der vielfachen Bitten der Stadt, sie wenigstens mit diesen beiden Fakultäten zu verschonen, tatsächlich in Angriff genommen. Die beiden Fakultäten konnten aber zu einer gedeihlichen Wirksamkeit nicht gelangen und gingen nach langem Siedtum allmählich fast unbemerkt zu Grunde.

Die Gründung der Leopoldina.

Außer der Sternwarte, der Buchdruckerei und der berühmten Apotheke wurde der Leopoldina bei ihrer Gründung die von Kaiser Sigismund erbaute alte Burg überwiesen, und hier in der „Jesuitenburg“ richteten sich die Jesuiten trotz des fortgesetzten Protestes der Stadt ein. Nach langen Kämpfen erwarben sie auch die um die Burg herumliegenden Bürgerhäuser und erbauten sich dann in den Jahren 1728–56 ein Universitätsgebäude, das noch heute seines Gleichen sucht, obwohl der östliche Flügel infolge der dazwischentretenden Kriegswirren nicht ausgebaut worden ist. Den Mittelpunkt bildet die auch jetzt noch zu Promotionsfeierlichkeiten benutzte große Aula Leopoldina.

Bau des Universitätsgebäudes.

Die Leitung der Universität lag ganz in den Händen der Jesuiten, insbesondere wurden alle akademischen Behörden, Kanzler und Syndikus, Rektor wie die Dekane und Senioren der Fakultäten, ausschließlich von den geistlichen Oberen ernannt. Die den mittelalterlichen Universitäten eigene Korporationsverfassung hat die Leopoldina nie gehabt; und in diesem Sinne hat man recht, sie nicht als Universität, sondern als ein Jesuitenkollegium zu bezeichnen.

Auch das Leben der Studenten war das von Jesuitenzöglingen. Von akademischer Freiheit, insbesondere von Lehr- und Lernfreiheit war keine Rede, und auch sonst herrschte strenge Zucht, so daß die Studenten der Leopoldina in Breslau niemals eine Rolle gespielt haben oder in einen Gegensatz zu den Bürgern getreten sind, sich im Gegenteil wegen ihres bescheidenen Auftretens ihre Sympathien erwarben. Aus dieser Zeit stammen die vielen noch heute bestehenden Stipendien, die damals von fast sämtlichen Handwerksinnungen für die Studenten gegründet wurden.

Studentenleben an der Leopoldina.

Die Leopoldina, die bei ihrer Gründung bereits 807 Schüler zählte, nahm ständig an Frequenz zu, bis sie 1724 eine Besuchsziffer von 1300 Studenten erreichte. Dann sank die Hörerzahl wieder: im Jahre des ersten schlesischen Krieges hatte sie nur 400 Studierende, nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges hörte sie zeitweilig ganz auf. Das Universitätsgebäude wurde als Lazaret, die dazu gehörigen Gebäude als Magazine benutzt.

Als Breslau 1741 preussisch geworden war, bestätigte Friedrich der Große die Privilegien der Leopoldina und versicherte sie seines besonderen königlichen Schutzes. Er hat sein königliches Wort erfüllt. Als 1775 der Jesuitenorden durch päpstliches Breve aufgehoben wurde, verbot Friedrich II. die Veröffentlichung des Breve in seinen Ländern, und die Jesuiten wirkten in Breslau fort. Indes schon 1776 wurde eine mildere Form ihrer Aufhebung gefunden, die Güter wurden säkularisiert, und die Leopoldina in eine staatliche Hochschule verwandelt, an der aber nach wie vor ausschließlich jesuitische Elemente thätig waren. Schon 1778 hatte die Universität wieder eine Hörerzahl von 1000 erreicht, nahm dann aber stetig ab, weil sie im Jesuitismus verknöcherte und jeder wissenschaftlichen Bedeutung entbehrte; um die Wende des Jahrhunderts zählte sie 500 Schüler und nach dem für Preußen so un-

Die Leopoldina unter preuss. Herrschaft.







The first part of the document discusses the importance of maintaining accurate records of all transactions. It emphasizes that proper record-keeping is essential for the success of any business or organization. The text then goes on to describe various methods for collecting and organizing data, including the use of spreadsheets and databases. It also mentions the importance of regularly reviewing and updating the records to ensure their accuracy and relevance.

In addition to record-keeping, the document also discusses the importance of communication and collaboration. It states that effective communication is key to ensuring that all team members are on the same page and working towards the same goals. The text also mentions the importance of collaboration, as it allows team members to share their ideas and expertise, leading to more innovative solutions and better overall performance. Finally, the document concludes by emphasizing the importance of continuous learning and improvement, as the business environment is constantly changing and evolving.

Das studentische Leben, insbesondere das der Verbindungen, blieb noch ziemlich lange von einem etwas rauhen Tone beherrscht; bis in die fünfziger Jahre hinein erhielt sich der allgemeine Duzcomment sämtlicher Studierenden. Die Burschenschaft behielt bis in die sechziger Jahre im allgemeinen ihren stark demokratischen Charakter bei, doch gründete sich im Herbst 1848 die Arminia (schwarz-rot-gold) mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihre Mitglieder sich der thätigen Teilnahme am politischen öffentlichen Leben enthalten sollten. Als am 10. November 1859 die Breslauer Studentenschaft den 100jährigen Geburtstag Schillers durch einen großen Kommers feierte, wurde in begeisterten Reden dem Wunsch nach deutscher Einigkeit, nach einem deutschen Reiche Ausdruck gegeben, und der Vorschlag des Sprechers der alten Breslauer Burschenschaft (Raczeks) Rudolf von Gottschall, man solle im kleinen dem deutschen Reiche ein Vorbild sein und eine allgemeine große Verbindung bilden, wurde schon am nächsten Tage zur Ausführung gebracht. Sämtliche Breslauer Verbindungs- und Nichtverbindungsstudenten schlossen sich zu der „Allgemeinen Studentenverbindung Viadrina“ zusammen; nur der S.C., der den baldigen Zerfall dieser ideal gedachten Vereinigung voraussehen mochte, schloß sich aus. Thatsächlich löste sich die Viadrina sehr bald wieder auf; aus dem Rest einiger weniger Mitglieder, die noch zusammenhielten, ist die heutige Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, weiße Stürmer) hervorgegangen. Als vierte Burschenschaft ist 1882 die Cheruscia hinzugekommen, die sich 1876 als schlagende Verbindung mit den Farben blau-silber-braun aufgethan hatte und später die noch heute getragenen Farben der 1879 suspendierten Landsmannschaft Posunia (weiß-rot-schwarz, weiße Mütze) annahm.

Die allgemeine Studentenverbindung Viadrina

Zu den genannten drei alten Corps Borussia, Silesia, Eusatia kam 1864 die als Landsmannschaft gestiftete Marcomannia hinzu; sie suspendierte sich später und wurde 1877 aus der Landsmannschaft Macaria rekonstituiert. Die Macaria rot-weiß-grün that sich 1891 wieder auf und gehörte bis W.S. 1897/98 dem Coburger L.C. an, der jetzt in Breslau nur durch die 1859 als pharmaceutischer Verein gestiftete Vandalia (blau-rot-grün) vertreten ist. Freie Landsmannschaften sind die 1865 gestiftete Glacia (rot-gold-rot), die ihre Farben nicht trägt, und die Silingia (blau-gold-weiß), die keine eigenen Waffen besitzt. Zum V.C. gehören die Turnerschaften Suevia (schwarz-weiß-hellblau) und Franconia (hellgrün-weiß-dunkelblau). Wie diese beiden Turnerschaften sind auch die meisten der übrigen Korporationen mit Ausnahme des schon genannten akademischen Gesangsvereins Leopoldina und der 1856 gegründeten katholischen Studentenverbindung Winfridia (grün-rot-gold) erst nach 1870 entstanden: 1871 der Wingolf (schwarz-weiß-gold), 1875 der A.T.V. zu Breslau, 1880 die schwarze Verbindung Wratislavia, 1892 die freie Verbindung Normannia (rot-silber-blau) u. a.

Die heutigen Korporationen

Breslau, das jetzt über 1600 Studenten zählt, ist wohl eine der billigsten, wenn nicht die billigste der deutschen Universitäten; Wohnungen kosten im Durchschnitt 15–20 Mark monatlich und ein Mittagstisch zum Preise von 75 Pf. gehört schon zu den besseren. Dabei bietet es als Großstadt und als Residenz dem Studierenden mancherlei Annehmlichkeiten und Anregungen. Die Umgebung weist viel Schönes auf; Eohnende Ausflüge werden nach der Brauerei und dem Oderschlößchen in Scheitnig, nach dem Pilsnitzer Eichenwald bei Masselwitz unternommen, mehrtägige Touren nach Schloß Sibyllenort, nach dem herrlichen Trebnitzer Buchenwald, dem Glazer, Waldenburger und dem Riesengebirge, sowie nach dem Zobten, wo von 1817–1881 die sogenannten Zobtenkommerse der gesamten Studentenschaft abgehalten wurden.

Allgemeiner Charakter von Breslau.





—

—

—



—

wußte. Ausschlaggebend sowohl für den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wie den Kultusminister Freiherrn von Altenstein und von Schuckmann, war die herrliche Lage der Stadt am Rhein.

In der That steht Bonn an landschaftlichen Reizen kaum einer der deutschen Universitätsstädte nach. Schon das Panorama, das sich in der Stadt selbst von der Plattform des Arndtdenkmals aus dem Beschauer bietet, gewährt einen Vorgegeschmack von all dem Schönen, das hier die Natur in verschwenderischer Fülle zusammengetragen hat. Tief unten der stolze Strom, an seinem Ufer stattliche Villen, in das helle Grün prächtiger Gärten gebettet, weiterhin der Godesberg, Rolandseck und im Hintergrund die Höhen der Eifel, am jenseitigen Ufer Königswinter, der Drachenfels und die prächtige Gruppe des Siebengebirges; zur Linken eine weite freundliche Ebene mit Dörfern reich besetzt und dahinter die Höhenzüge des bergischen Landes. Noch weiter und schöner ist die Aussicht von dem in nächster Nähe der Stadt gelegenen Kreuzberg, zu dem man auf der beliebten Promenadenstraße, der Poppelsdorfer Allee, gelangt; von hier kann der Blick den hellblinkenden Rheinstrom in seinen zahlreichen Windungen bis Köln hin verfolgen und bis zum Westerwald hinüberschweifen. Einer der be-

Landschaftliche Lage



Fotographie ©. W. Bismarck, Berlin

Panorama.

liebtesten Spaziergänge in Bonn führt zu dem Kaiser Wilhelm-Park, einem prächtigen Waldgebiet auf dem sogenannten Venusberg im Süd-Westen der Stadt, das zu einem von bequemen Promenadenwegen vielfach durchschnittenen Naturpark umgewandelt ist. Wer sich aber fern von der großen Zahl der Spaziergänger im dichten, einsamen Forst verlieren will, der schlägt weiterhin seinen Pfad nach dem Kottenforst ein, wo man stundenlang unter dem grünen Blätterdach alter prächtiger Bäume stillverschwiegene Pfade wandern kann, nur von einem murrenden Waldgeräusch, hellem Vogellaut oder durchs Gehölz brechendem Wild bisweilen aufgestört, bis man in dem Forsthaus Venn oder Schönwaldhaus eine freundliche Rast findet. Durch diesen Forst führt u. a. der Weg hin zu dem jetzt als Kur- und Villenort so bekannt gewordenen Godesberg, das mit Bonn in regstem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verkehr steht. Hier sitzt's sich auf der Burg oder drunten in einem der komfortablen Hotel-restaurants beim kühlen Trunk gar gut, während das Auge sich an dem herrlichen Ausblick auf den Strom und das jenseitige Ufer labt, wo schräg gegenüber am Fuß des Drachenfels Königswinter sich anmutig hinlagert. Weiterhin lockt auf dem linksrheinischen Ufer den Wanderer das sagenberühmte Rolandseck, von wo Ritter Togaenburg nach der Geliebten im Nonnenkloster drunten auf der Insel sehnsuchtsvoll hinabgeblickt haben soll. Auf dem gegenüberliegenden, rechtsrheinischen Ufer ist das Örtchen Beuel ein beliebtes Ziel für Ausflüge, und von dort aus sucht man das unterhalb gelegene anmutige Dorf Schwarz-Rheindorf und das historisch interessante Genzen mit seinen Römerfunden auf oder wandert in das anmutige Siegthal. Namentlich auch der waldige Höhenzug mit dem Finckenberge und dem Emmert, von wo aus sich entzückende Ausblicke in das Rheinthale bieten, wird von Beuel aus viel besucht. Zu den schönsten Parteen aber gehört eine Wanderung ins Siebengebirge, dessen beliebteste Punkte der Petersberg mit seiner Fernsicht und das romantische Waldthal sind, wo die berühmte Ruine des Klosters Heisterbach in friedlicher Einsamkeit von ihrer glanzvollen Vergangenheit träumt.

Ausflüge



Photographie 6. Wilhelm, Berlin.

Ruine Drachensfels.

Will man aber von Bonn aus in weitere Ferne schweifen, so bieten sich als lohnende Ziele das Ahrthal und die Eifel dar. Der Weg ins Ahrthal führt zunächst nach Altenahr, an dessen Wirtstafel uns ein leckerer Imbis, bestehend in Forellen und Krebsen und dem dort gedeihenden guten Wein, trefflich mundet. Das Auge erfreut sich hier an den hohen, durcheinander ragenden Felsklippen, die das schmale Thal mit dem wild dahin rauschenden Bergflüßchen einschließen. Von hier aus lassen

sich prächtige Parteen unternehmen; eine der schönsten ist die romantische Wanderung nach Ahrweiler. Auch zur Eifel, deren glänzende Perle der reizende Kurort Gerolstein ist, führt von hier aus die Straße. Wer aber den schwermüthigen, bisweilen sogar düsteren Charakter dieses Berglands kennen lernen will, der muß seinen Weg zu den Maaren nehmen, jenen alten Kesselkratern, in deren Grund nicht selten der dunkle Spiegel eines Sees melancholisch in die weltverlorene Einsamkeit starrt. An die ältesten Zeiten deutscher Geschichte erinnert auch das von Bonn leicht zu erreichende Andernach, von dessen altertümlichen Thürmen noch heute einer den Namen Barbarossa trägt.

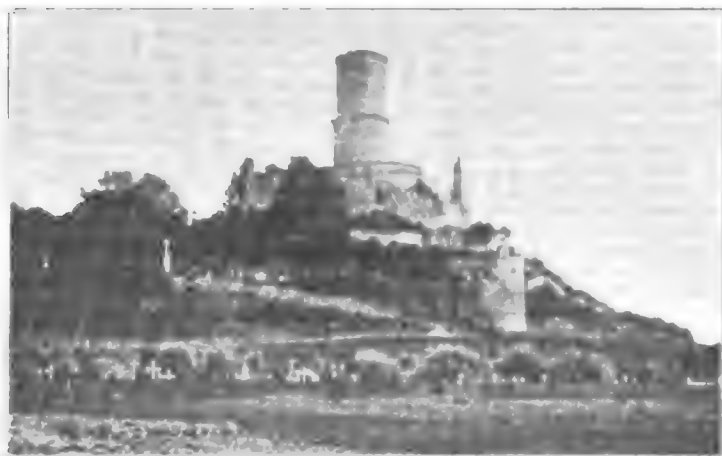
Kehren wir nach dieser Schilderung der landschaftlichen Vorzüge Bonns und seiner weiteren und engeren Umgebung zu der Geschichte der Universität zurück. In Bonn war bereits, ähnlich wie in Breslau, im Jahre 1773 aus den Mitteln des damals vom Papste Clemens XIV. aufgehobenen Jesuitenordens eine Akademie gegründet, die Maximilian Franz, der Bruder Kaiser Josephs II., unter den pomp-
 hafteren Proklamationen und den größten Feierlichkeiten 1786 zu einem studium generale, zum Range einer Universität erhob. Aber schon 1794, als die Franzosen das Rheinland besetzten, sah sich die Universität gezwungen, die Vorlesungen zu suspendieren, und im Jahre 1797 fiel sie gleichzeitig mit der Universität in Köln der endgiltigen Aufhebung anheim.

Bei ihrer Neugründung erhielt die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität nach dem Beispiele Breslaus zwei theologische Fakultäten und wurde mit Lehrkräften

und Lehrmitteln reichlich versehen. Die Bibliothek, verschiedene Sammlungen und Museen und alle Arten von Instituten sind fortgesetzt erweitert und ausgebaut worden. Mit der Universität verbunden ist die in Poppelsdorf befindliche Landwirtschaftliche Akademie, deren Besucher immatrikulierte, den übrigen völlig gleichstehende Studenten der Universität sind. In dem prächtig gelegenen Poppelsdorfer Schloß befindet sich ein großes naturhistorisches Museum und der botanische Garten. Von der Lehrthätigkeit

Vorgeschichte
der Universität

Lehrkräfte
und
Lehrmittel
nach der
Neu-
gründung.



Photographie 7. Wilhelm, Berlin.

Ruine Fodberg.



Bonn vor 50 Jahren.

(Nach einem Stahlstich aus: Duller, Deutschland und das Deutsche Volk.)

und dem wissenschaftlichen Geiste, der an der Bonner Universität in der ersten Zeit ihres Bestehens herrschte, legen die Namen: Dahlmann, E. M. Arndt, Niebuhr, A. W. von Schlegel, von Bunsen, von Sybel beredtes Zeugnis ab.

Was das Studentenleben anbetrifft, so entwickelte sich dies, der Zeit gemäß, zunächst unter dem Zeichen der Burschenschaft in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes. Mit den rheinischen Farben weiß-grün-rot wurde 1819 eine Allgemeinheit, etwa 200 Mann stark, gegründet, die eine Organisation der gesamten Bonner Studentenschaft sein sollte. Ohne irgend welche Aufnahmeformalitäten gehörte jeder ehrenhafte Student ihr als Mitglied ipso jure an. Landsmannschaften, die man nach Jahr sich gewöhnt hatte, als Herde partikularistischer Bestrebungen anzusehen, „wurden nicht geduldet“. Die Burschenschaft wuchs im nächsten Jahre auf etwa 500 Mitglieder, zu denen auch Heine gehörte; aber gegen die absolute Gleichstellung der älteren Burschen mit den Fächsen, gegen den allgemeinen Duzcomment und gegen das allgemeine Ehren- und Schieds-Gericht konnte die Reaktion nicht ausbleiben, die zunächst, im S. S. 1820, in der Gründung der beiden Corps Rhenania (blau-weiß-rot) und Guessthalia (grün-weiß-schwarz) ihren Ausdruck fand. Sie erfreuten sich jedoch in den folgenden Jahren keines ungetrübten Bestehens und mußten verschiedentlich suspendieren. 1827 rekonstituierten sich die Guessthalen gleichzeitig mit dem schon 1825 erwähnten Corps Borussia (schwarz-weiß-schwarz), und 1829 auch die Rhenanen. Wie der S. C., so wurde auch die Burschenschaft zu Anfang der zwanziger Jahre von wechselvollen Geschicken verfolgt. Die Unterdrückungen durch die Behörden führten verschiedentlich zu Auflösungen, doch wurde die Verbindung durch Kneipgesellschaften und andere Organisationen unter wechselnden Namen aufrechterhalten.

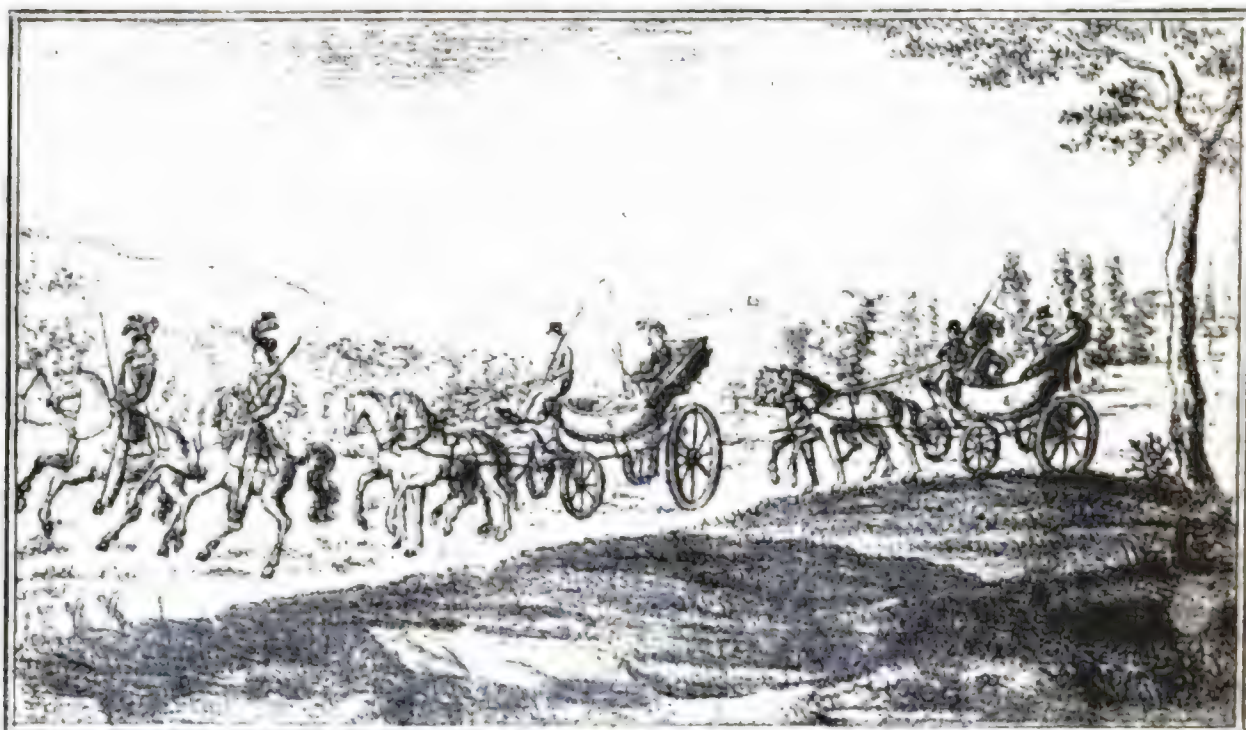
Das Verhältnis zwischen Burschenschaft und Corps war durchweg das denkbar schlechteste: meist bestand Verruf; war er einmal aufgehoben, so kamen sofort zahlreiche Duelle zum Austrag, die damals in Erdenich ausgefochten wurden. Nur bei einer Gelegenheit einigte man sich zu gemeinsamem Auftreten, als es sich 1823 darum handelte, energischen Protest gegen das erlassene Verbot des Mitbringens von Hunden ins Kolleg zu erheben, wobei man sogar zu dem alten, aber nicht mehr zugkräftigen Mittel der Verhängung des Verrufs über die Universität griff.

Burschen-
schaften und
Corps

1828 konnte sich auch die Burschenschaft, die seither trotz der Unterdrückung eine feste Organisation gehabt und 1824 im S. C. die Rechte einer Landsmannschaft erhalten hatte, rekonstituieren; sie gewann so schnell an Anhang, daß sehr bald die Teilung der Stimmen zwischen ihr und den Corps je zur Hälfte durchgesetzt werden konnte. In der Burschenschaft überwog weitaus die sogenannte armi-

nistische Richtung; es wurden eigentliche Mitglieder (Burschen) unterschieden von den engeren Renonceen (Füchsen) und den weiteren Renonceen (Verkehrsgästen). Das ständige Ehrengericht war in ein fliegendes, d. h. für jeden einzelnen Fall neu zusammen tretendes umgewandelt, und seine Thätigkeit war im wesentlichen nur vermittelnd, nicht entscheidend. Am Politik bekümmerte man sich bedeutend weniger als um Pankboden und Mensur. Kein Wunder, daß die Bonner Burschenschaft in dem Verbands deutscher Burschenschaften, dem sie beigetreten war, sich keines besonderen Ruhms erfreute. Im Gegenteil wurde den Bonner Burschenschaftlern stets vorgeworfen, daß sie eigentlich nichts weiter seien als laufende und raufende Corps-Indenten, ohne Ideale.

Der germanistischen Partei in der Burschenschaft gelang es erst 1851, eine besondere Organisation zu schaffen in der von einer Anzahl austretender Renonceen gegründeten Populonia. Aber kurz darauf vernichteten die im Anschluß an das



Bonner Burschenfahrt.

Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat wieder energisch aufgenommenen Demagogenversorgungen das ganze burschenschaftliche Leben.

Die Markomannia, die sich aus der Burschenschaft bildete, ohne politische Stellungnahme und mit den Anschauungen der Corps, trat zu ihnen als Kneipverbindung der Ruländer — so genannt nach der Kneipe von Ruland — in nähere Beziehungen und wurde sehr bald unter dem Namen Saxonica-Pommerania Corps; 1856 nahm die Verbindung den Namen Saxonica und die Farben himmelblau-weiß-dunkelblau an.

Obwohl alle Verbindungen verboten waren, und seit 1852 wie auf den anderen preussischen Universitäten, so auch in Bonn, jeder Student bei der Immatrikulation durch Unterschrift eines Reverses sich verpflichten mußte, sich jeder Verbindung fern zu halten, wurde das Verbot doch nur der Burschenschaft gegenüber durchgeführt; das Weiterbestehen der Corps wurde nicht nur geduldet, sondern, da man sie als heilsames Gegengewicht gegen den so gefürchteten burschenschaftlichen Geist betrachtete, sogar gefördert. So entstand aus einer Verbindung der „Kölner“ im Jahre 1858 das Corps Palatia (violet-weiß-rot) und das Corps Hanseatica



Figure 1

The first part of the study was a pilot study, which was conducted in the same area. The pilot study was designed to test the feasibility of the main study and to identify any potential problems. The pilot study was conducted in the same area as the main study, and it involved the same participants. The pilot study was conducted in the same area as the main study, and it involved the same participants. The pilot study was conducted in the same area as the main study, and it involved the same participants.

The second part of the study was the main study, which was conducted in the same area. The main study was designed to test the effectiveness of the intervention. The main study was conducted in the same area as the pilot study, and it involved the same participants. The main study was conducted in the same area as the pilot study, and it involved the same participants. The main study was conducted in the same area as the pilot study, and it involved the same participants.



Studenten zu ermäßigten Preisen offen, und Künstlerkonzerte finden fast allabendlich statt. Den zweiten Teil des Winters nimmt ein tolles Carnevalstreiben ein, das die ausgelassenste Faschingslaune mit süddeutscher naiver Harmlosigkeit verbindet, dabei aber jedes Kokettieren mit weltstädtischen Raffiniertheiten weit von sich weist. Mit dem Dreikönigstage beginnen die Münchener Redouten, denen sich bald die Künstlerbälle und andere Maskenfeste anschließen. Die graue Katerstimmung des Aschermittwochs hält in München nicht lange vor. Mit dem Anfang März hebt die Salvatorzeit an. Wie zu einem heilbringenden Brünlein pilgert vierzehn Tage hindurch Jung und Alt, Vornehm und Gering zu dem Urquell im Fackerkeller, um in dem schweren dickflüssigen Trank Pönitz für manche Winterfünde zu suchen.

Der Sommer hat andere Freuden. Mit wenigen Schritten erreicht man von der Universität aus den umfangreichen „Englischen Garten“ mit seinen weiten Rasenflächen und seinen hohen Baumkronen, oder man wandert die Isar aufwärts auf kieseligen Pfaden den Abhang hinauf. Unter stillen ernsten Wipfeln fährt der Weg, und aus der Tiefe dringt das Brausen und Rauschen des tosenden Bergflusses. Großhesselohe und Pullach sind gewöhnlich das Ziel der Wanderung. An den Sommerabenden nach der fast unerträglichen Hitze des Tages, die der Kalkboden der Stadt erzeugt, sind die kühlen Gärten der Bierkeller an der Bahn oder auf der andern Seite der Isar in Haidhausen die bevorzugten Aufenthaltsorte. Will man etwas mehr Zeit an einen Ausflug wenden, so fährt man nach Süden, dem Gebirge zu, das man an hellen Tagen aus der Ferne herüber blauen sieht. In dreiviertel Stunden ist der Starnberger See erreicht mit seinen klaren Wellen und dem lieblichen Grün seiner Gestade, aus dem verstoßen weiße Villen hervorlugen. An der südlichen Schmalseite des Sees aber baut sich die gewaltige Felsenmasse der Alpen auf vom Karwendelgebirge bis zur Zugspitze, greifbar deutlich und doch in sehnuchterweckender Ferne. Alpenfahrten sind denn auch bei der Münchener Studentenschaft sehr beliebt; der Sonnabend und Sonntag wird meist dazu benutzt. Schnell trägt das Dampfroß die Ausflügler nach Tegernsee, Tölz, Garmisch oder Partenkirchen, oder weiter hinein in die imposante Gebirgswelt des Königssees, nach dem nicht allzu fernen Salzburg oder Innsbruck.

Fast könnte es scheinen, als seien der Freuden zu viele, um auch das Studium zu seinem Rechte kommen zu lassen. Und doch ist gerade München auch der Ort angestrengter wissenschaftlicher Arbeit. Dafür bürgt schon eine glänzende Reihe hervorragender Namen unter seinen Professoren. Die Universität führt ihre Gründung auf Herzog Ludwig den Reichen zurück. Dem Beispiele anderer Fürsten folgend hatte der Baiernherzog sich von Papst Pius II. die erforderlichen Privilegien erbeten und im März 1472 die Universität zu Ingolstadt eröffnet. In dem Eröffnungspatent bestimmte der Fürst, daß Lehrer und Studenten dieselben Ehren genießen sollten, wie vordem in Athen und dazumal in Wien und Bologna. Die feierliche Einweihung der Universität erfolgte am 26. Juni desselben Jahres; noch heute feiert die Universität München diesen Tag als ihren Stiftungstag. Die neue Universität zählte vier Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und artistische, die man heute die philosophische nennen würde. Bereits im ersten Semester hatten sich 489 Studierende immatrikulieren lassen. Ihre Zahl belief sich auch für die Folge stets auf 400–600.

Vorgeschichte.



Gründung
von
Ingolstadt

Hofbrauhaus.



Figure 1. A black and white photograph of a dark, rectangular object, possibly a book or a box, resting on a light-colored surface. The object is slightly tilted and has a dark, textured cover. The background is light and out of focus.



Liebig, Sybel, Windscheid, Carrière und viele andere für die Münchener Universität zu gewinnen. Neue Institute entstanden, und die alten wurden vergrößert. Allerdings hat es die Entwicklung Münchens zur Großstadt mit sich gebracht, daß während die Universität, die Bibliothek und verschiedene Stifte im Nordosten der Stadt liegen, die medizinische Fakultät mit ihren Kliniken im entgegengesetzten Stadtteil, im Südwesten Platz gefunden hat.

Ingolstädter
Studenten-
leben.

Was nun das Studentenleben der Universität in ihren früheren Tagen, zur Zeit ihres Sitzes in Ingolstadt, anbetrifft, so ist darüber nur wenig bekannt. Doch lassen die spärlichen Nachrichten darauf schließen, daß die Zöglinge der jesuitischen Fucht nicht viel besser waren, als die Studenten der anderen Universitäten. Verschiedentlich wird über allerlei nächtlichen Unfug unter Lärmen und Abbrennen von Feuerwerk geklagt. Die Raufhändel nahmen oft einen beängstigenden Umfang ein, konnten aber durch alle Erlasse nicht unterdrückt werden. Auch die Trinkleistungen der Ingolstädter Studenten gaben denen anderer Hochschulen nichts nach. Von einer Kompagnie, die den bezeichnenden Namen „zum Brand“ führte, ist aus dem Jahre 1593 berichtet, daß ihrer 10 in einer Nacht zusammen 135 Maß Wein vertilgt haben. Überhaupt scheinen die Ingolstädter Studenten darauf gesehen zu haben, daß gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Verbindungen sofort durch den Namen gekennzeichnet wurden. So gab es dort eine „eichene Kompagnie“, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mit eichenen Knütteln über nächtliche Passanten herzufallen.

Die Lands-
mannschaften
in Landshut u.
München.

Festere Gestalt nahm das Verbindungsleben erst in Landshut an. Im Jahre 1805 bildete sich die Suevia (schwarz-weiß-hellblau), und in einem Berichte des Rektors der Universität an den König vom Jahre 1806 werden außer ihr noch eine fränkische und eine baierische Landsmannschaft (schwarz-weiß-hellblau) genannt. Im Jahre 1815 entstanden zwei weitere Landsmannschaften, die pfälzische und die tirolische. Die letztere ging jedoch, ebenso wie schon vorher die fränkische, bald darauf ein, und die übrigen drei Landsmannschaften wurden durch energische Maßregelung von seiten der Behörden zurückgedrängt. Sobald die Strenge der Regierung etwas nachließ, erwachte das Korporationsleben wieder. Schwaben und Pfälzer, diese mit den Farben scharlach-hellblau-weiß, bestanden noch, und die Bavaria (weiß-hellblau-weiß) that sich von neuem auf. Aus der letzteren trat 1821 eine Anzahl Mitglieder aus und konstituierte sich als neues Corps Isaria (hellgrün-weiß-dunkelblau). Die Überfiedelung der Universität nach München erlöste auch die Corps von den behördlichen Chikanen. Im Jahre 1827 gestattete König Ludwig I. das Bestehen studentischer Verbindungen. Aber sehr bald kam ein Rückschlag. Die Ideen der Julirevolution

im Jahre 1830 schienen auch einige Verwirrung in den Köpfen der Münchener Studentenschaft angerichtet zu haben. Es

wurden dem König allerlei Berichte von aufrührerischen Bestrebungen, deren Herd die Studentenverbindung Germania sein sollte, hinterbracht. Und als es in der Christnacht des Jahres 1830 zu einem Zusammenstoß zwischen lärmenden Studenten und der Gensdarmarie kam, wurden die studentischen Verbindungen unterdrückt.



Die
Münchener
Corps.

Die Universität.

ja sogar die Universität wurde vorübergehend geschlossen. Zu den Corps, die ihre Existenz in dieser Zeit der Verfolgung nicht eingebüßt hatten, trat im Jahre 1836 ein neues Corps, die Franconia mit den Farben dunkelgrün-weiß-dunkelrot. Die tollen Jahre 1847 und 48 brachten neue Aufregungen für die Münchener Studentenschaft. Die bekannte Tänzerin Lola Montez hatte es verstanden, verschiedene Burschen der Palatia in ihre Netze zu verstricken und sich aus diesen, die von ihrem Corps



A. Riefstrock Photographien.

G. Dillger, Berlin.

Bavaria und Ruhmeshalle.

dimittiert wurden, eine Art Leibgarde zu schaffen. Die dimittierten Pfälzer konstituierten sich als Corps „Allemannia“, das sich der steten Förderung durch seine einflussreiche Gönnerin erfreuen konnte. In der Studentenschaft genoß das neue Corps allerdings keine große Achtung, der S.C. steckte es in Verruf, und wo ein Allemanne sich zeigte, wurde er von den anderen Studenten mit Hohn empfangen. Sehr erregte Szenen spielten sich im Kolleg und auf der Straße ab, und da Lola Montez jede Demonstration gegen ihre Allemannen auch als persönliche Beleidigung auffaßte, setzte sie schließlich die Schließung der Universität durch. Am 9. Februar 1848 verkündete der Rektor einen allerhöchsten Befehl, wonach die Universität bis zum nächsten Wintersemester geschlossen werden sollte, und die auswärtigen Studenten innerhalb dreier Tage München zu verlassen hätten. Ungeheure Aufregung hatte sich unterdessen auch der Bürgerschaft bemächtigt. Der Pöbel lärmte und johlte vor dem Hause der Tänzerin, und die Bürgerschaft wandte sich, um ernstern Tumulten vorzubeugen, mit einer Adresse an den König. So gab dieser schließlich seine Einwilligung dazu, daß die Universität den Unterricht sofort wieder aufnehmen sollte, und Lola Montez, die Urheberin des ganzen Skandals, aus der Stadt entfernt werde. Von den Verwünschungen des Volkes verfolgt, verließ sie schleunigst den Schauplatz ihres unheilvollen Einflusses, und mit ihr verschwand ihre Leibgarde, das Corps „Allemannia“.

Das Jahr
1848.

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1848 gingen gleichfalls nicht spurlos an München vorüber. Wenn es auch nicht zu einer Revolution, kaum zu ernstern Straßenunruhen kam, so benutzte man doch die damals so beliebte Phrase, daß „das Vaterland in Gefahr sei“, zur Bildung von allerhand Freicorps. Auch die Studenten konnten diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen. Die fünf Corps und die zahlreichen anderen Verbindungen, die der neuen Koalitionsfreiheit ihre Entstehung verdankten, bildeten verschiedene Studentenfreicorps, deren Aufgabe allerdings nur in einem wenig anstrengenden Wachstubsdienst mit entsprechendem Bierkonsum bestand. Eine ernste



Maximilianum.

Verwendung haben diese Studentenfreicorps nie gefunden. — Von den studentischen Verbindungen, die in jener Zeit auftauchten, haben sich nur das jetzige Corps Macaria (schwarz-weiß-rot) und die Burschenschaften Algovia, jetzt Arminia (schwarz-dunkelrot-gold) und die Danubia (weiß-hellgrün-rosa) gehalten. Die übrigen verschwanden bald wieder. Unter den heutigen Korporationen der Universität München blicken, soweit sie noch nicht erwähnt sind, nur noch die Landsmannschaft Teutonia (hellgrün-weiß-rosa), die aus dem 1851 gegründeten pharmazeutischen Verein hervorgegangen ist, und die katholische Studentenverbindung Anania (grün-weiß-gold, gestiftet 1851), auf ein längeres Bestehen zurück.

Außer den bereits genannten Korporationen bestehen augenblicklich in München zwei weitere Burschenschaften: Cimbria (schwarz-gold-dunkelrot) und Rhénania (blau-gold-schwarz), drei Corps: Brunsviga (violett-weiß-gold), Ratisbonia (weiß-scharlachrot-himmelblau) und Transrhénania (blau-weiß-rot), — die beiden letzteren waren bis zum Jahre 1898 Landsmannschaften —, verschiedene Turnerschaften:



Die chirurgische Klinik.

die Munichia (rot-weiß-schwarz), Ghibellinia (hellblau-weiß-schwarz) und Noris (violett-weiß-rot) zwei Landsmannschaften: die zum L.C. gehörige, 1879 gestiftete Guesphalia (schwarz-weiß-grün) und die Salingia (violett-weiß-grün) und schließlich zwei freischlagende Couleur tragende Verbindungen: Sclavica und Cherusia. Satisfaktion geben die schwarzen Verbindungen: Babenbergia, Bavaria, Apollo, Thuringia, Agraria und

der akademisch pharmazeutische Verein. Couleur tragen auch die konfessionellen Verbindungen, der evangelische Wingolf und die katholische Rhätia. Außerdem giebt es eine große Anzahl sportlicher und wissenschaftlicher Vereinigungen.

Das Verbindungsleben ist überhaupt in München sehr stark entwickelt. Wenn es auch bisher, im Vergleich zu Berlin und Leipzig, nicht sehr viele studentische Vereinigungen gab — in der letzten Zeit ist in diesem Punkte eine Änderung eingetreten —, so waren doch die einzelnen Verbindungen stets sehr stark. Schlagende Korporationen mit einem Bestande von 50 Aktiven sind nichts Seltenes, einige Corps bringen es sogar auf über 40 Aktive; und recht stattlich repräsentiert sich die wogende Menge der farbigen Mützen bei den Promenadenkonzerten vor der Feldherrnhalle.

Die Gesamtzahl der in München Studierenden ist in den letzten 25 Jahren verblüffend schnell in die Höhe gegangen. Im Jahre 1875 hatte München 1012 Studenten, 1885 bereits 2825, 1888 war es weiter gestiegen auf 3809, und jetzt hat es die 4000 längst überschritten. Eine seltene Vereinigung glücklicher Umstände hat dieses schnelle Wachstum begründet. München gewährt eben alle Vorzüge der Großstadt mit der Einfachheit und Anspruchslosigkeit kleinstädtischer Lebensverhältnisse. Die edelsten Kunstgenüsse in dem Rahmen einer großartigen Landschaft, heitere Lebensfreude und ernste Wissenschaftlichkeit. Und darin liegt für München wohl auch die beste Gewähr für ein weiteres Blühen und Gedeihen seiner Universität.



1872.

Stoß an drum: Neustrassburg soll leben
Soll wachsen und fröhlich gedeih'n
Als Straße für geistreiches Streben
Als Burg der Weisheit vom Rhein!
Schaffel (1872).

In „Wahrheit und Dichtung“ erzählt uns Goethe, daß er sofort nach seiner Ankunft in Strassburg, um das sehnlichste Verlangen zu befriedigen, zum Münster geeilt sei, und daß dieses altehrwürdige Gebäude auf ihn einen Eindruck ganz eigener Art gemacht habe, den eines ungeheueren Wunderwerkes, daß ihn hätte erschrecken müssen, wenn es ihm nicht zugleich als ein geregeltes faßlich und als ein ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu veräumen, welche ihm das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte, bestieg er eilig das Gebäude.

„Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und haufen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwachs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgeähten Hainen all s zum Fruchtban schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reisend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehbare, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.“

Goethes
Schilderung der
landschaftlichen
Lage.

In der von diesem „Paradies“ umgebenen Stadt, in der sich von altersher eine deutsche Hochschule befand, ist, nachdem sie mit deutschem Blute dem deutschen Volke zurückgekauft war, die erste und bisher einzige Reichsuniversität gegründet worden, die seit 1872 neben die bestehenden Landesuniversitäten getreten ist, zur Heranbildung deutscher Männer, zur Förderung deutscher Wissenschaft und deutschen Volksgeistes.

In Strassburg war im Jahre 1566 die „als eine Krone aus dem (1558) gegründeten Gymnasium herausgewachsene Akademie“ von Maximilian II. als solche anerkannt worden. Ihre Gründung verdankt sie dem Kreise der Humanisten, insbesondere Wimpfeling und dem ersten Rektor Johann Sturm; sie war gedacht als eine Hochburg des Humanismus und des Protestantismus und erhielt durch ihre Anlehnung an das Stift St. Thomä einen ausgesprochen kirchlichen Charakter. 1621

Geschichte der
allen
Universitäten.



Ein Herr Professor kleidet geht
also wie hier vor Augen steht.

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.
Straßburg 1603.)

Straßburg
unter franz.
Herrschaft.

erhielt die Anstalt von Kaiser Ferdinand II. die sämtlichen Rechte und insbesondere Promotionsbefugnisse, sowie auch den Namen einer Universität, was durch ein glänzendes Fest feierlich begangen wurde. 1667 wurde zwar auch das erste Jahrhundertsfest mit großem Gepränge gefeiert, inzwischen aber hatten die Stürme des 30jährigen Krieges den Glanz der Universität stark beeinträchtigt. Die an Zahl etwa 200 starke Studentenschaft hielt zwar bessere Disziplin als an den meisten anderen Universitäten, was darauf zurückgeführt wurde, daß die Universität keinen besonderen Gerichtsstand besaß, doch waren auch hier fortgesetzte Erlasse gegen das Duell- und Schuldenwesen, zur Einschärfung der Kleiderordnungen und vor allem gegen den in den Nationen organisierten Pennalismus erforderlich; in der Mitte des 17. Jahrhunderts werden als Landsmannschaften aufgeführt: die Ulmer, die Rothenburger und die Wormser.

Als 1681 die Stadt Straßburg an Frankreich kam, wurde ihr in den Kapitulationsbedingungen die Aufrechterhaltung des bisherigen Standes der Universität zugesagt, und diese Verpflichtung ist von den französischen Königen gewissenhaft gehalten worden: auch auf französischem Boden blieb die Straßburger Hochschule protestantisch und deutsch. Indes nahm ihre Frequenz und darnach auch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit beträchtlich ab. Aus dem Jahre 1716 ist uns überliefert, daß nur sehr wenige Vorlesungen gehalten wurden, und dabei wird ganz besonders über die Professoren Klage geführt, die sich die collegia vorher bezahlen lassen und dann nicht halten! In diesem Jahrhundert hat die Universität indes noch einen berühmten Lehrer und einen noch berühmteren Schüler aufzuweisen: der erstere war Schöpslin, über den letzteren findet sich in den Universitätsbüchern die folgende Eintragung: „6. 9. 1771 hielt H. Goethe Francfurtensis ad Moenum seine disputationem juridicam sistentem positiones juris“.

Studentenleben
im 18. Jhd.

Das studentische Leben dieser Zeit war kein eigentliches deutsches Studentenleben, dazu war es trotz eines gewissen leichtlebigen Zuges zu gesittet. Es blieb nicht ohne Einfluß, daß die Universität, zu der man seit 1770 auch Israeliten zuließ, viel von französischen Studenten bezogen wurde. Für den Geist der Universität, der Professoren wie der Studenten, bezeichnend ist die 1787 vorgenommene Ehrung der Tochter des großen Historikers Schloetzer, die mit akademischer Feierlichkeit ehrenhalber in die Matrikel eingetragen wurde, und ferner zwei Jahre später die auf Ansuchen der Studierenden von der Universitätsbehörde gebilligte Einrichtung, daß die bei der Promotionsfeierlichkeit als Paranymphe verkleideten Knaben durch Mädchen ersetzt wurden.

Der französischen Revolution war es vorbehalten, diese Bildungsstätte zu vernichten. Nachdem die Güter eingezogen und die meisten der Professoren eingekerkert waren, hörte die Universität, deren Eintragungen bis 1792 fortgesetzt wurden, allmählich von selber auf. Zwar ging, als die Ruhe im Innern wieder hergestellt



Also geht ihr Magnificenz
mit dem Pedelen an d. Regentz

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)

war, die französische Regierung daran, in der Hauptstadt Elsaß-Lothringens wiederum dem wissenschaftlichen Unterricht eine Stätte zu eröffnen, aber an eine Aufrechterhaltung der historischen Traditionen dachte man damals nicht; in Straßburg die deutsche Hochschule zu neuem Leben zu erwecken, lag den französischen Gesetzgebern der damaligen Zeit begreiflicherweise vollständig fern.

Schon im Jahre 1794 wurde eine medizinische Spezialschule und bald darauf auch eine pharmazeutische nach Straßburg gelegt. Ende 1803 wurde eine protestantische Akademie eingerichtet, die seit 1808 den Namen eines séminaire protestant führte, und 1806 kam eine école de droit nach Straßburg. Alle diese Anstalten wurden 1808 mit der Organisation des französischen Unterrichtswesens zu einer Académie erhoben, der auch eine Faculté des lettres et des sciences angegliedert wurde; diese Akademie erhielt schließlich auch den Titel einer Université de France, aber sie verdiente diesen Titel nicht; denn sie blieb eine rein äußerliche lose Verbindung der verschiedenen neben einander bestehenden Lehranstalten. Der Krieg von 1870 machte ihr ein Ende, da bald nach der Annexion der Reichslande ihre Aufhebung verfügt wurde.

Dagegen brachte die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Mutterlande diesem eine neue deutsche Hochschule. Dem vormaligen badischen Minister Freiherrn von Roggenbach, der mit den Organisationsarbeiten betraut war, ist es zu danken, daß bereits am 1. Mai 1872 die neue Universität in Straßburg feierlich

Neugründung
1872.

eröffnet werden konnte unter Teilnahme der wissenschaftlichen und Universitätskreise ganz Deutschlands und der Schweiz, die stets in nahen Beziehungen zu der alten Universität gestanden hatte.

Die Hochschule hat 5 Fakultäten: die evangelisch-theologische, die rechts- und staatswissenschaftliche, die medizinische, eine philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Der Schwerpunkt liegt in der medizinischen Fakultät, die bei weitem die besuchteste ist; sie ist ausgestattet mit Instituten und Kliniken, die denen jeder anderen Universität ebenbürtig sind. Schon 1874 wurde mit dem Bau der Universitätsgebäude, und zwar zunächst der medizinischen Fakultät begonnen, und nach ihrer Vollendung im Jahre 1884 wurden sie mit großen Feierlichkeiten eingeweiht. Inzwischen war die junge Universität stätlich herangewachsen. Die Frequenz, die im ersten Semester nur 212 Studierende betrug, hatte bereits im fünften Semester der Universität die Zahl 600 weit überschritten. 1875, in ihrem zehnten Semester, demselben, in dem ihr die Ehre des Kaiserbesuchs und die Verleihung des Namens „Kaiser-Wilhelms-Universität“ zu teil wurde, war sie von über 700 Studierenden besucht, und seit dem Jahre 1882 ist ihre Frequenz so ständig gestiegen, daß sie jetzt einen Bestand von über 1000 Studierenden aufweisen kann.

In Studentenverbindungen nahm die neue Universität zwei an der früheren Lehranstalt um



Vernichtung
der Universität
durch die frz.
Revolution.

Wan der Pedell fuhr den Ornat
Sehater einen Doctorat.

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)



Ein Frembler Herr im Doctorat
Also seine Begleitung hat

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)

Korporationen.



J. Rürschner's Gruppenphotographien.

Die Universität.

G. Hügel, Berlin.

die Mitte der fünfziger Jahre gegründet, die Wilhelmitana und die Wingolfverbindung Argentina mit herüber. Dazu kamen 1875 bezw. 1882 die katholischen Studentenverbindungen Franconia und Badenia. Sofort bei der Eröffnung der Universität hatte sich aus auswärtigen Inaktiven des S.C. das Corps Rhennania mit den Farben blau-silber-rot konstituiert; im folgenden Jahre wurde die Palatia gegründet

(rot-weiß-violett), die vorübergehend den Namen Saxonia führte, 1878 das Corps Suevia (rot-weiß-schwarz), und 1880 trat die bisherige Landsmannschaft Alsatia-Lotharingia als Corps Alsatia (grün-weiß-rot), später Palatio-Alsatia mit den Farben gelb-weiß-rot zum S.C. über. Aus dem im Jahre nach der Universitätsgründung ins Leben getretenen pharmaceutischen Verein hat sich die jetzige freie Landsmannschaft Normannia (blau-weiß-orange) gebildet. Der D.C. konstituierte sich 1880 in den beiden Burschenschaften Germania (schwarz-silber-rot) und der jetzt suspendierten Alemannia (schwarz-rot-gold). Im folgenden Jahre entstand der A.T.V. Alsatia-Lotharingia, der jetzt als Alsatia (rot-weiß-blau) zusammen mit der 1896 gestifteten Saxonia (schwarz-hellblau-weiß) den V.C. vertritt. Ein Jahr später folgte die Gründung des Gesangsvereins Arion, und 1883 konstituierte sich auch in Straßburg ein „Verein deutscher Studenten“. Alle aufgeführten Korporationen, zu denen noch eine Reihe wissenschaftlicher und sonstiger Vereine hinzukommt, traten bei dem oben erwähnten Universitätsfest von 1884 zum gemeinsamen Festzug, Fackelzug und Commercium zusammen, und haben vorher wie nachher in verhältnismäßig gutem Einvernehmen gelebt. Das beste Zeichen dafür ist der Umstand, daß der 1878 begründete „Auschuß der Studentenschaft“ trotz seiner verschiedenartigen Zusammensetzung noch immer besteht; ihm gehören außer den Vertretern der Korporationen noch 4 gewählte Vertreter der nichtinkorporierten Studenten an.

Mit Lehrkräften ist die Straßburger Universität von Anfang an trefflich ausgestattet gewesen. Bereits in ihrem zweiten Semester wirkten 68 Lehrer an ihr, und die Zahl hat sich inzwischen mehr als verdoppelt. Wenn auch ein Straßburger Lehrstuhl dem Ehrgeizigen unter den Universitätslehrern noch immer nicht als das Endziel seiner Wünsche erscheinen mag, so sind doch unter den Größen der deutschen Wissenschaft viele, die für kürzere oder längere Zeit der Reichsländischen Hochschule angehört haben, unter andern — um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen — Warrentrapp, Laband, Lenel und Röntgen.

Besonders in der ersten Zeit ihres Bestehens hat die Hochschule den Charakter einer „Arbeitsuniversität“ getragen, und wer in dieser Erwartung nach Straßburg kommt, findet sich auch heute nicht getäuscht, denn außer den vielen schon erwähnten erstklassigen wissenschaftlichen Instituten kommt den Studierenden vor allem die hervorragende, unmittelbar nach Annerion der Reichsländer eingerichtete Universitäts- und Landesbibliothek zu statten, die jetzt schon über 600000 Bände zählt und in Deutschland an Bedeutung nur von den Bibliotheken in München, Berlin und Göttingen übertroffen wird. Alle die genannten vortrefflichen Einrichtungen der Universität machen es erklärlich, daß die Zahl der Studenten nach 25jährigem Bestehen bereits über 1000 hinausgewachsen ist; hinzu kommt als anziehendes Moment die





Die technischen Hochschulen.

Erkenntnis rastlos, nützlich anzuwenden,
Das ist der heur'gen Technik heiß Bemüh'n!
Was sie erringt, das streut mit vollen Händen
Der Menschheit sie als reiche Gabe hin!
So steht sie da an des Jahrhunderts Wende
Verschwimmt jeder älteren Disziplin!
T. Witt (Prolog gesprochen bei der Jubelfeier der
Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg).

In der Geschichte der deutschen technischen Hochschulen, deren Entstehung fast ausnahmslos in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fällt, zeigen sich die verschiedensten Ausgangspunkte, die zuerst instinktiv, später bewußt zu einem gemeinsamen Ziele hingeführt haben. Die gesamte Entwicklung dieser Hochschulen ist auf's engste verknüpft mit den mächtigen Wandlungen und dem Aufschwunge der deutschen Kultur. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war unser Vaterland den Nachbarländern Frankreich und England, nicht minder dem jungen amerikanischen Staate auf den Gebieten der Industrie und der Technik unverkennbar unterlegen. Nicht zum geringen Teile waren an diesen Zuständen die verheerenden Kriege schuld, unter denen Deutschland zu leiden hatte. Als nun im zweiten Jahrzehnt friedliche Zustände eintraten, sann man auf Mittel und Wege, den Verkehr und die Industrie zu heben. Als ein wesentliches Mittel wurde alsbald die Pflege des technischen Unterrichts erkannt. Dies führte zur Gründung höherer Gewerbeschulen und ähnlicher Anstalten, aus denen sich dann später die heutigen technischen Hochschulen entwickelten.

Bereits früher waren Anstalten ins Leben gerufen worden, welche ähnliche Ziele verfolgten. So war 1745 in Braunschweig von Herzog Karl I. auf Vorschlag des Abtes Jerusalem eine Lehranstalt unter dem Namen Collegium Carolinum ins Leben gerufen worden, die als Vorbereitung zum Universitätsstudium, zum Studium der Technik und als Bildungsanstalt für sonstige höhere Berufsarten des praktischen Lebens dienen sollte. Schon damals, vor anderthalb Jahrhunderten, wurde in dem Entwurfe zu dieser Anstalt mit den denkwürdigen Worten auf die Bedeutung des Technikers hingewiesen: „Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung, das ist die Landwirtschaft, umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeinsame Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Teil des gemeinen Wezens als die Gelehrten aus.“ Das neu gegründete Collegium Carolinum, welches seinen Studierenden in dem Kollegiengebäude auch Wohnung und leibliche Verpflegung bot, nahm gleich anfangs einen bedeutenden

Das
Collegium
Carolinum
bis 1814.

the business world. The business world is a place where people are constantly competing for resources, and where the only way to survive is to be the best. In this world, people are often forced to make choices between what is right and what is profitable. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction. In this article, we will explore the challenges of being a business leader in a world where the only way to survive is to be the best.



As a business leader, you are constantly being challenged. You are being challenged by the competition, by the market, and by the people who work for you. You are being challenged to be the best, to be the most innovative, and to be the most successful. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction.

One of the greatest challenges of being a business leader is the need to be the best. In a world where the only way to survive is to be the best, you are constantly being challenged. You are being challenged by the competition, by the market, and by the people who work for you. You are being challenged to be the best, to be the most innovative, and to be the most successful. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction. You must be willing to take risks, to be different, and to be the best. You must be willing to stand up for your beliefs, and to be the best. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction.

Another challenge of being a business leader is the need to be the most innovative. In a world where the only way to survive is to be the best, you are constantly being challenged. You are being challenged by the competition, by the market, and by the people who work for you. You are being challenged to be the best, to be the most innovative, and to be the most successful. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction. You must be willing to take risks, to be different, and to be the best. You must be willing to stand up for your beliefs, and to be the best. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction.

Finally, another challenge of being a business leader is the need to be the most successful. In a world where the only way to survive is to be the best, you are constantly being challenged. You are being challenged by the competition, by the market, and by the people who work for you. You are being challenged to be the best, to be the most innovative, and to be the most successful. This is a difficult task, and one that requires a great deal of courage and conviction.

in Stuttgart 1829, in Hannover 1831. Die Organisation dieser Anstalten war allerdings noch durchaus verschieden: während einige, wenn auch nur in schwachen Umrissen, bereits bei ihrer Gründung die zukünftigen Hochschulen erkennen lassen, verrieten Lehrplan und Unterrichtsmethode der anderen, wie primitiv die Anschauungen über das Wesen der neu entstehenden Technik waren, welche geringe Grundlage wissenschaftlicher Bildung man für hervorragende Leistungen als zureichend erachtete.

Das Gewerbe-
institut
in Berlin.

Berlin ging in der Gründung den anderen Städten voran. Hier wurde am 1. November 1821 unter dem Namen „technische Schule“ eine Unterrichtsanstalt eröffnet, welche nach dem von dem damaligen Vorsitzenden der technischen Deputation für Gewerbe, Beuth, entworfenen Organisationsplane die Aufgabe haben sollte, „dem angehenden Fabrikanten und Handwerker nicht nur eine allgemeine Bildung und eine Einsicht in Dinge zu geben, welche zu wissen jedem Handwerker not thut, sondern auch gerade so viel Vorkenntnisse, als zum gewöhnlichen Betriebe eines technischen Gewerbes nötig sind.“ Die aufzunehmenden Schüler durften nicht unter 12 und nicht über 16 Jahre alt sein und brauchten sonst nur geringe Vorbedingungen zu erfüllen. Die „technische Schule“ sollte aus zwei Klassen mit je einjährigem Kursus und mit höchstens je 30 Schülern bestehen. Der Unterricht, der unentgeltlich war und sich im wesentlichen auf Naturwissenschaften, Mathematik, Chemie und technisches Zeichnen erstreckte, wurde durchaus schulmäßig gehandhabt. Der rege Besuch der Anstalt führte bald zu ihrer Vergrößerung, auch erhielt sie 1827 den Namen „Gewerbeinstitut“. Es wurde ein chemisches Laboratorium eingerichtet, und 1838 der Unterricht in den Elementen der Bau- und Maschinenkonstruktion in den Lehrplan aufgenommen. Mit Rücksicht auf die gedeihliche Entwicklung, welche inzwischen die Provinzial-Gewerbeschulen nahmen, deren Fortsetzung das Gewerbeinstitut bilden sollte, wurde diesem in den vierziger Jahren die Ausbildung von Technikern zugedacht, die zur Einrichtung und Leitung von Fabriken befähigt wären. Nachdem dann auch 1848 die Schüler der oberen Klassen die Berechtigung zum Hören der Vorlesungen an der Universität erhalten hatten, brachte das Jahr 1850 dem Gewerbeinstitut eine durchgreifende Reform: jetzt mußten die Aufzunehmenden die Entlassungsprüfung bei einer Provinzial-Gewerbeschule, einer Realschule oder einem Gymnasium bestanden haben, der Unterricht dauerte 3 Jahre, war im ersten Jahre für die Schüler aller Fachrichtungen ein gemeinschaftlicher, später trat eine Trennung nach den Fächern ein. Der Unterricht blieb zunächst noch unentgeltlich, da jedoch der Andrang zum Gewerbeinstitut von Jahr zu Jahr zunahm, so wurde vom Jahre 1856 ab für den Besuch eines vollständigen Jahreskursus ein Honorar von 40 Thalern erhoben.

Die
Bauakademie
bis 1859.

Inzwischen hatte sich auch die in Berlin befindliche Bauakademie kräftig

weiter entwickelt. Im Jahre 1823 wurde sie in zwei Abteilungen geteilt, eine für die höhere Baukunst, die andere für das Technische des Bauwesens. Die erstere war von keinem Bestande, während die andere zu rascher Blüte gelangte. Im Jahre 1831 wurde dann der Name „Bauakademie“ in „Allgemeine Bauerschule“ umgewandelt, auch wurden die Aufnahmebedingungen entsprechend den neu erlassenen Prüfungsvorschriften für die Baubeamten Preußens von neuem gesteigert. Das Ende des nächsten Jahrzehnts gab der Anstalt ihren



Das Polytechnikum in Charlottenburg.

alten Namen „Bauakademie“ wieder und brachte zugleich eine weitere Verschärfung der Prüfungsvorschriften für die Staatsbaubeamten und somit der Vorbedingungen für die Aufnahme in die Bauakademie, damit aber auch die von den Studierenden lebhaft begehrte Lernfreiheit. Als Vorbildung für das vorbereitende Studium zum Staatsbaudienst wurde dann 1855 die Reife des Abganges zur Universität verlangt; im Jahre 1859 erhielten jedoch auch die Abiturienten der neu eingerichteten Realschulen erster Ordnung die Gleichberechtigung hinsichtlich der Zulassung zu den Prüfungen für den Staatsbaudienst.

Einen bei weitem anderen Entwicklungsgang als die Berliner Anstalt zeigt die im Jahre 1828 als „Polytechnische Schule“ in Karlsruhe ins Leben gerufene Lehranstalt. Sie ging aus drei Anstalten hervor, aus der Bauerschule des Oberbaudirektors Weinbrenner, einer privaten Gewerbeschule in Freiburg und der von Oberst Tulla eingerichteten Lehranstalt für Planzeichnen und andere Zweige des Ingenieurwesens. Die polytechnische Schule wurde gebildet aus zwei allgemeinen Klassen mit dem Eintrittsalter von 13 Jahren und aus zwei mathematischen mit einem solchen von 15 Jahren, einer Handels- und Gewerbeklasse mit einer merkantilen und einer technischen Abteilung. Die Unterrichtsgegenstände waren im wesentlichen die einer Realschule, nur einige technische Fächer, wie Technologie, wurden gelehrt, während der höhere Unterricht für Ingenieure und Architekten in einer kurz vorher gegründeten Ingenieurschule und in dem architektonischen Institut von Weinbrenner erteilt wurde. Doch schon 1832 wurden diese höheren Schulen und zugleich eine Forstschule mit der polytechnischen Schule vereinigt. Die bisherigen zwei allgemeinen Klassen erhielten als Vorschule eine etwas losere Verbindung. Diese Neuorganisation, welche zugleich der Anstalt einen in Bezug auf die Professoren akademischen Charakter verlieh, die zum Teil noch sehr jungen Zöglinge jedoch einer mehr schulmäßigen Behandlung unterwarf, erwies sich als außerordentlich segensreich und verhalf der Anstalt zu einer raschen Entwicklung. Das Eintrittsalter in die Vorschule wurde im Jahre 1860 auf 14 Jahre erhöht, 3 Jahre später jedoch wurden die Vorschule und die erste mathematische Klasse aufgehoben, da sie durch die in demselben Jahre in Karlsruhe gegründete höhere Bürgerschule überflüssig geworden waren. Das Eintrittsalter in die polytechnische Schule erhöhte sich dadurch auf 17 Jahre.

Gründung der
polytechnischen
Schule
in Karlsruhe.

Weit langsamer entwickelte sich dagegen die 1828 zu Dresden ins Leben gerufene technische Bildungsanstalt, bei welcher übrigens im Beginn einzig und allein die Rücksicht auf den Zustand der sächsischen Industrie maßgebend war, und bei deren Gründung man ausschließlich die mechanische Technik als Lehrgegenstand im Auge hatte. Man beabsichtigte hier eine zugleich praktische und wissenschaftliche Vorbildung für den Maschinenbau und glaubte das Ziel durch eine enge Verbindung mit einer mechanischen Werkstatt erreichen zu können, in der die Schüler während eines großen Teils ihrer Unterrichtszeit zu arbeiten hatten. Nach einigen Jahren teilte man die Anstalt in eine untere und eine obere Abteilung, von denen die erstere mit den übrigen Gewerbeschulen gleichmäßig organisiert wurde, während die obere einer höheren technischen Ausbildung dienen sollte und so zugleich die Grundlage zu einer weiteren Entwicklung bildete. Gegen Ende des dritten Jahrzehnts wurde denn auch „die vollständige Ausbildung wissenschaftlicher Techniker vom Fach“ als Aufgabe der Anstalt bezeichnet. Noch immer aber konnte man sich nicht zu einer freieren Organisation entschließen, die allein in ihrem Verfolge zur Bildung von technischen Hochschulen führen konnte, und die bereits andere technische Schulen Deutschlands angenommen hatten. Erst im Jahre 1851, als die Lehrstätte in eine „polytechnische Schule“ verwandelt wurde, beseitigte man die untere Klasse und teilte die obere in drei Abteilungen ein, eine für Maschinenbau, eine zweite für Bauingenieurwissenschaften und eine solche für Chemie. Nach einem bald darauf durchgeführten weiteren Organisationsplane bot die Schule die Mittel zur Erwerbung einer umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung für Techniker. Die Vorträge wurden fortan akademischer

Die höhere
Gewerbeschule
in Dresden.

the organization's mission and vision, and the organization's values. The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles. The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles. The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles.



The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles. The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles. The organization's mission and vision are the organization's purpose and direction, and the organization's values are the organization's beliefs and principles.

sich die obere in zwei Ordnungen, die chemische und die mechanische, teilte, zwischen denen die Schüler freie Wahl hatten. Bereits 1839 wurde eine weitere Klasse errichtet, der von nun ab die Beschäftigung mit den eigentlichen technischen Fächern zufiel, während die beiden unteren Klassen eine gediegene Grundlage in der Mathematik und den Naturwissenschaften geben sollten. Bei einer stetigen ruhigen Entwicklung während der nun folgenden Jahre finden wir die



A. Rüschner's Grussphotographien

H. Sillger, Berlin

Die Technische Hochschule in Hannover.

Oberklasse (1849) in drei für sich bestehende Abteilungen gegliedert, eine mechanisch-technische, eine chemisch-technische und eine Bauklasse. Daneben bestand noch eine landwirtschaftliche Klasse. Der Anstalt die Einrichtungen einer polytechnischen Schule zu geben, gelang freilich erst im Jahre 1859: von da ab bestand sie aus zwei sogenannten allgemeinen Klassen und fünf Fachabteilungen: einer chemisch-technischen, einer mechanisch-technischen, einer Bauklasse, einer Ingenieurklasse und einer landwirtschaftlichen Klasse. Die beiden allgemeinen Klassen mit je einjährigem Kursus dienten als gemeinsame Vorbereitungsschule. Die Aufnahme in die untere allgemeine Klasse setzte ein Alter von 16 Jahren und das Bestehen einer Aufnahmeprüfung voraus, doch genügte es auch, die Obersekunda eines Gymnasiums oder die Prima einer Realschule mit Erfolg besucht zu haben. Trotz dieser Organisation war in den folgenden Jahren ein starker Rückgang in dem Besuche zu verzeichnen, da Hessen für die Staatsbaubeamten ausdrücklich ein dreijähriges Universitätsstudium vorschrieb. Ja, es kam sogar so weit, daß im Jahre 1864 die höhere Gewerbeschule zu der sogenannten „Technischen Schule“ umgestaltet und damit für kurze Zeit auf eine niedere Stufe herabgedrückt wurde.

Eine durchaus stetige Entwicklung nahm die 1831 in Hannover eröffnete „Höhere Gewerbeschule.“ Bei geringen Vorbedingungen für die Aufnahme sollte der Unterricht alle die Wissenschaften umfassen, welche den Gewerbetreibenden der verschiedensten Klassen, dem Handwerker, dem mechanischen Künstler und dem Fabrikanten zu ihrer vollständigen Ausbildung erwünscht sein könnten. Dabei sollte Rücksicht genommen werden auf die Anwendungen, welche für den Betrieb der Landwirtschaft von Bedeutung sind. Auch sollte allen anderen Personen, welche für ihren Beruf des Studiums der reinen und angewandten Mathematik, der Naturwissenschaft oder des Zeichnens bedürfen, reichlich Gelegenheit dazu gegeben werden, insbesondere sollte die Schule geeignet sein zur Ausbildung in allen Zweigen der Bauwissenschaft, zur Belehrung des angehenden Forstmannes, praktischen Geometers, Pharmazeuten und Kaufmanns. Der Unterrichtskursus war je nach dem Grade der erstrebten Ausbildung ein zweijähriger oder ein dreijähriger. Der Unterricht wurde nicht Klassenweise, sondern nach einzelnen, in sich abgeschlossenen Fächern erteilt, in deren Wahl den Schülern Freiheit gelassen wurde. Die fortschreitende Entwicklung der Anstalt veranlaßte 1845 die Aufnahme der Mechanik, der Baukunst, des Maschinenbaues, des Straßen- und Brückenbaues in den Lehrplan der Anstalt, welche 1847 zur „Polytechnischen Schule“ erhoben wurde. Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde auch ein Vortrag über technische Chemie eingerichtet, und in der Folgezeit wurde der Unterricht im Bauingenieurwesen und im Maschinenbau erweitert und vertieft.

Die höhere Gewerbeschule in Hannover.

Während sich so die neu gegründeten technischen Bildungsanstalten weiter entwickelten, hatte auch das 1745 zu Braunschweig gegründete Collegium Caro-

Das
Collegium
Carolinum
wird polytech-
nische Schule.

linum weitere Fortschritte zu verzeichnen. Im Jahre 1835 wurde es unter bedeutender Erweiterung seines Lehrplans in drei Abteilungen, eine humanistische, eine technische und eine merkantilische, zerlegt. Den Anforderungen der Zeit entsprechend und in richtiger Würdigung der weitgehenden Verbesserung der Gymnasien, wurde ernstlich dahin gestrebt, die technische Abteilung immer mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Unter Aufhebung der humanistischen und merkantilischen Abteilungen wurde denn auch 1862 das Collegium Carolinum in eine polytechnische Schule umgewandelt.

Entwicklung
der techn.
Bildungs-
anstalten in d.
60er Jahren.

Wenn wir nun einen Blick zurückwerfen auf die Entwicklung der technischen Bildungsanstalten Deutschlands bis zum Anfang der sechziger Jahre, so erkennen wir trotz der ganz verschiedenen Wege, welche sie betraten, um ihren Aufgaben gerecht zu werden, doch überall das Bestreben, für die einzelnen Fachrichtungen auch besondere Klassen zu schaffen. Infolge des großartigen Aufschwunges, den die technischen Berufswissenschaften nahmen, hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Anstalten sich nur dann zu wirklichen Hochschulen entwickeln könnten, wenn der Unterricht in den einzelnen technischen Fächern zur vollen Geltung käme. Der Grund dafür, daß trotz einer derartigen Gliederung Darmstadt hinter den anderen Schulen zurückblieb, ist in anderen Umständen zu suchen. Einmal trugen hierzu viel die bereits erwähnten Vorschriften bei, welche von den Staatsbaubeamten Hessens als Vorbildung ein dreijähriges Universitätsstudium verlangten, sodann aber fehlte es auch vor allem an den nötigen Geldmitteln zur Heranziehung genügender Lehrkräfte für die kräftig emporblühenden Bauingenieurwissenschaften. Der Bau der Eisenbahnen hatte den Technikern ein großes Arbeitsfeld und die Aussicht auf langjährige, interessante und lohnende Beschäftigung eröffnet, zudem wurde an der Vervollständigung der Kunststraßen kräftig gearbeitet, sodaß ein großer Andrang zu dem Fache der Bauingenieure stattfand und sich damit das Bedürfnis ergab, an den technischen Lehranstalten die Ingenieurwissenschaften mehr als bisher zu pflegen. Da Darmstadt diesen Anforderungen nicht genügte, so ging die Zahl der Besucher außerordentlich zurück, zum Teil auch wohl aus dem Grunde, weil die Gewerbeschule nicht den Namen einer polytechnischen Schule, den die anderen höheren Gewerbeschulen Deutschlands bereits führten, annahm und deshalb vielfach für eine Handwerkerschule gehalten wurde. Als ein Mißgriff muß es betrachtet werden, daß man infolge des Rückgangs der Schule diese zu einer „Technischen Schule“ umgestaltete, anstatt die vorhandenen Lücken auszufüllen und die Anstalt so auf gleiche Stufe mit den anderen technischen Bildungsanstalten zu stellen. In ihrer neuen Form bot die Schule für die auf eine höhere Bildung angewiesenen Techniker zu wenig, für die zukünftigen Bauwerkmeister und Bauaufseher dagegen zu viel. Der weitere Rückgang der Schule

Neuorgani-
sation der
Darmstädter
Hochschule
1868.



Das Münchener Polytechnikum.

führte im Jahre 1868 zu einer Neuorganisation, wobei es nun allerdings möglich war, die bisher bei den übrigen polytechnischen Schulen gemachten Erfahrungen zu verwerten. Die Anstalt wurde zu einer polytechnischen Schule mit dem Charakter einer Hochschule erhoben, der Universität gleichgestellt und erhielt sechs Abteilungen: die allgemeine Schule, die Bauschule, die Ingenieurschule, die Maschinenbauschule, die chemisch-technische Schule und die landwirtschaftliche Schule.

Fast zu derselben Zeit erfolgte die Neuorganisation der Münchener Schule, deren Anfänge in der 1827 gegründeten polytechnischen Zentralschule zu suchen sind. Dieselbe wurde 1853 mit der kameralistischen Fakultät der Universität München verbunden. Jedoch schon 1840 wurde diese Verbindung aufgehoben und durch einen Ingenieurkursus an der polytechnischen Schule ersetzt. Die 1864 ergangene technische Schulordnung, welche sich auch auf die anderen beiden polytechnischen Schulen zu Nürnberg und Augsburg bezog, änderte wenig, erst das Jahr 1868 brachte eine vollständige Neugestaltung, durch die Nürnberg und Augsburg zu Industrieschulen umgewandelt wurden, während München den Charakter einer technischen Hochschule erhielt. Es wurden fünf Abteilungen errichtet: die allgemeine Schule, die Ingenieur- und die Hochbauschule, die mechanisch-technische und die chemisch-technische Schule.

Neugestaltung
der Münchener
Schule 1868.

Bereits vier Jahre früher als München und Darmstadt war Karlsruhe in seinem Verfassungsstatut vom Jahre 1865 zu einer Hochschule erklärt und dadurch im Range den Universitäten gleichgestellt worden, während Dresden trotz einer Neuorganisation von demselben Jahre, in welcher das Reifezeugnis einer Realschule oder eines Gymnasiums als Aufnahmebedingung festgesetzt wurde, erst durch das Verfassungsstatut vom Jahre 1870 dem Range nach zu einer technischen Hochschule erhoben wurde.

Karlsruhe und
Dresden, techn.
Hochschulen.

Von den preussischen Lehranstalten ist aus den sechziger Jahren zu berichten, daß Hannover vor allem den Unterricht im Bauingenieurwesen bedeutend erweiterte. Im Jahre 1868 wurde es neben der Berliner Bauakademie als Vorbildungsinstitut für die Staatsbaubeamten anerkannt. Das Berliner Gewerbeinstitut erhielt im Jahre 1860 eine neue Verfassung, welche den Studierenden das Recht der Lernfreiheit zuerkannte. Die rein wissenschaftlichen Fächer wurden von denjenigen getrennt, welche die Ausbildung für die einzelnen Zweige der Technik erstreben, und der Unterricht im Schiffbau eingeführt. Da das Gewerbeinstitut in der Folgezeit immer mehr den Charakter einer akademischen Lehranstalt annahm, so erhielt es 1866 den Namen „Gewerbeakademie“ und wurde 1871 bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens für eine „Technische Hochschule“ erklärt.

Entwicklung
der Berliner
Bauakademie
zur techn.
Hochschule
1873.

So sehen wir denn in dem siebenten Jahrzehnt die technischen Lehranstalten Deutschlands zielbewußt Wege betreten, deren Verfolg zu der im Anfange ungeachteten Bedeutung dieser Bildungsstätten führen mußte. Die zu Beginn der Entwicklung tastenden, unsicheren Schritte wandelten sich in eine stete, energische Vorwärtsbewegung, seitdem man die Aufgaben und die Ziele der technischen Wissenschaften klar erkannt hatte. Da man ferner einsah, daß die allgemein menschliche Bildung mit einer fruchtbringenden Fachbildung in steter Wechselwirkung stehe, so fing man an, allseitiger und nachhaltiger Gewicht darauf zu legen, daß die Techniker neben einer vollendeten, echt wissenschaftlichen Fachbildung auch eine umfassende allgemeine Bildung besäßen, und verschärfte demgemäß die Bedingungen für die Aufnahme. Um jedoch denen, welche den Aufnahmebedingungen nicht genügten, die Möglichkeit zu einer gründlichen technischen Ausbildung zu lassen, konnten dieselben als Hospitanten an den Vorlesungen und Übungen teilnehmen. In der Folgezeit brach sich auch die Überzeugung Bahn, daß die studierende Jugend durchweg von einem Geiste beseelt war, welcher Vertrauen verdiente. Außerdem war man sich dessen bewußt, daß die bloße Organisation der Fachschulen nicht imstande wäre, das ungeheure Gebiet der technischen Wissenschaften genügend einzuteilen, um den vielseitigen Anforderungen technischer Praxis zu genügen, und verstand sich so zur Gewährung der Lehr- und Lernfreiheit. Den heutigen Technischen Hochschulen kam man ferner auch schon dadurch näher, daß man fast allgemein ein vierjähriges Studium einführte und für diejenigen, welche sich nicht dem Staatsdienste widmen wollten, Absolutorialprüfungen, zum Teil auch schon Diplomprüfungen zum Ausweise der erlangten wissenschaftlichen Ausbildung einrichtete. Bezeichnend für diesen Zeitabschnitt ist es auch, daß man immer mehr darnach hinstrebte, die unmittelbare Leitung der Anstalten in die Hände ihrer eigenen Organe, der Direktoren und der

Vorstände der einzelnen Abteilungen, zu legen. Eine weitere Fürsorge für die Ausbildung der Wissenschaften ist auch darin zu erblicken, daß man das Institut der Privatdozenten einführte und ihre Habilitation unter Zuweisung der für ihre Kollegien eingehenden Unterrichtsgelder zuließ.

Der in den sechziger Jahren betretene Weg zum weiteren Ausbau der technischen Bildungsanstalten wurde in dem folgenden Jahrzehnt energisch verfolgt und führte auch zu einem gewissen Abschluß der Entwicklung, welcher dadurch zum Ausdruck gebracht wurde, daß zum Schluß der siebziger Jahre fast alle Anstalten die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule“ erhielten. Die allgemeinen Klassen, die bei einem Teile der Hochschulen noch bestanden und gewissermaßen eine Vor-
Fortschritte in den 70er Jahren. schule bildeten, wurden aufgehoben und an ihre Stelle besondere Abteilungen für allgemeine Wissenschaften gesetzt. Der Grund dafür, daß man sich nicht schon früher zu diesem Schritte hatte entschließen können, ist in dem Umstande zu suchen, daß die außerpreussischen Realschulen sich noch nicht so weit entwickelt hatten, um eine genügende Vorbildung für das Studium der technischen Wissenschaften zu geben. Diese



3. Städtische Gewerbehochschule.

St. Dlagre, Berlin

Die Technische Hochschule in Stuttgart.

Aufgabe mußten daher die Hochschulen noch selbst übernehmen, und erst nach einer eingehenden Reform der Realschulen konnte man zur Aufhebung der allgemeinen Schule schreiten, die den Hochschulen lange Zeit hindurch den Charakter einer gewissen Zwiespältigkeit aufgedrückt hatte. Immer mehr sehen wir jetzt das Bestreben in den Vordergrund treten, das Maturitätsprinzip bei der Aufnahme der Studierenden nach Möglichkeit durchzuführen, ein Bestreben, das wesentliche Unterstützung durch die Vorschriften für die Bau-

beamten fast aller Staaten Deutschlands erhielt, nach welchen von ihnen als Vorbedingung das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung gefordert wurde. Dort, wo noch keine Diplomprüfungen eingeführt waren, schuf man solche, wo sie bereits abgehalten wurden, erhöhte man die Anforderungen für die Zulassung zu denselben.

An all diesen Fortschritten nahm die inzwischen im Jahre 1870 zu Aachen mit dem Charakter einer technischen Hochschule eröffnete polytechnische Schule teil. Ihr kamen von vornherein die Erfahrungen zu gute, welche man an den verwandten Anstalten gemacht hatte, und so blieb ihr der mühselige Weg der Entwicklung erspart, den jene hatten zurücklegen müssen. Zu Anfang war hier der Unterricht der Architekten und Ingenieure zu einer Fachschule vereinigt, bald jedoch schritt man zur Einrichtung besonderer Abteilungen für beide Fachrichtungen. Ebenso trat an die Stelle der allgemeinen Schule eine Abteilung für allgemeine Wissenschaften, insbesondere für Mathematik und Naturwissenschaften. Überhaupt finden wir eine große Übereinstimmung in dem Ausbau dieser Anstalt mit demjenigen der Hochschulen zu Hannover und zu Berlin. Hier hatten schon seit geraumer Zeit ernste Erwägungen darüber stattgefunden, ob es nicht ratsam wäre, die Bauakademie und die Gewerbeakademie zu einer Anstalt zu vereinigen, da sich beide mit der Zeit in ihrer Organisation, ihren Aufgaben und ihren Zielen immer näher gerückt waren. Zwar waren an der ersteren vornehmlich Architektur und die Bauingenieurwissenschaften, an der letzteren Maschineningenieurwesen, Chemie und Hüttenkunde in den Lehrplan aufgenommen, doch bildeten auf beiden die mathematischen und andere allgemeine Wissen-

Gründung und Entwicklung der Aachener Schule

schaften in gleicher Weise die Grundlage zu den eigentlichen Fachstudien. Eine Vereinigung beider mußte daher unbedingt zu einer Ersparnis an Lehrkräften führen, und die dadurch verfügbaren Mittel konnten zu einer weiteren Ausgestaltung des Unterrichts verwandt werden. Der Plan kam im Jahre 1879 zur Ausführung, indem durch ein provisorisches Verfassungsstatut die Vereinigung der Anstalten ausgesprochen und dem neuen Institut der Name „Technische Hochschule“ gegeben wurde. Im Jahre 1882 wurde das provisorische Statut durch das noch jetzt in Kraft stehende ersetzt, wie überhaupt die meisten der heute noch gültigen Verfassungen der Hochschulen aus dem Anfang der achtziger Jahre stammen.

Bemerkenswert ist es, daß sich gerade zu dieser Zeit eine große Abnahme in der Zahl der Studierenden an allen deutschen technischen Hochschulen zeigt. Nach dem riesenhaften Aufschwunge der Bauhätigkeit, insbesondere im Eisenbahnbau, welcher Ende der sechziger Jahre und nach dem französischen Kriege zu verzeichnen war, fand ein sehr starker Andrang zu den technischen Hochschulen und demgemäß eine Überproduktion an Technikern statt. Die Unterbringung derselben in der Praxis machte demnächst große Schwierigkeit, und es erfolgte nun ein Rückschlag, der den Besuch der technischen Hochschulen wesentlich beeinträchtigte. Dieser Zustand dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit, denn der ungeheure Aufschwung der Technik in den beiden letzten Jahrzehnten forderte neue Kräfte, die ihre Vorbildung nur auf den technischen Hochschulen erlangen konnten. Die Zahl der Studierenden der Hochschulen wuchs daher bald wieder und erreichte bei ständigem Wachsen bis zur Jetztzeit eine fast ungeahnte Höhe, sodaß man in Preußen die Gründung einer vierten Hochschule zu Danzig beschloß. Im Winterhalbjahr 1898/99 betrug die Hörerzahl in Berlin nahezu 5500, in Karlsruhe etwa 1100, in Hannover 1200, in Aachen nahezu 500. Die Hochschulen mußten vielfach vergrößert, ihre Unterrichtspläne bedeutend erweitert werden. Die Entwicklung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte trug wesentlich zum Ausbau des Unterrichts im Schiff- und Schiffsmaschinenbau bei. Ferner hatte die Elektrotechnik durch die epochemachenden Entdeckungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität und der Nutzbarmachung des dynamo-elektrischen Prinzips einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die elektrische Beleuchtung und die elektrische Kraftübertragung standen im Vordergrund des Interesses bei Technikern und Laien. In richtiger Würdigung dieses jüngsten Zweiges technischer Tätigkeit wurden in den achtziger Jahren an allen Hochschulen Vorlesungen aus dem Gebiete der Elektrotechnik eingeführt, deren Vermehrung dann bald zur Einrichtung einer neuen Abteilung führte. Diese war an einzelnen Hochschulen, wie Aachen und Karlsruhe, eine selbständige, bei den anderen wurde sie in die Abteilung für Maschineningenieurwesen eingegliedert. Zugleich wurden auch fast überall elektrotechnische und elektrochemische Laboratorien ins Leben gerufen. Da ferner in der Neuzeit bei dem Unterricht im Maschinenbau das bisher vorherrschende Prinzip der theoretischen zu Gunsten einer praktischen Lehrmethode zurückgedrängt wurde, so schritt man in den letzten Jahren an einzelnen Hochschulen auch zur Einrichtung von Maschinenlaboratorien. Nichts wurde unterlassen, was zur Förderung und Vertiefung der technischen Wissenschaften führen konnte, sodaß sich am Schlusse des Jahrhunderts die Hochschulen ebenbürtig den obersten Bildungsstätten des Landes, den Universitäten, an die Seite stellen konnten.

Entmündelung
bis zur
Gegenwart.

Als Zweck und Aufgabe der technischen Hochschulen hatte es sich im Laufe der Entwicklung laut ihren Verfassungsstatuten herausgestellt, „für den technischen Beruf im Staats- und Gemeindedienst, wie im industriellen Leben die höhere Ausbildung zu gewähren, sowie die Wissenschaften und Künste zu pflegen, welche zu dem technischen Unterrichtsgebiet gehören“. Die verschiedenen technischen Berufszweige finden in entsprechenden Abteilungen und dem Lehrkörper ihre Vertretung. Gewöhnlich bestehen die Hochschulen aus den Abteilungen für Architektur, für Bauingenieurwesen, für Maschineningenieurwesen, für Chemie und Hüttenkunde und für allgemeine Wissenschaften. Außerdem sind Schiff-

Einrichtung der
Hochschulen

und Schiffsmaschinenbau sowie Elektrotechnik in eine der Abteilungen eingefügt oder bilden für sich je eine besondere Abteilung. Unter den Unterrichtsgegenständen der allgemeinen Abteilung finden wir vor allem Mathematik und Naturwissenschaften, sodann aber auch die neueren Sprachen, Philosophie, Rechtskunde, Verwaltungs- und Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Die letztgenannte Abteilung soll neben der erforderlichen Vorbildung für die Fachstudien eine gediegene allgemeine Bildung verleihen, da ja die Studierenden auch dazu herangebildet werden sollen, später

Abteilungen. wirksame Räder in dem Triebwerk der leitenden Gesellschaftsschichten zu werden und für die Förderung der allgemein menschlichen, der sozialen und staatlichen Interessen thätig zu sein. Es soll ihnen daher ein Einblick gewährt werden in die rechtliche Ausgestaltung des privatwirtschaftlichen wie des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und insbesondere in diejenigen Rechtsgebiete und Rechtsnormen, welche für die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Bedeutung sind. Einige technische Hochschulen dienen neben der Ausbildung in den oben bezeichneten

technischen Berufszweigen noch der Ausbildung in anderen Fächern, wie z. B. dem Kameral- und Forstfache, dem Bergfache und der Landwirtschaft, um in den betreffenden Staaten die Errichtung besonderer Fachschulen zu vermeiden, doch sind diese Nebenaufgaben von keiner weiteren Bedeutung für die Hochschulen.



Berling von Zeller u. Vogel Darmstadt

Das Polytechnikum in Braunschweig.

Wie die Universitäten, so sind auch die technischen Hochschulen vom Staate unterhaltene Anstalten und unterstehen überall unmittelbar den obersten Landesbe-

Verwaltung hörden. Sie sind fast durchweg in der ersten Kammer des Landes vertreten, auch erfolgte in Preußen im Jahre 1898 die Berufung je eines Mitgliedes der drei technischen Hochschulen als Vertreter der Anstalt in das preussische Herrenhaus auf Lebenszeit. Die unmittelbare Leitung der Hochschule liegt in der Hand eines Rektors oder Direktors, dem ein Ausschuss aus der Gesamtheit der ordentlichen Professoren, meist Senat genannt, sowie Verwaltungsbeamte zur Seite stehen. Der Rektor wird vom Landesfürsten nach vorangegangener Wahl durch die Professoren auf ein Jahr oder eine bestimmte Zeitperiode ernannt. Als Zeichen seiner Würde trägt er eine goldene Kette mit Medaille, außerdem führt er in Berlin den Titel Rector magnificus. Ihm liegt die Vertretung der Hochschule ob. Außerdem werden für die einzelnen Abteilungen, welche den Fakultäten an den Universitäten entsprechen, jedoch nicht so scharf wie diese von einander getrennt sind, Vorstände gewählt. Diese haben für die Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit des Lehrgangs innerhalb ihrer Abteilungen zu sorgen, auf Lücken und Mängel aufmerksam zu machen, Studienpläne zu entwerfen und andere Verwaltungsgeschäfte zu erledigen. Ferner haben sie Vorschläge zu machen für die Berufung neuer Lehrkräfte. Der Lehrkörper setzt sich aus ordentlichen und außerordentlichen Professoren, Privatdozenten und Assistenten zusammen. Die Dozenten sind, soweit sie etatsmäßige Stellen bekleiden, pensionsberechtigte Staatsbeamte mit einem festen Gehalt, beziehen aber außerdem noch einen Teil der Kollegiengelder, während die Einnahmen der Privatdozenten lediglich aus dem für ihren Unterricht eingehenden Honorar bestehen. Die Aufgabe der Dozenten ist es, die ihnen über-

**Der
Lehrkörper.**



„Die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit für unsere ganze Thätigkeit hat dazu geführt, daß beispielsweise die Abteilung für Maschineningenieurwesen eine große Erweiterung ihrer Laboratorien erfahren hat. Sie muß, um in der Materialienkunde, Maschinenlehre, Wärmemechanik und Elektromechanik überhaupt wissenschaftliches Verständnis zu ermöglichen, durch Laboratoriums-Übungen richtige Beobachtung und Schlußfolgerung und wissenschaftliche Forschung lehren.“

**Diplom-
prüfung** Zum Nachweise des Erfolges der Studien können Prüfungen abgelegt werden, welche teils im Auftrage und unter Mitwirkung der Staatsbehörden, teils lediglich von Professoren der Hochschule abgehalten werden. Auf Grund vollständiger Ablegung der Hochschulprüfungen, nämlich einer Vorprüfung in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, einer akademischen Schlussprüfung in den Fachkenntnissen und einer selbständigen Arbeit, der Diplomarbeit, erteilt die Hochschule Diplome, welche bezeugen, daß der Inhaber für sein Fach wissenschaftlich und technisch gebildet ist. Leider war es bis noch vor ganz kurzer Zeit trotz oft wiederholter Bemühungen nicht gelungen, einen Titel zu finden, welcher das mit einer solchen Prüfung wohlverdiente Anrecht auf wissenschaftliches Ansehen in erwünschter Weise zum Ausdruck bringt. Die Diplomprüfung wird vielfach in den Abteilungen abgelegt, für die es keine Staatsprüfungen giebt, wie in der chemischen, oder in denen ein großer Teil der Studierenden sich der Privatindustrie zuwendet, wie in der Abteilung für Maschineningenieurwesen. Wer in Berlin die Diplomprüfung innerhalb der Fachgebiete der Abteilungen für Maschineningenieurwesen, Chemie und Hüttenkunde mit Auszeichnung besteht, kann ein Reisestipendium von 1500 Mark erhalten. In Diplomirte aller Fachgebiete können, sofern sie die Prüfung mit Auszeichnung bestanden haben, silberne Preismedaillen verliehen werden. In Dresden können an solche, die die Diplom- oder erste Staatsprüfung mit vorzüglichem oder sehr gutem Erfolge bestanden haben, Reisestipendien bis zu 1200 Mark verliehen werden. Auch in Stuttgart ist das Bestehen einer Diplom- oder ersten Staatsprüfung Voraussetzung zum Genuß eines Reisestipendiums, in der Regel nicht unter 1000 Mark.

Eine Lösung der leidigen Titelfrage und zugleich eine hohe Anerkennung für die technischen Hochschulen brachte gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule im Oktober 1899 der folgende Erlaß des Kaisers:

„Auf den Bericht vom 6. d. Mts. will Ich den Technischen Hochschulen in Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung, welche sie in den letzten Jahrzehnten neben der Erfüllung ihrer praktischen Aufgaben erlangt haben, das Recht einräumen: 1) auf Grund der Diplom-Prüfung den Grad eines Diplom-Ingenieurs (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dipl.-Ing.) zu erteilen, 2) Diplom-Ingenieure auf Grund einer weiteren Prüfung zu Doktor-Ingenieuren (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dr.-Ing.) zu promovieren, und 3) die Würde eines Doktor-Ingenieurs auch Ehren halber als seltene Auszeichnung an Männer, die sich um die Förderung der technischen Wissenschaften hervorragende Verdienste erworben haben, nach Maßgabe der in der Promotions-Ordnung festzusetzenden Bedingungen zu verleihen.“

Neues Palais, den 11. Oktober 1899.

gez. Wilhelm R.

ggez. Studt.

**Die Staats-
prüfungen.** Außer den erwähnten Diplomprüfungen bilden die Staatsprüfungen den Abschluß der Studien, doch ist für die Zulassung zu diesen das Reisezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung Vorbedingung. Für Baiern gelten allerdings die Diplomprüfungen in München zugleich als erste Staatsprüfung für das Bau- und Maschinenfach. Die Staatsprüfungen bestehen aus einer Vorprüfung und zwei Hauptprüfungen, die Maschineningenieure müssen außerdem noch die Prüfung als Lokomotivführer ablegen. Ferner ist für

the organization's mission and vision, and the organization's values. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.



Figure 1. The organization's mission and vision.

The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.

The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.

The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.

The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.

The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors. The organization's mission and vision are the organization's purpose and the organization's future. The organization's values are the organization's beliefs and the organization's behaviors.

arbeitung der Verbandsatzungen betraut. Am 15. Juli 1895 versammelten sich die Abgeordneten der einzelnen Hochschulen zu einer ersten Vertreterversammlung in Darmstadt, in der die vorgelegten Statuten endgiltig genehmigt wurden. Nach diesen Statuten bezweckte der Verband unter Ausschluß politischer und religiöser Tendenzen einen engen Zusammenschluß sämtlicher deutschen technischen Hochschulen, um in Sachen von gemeinsamem Interesse durch gemeinsames, einiges Vorgehen schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen. Es wurde bestimmt, daß die ordentlichen Versammlungen regelmäßig im Laufe des Sommersemesters in Eisenach stattfinden sollten. Die Vorortschafft wechselte jährlich mit Beginn des Wintersemesters in alphabetischer Reihenfolge der Hochschulen. Als offizielles Organ dienten dem Verbande die in Hannover wöchentlich einmal erscheinenden „Akademischen Mitteilungen“. Die zweite Vertreterversammlung, welche sich mit der Maturitäts- und der Ausländerfrage an den deutschen technischen Hochschulen beschäftigte, fand am 22. August 1896 zu Eisenach statt; die dritte tagte Ende August 1897 und hatte zum Gegenstande der Besprechung abermals die Ausländerfrage, sodann auch die Titelfrage. Da es sich jedoch herausstellte, daß die Bestrebungen des Verbandes von keinem Erfolge gekrönt waren, so trat Berlin im Juli 1898 aus dem Verbande unter Veröffentlichung einer Denkschrift aus, worin es die Mißerfolge des Verbandes als Grund seines Austritts bezeichnete. Doch schon im Oktober 1899 fand gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule eine Neugründung des Verbandes statt; dieses Mal wurde aber als Zweck des Verbandes nur eine würdige Vertretung und ein enger Zusammenschluß der Hochschulen aufgestellt.

Die
Korporations-
verbände

So finden wir denn, weit mehr als auf den Universitäten, auf den technischen Hochschulen unter den Studierenden das Bestreben ausgebildet, ein gemeinsames Ganzes zu bilden, um nach außen hin als eine große Körperschaft auftreten und sich so besser Ansehen und Anerkennung verschaffen zu können. Es ist dies um so höher zu schätzen, als an den Hochschulen die verschiedensten Korporationen mit den verschiedenartigsten Prinzipien bestehen. Wie an den Universitäten, sehen wir auch hier die Korporationen mit gleichen Tendenzen zu größeren Verbänden sich zusammenschließen. So traten am 29. Dezember 1865 die Corps der Hochschulen Karlsruhe, Stuttgart und Zürich zu einem Bunde zusammen, dem sie den Namen „Allgemeiner Senioren-Convent“ (A. S.-C.) gaben. In den siebziger Jahren traten die Corps der übrigen technischen Hochschulen, auch diejenigen der Bergakademien, dem Verbande bei, der in der Folgezeit den Namen „Weinheimer Senioren-Convent“ annahm und sich alljährlich zu einer Vertreterversammlung der Corps in Weinheim an der Bergstraße versammelte. Unzufriedenheit einzelner Corps mit der Organisation und der von vielen gehegte Wunsch, einen Verband allein der Corps auf technischen Hochschulen zu bilden, führte im Jahre 1885 zur Auflösung des W. S.-C., doch wurde er bereits im nächsten Jahre von den Corps der Hochschulen Stuttgart, Hannover und Braunschweig wieder ins Leben gerufen. Zur Zeit umfaßt er die Corps sämtlicher Hochschulen mit Ausnahme von München.

Weit jünger als der Verband der Corps ist derjenige der Burschenschaften. Diese gründeten 1889 den Niederwald-Deputierten-Convent, der jedoch schon 1896 wieder aufgelöst wurde. Noch in demselben Jahre traten die Burschenschaften mit maturer Grundlage zum „Germania-Deputierten-Convent“ zusammen. Der bei der Gründung angenommene Name wurde nachträglich in „Binger Deputierten-Convent“ umgewandelt, da alljährlich in Bingen am Rhein die Vertreter zu einer Versammlung zusammenkommen. Zum B. D.-C. gehören zur Zeit sieben Burschenschaften auf sechs Hochschulen.

An farbentragenden Verbänden ist sodann noch der 1895 gegründete Auerbacher Landsmannschaft-Senioren-Convent zu nennen, dem fünf Landsmannschaften auf drei Hochschulen angehören. Wie die beiden andern genannten Verbände giebt auch dieser unbedingte Satisfaktion und schlägt Bestimmungsmensuren.

Das Prinzip der unbedingten Satisfaktion vertritt auch der im Jahre 1885 gegründete Fuldaer Vertreter-Convent, ein Verband von fünf nicht farbentragenden Verbindungen auf 4 Hochschulen.

Neben diesen Verbänden finden wir eine große Anzahl von Vereinen an den technischen Hochschulen, deren Gründung auf einen direkten Einfluß der an den Universitäten bestehenden Verbände zurückzuführen ist. Diese Vereine traten dann den betreffenden Verbänden bei, und so zählen denn z. B. der Kyffhäuser-Verband und der Akademische Turn-Bund eine ganze Reihe von Vereinen der technischen Hochschulen zu den ihrigen. Von besonderer Bedeutung ist der Akademische Turnbund, der durch Vereine fast an allen technischen Hochschulen vertreten ist, für diese dadurch geworden, daß er der erste Verband an den technischen Hochschulen war, welcher das Maturitätsprinzip streng durchführte.

Besonders deutlich zeigt den Einfluß der Korporationen der Universität auf die Bildung ähnlicher an den technischen Hochschulen die Königl. Technische Hochschule in Berlin, wo wir eine ganze Reihe von Korporationen finden, denen sowohl Studierende der Universität als auch der Hochschule angehören. Den größten Einfluß in studentischen Angelegenheiten haben sich hier die beiden nicht farbentragenden akademischen Vereine „Hütte“ und „Motiv“ und der „Akademische Turnbund“ zu Berlin. sichern gewußt, welche neben anderen Korporationen und der Wildenschaft stets je einen Vertreter, häufig sogar deren zwei in den Ausschuß der Studierenden entsenden. Der A.V. Hütte (weiß-blau), der älteste Verein der Hochschule, ist von Euler, „dem Hüttenvater“, 1846 gegründet, verfolgt gesellige und wissenschaftliche Ziele und besitzt ein eigenes Haus. Das hervorragendste vom A.V. Hütte herausgegebene Werk ist das Ingenieurtafchenbuch. Der A.V. Motiv (blau-gold), der ähnliche Bestrebungen hat, ist nicht viel später, nämlich 1847, gegründet worden. Der A.T.B. ist durch vier Vereine, den A.T.V. Berlin, den A.T.V. Arminia, den A.T.V. Kurmark und den A.T.V. Cheruscia (rot-weiß-orange, 1895) vertreten, von denen die drei ersten, alle mit den Farben schwarz-rot-gold, auch an der Universität bestehen und zusammen den A.T.B. Berlin bilden. Von den farbentragenden Korporationen sind zunächst zu nennen die vier Corps des W.S.C. Rheno-Guestphalia (1866, schwarz-rot-silber), Saxonica (1867, schwarz-grün-gold), Guestphalia (1870, grün-weiß-schwarz) und Pomerania (1872, blau-weiß-gold), sodann die beiden Burschenschaften des B.D.C. Gothia (orange-weiß-schwarz, 1890) und Baltia (hellblau-weiß-dunkelblau, 1894), ferner die Burschenschaft Cimbrica (weiß-schwarz-rot-weiß, 1888), die zum Allgemeinen Deputierten-Convent gehört, die Burschenschaft Vandalia (rot-gold-grün, 1893), Mitglied des Allgemeinen Deutschen Burschenbundes, und der A.T.V. Stauffia (schwarz-weiß-hellblau, 1897). Zu erwähnen sind ferner die F.V.C. Verbindung Berolina (blau-weiß-schwarz, 1886), der Verein deutscher Studenten (schwarz-weiß-rot, 1881), der Akademische Verein Silesia (hellblau-weiß-rosa, 1865) und eine ganze Reihe anderer wissenschaftlicher und geselliger Vereine.

Der in edler Kunstform gehaltene, gewaltige Monumentalbau der in Charlottenburg im Tiergarten zwischen dem Hippodrom und der Berlin-Charlottenburger Chaussee gelegenen Hochschule, ausgeführt nach Entwürfen von Lucae und Hitzig, wurde im Jahre 1884 durch Kaiser Wilhelm den Großen eingeweiht. Die Berliner Hochschule ist die bei weitem größte aller technischen Hochschulen Deutschlands und nimmt jetzt nahezu 5500 Studierende in ihren Mauern auf. Ihr Lehrplan weist insofern eine Verschiedenheit mit denjenigen der anderen Hochschulen auf, als hier der Schiff- und Schiffsmaschinenbau eine besondere Abteilung bilden. Da diese über die hervorragendsten Lehrkräfte und die vorzüglichsten Sammlungen verfügt, gewährt sie den Studierenden dieser Fachrichtung anderen Hochschulen gegenüber ganz bedeutende Vorteile. Doch auch alle anderen Abteilungen haben umfangreiche Sammlungen von bedeutendem Werte aufzuweisen, und die chemischen Laboratorien, das elektrotechnische und das Ingenieurlaboratorium sind aufs beste eingerichtet. Außerdem sind mit

der Hochschule verbunden die Prüfungsstation für Heizungs- und Lüftungseinrichtungen, die mechanische Werkstatt, die Königliche Prüfungsstation für Baumaterialien und die Königliche Mechanisch-Technische Versuchsanstalt, welche die Aufgabe hat „Versuche im allgemeinen wissenschaftlichen und öffentlichen Interesse anzustellen und auf Grund von Anträgen der Behörden und Privaten Festigkeitsversuche auszuführen.“ Sie besteht aus der mechanisch-technischen Abteilung, einer Abteilung zur Prüfung von Papier und einer solchen zur Prüfung von Schmiermitteln.

Braunschweig. Der Berliner Hochschule reiht sich würdig die Herzogl. Technische Hochschule Carola-Wilhelmina zu Braunschweig an die Seite. Sie feierte im Juli 1895 ihr hundertjähriges Jubiläum, wobei den zahlreich erschienenen Gästen Gelegenheit gegeben wurde, die Stadt sowie die Hochschule selbst mit ihren Sammlungen und Laboratorien zu besichtigen. Im Innern der Stadt, wo sie ihr interessantes, alld deutsches Bild treu bewahrt hat, bildeten die prächtigen Plätze und Kirchen einen Hauptanziehungspunkt, besonders die im Jahre 1172 von Heinrich dem Löwen begründete Domkirche mit den Grabdenkmälern und Wandgemälden und der alten Crypta, der Grabstätte für die Mitglieder des Braunschweigischen Fürstenhauses, von denen nicht weniger als neun den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden haben. Interessant war auch die Besichtigung der Kunstschatze des am Steinthor gelegenen, in stattlichen Gebäuden untergebrachten herzoglichen Museums. Vielfach besucht wurde die Hochschule selbst, das mineralogische Kabinet, das physikalische Kabinet mit seinen historischen Schätzen, die Maschinensammlung, der Saal für mechanische Technologie, die Architektursammlung und die Bibliothek.

Als eine eigenartige Einrichtung muß die an der Hochschule bestehende Abteilung für Pharmazie angesehen werden. Die Reichsapothekerprüfungen, die von einer mit der Hochschule verbundenen Prüfungskommission abgehalten werden, haben Gültigkeit für das deutsche Reich. Hier besteht auch die löbliche Vorschrift, daß neben den Lösungen der Preisaufgaben die besten selbständigen Arbeiten, die in einem der beiden chemischen Laboratorien und in dem physikalischen und elektrotechnischen Laboratorium im laufenden Studienjahre ausgeführt sind, prämiert werden können.

Entsprechend der geringen Zahl an Studierenden, 382 im Sommersemester 1896, finden wir hier weit weniger Korporationen als in Berlin. Der W.S.C. ist durch die beiden Corps Rhenania (blau-gold-rot, 1855) und Teutonia (grün-weiß-rot, 1871) vertreten, der B.D.C. durch die Burschenschaft Thuringia (grün-weiß-blau, 1868) und die Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1861); ferner bestehen noch die freie Burschenschaft Alemannia (schwarz-rot-gold, 1875), die F.V.C. Verbindung Brunonia (schwarz-weiß-rot, 1878), die freie schlagende Verbindung Hercynia grün-weiß-braun, 1866, der A.T.V. Alania (rot-weiß-blau, 1888), der A.G.V. Brunsvigia (hellblau-gelb-hellblau, 1878), Mitglied des Deutschen Akademischen Sängerbundes, und einige andere, in den neunziger Jahren gegründete wissenschaftliche Vereine.

Karlsruhe. Die nächstälteste der Technischen Hochschulen ist die 1825 gegründete Großherzogl. Technische Hochschule zu Karlsruhe, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, die etwa 10 km. östlich des Rheins in der Rheinebene am Saume des Hardtwaldes liegt. Der Bauplan der Stadt gleicht einem Fächer, dessen Ausgangspunkt das Schloß bildet, von wo die Straßen strahlenförmig auslaufen. Neben dieser in den älteren Stadtteilen streng durchgeführten eigenartigen Anlage sind breite gerade Straßen mit zahlreichen architektonisch bemerkenswerten öffentlichen Gebäuden und Privatbauten charakteristisch für das Äußere der Stadt. Zu Spaziergängen bietet der Stadtpark mit dem Stadtgartensee, der Schloßgarten, der Lantenberg und der Wildpark, zu Erbummeln Marau mit den Rheinbädern, Durlach mit dem Turmberg, der Stutensee, ferner der Schwarzwald, der Odenwald und Heidelberg willkommene Gelegenheit.

Die Hochschule, deren Hörerzahl im Jahre 1896 eine Höhe von über 800 erreichte, umfaßt neben den Abteilungen für allgemeine Wissenschaften, Architektur,

Ingenieurwesen, Maschinenwesen und Chemie noch besondere Abteilungen für Elektrotechnik und für Forstwesen. Eigenartig für die Hochschule ist es, daß sich die Studierenden außer den Diplomprüfungen für Bau- und für Maschineningenieurwesen, für Architektur, für Forstwesen und für Chemie, nach einem Studium von zwei Semestern an der Hochschule auch Fachprüfungen unterziehen können, durch welche sie ein ausführliches Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kenntnisse in einer Gruppe von Lehrgegenständen erlangen können. Die Hochschule ist reich an Sammlungen für alle Lehrgegenstände, besitzt außerdem ein mechanisches und ein elektrotechnisches Laboratorium, chemische Laboratorien, ein botanisches und ein zoologisches Institut, sowie verschiedene andere Lehrmittel.

Akademische Verbände jeglicher Richtung finden wir an der Hochschule vertreten, so den W.S.C. durch die Corps Franconia (grün-weiß-rot, 1839), Bavaria (blau-gold-rot, 1847), Saxonica (grün-weiß-schwarz 1856), Alemannia (weiß-blau-rosa 1860) und Frisia (hellblau-weiß-schwarz, 1860), den A.L.S.C. durch die Landsmannschaften Rhenania (blau-weiß-rot, 1873) und Obotritia (blau-gelb-rot, 1897), den A.T.B. durch den A.T.V. Cimbrica (grün-gold-rot, 1893), den F.V.C. durch die Verbindung Cherusia (blau-weiß-grün, 1870). Ferner finden wir den Karlsruher D.C., bestehend aus den Burschenschaften Arminia (schwarz-gold-blau, 1876), Germania (schwarz-gold-rot, 1877) und Tuisconia (gold-weiß-violet, 1877), den Karlsruher V.C., gebildet von den schwarzen Verbindungen Fidelitas (schwarz-weiß-rot 1856), Palatia (rot-blau-weiß, 1871) und Sinapia (blau-weiß-gelb, 1871), die freie Burschenschaft Teutonia (schwarz-rot-gold, 1843), die Forstverbindung Hubertia (grün-gold-schwarz, 1868), die schwarze Verbindung Humpen (blau-weiß-orange, 1862), den Akademischen Architekten-Verein (blau-weiß-gold, 1835) und mehrere andere wissenschaftliche und gesellige Vereine.

Zwei Jahre später als die Technische Hochschule zu Karlsruhe, wurde die Königl. Technische Hochschule zu München gegründet, welche außer den üblichen Abteilungen noch eine landwirtschaftliche besitzt. Sie ist eine der besuchtesten Hochschulen Deutschlands und erreichte im Wintersemester 1897/98 eine Frequenz von 1928 Hörern, und zwar verteilten sich dieselben auf die einzelnen Abteilungen folgendermaßen: Die Allgemeine Abteilung hatte 411, die Ingenieur-Abteilung 348, die Hochbau-Abteilung 306, die Mechanisch-Technische Abteilung 679, die Chemisch-Technische Abteilung 145, die Landwirtschaftliche Abteilung 39. Davon waren 1345 Zuhörer aus Baiern, 293 aus dem übrigen Deutschland, die anderen waren Ausländer. Zu erwähnen ist dabei noch, daß im Sommer die Zahl der Nichtbairern eine größere ist als im Winter, weil die Studierenden dann gern das herrlich gelegene München mit den anderen Hochschulen vertauschen. Von den Lehrmitteln sei hier neben den vorzüglichen Sammlungen das mathematische und das geodätische Institut, das physikalische, das elektrotechnische und das mechanisch-technische Laboratorium, das Laboratorium für theoretische Maschinenlehre, das mineralogische, das chemische, das elektrotechnische und das chemisch-technische Laboratorium, sowie dasjenige für Gasanalyse erwähnt.

Neben den schon früher erwähnten Diplomprüfungen, die zugleich für die Kandidaten des Staatsbauamtes Geltung haben, werden in München Semestralprüfungen in den einzelnen Lehrgegenständen und auch theoretische Prüfungen im Berg-, Hütten- und Salinenfache für die Kandidaten im Staatsdienst abgehalten.

Die an der Hochschule bestehenden Corps und Burschenschaften gehören nicht den an den technischen Hochschulen gegründeten Verbänden an, nehmen vielmehr eine Sonderstellung ein. Der S.C. der Münchener Hochschule setzt sich zusammen aus den Corps Eisaria (firschrot-weiß-grün, 1851), Rheno-Palatia (hellblau-weiß-hellblau, 1858), Vitruvia (dunkelblau-weiß-rosa, 1863) und Germania (blau-gold-rot, 1863), der D.C. aus den Burschenschaften Stauffia (schwarz-weiß-rot auf goldenem Grunde, 1893) und Gothia (karminrot-schwarz auf goldenem Grunde, 1896). Der A.T.B. ist durch den A.T.V. Agilolfia (rot-weiß-blau, 1878) vertreten. Ferner bestehen noch an

der Hochschule der Ingenieur-Verein, der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Architekten-Verein, der Chemiker-Verein, der Polytechnische Klub, der Akademisch-Landwirtschaftliche Verein Agraria und der Katholische Studentenverein Erwinia.

Weit später als die übrigen höheren technischen Lehranstalten Deutschlands, erst im Jahre 1890, erhielt die Königl. Technische Hochschule zu Dresden die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule“. Sie bezog im Jahre 1875 das jetzige neue Gebäude am Bismarckplatz, eine Zierde der Stadt, die wegen ihrer anmutigen Lage in einer reizenden Thalschleife an beiden Ufern der Elbe und wegen ihrer Kunstschätze von Herder das deutsche Florenz genannt worden ist. Auf dem linken Ufer treten die das Thal einfassenden Höhenränder ziemlich weit zurück, während sich auf dem rechten Ufer der Boden unmittelbar hinter der Stadt zu einer waldbedeckten Hochfläche erhebt. Der nach Süden gerichtete Abfall dieses Hochlandes gegen den Strom hin ist oberhalb der Stadt von Loschwitz bis Pillnitz stellenweise zur Weinkultur verwendet, und es bilden die in einer ununterbrochenen Reihe malerisch über die Gehänge zerstreuten Villen mit den Dörfern Loschwitz, Wachwitz, Niederpoyritz, Hostowitz und Pillnitz eine Zierde des Elbthals. Auch die unterhalb der Stadt besonders auf dem rechten Elbufer gelegenen Anhöhen wurden früher zum Weinbau benutzt, dienen jetzt aber nach dem Auftreten der Reblaus zum Teil der Erdbeerzucht. Reiche Gelegenheit zu Exkursionen bietet sich daher den Studierenden, nahezu 800 im Jahre 1896 an der Zahl, die sich auch hier zu verschiedenen Vereinigungen zusammengeschlossen haben. So ist der W.S.C. durch die Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß, 1859), Thuringia (schwarz-hellblau-weiß, 1866) und Marcomannia (karminrot-weiß-gold, 1860), der B.D.C. durch die Burschenschaft Cheruscia (schwarz-rot-gold, 1861), der A.T.B. durch den A.T.V. Germania (rot-weiß-grün, 1898), der Kyffhäuser-Verband durch den Verein Deutscher Studenten (schwarz-weiß-rot, 1895), der Akademische Sängerbund durch den A.G.V. Erato (blau-weiß-blau, 1861) vertreten. Der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Chemiker-Verein, der Ingenieur-Verein und der Architekten-Verein haben sich zu einem Verbands wissenschaftlicher Vereine vereinigt.

Neben den sonst auf technischen Hochschulen eingerichteten Prüfungen werden hier auch Prüfungen für die Kandidaten des höheren Lehramtes der technischen und mathematisch-physikalischen Richtung abgehalten. Von den zur Verfügung stehenden Lehrmitteln mögen hier die Sammlungen und das elektrotechnische und die chemischen Laboratorien Erwähnung finden.

Dem Alter nach folgt die 1829 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Stuttgart, der Haupt und Residenzstadt Württembergs, vom Nesenbach durchflossen, der in der Vorstadt Berg in den Neckar mündet. Die Stadt liegt in einem weiten Thalsattel, von anmutigen Rebenhügeln und waldigen Höhen umgeben. Aus der um den Marktplatz gelegenen engen Altstadt mit der ländlichen Eßlinger und der „reichen“ oberen Vorstadt entwickelte sich im neunzehnten Jahrhundert eine große regelmäßig gebaute, an großartigen Gebäuden reiche Stadt, die an der Entwicklung der italienischen Renaissance durch hervorragende Meister wichtigen Anteil hat. Auch die 1864 erbaute, 1879 erweiterte Hochschule ist im italienischen Renaissancestil aufgeführt. Hier finden neben den Studierenden der technischen Fächer auch die Pharmazeuten und die Kandidaten des höheren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes ihre Ausbildung, ferner bereitet die Abteilung für Mathematik, Naturwissenschaften und allgemein bildende Fächer auf die realistischen Lehramtsprüfungen vor. Pharmazeutische Approbationsprüfungen werden an der Hochschule abgehalten. Reich an Sammlungen für alle Lehrfächer, besitzt sie außerdem Laboratorien für Physik, allgemeine Chemie, chemische Technologie und Elektrotechnik. Die Frequenzzahl beläuft sich auf etwa 600.

Von den Korporationen der Hochschule gehören die Corps Stauffia (schwarz-gold-schwarz, 1847) und Rhénania (rot-weiß-hellblau, 1859) zum W.S.C., die Landsmannschaft Saronia (blau-weiß-rot, 1865) zum A.L.S.C. und der Akademische Sängerbund (blau-weiß, 1866) zum Akademischen Sängerbunde. Von den weiteren Ver-

einigungen sind noch zu nennen: das Corps Bavaria (hellblau-weiß-dunkelblau, 1886), die Freie Burschenschaft Alemannia (schwarz-gold-rot, 1866), die Landsmannschaft Ghibellinia (blau-rot-gold, 1862), freischlagende Verbindung Almia (schwarz-weiß-schwarz, 1881), Akademische Verbindung Sonderbund (1859, Satisfaktion nur auf Säbel), freie Akademische Verbindung Gothia (violett-weiß-rot, 1898), Verbindung Alania (grün-weiß-rot, 1870), sowie die schwarzen Korporationen: Verbindung Gaudeamus (schwarz-gold, 1868), Verbindung Hilaritas (schwarz-rot, 1875), Akademischer Verein Hütte (rot-weiß, 1870), Akademischer Architekten-Verein (schwarz-rot-schwarz, 1869), Akademischer Ingenieur-Verein (schwarz-rot), Mathematisch-Naturwissenschaftlicher Verein (1874), Verkehrs wissenschaftlicher Verein (1888), Chemische Gesellschaft (schwarz-weiß-rot, 1871) und Akademischer Pharmazeuten-Verein (schwarz-weiß-grün, 1887).

Die zweitälteste der preussischen Technischen Hochschulen ist die 1831 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Hannover, der Hauptstadt der Provinz Hannover. Die Stadt liegt in einer ebenen, wohl angebauten Gegend zu beiden Seiten der von hier aus schiffbaren Leine. Vom Nordwesten der Stadt aus führt eine prächtige vierfache Lindenallee durch Gärten hindurch nach dem Schloß Herrenhausen. Links von der Allee befindet sich die Villa Solms und der Georgenpark mit Teicher und Schloß, rechts der Marstall und das großartige fünfstürmige Welfenschloß, das seit 1880 Sitz der Hochschule ist und zur Erweiterung derselben im Jahre 1895 auf dem westlichen Flügel des Hauptgebäudes einen umfangreichen Anbau erhielt. Die Technische Hochschule zu Hannover eilte in den sechziger Jahren den meisten anderen in der Entwicklung voran. Sie zählte im Wintersemester 1898/99 1197 Studierende einschließlich 539 Hospitanten und sonstige Hörer und verfügt neben reichen Sammlungen über Laboratorien für Physik, Elektrotechnik, für anorganische und für technische Chemie und Mineralogie. Die Prüfungen entsprechen den in Berlin eingeführten, doch stellt Hannover keine Preisaufgaben.

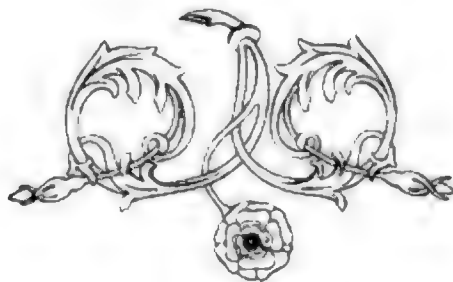
Von den in Hannover bestehenden Korporationen gehören dem W.S.C. an die Corps Saronia (grün-weiß-schwarz, 1852), Slesvico-Holsatia (blau-weiß-rot, 1852), Disurgia (orange-weiß-schwarz, 1861), Alemannia (grün-rot-gold, 1865) und Ostfalia (blau-weiß-orange, 1869). Ferner sind zu nennen die Burschenschaft Arminia (blau-rot-gold, 1898), Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1891), das Corps Neo-Hannovera (rot-weiß-schwarz, 1866), die F.V.C.-Verbindungen Hannovera (rot-weiß-schwarz, 1866) und Armino-Hercynia (schwarz-rot-gold, 1875), freie Turnerische Verbindung Macaria (blau-weiß-blau, 1888), freie Turnerschaft Tuisco rosa-weiß-moosgrün, 1892), Polytechnischer Gesang-Verein (hellblau-weiß-hellblau, 1848), Naturwissenschaftlich-Technischer Verein (schwarz-grün-gelb, 1874), Akademischer Verein Gothia (grün-weiß-gold, 1876), Akademischer Reit-Klub (1888), Verein Akademischer Radfahrer (grün-weiß-rot, 1886) und Akademischer Verein (1874).

Die Großherzogtl. Technische Hochschule zu Darmstadt rechnet ihr Bestehen von der Gründung der höheren Gewerbeschule im Jahre 1836 in Darmstadt, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, die in der Mitte zwischen Rhein und Main gelegen ist, dort, wo die Vorhöhen des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene übergehen. Die Umgebung der Stadt ist sehr walddreich und hat namentlich im Osten und Süden ausgedehnte Laubwaldungen mit schönen Partien und Spaziergängen. Beliebte Ausflugspunkte sind die Ludwigs Höhe mit Aussichtsturm, Kaserne und Einsiedel im Wildpark, Traisa und in größerer Nähe der Karlsruhof und das heilige Kreuz. An der Hochschule finden wir neben den Abteilungen für die technischen Wissenschaften Lehrfächer für Pharmazeuten und Geometer, es werden daher neben den Staatsprüfungen und den Diplomprüfungen für die Studierenden der technischen Fächer auch Staatsprüfungen für Pharmazeuten abgehalten, ferner außerordentliche Prüfungen, durch welche Studierende, welche nicht dem deutschen Reiche angehören, ein Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kennt-

nisse in einer Gruppe von mindestens drei Lehrgegenständen erlangen können. Neben den Laboratorien für Physik und für alle Zweige der Chemie, für Elektrotechnik, für Maschinenmessungen und mechanisch-technologische Übungen bilden die reichen Sammlungen der Hochschule, sowie die Hofbibliothek, die Kunstsammlungen im großherzoglichen Museum und der Botanische Garten willkommene Lehr- und Bildungsmittel.

In Darmstadt, das über 1000 Studierende zählt, bestehen folgende Korporationen: Im W.S.C. befinden sich die Corps Hassia (grün-weiß-rot, 1840), Rhenania violett-weiß-gold, 1872) und Franconia (schwarz-weiß-grün, 1889), dem A.L.S.C. gehören an die Landsmannschaften Hassio-Borussia (schwarz-weiß-orange, 1898) und Starkenburgia (blau-weiß-gelb, 1897), dem A.T.B. der A.T.V. Alemannia blau-gold-rot, 1894, den Darmstädter D.C. bilden die Burschenschaften Germania (schwarz-dunkelrot-gold, 1845–79) und Rheno-Guestphalia (weiß-grün-rot, 1894, mit denen die freie Burschenschaft Frisia (schwarz-weiß-blau, 1885 im Paktverhältnis steht. Die Akademischen freischlagenden Verbindungen Chattia (blau-weiß-rosa, 1894) und Teutonia (karmoisinrot-weiß-gold, 1896) haben sich zum Darmstädter Verbands-Burschen-Convent zusammengeschlossen; außerdem bestehen an der Hochschule noch einige in den neunziger Jahren gegründete gesellige und wissenschaftliche Vereine.

Als jüngste reiht sich den anderen Hochschulen die Königl. Technische Hochschule zu Aachen an die Seite, die, im italienischen Renaissancestil erbaut, in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser im Oktober 1870 gegründet wurde, während sich jenseits der nahen französischen Grenze kriegerische Ereignisse abspielten. Die Stadt liegt in einem Thalkessel, welcher von der Wurm bewässert und von den Vorhöhen des Hohen Venn umgrenzt wird. Sie ist berühmt durch ihre Mineralquellen, Heilquellen ersten Ranges, welche schon die Römer benützt haben. Eigenartig für diese Hochschule ist die Einrichtung von Lehrfächern für Bergbau und seit 1898 auch für Handelswissenschaften. Der Lehrplan für letztere bezweckt in einem zweijährigen Kursus eine Ausbildung der Studierenden entweder nach der rein kaufmännischen oder nach der kaufmännisch-technischen Seite, je nachdem der Studierende sich in reinen Handelsunternehmungen oder in der Leitung gewerblicher Unternehmungen bethätigen will. Was Prüfungen und Lehrmittel anbelangt, so gleicht die Aachener Hochschule denen in Berlin und Hannover. Bei einer Frequenzzahl von etwa 500 im Wintersemester 1898/99 hat sie die geringste Zahl von Korporationen unter den Hochschulen aufzuweisen: Die B.D.C. Burschenschaft Mania (blau-rot-gold, 1876), Akademischer Architekten-Verein (blau-rosa-blau, 1873), Akademischer Verein Delta (schwarz-gold-rot, 1871), A.T.V. Rheno-Borussia (rot-weiß-rot, 1871), Akademischer Verein der Chemiker, Berg- und Hüttenleute (grün-weiß-rot, 1872), Akademischer Verein der Maschinen-techniker (blau-weiß-schwarz, 1873), Akademischer Studenten-Verein Hollandia (rot-weiß-blau, 1885), Katholische Studenten-Verbindung Franconia (schwarz-grün-gold, 1898) und den Katholischen Studenten-Verein Carolingia (silber-blau-gold, 1871).





Bibliographie.*)

Zeitschriften.

Akademische Monatshefte, Organ der Corpsstudenten. Jg. 1. 1884 ff. Starnberg b. München. gr. 4^o.

Akademische Blätter. Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten. Jg. 1. 1886/87 ff. Berlin. 4^o.

Coburger l. C.-Zeitung. Jg. 1. 1886 ff. Magdeburg. 4^o.

Burschenschaftliche Blätter. Jg. 1. 1887 ff. Berlin. 4^o.

Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung. Zeitschrift f. geistige Bestrebungen. Organ f. d. Interessen d. allgem. deutschen Studentenschaft. Jg. 1. 1887 ff. Berlin. 4^o.

Academia. Monatschrift des C.V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen. Jg. 1. 1888/89 ff. Berlin. 4^o.

Akademische Monatsblätter. Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. Jg. 1. 1888/89 ff. Groß-Strehlitz. 4^o.

Kartell-Zeitung akademisch-theologischer Vereine auf deutschen Hochschulen. Jg. 1. 1890/91 ff. Berlin. 4^o.

Der Schwarzburgbund. Organ der vereinigten christlichen Studentenverbindungen Uttenruthia in Erlangen, Burschenschaft Germania in Göttingen, Tuiskonia in Halle, Nordalbingia in

Leipzig, Seditia in Greifswald, Vicaria in Tübingen. (Als Hs. gedruckt). Jg. 1. 1891 ff. Dierdorf. 4^o.

Hochschul-Nachrichten. Monatsübersicht über das gesamte Hochschulwesen des In- und Auslandes, hrsg. von Paul v. Salvisberg. Jg. 1. 1890 ff. München. 4^o.

Akademische Revue. Zeitschrift f. d. internationale Hochschulwesen. Hrsg. v. Dr. Paul v. Salvisberg. Jg. 1—3. 1894/95—1896/97. München 1895—97. 4^o.

Deutsche Hochschulzeitung. Unabhängiges Organ f. die studier. u. studierte Welt deutscher Junge. Publikationsorgan d. Leipziger Finken-schaft. Jg. 1. 1896/97 ff. Leipzig. 4^o.

Berliner Hochschulzeitung. Offizielles Organ der Berliner und Hallenser Finkenschaft. Jg. 1. Nr. 1 ff. 1899. Berlin. 4^o.

Landsmannschaftliche Korrespondenz. Organ f. deutsche Landmannschaften. Hrsg. von Jul. Kirchhoff. Jg. 1. 1898 ff. Naumburg b. Leipzig. 4^o.

Deutscher Universitäts-Kalender. Hrsg. v. Ferd. Wscherson [später: u. W. Seelmann]. Erscheint seit S.-S. 1872. Berlin. 1872 ff. 8^o.

Minerva. Jahrbuch der Universitäten der Welt [Jg. 2 ff.: der gelehrten Welt]. Jg. 1. 1891/92 ff. Straßburg. 8^o.

Geschichte des Universitätswesens und des Studententums.

Im Allgemeinen.

Meiners, C., Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. Bd. 1. 2. Göttingen 1801—2. 8^o.

—, Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdteils. Bd. 1—4. Göttingen 1802—5. 8^o.

Raumer, Karl v., Geschichte der Pädagogik. Bd. 4. Die deutschen Universitäten. Stuttgart 1854. 4. Aufl. Gütersloh 1874. 8^o.

Dolch, Oskar, Geschichte des Deutschen Studententums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Leipzig 1858. 8^o.

Hart, James Morgan, German Universities. New-York 1874. 8^o.

Pernwerth von Bärstein, Adolf, Beiträge zur Geschichte und Litteratur des deutschen Studententumes. Würzburg 1882. 8^o.

Kaufmann, Georg, Die Geschichte der deutschen Universitäten. Bd. 1. 2. Stuttgart 1888—96. 8^o.

Paulsen, Friedr., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1896. 8^o.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität. Von . . . 2. Aufl. Breslau 1896. 8^o.

Fabricius, Wilhelm, Die deutschen Corps.

*) Mit dieser Bibliographie soll nicht etwa ein erschöpfendes Verzeichniß der gesamten über das deutsche Hochschulwesen und Studententum erschienenen Literatur gegeben werden; sie verfolgt vielmehr den Zweck, einerseits die im Text, der mit Literatur-nachweisen nicht belastet werden sollte, nur kurz oder garnicht citierten Quellen anzuführen, andererseits die rein studentischen, namentlich von den Korporationen ausgehenden Publikationen zu verzeichnen, ohne indessen auch hier Vollständigkeit anzustreben.

E. hist. Darstellung mit bes. Berücksichtigung d. Mensurwesens. III. Aufl. Berlin 1898. 8^o.

Mittelalter.

Jarncke, Friedr., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben. Beitr. 1 [einziger]. Leipzig 1857. 8^o.

Paulsen, Friedr., Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift hrsg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

—, Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift hrsg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

Denifle, Heinrich, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. Bd. 1. Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin 1885. 8^o.

Humanismus und Reformation.

De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda questio facetiarum et urbanitatis plena: quam pulcerrimis optimorum scriptorum illosulis referta: in conclusione quodlibet Erphurdiensi anno Christi MDXV circa autumnale equinoctium scolastico more explicata. Nurnbergae 1510. 4^o.

Platter, Thomas, Selbstbiographie. Hrsg. u. a. v. H. Dünker in „Collection Spemann“. Bd. 18. Stuttgart 1881. 8^o.

Muther, Theodor, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Erlangen 1866. 8^o.

Siebzehntes Jahrhundert.

Choluck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. T. 1. Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologische Fakultäten. Abt. 1. 2. Halle 1855—54. 8^o.

Beyer, C., Studentenleben im 17. Jahrhundert. Kulturgeschichtl. Bilder. Schwerin i. M. 1899. 8^o.

Deposition.

Manuale scholarium, qui studentium universitates aggredi ac postea in eis proliferare instituunt. (Heidelberg 1480.) Hrsg. von Fr. Jarncke in: Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857.

Dinkelius, Johannes, De origine, causis, typo et ceremoniis illius ritus, qui vulgo in scholis Depositio appellatur, oratio. Additum est iudicium Reverendi Patris D. Doctoris Martini Lutheri de hoc ritu. Typusque eiusdem ritus, Heroico carmine descriptus. Authore Friderico Widebrando. (Erphordiae) 1579. 8^o.

Quaestio status de jure et natura Beano- rum. [o. O.] 1632. 4^o.

Weber, Wilh., Ausführliche Erzählung, wie es mir zu Altorf in der Deposition ergangen ist. Anno 1636, den 29. Juni. Nürnberg 1637. 4^o.

Ritus depositionis. Argentorati 1606. 8^o.

Hoffmann, Valentinus, Laus depositionis Beano- rum. Jenae 1657. 4^o u. öfter.

Fabricius, Wilhelm, Die Akademische De-

position (Depositio cornuum). Frankfurt a. M. 1895. 8^o.

Pennalismus.

Quistorpius, Johannes, Orationes duae. Una, in qua Schoristae. Altera, in qua nationalia collegia, seu nationales societates Delineantur Rostochii 1627. 4^o u. öfter.

Meyfart, Johann Matthaeus, Christliche Erinnerung von der auß den Evangelischen hohen Schulen in Teutschlandt an manchem ori- entwichenen ordnungen und erbaren Sitten o. O. 1636. 4^o.

Schroeder, Joach., Heßklingende . . Friedens Posaune, D. i., Eine Christeyffrige Vermahnung zum Friede . . . gehalten in Rostock (1639). Rostock 1640. 4^o.

Pennalismus proscriptus profligatusque ab Academia Jenensi. Jenae 1661. 2^o.

Schöttgen, Christian, Historie des ehemals auf Universitäten gebräuchlich gewesenenn Pennal- Wesens. Dresden u. Leipzig 1747. 8^o.

Fridericianisches Zeitalter.

Picander's Teutsche Schauspiele, bestehend in dem Akademischen Schendrian u. Berlin. frest. u. Hamb. 1726. 8^o.

Laukhard, F. C., Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. Ein Beitrag zur Charakteristik d. Universitäten in Deutschland. T. 1—5. Halle [T. 3 ff.: Leipzig] 1792—1802. 4^o.

Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797. 8^o.

Graf Guido von Tauffkirchen oder Dar- stellung des zu Jena aufgehobenen Mosellano- oder Amicisten-Ordens. Weisensfels u. Leipzig 1799. 8^o.

Laukhard, Friedr. Chr., Der Mosellano- oder Amicisten-Orden nach seiner Entstehung, inneren Verfassung und Verbreitung auf den deutschen Universitäten dargestellt u. zur Zurech- weisung der Schrift: Graf Guido von Tauffkirchen. Halle 1799. 8^o.

Fabricius, Wilh., Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landmannschaften. Jena 1891. 8^o.

Wiederaufrichtung des deutschen Reichs.

(Stark,) Über den Geist des deutschen Studentenlebens, insbesondere zu Jena. Jena 1816. 8^o.

Stourdza, de. Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Paris 1818. 8^o.

Ämtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft aus den Unter- suchungs-Alten gezogen und zunächst zur Ver- warnung für alle Studierende auf den Königlich Preussischen Universitäten bestimmt. Halle 1824. 8^o.

Der deutsche Student. E. Beitrag z. Sitten- geschichte d. 19. Jahrhunderts. Von A. v. Z. (Auch m. d. Tit.: Felix Schnabels Universitäts- jahre.) Stuttgart 1835. 8^o.

Pabst, C. R., Theod. Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Marau 1861. 8^o.

Keil, Rob. u. Rich., Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Jena 1865. 2. neu bearb. Aufl. 1883. 8°.

Vademecum für den deutschen Corpsstudenten. Leipzig (später: Jena) 1879 ff. 8°.

Köfener S. C.-Kalender, Taschenbuch für den deutschen Corpsstudenten. München (später: Leipzig) 1889 ff. 8°.

Handbuch für den deutschen Burschenschafter. Hrsg. von G. H. Schneider. 4. Ausg. Berlin 1897. 8°.

Coburger L. C.-Taschenbuch. Taschenbuch für den deutschen Landsmannschafter des Cob. L. C. Jena 1896. 8°.

Vademecum für den deutschen V. C.-Stu-

dent. 6. Aufl. W. S. 1896/97. Leipzig-Reudnitz. 8°.

Taschenbuch für die Mitglieder des Kypf-häuser-Verbandes der Vereine deutscher Studenten. 3. Aufl. Berlin 1897. 8°.

Petersdorff, Herm. v., Die Vereine deutscher Studenten. Zwölf Jahre akad. Kämpfe. 2. verm. Aufl. Leipzig 1895. 8°.

Siemering, Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum kaiserlichen Bismarck am 1. April 1895. Berlin 1895. 4°.

Waig, H., Geschichte des Wingolfsbundes. Darmstadt 1896. 8°.

Kußmaul, A., Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 1899. 8°.

Die Universität und ihre Einrichtungen.

Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig 1891. 8°.

Die deutschen Universitäten. Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893 unter Mitw. zahlreicher Universitätslehrer hrsg. von W. Ferris. Bd. 1. 2. Berlin 1893. 4°.

Ueber Studentenschulden. Halle 1839.

Baumgart, M., Die Stipendien und Stiftungen (Convicte, Freistatthalen u. s. w.) Berlin 1885. 8°.

Die Stipendien an den deutschen Universitäten. E. Handbuch f. Stud. Nach amtlichen Quellen bearb. u. hrsg. v. e. Univ.-Beamten.

6. Aufl. v.: „Wie bewirbt man sich um Stipendien“. Leipzig [1895?]. 8°.

Horn, E., Die Disputationen u. Promotionen an den deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert. Leipzig 1893. 8°.

Baumgart, M., Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doktorwürde bei allen Fakultäten der Universitäten des deutschen Reichs. 5. Aufl. Berlin 1898. 8°.

Horn, E., Kolleg und Honorar. E. Beitr. 3. Verfassungsgesch. d. deutschen Universitäten. München 1897. 8°.

Studentische Sitten und Gebräuche.

Jus potandi oder Deutsches Fech-Recht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616 mit Einleitung neu hrsg. v. Max Oberbreyer. Heilbronn (1877). 2. Aufl. 1880. 8°.

Schluck, Martialis, Dissertatio de norma actionum studiosorum seu von dem Burschen-Comment. o. W. 1776.

Vier-Comment des Leipziger L. C. W. S. 1887/88. Leipzig 8°.

Revidierter Allgemeiner Berliner S. C.-Vier-Comment. Offizielle Ausg. Neu revid. u. angenommen W. S. 1886/7. 4. Aufl. Berlin (1894). 8°.

Carmina Borana. Latein. u. deutsche

Lieder u. Gedichte e. Hs. d. XIII. Jhs. aus Benedicteuren auf d. f. Bibliothek zu München. Hrsg. v. J. A. Schmeller. 3. unveränd. Aufl. Breslau 1894. 8°.

K(indleben), C. W., Studentenlieder Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt. Halle 1781. 8°.

Keil, Rob. u. Rich., Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Jahr (1859). 8°.

Kopp, A., deutsches Volks- und Studenten-Lied. Berlin 1899. 8°.

Klinge, Fr., Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. 8°.

Das Fechten und die Mensur.

(Lebkommer, Hans,) Der Altenu Fechter anfengliche Kunst. Frankfurt am Meyn (1529). 4°.

Meyer, Joachim, Gründliche Beschreibung der freyen Ritterlichen vnd Adlichen Kunst des fechtens, in allerley gebräuchlichen Wehren. Straßburg 1570. 4°.

Verolinus, Theodorus, Der Künstliche Fechter oder Klare Beschreibung der freyen, ritterlichen und adelichen Kunst des fechtens im Rappier, Däsaßen und Schwerdt. Würzburg 1679. 2°.

Heumann, Chr. Aug., Historia de gladio academico. In: Jo. Volckmar Bechmann, Tractatus de privilegiis ac juribus studiosorum. Jenae 1741. 4°.

Roux, Anweisung zum Hiebfechten. Jena 1840. 8°.

—, Deutsches Paußbuch. Jena 1858. 2°.

Scheidler, Nochmalige Erörterung der Frage „Hieb oder Stoß?“ Jena 1845. 8°.

Castle, Egerton, Schools and masters of fence from the middle ages to the eighteenth century. London 1885. 4°.

Fix, L'escrime dans les universités allemandes d'après Ludwig Caesar Roux, Friedr. Schulze, W. Fehn etc. Paris 1896. 8°.

Die Jenerser Stoßmensur. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 2. 1888. S. 302.

Die studentische Mensur Einst und Jetzt In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 277.

Mohl, Rob. v., Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrh. Tübingen 1840. 3. Aufl. 1899. 8°.

Roth, Rudolf, Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. 1. Aus dem Jahre 1519. (Univ.-Progr.) Tübingen 1867. 4°.

Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. Festgabe bei der vierten Säkularfeier ihrer Gründung. Tübingen 1877. 8°.

Kugler, Bernhard, Die Jubiläen der Universität Tübingen nach handschriftl. Quellen dargestellt. Festprogr. Tübingen. 1877. 8°.

Geschichte des Corps Franconia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 20.

Das Corpsleben Einst und Jetzt in Tübingen. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 247.

Geschichte der Tübinger Burschenschaft 1817—1852. In: Burschenschaftl. Blätter. 5. 1. 1891. S. 203.

Geschichte des Corps Rhenania. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 151.

Tübingen und seine Umgebung. H. 1—3. 2. vollst. umgearb. Aufl. Tübingen 1884—90. 8°.

Finl, K., Tübingen. Zürich 1892. 8°.

Marburg.

Insti, Karl Wilhelm, Grundzüge einer Geschichte der Universität zu Marburg. Marburg 1827. 8°.

Sybel, Heinrich v., Die Universität Marburg und das kurhessische Unterrichtswesen. 1. Die Universität. Marburg 1848. 8°.

Heppe, Heinrich, Geschichte der theologischen Fakultät zu Marburg. Marburg 1875. 8°.

Henke, E. L. Jh., Die Eröffnung der Universität Marburg i. J. 1653. Marburg 1862. 8°.

(Buchenau, G.) Die 350jährige Jubelfeier der Universität Marburg am 30., 31. Juli und 1. Aug. 1877. Marburg 1879. 8°.

Das Corps Hassio-Nassovia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 73.

Die Marburger Corps Anfang der vierziger Jahre. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 150.

Marburger Burschenkomment 1853. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 347.

Die ersten 4 Jahre der Marburger Burschenschaft. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 6. 1. 1892. S. 169.

Königsberg.

Sahme, Arnoldus Henricus, praes., Godofr. Alb. Pauli resp., An academiae in emporiis sint erigendae? Regiomonti 1704. 4°.

Arnoldt, Dan. Heint., Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität. Tl. 1. 2. Königsberg i. Pr. 1746. 8°.

—, Zusätze zu seiner Historie der Königsbergischen Universität nebst einigen Verbesserungen derselben. ib. 1756. 8°.

Goldbeck, J. F., Nachrichten von der K. Universität zu Königsberg i. Pr. und den daselbst befindlichen Lehr-, Schul- und Erziehungs-Anstalten. Leipzig u. Dessau 1782. 8°.

(Meggner, Joh. Dan.), Über die Universität

zu Königsberg. E. Nachtrag zu Arnoldt u. Goldbeck. Königsberg 1804. 8°.

Stettiner, Paul, Aus der Geschichte der Albertina (1544—1894). Königsberg 1894. 8°.

Prutz, Hans, Die Königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert. Königsberg 1894. 8°.

Töppen, Max, Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg Sablins. Königsberg 1844. 8°.

Ämtliche Nachrichten über die Feier des dritten Säkularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg 1844. 8°.

Bouk, Hugo, Das Jubelfest des dreihundert-fünfzigjährigen Bestehens der Albertus-Universität am 26. u. 27. Juli 1894. Nach ämtl. Mitteilungen. Königsberg 1895. 8°.

(Gottlieb, Christian), Bemerkungen eines Reisenden über einen Teil von Ost- und Westpreußen. In Briefen an seinen Freund. Berlin 1799. 8°.

Nachrichten über Leben und Schriften des H. Geheimrathes Dr. Karl Ernst von Baer, mitgeteilt von ihm selbst. St. Petersburg 1865. 8°.

Seraphim, A., Kur-, Lit., Epländer auf der Universität Königsberg. Riga 1893. 8°.

Jena.

Schwarz, J. E. E., Das erste Jahrzehnd der Universität Jena. Jena 1858. 8°.

Loening, Rich., Über ältere Rechts- und Kulturzustände an der fürstl. Sächs. Gesamt-Universität Jena. Rede. Jena 1897. 4°.

Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der jenaischen Akademie. Jena 1751. 4°.

Briefe über Jena. Frankfurt u. Leipzig 1793. 8°.

(Kühl, Anton), Zeichnung der Universität Jena. Für Jünglinge, welche diese Akademie besuchen wollen. Leipzig 1798. 8°.

Keil, Rich. u. Rob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858). Leipzig 1858. 8°.

(Schneider, Gust. Heint.) Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena 1897. 4°.

Würzburg.

Bönicke, Christian, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg. Tl. 1. 2. Würzburg 1782—88. 4°.

Wegele, Franz X. von, Geschichte der Universität Würzburg. T. 1 Geschichte. T. 2 Urkundenbuch. Würzburg 1882. 8°.

Kölliker, Albert von, Zur Geschichte der medicinischen Fakultät an der Universität Würzburg. Festrede. Würzburg 1871. 4°.

Alma Julia, Illustrierte Chronik ihrer dritten Säkularfeier. Redaktion v. Aug. Schäffler. (Nr. 1—12.) Würzburg 1882. 2°.

Pfizner, Das Kartell zwischen der Würzburger „Germania“ und Heidelberger „Rhenania“. In: Akad. Monatshefte Jg. 11. 1894.

Haupt, Herm., Die alte Würzburger Burschenschaft 1817—1833. E. Beitr. 3. Universitätsgesch. in d. Reaktionszeit. (S.-N. a. d.

Studentenleben. M. hist. Notizen . . . v. e. ehemaligen Erlanger Studenten. Nürnberg und Erlangen 1843. 8°.

Kalb, Wilhelm, Die Alte Burschenschaft und ihre Entwicklung in Erlangen m. bes. Berücks. d. Alten Germania. Erlangen 1892. 8°.

(Kügerner, Karl), Geschichte der Baruthia zu Erlangen 1805—93. München 1893. 8°.

Reuter, Friedrich, Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. E. Beitr. z. innern Gesch. d. Restaurationszeit. Erlangen 1896. 8°.

Münster.

Denkschrift über die Rechte der Akademie zu Münster auf ihre Lokalitäten. Münster 1850. 4°.

Tibus, Ad., Die Stadt Münster. Ihre Entstehung u. Entwicklung bis auf d. neuere Zeit. Münster 1882. 8°.

Detten, Georg v., Münster i. W., seine Entstehung und das Kulturbild seiner 1000 jährigen Entwicklung. Münster 1887. 8°.

Bahlmann, P., Aus Münsters Vergangenheit. E. kurze Stadtgeschichte. Münster i. W. 1898. 8°.

Schücking, L. u. J. Freiligrath, Das malerische u. romantische Westfalen. 4. Aufl. Paderborn 1898. 8°.

Berlin.

Daude, Die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Systematische Zusammenstellung der für dieselbe bestehenden und reglementarischen Bestimmungen. Berlin 1887. 8°.

Wagner, Ad., Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. Rektoratsrede. Berlin 1896. 4°.

Böckh, Aug., Rede zur Jubelfeier d. Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1860. 8°.

Die Bewegung der Unabhängigen Studentenschaft zu Berlin. Berlin 1892. 8°.

Breslau.

Reinkens, Jos., Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Diadrina mit der Leopoldina. Festschrift. Breslau 1861. 4°.

Die Jubelfeier der Universität Breslau vom 1. bis 6. August 1861. Nebst e. Abriß der Geschichte der Universität. Breslau 1861. 8°.

Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft. Festsache zu ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier am 26. u. 27. Oktober 1867. Breslau 1867. 8°.

Müller, H., Geschichte des Corps Silesia. E. Festschr. z. 60 jähr. Stiftungsfeste 1837, 1897. (Breslau 1897.) 8°.

Meißner, F., Stipendien und Unterstützungen in Breslau. Breslau 1889. 8°.

Bonn.

Sybel, H. v., Die Gründung der Universität Bonn. Festschr. Bonn 1868. 8°.

Varrentrapp, C., Beiträge zur Geschichte der Kurkölnischen Universität Bonn. Bonn 1868. 4°.

Hessel, K., u. P. Siller, Geschichte der

Burschenschaft Fridericia zu Bonn 1843—47. Berlin 1895. 8°. (Veröffentlichungen d. Archivs f. d. deutsche Burschenschaft. Bd. 2.)

München.

Prantl, Carl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. F. Festfeier ihres 400 jähr. Bestehens. Bd. 1. 2. München 1872. 8°.

Haushofer, Max, Die Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt, Landshut und München in Vergangenheit und Gegenwart. München 1890. 4°.

Die 400 jährige Stiftungsfeier der Kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität. München. München 1872. 4°.

Pfisterer, Carl, Erinnerung an Suebias sechzigjährige Jubelfeier. Augsburg 1865. 8°.

Kurz, Ferd., Der Anteil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. (Eola Montez — Studentenfreicorps.) München (1893). 8°.

Straßburg.

Die Einweihung der Straßburger Universität am 1. Mai 1872. Offizieller Festbericht. Straßburg 1872. 8°.

Erichson, Alfred, Das Straßburger Universitätsfest vom Jahre 1621. Straßburg 1884. 8°.

Heiß, Emil, Zur Geschichte der alten Straßburger Universität. Rede. Straßburg 1885. 8°.

Hausmann, S., Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Ihre Entwicklung u. ihre Bauten. Straßburg 1897. 4°.

Hoseus, Heinrich, Die Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg, ihr Recht und ihre Verwaltung. E. Festschr. z. 1. Mai 1897. Straßburg 1897. 8°.

Euting, J., Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters. 6. Aufl. Straßburg 1890. 8°.

Die technischen Hochschulen.

Baumeister, R., Die technischen Hochschulen. Berlin 1886. 8°.

Riedler, A., Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. 1. Aufl. Berlin 1898. 8°.

—, Die technischen Hochschulen u. ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rede z. Antritt des Rektorates der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin geh. i. d. Aula am 1. Juli 1899. Berlin 1899. 4°.

Die technischen Hochschulen in Preußen. Eine Darstellung ihrer Geschichte und Organisation. Berlin 1899. 8°.

Scheffler, W., Die technischen Hochschulen und Bergakademien. 6. Ausg. Leipzig 1893/94. 8°.

Heilbronner, M., Wie lauten die Examenbestimmungen der technischen Hochschulen Deutschlands und der Schweiz? Karlsruhe 1898. 8°.

Die Stipendien an den technischen Hochschulen. Ein Handbuch f. Studierende. Leipzig-Reudnitz 1897. 8°.



Offizieller Vademecum für die Studierenden der deutschen technischen Hochschulen. Hannover 1899. 8°.

Das 150jährige Jubiläum der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig im Juli 1895. Braunschweig 1895. 8°.

Festschrift der Herzogl. Technischen Hochschule Carola-Wilhelmina, dargebr. d. naturwissenschaftl. Theilnehmern an der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, hrsg. v. Heimr. Beckurts. Braunschweig 1897. 8°.

Festschrift d. Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin zur Feier der Einweihung ihres neuen Gebäudes am 2. November 1884. Berlin 1884. 4°.

Die Großherzogliche technische Hochschule Karlsruhe. Festschrift zur Einweihung der Neubauten im Mai 1899. (Stuttgart 1899.) 4°.

Entwicklung der technischen Hochschule in Karlsruhe von der Gründung bis zur Gegenwart 1828—92. (Karlsruhe 1892.) 8°.

Kluckhohn, A., Über die Gründung u. bisherige Entwicklung der K. technischen Hochschule zu München. Rede. München 1879. 4°.

Festschrift zur Einweihung des neuen K. S. Polytechnikums zu Dresden am 1. Nov. 1875. Dresden 1875. 4°.

Launhardt, Die Königliche Hochschule zu Hannover von 1831—1881. Hannover 1881. 8°.

Festschrift zur Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Darmstadt 1886. 4°.

Die neuen Gebäude d. großherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt. Festschrift zur feierl. Einweihung der Neubauten am 28. Okt. 1895. Darmstadt 1895. 8°.





Namen- und Sachregister.*)

- A.**
 Aachen 460/61, 472.
 Abiturientenexamen 68.
 Adelpheia D., Gießen 371.
 — V., Würzburg 367.
 Aemania f. D., München 446.
 Afrania f. (D.), Leipzig 271/272.
 Agilofia f. D., München 369.
 Agraria D., München 416.
 — f. D., München 470.
 Agronomia D., Halle 391.
 — V., Jena 351.
 Akademischer Verein
 f., Hannover 471.
 Alania f. D., Aachen 472.
 — f. L., Braunschweig 468.
 — f. V., Stuttgart 471.
 Albertia f., Freiburg 309.
 — V., Königaberg 340.
 Albertina D., Kiel 111, 178.
 — V., Königsberg 353.
 Albia D., Leipzig 272.
 Albingia D., Freiburg 309.
 — D., Heidelberg 110, 255.
 — D., Kiel 350.
 Alemannen (Allemannia)
 — V., Berlin 426.
 — V., Bonn 439.
 — f. V., Braunschweig 468.
 — f. L., Darmstadt 472.
 — V. (D.), Freiburg 309.
 — L., Freiburg 308.
 — V. (D.), Gießen 371.
 — V., Göttingen 402.
 — V., Greifswald 299.
 — f. D., 299.
 — V., Halle 391.
 — f. L., Hannover 471.
 — V., Heidelberg 255.
 — D., 110, 255.
 — f. L., Karlsruhe 469.
 — V. (D.), Königsberg 340.
 — V., Marburg 326.
 — L., München 445.
 — V., Straßburg 430.
 — f. V., Stuttgart 471.
 — V., Tübingen 316.
 — f. D., 317.
 — L., Würzburg 366.
 Algovia D., München 446.
 Allgemeinheit, Bonn 437, 439.
 — Erlangen 413.
 — Marburg 325/326.
 Alsatia f., Berlin 426.
 — L., Straßburg 430.
 — L., 450.
 — L., Würzburg 367.
 Alsatia-Lotharingia
 — L., Straßburg 430.
 Alsatio-Lotharingia
 — L., Straßburg 430.
 Alldutsche D., Breslau 431.
 Allenburger f., Jena 81, 96.
 Amicitien (Amicitia)
 — D., Erlangen 411.
 — D., Gießen 324, 325, 370.
 — D., Halle 388.
 — D., Jena 324, 370, 83, 86/87.
 — D., Leipzig 270.
 — D., Marburg 324/323.
 Amicitien D., Tübingen 316.
- B.**
 Amicitien D., Würzburg 364.
 Andalter f., Halle 87, 388.
 Andacher f., Erlangen 411.
 Apollo D., München 446.
 Architekten-Verein, Alad.
 — Aachen 472.
 — Dresden 470.
 — Karlsruhe 469.
 — München 470.
 — Stuttgart 471.
 Argentina D., Straßburg 450.
 Arion D., Leipzig 273.
 — D., Straßburg 450.
 Arminen (Arminia) 105.
 — D., Berlin 423, 426.
 — f. L., Berlin 467.
 — V., Breslau 431, 2, 3.
 — V., Erlangen 412, 414.
 — V., Freiburg 309.
 — f. D., Hannover 471.
 — V., Jena 349, 350.
 — f. D., Karlsruhe 469.
 — V. (D.), Königsberg 339/340.
 — V. (D.), Leipzig 272.
 — V., Marburg 326.
 — V., München 446.
 — V., Rostock 292.
 — L., 294.
 — V., Tübingen 316.
 — L., 317.
 — V., Würzburg 366.
 Armino-Hecymia
 — f. D., Hannover 471.
 Arndt, f. M. 95, 100, 113.
 Ariania f. D., Berlin 427.
 Aetburgia f. (D.), Würzburg 366.
 Auditorien 148/149.
 Auerbacher L.S.C. 466.
 Augsburg 459.
 Ausfahrten 196.
- B.**
 Badenbergia D., München 446.
 Badenser (Badenia) D., Freiburg 309.
 — V., Heidelberg 256.
 — L., Heidelberg 250.
 — f. D., Straßburg.
 Ballen (Ballia) f. (L.), Greifswald 298.
 — f. D., Berlin.
 — f. D., Kiel 380.
 — L. (L.), Königsberg 337, 340.
 — L., Rostock 294.
 Basel 13, 22, 27, 29.
 Bayern (Bavaria)
 — f. D., Bonn 440.
 — L., Erlangen 412, 413.
 — f. L., Karlsruhe 469.
 — L. (L.), Landshut 107, 444.
 — f. L., Stuttgart 471.
 — L. (L.), Würzburg 107, 361, 362, 366.
 Bagreuther (Baruthia)
 — L. (L.), Erlangen 411/414.
 Beamen 43 ff.
 Bedavia D., München 446.
 Benefizien, akad. 161/162.
 Berlin 93, 418 ff., 453/55, 459/61, 466/68.
 Berliner f., Erlangen 411.
 Berolina f. D., Berlin 467.
 Bestimmungsamenfur 236/238.
 Biersommer 193/196.
 Biersaat 192/195.
- B.**
 Binger D.C. 466.
 Bismarck, lebzigster Geburtstag 136/137.
 — achtzigster Geburtstag 130.
 — über die akad. Jugend 137 138.
 — Student in Göttingen 399/400, 403, 404.
 Blaubäuer f., Breslau 432.
 Blümchen D., Gießen 371.
 Böhmen f., Halle 388.
 Bologna 3/5.
 Bonn 37, 69, 101/102, 434 ff.
 Borussia f. Preußen.
 Borussia-Branoviza f., Göttingen 400, 403.
 Brandenburgia D., Berlin 423.
 — L., Berlin 426.
 Braunschweig 452/53, 457/58, 466, 469.
 Braunschweiger (Brunoviza)
 — f. D., Braunschweig 468.
 — V., Göttingen 122, 400.
 — L., 403.
 — L., 397.
 — L., Halle 388.
 — L., Leipzig 272.
 — München 446.
 Braunschw.-Lüneburgerf., Rostock 294/295.
 Bremen f. L. (L.), Göttingen 397, 399, 402/403.
 Breslau 37, 428 ff.
 Briggovia f. D., Freiburg 309.
 Brunonia f. D., Braunschweig 468.
 Brunnen, Röhler f., Halle 111.
 Bubeneuther (Budenratia) D., Erlangen, 111, 414.
 Budia f. (L.), Leipzig 133, 272.
 Bükow, Universität 290.
 Bund der freundschaft und Eintracht D., Rostock 291.
 Burgundia f. D., Leipzig 273.
 Burschenbund, Allgemeiner deutscher 131.
 — Eisenacher 121.
 Burschenschaft.
 — Allgemeine, Rostock 291/292.
 — Auflösung im Jahre 1819: 103.
 — Aufständen politisch-radikaler Tendenzen 102.
 — a. d. Bären, Jena 349.
 — Berlin 420 ff.
 — Karlsruher Burschenschaft 103.
 — Bonn 437 ff.
 — Breslau 431 ff.
 — Einigungsversuche 121/123.
 — Entwurf von Statuten 93/94.
 — Erlangen 411 ff.
 — Freiburg 308.
 — Gießen 370/371.
 — Göttingen 398.
 — Greifswald 299.
 — Gründung der ersten allgemeinen deutschen D. 100/101.
 — Gründung der Jenerser D. 100.
 — Gründung der Würburger Teutonia 100.
 — Halle 388/390.
 — Heidelberg 253 ff.
 — die heutige. Geschichtliche Daten 129/130.
 — — Gründung d. A.D.C. 130/131.
 — — Gegenwärtiger Stand 131.
 — auf technischen Hochschulen 466 ff.
 — Jena 100, 349/350.
 — der Jünglingsbund 104.

*) Abkürzungen: B. = Burschenschaft, L. = Corps, B. = Gesangsverein, E. = Landsmannschaft, N. = Nation, D. = Orden, C. = Turnerschaft (Turnverein), V. = Verbindung (Verein), f. D. = katholische Verbindung, f. an der technischen Hochschule.

Burschenschaft Kiel 377 ff.
 — Königsberg 355/357.
 — Konstituierung der zweiten allge-
 meinen deutschen V. 104/105.
 — Leipzig 271/272.
 — Marburg 325/326.
 — und Prozeß III.
 — Rostock 292.
 — Tübingen 316/317.
 — Vorläufer 94/95.
 — Würzburg 362 ff.
 Burzenweien 16/19.
 Carolingia t. f. V., Aachen 472.
 Chattia P., Marburg 326.
 — t. V., Darmstadt 472.
 Chemiker-Verein Aachen 472.
 — Tübingen 470.
 Chemische Gesellschaft Stuttgart 471.
 Cherusker (Cherusia).
 — t. T., Berlin 367.
 — V., Berlin 326.
 — V., Breslau 335.
 — t. V., Dresden 470.
 — V., Freiburg 309.
 — T., Göttingen 402–403.
 — t. V., Karlsruhe 469.
 — L., Leipzig 272.
 — V., München 446.
 Cimbern (Cimbria).
 — t. V., Berlin 467.
 — L. (V.), Freiburg 309.
 — V., Göttingen 403.
 — T., Greifswald 299.
 — t. T., Karlsruhe 469.
 — V., Königsberg 340.
 — L., Kiel 379.
 — V., München 446.
 — V., Würzburg 366.
 Claria t. L., München 469.
 Coburger L. C. 133.
 Coetus anatomicus V., Würzburg 366.
 Commencement Tübingen 316.
 Concordia V., Freiburg 308.
 — V., Jena 84.
 — V., Würzburg 364.
 Concordisten V., Halle 388.
 Conspicillisten V., „ 388.
 Constantia L., Gießen 370/371.
 Constantinisten V., Erlangen 411.
 — V., Halle 87, 388.
 — V., Heidelberg 249.
 — V., Jena 84.
 — V., Rostock 293.
 — V., „ 291.
 — V., Würzburg 361.
 Cotamaton 215.
 Corps fortischer der Vandemannschaften 207.
 — Gründung des Rösser S. C. 119/120.
 — die heutigen 131/132.
 — der technischen Hochschulen 466 ff.
 — A. S. C. 466.
 — Lebenscorps von. Waffencorps 107, 108.
 Curation f. Kurländer.
 C. D.
 Dänen L. Halle 388.
 Danubia V., München 446.
 — L., Tübingen 316.
 Danyig 361.
 Darmstadt 453, 456/59, 465/66, 371/72.
 Darmstadtia L. (V.), Gießen 370/371.
 Defensionsorden, Halle 388.
 Delta t. V., Aachen 472.
 Deposition 44 ff.
 Deputierten-Convent, allg. (A. D. C.) 130.
 Derendingia V. (V.), Tübingen 317.
 Deutscher A. C. 135.
 Diplom-Ingenieur 464.
 — Prüfungen 459, 464.
 Diezlinatverordnungen d. 16. Jahrh. in
 Rostock 278/280.
 Dismantia L., Kiel 380.
 Doktor-Ingenieur 464.
 Doktorwürde, Literatur 476.
 Dore. Antwort an die R. J. f. f. Academy
 402.
 Dresden 453, 455/56, 459, 470.
 Dresdenia V. (L.), Leipzig 272, 121, 227,
 271.
 Duell-Eiditte, Altere 212, 213.
 Dulburg 42, 434.
 E.
 Ehrengerichte 240.
 Elche Kompanie, Ingolstadt 444.

Elbflaria L. (V.), Jena 350/351.
 Eisenacher L., Jena 81.
 — Burschenbund 121.
 Eisenmann 100, 362, 365.
 Engländer L., Halle 388.
 Erato t. B. Dresden 470.
 Erfurt 12, 23, 26, 37.
 Erfurter L., Jena 81.
 Erlangen 68, 407 ff.
 Erwinia t. f. V., München 470.
 L'Espérance O., Jena 81.
 Esbländer (Esblonia) L., Dorpat 121.
 Examina, die deutlichen 155/156, 464/65.
 Egtneise 191 ff.
 F.
 Fackelzüge 200.
 Fackelbinderorden, Jena 81.
 Fackelgesellschaft, eilige, Leipzig 270/271.
 Fichte 93, 95, 419.
 Fiedla L., Tübingen 316.
 Fiedlitas t. V., Karlsruhe 469.
 Finkenschaft, organisierte 166.
 Follen, die Bruder N. u. B. 102 ff.
 Follensbrunnent Gießen 373.
 Franke, H. H. 42, 384, 388.
 Franken (francoia).
 — t. f. V., Aachen 472.
 — V., Berlin 426.
 — V., Bonn 439.
 — T., Breslau 433.
 — t. T., Darmstadt 472.
 — V., Erlangen 413.
 — L., Erlangen 411/412.
 — V., Freiburg 309.
 — V., Gießen 371.
 — L., „ 370.
 — V., „ 371.
 — L., Halle 388.
 — V., Heidelberg 254.
 — L., Jena 350.
 — L., „ 81, 91, 96, 99.
 — L., Königsberg 340.
 — L., Landau 444.
 — L., Leipzig 271.
 — V., Leipzig 273.
 — L., Marburg 324.
 — L., München 443.
 — T. (B.) (V.), Münster 416.
 — t. V., Straßburg 450.
 — L., Tübingen 316/317.
 — T. (L.), Würzburg 361, 366.
 Frankfurt a. O. 13, 24, 27, 29, 430.
 Franko-Badenier L., Heidelberg 250.
 Freiburg 13, 22, 27, 301 ff.
 Freimaurer und Studentenorden, 83 ff.
 Frequenz d. Univ. Deutschl. i. Mittelalter 15.
 — der heutigen Universitäten 151/153.
 — der Universitäten Preupens im 18.
 Jahrh. 70.
 Frederica V. (V.), Bonn III, 459.
 Fredericiana O., Halle 391.
 — V., Königsberg 340.
 — O., Marburg 327.
 Friedrich I. 383, 384.
 Friedrich der Große 66/68.
 Friedrich, Kaiser 440.
 — Carl, Prinz 440.
 — Leopold, Prinz 440.
 Friedrich Wilhelm I. 332/335, 358.
 — III. 412, 434.
 — IV. 334, 338.
 Friedrich Wilhelm-Institut 425.
 Fries 99.
 Friesen (Frisia) t. V. Darmstadt 472.
 — L., Erlangen 413.
 — V. (L.) (L.), Göttingen 397.
 — t. T., Karlsruhe 469.
 — V., Kiel 380.
 — L., Königsberg 340.
 — N., Rostock 284.
 Friesen, fr. 420.
 Friesobremensia L., Göttingen 397.
 F. J. f. f. 99/100.
 Fuchs, Anstalt 171/172.
 — Aufnahme 173/176.
 — Brennen 177.
 — Reiten 172/173.
 — major 179/80.
 — tritt 177/179.
 — deutliche Stellung 171 ff.
 — Taufe 164/166.
 Fürst von Toren 154/156.
 Fürstenthal V., Halle III.
 Fuldaer V. L. 467.

G.
 Gaudamus t. V. Stuttgart 471.
 Gelehrtenhöfen, deutsche im 13. Jahrh. 6.
 Gerichtsbarkeit, akademische 167/169.
 Germanen (Germania) 100, 105 ff.
 — V., Berlin 423, 426.
 — V., Berlin 124.
 — V. (V.), Bonn 439.
 — T., „ 440.
 — t. V. Braunschweig 468.
 — V., Breslau 433.
 — t. V. Darmstadt 472.
 — t. T. Dresden 470.
 — V., Erlangen 414.
 — V., Freiburg 308.
 — V., Gießen 371.
 — V., Göttingen 402/403.
 — V., Greifswald 299.
 — V., Halle 391.
 — t. V. Hannover 471.
 — V., Jena III, 256, 349/350.
 — t. V. Karlsruhe 469.
 — V., Kiel 377/378.
 — V. (L.) (L.), Königsberg 287, 339,
 340.
 — V., Leipzig 129, 272.
 — V. (L.), Marburg 326.
 — V., Marburg 124.
 — Marburgensia 325.
 — t. T. München 469.
 — V., München 444.
 — t. V., Münster 416.
 — V., Rostock 292/293.
 — V. Straßburg 450.
 — V., Tübingen 316, 317.
 — V., Würzburg 363/364, 366.
 — L. 361.
 Germania D. C. 466.
 Gesangsverein, akademischer, Erlangen 414.
 — Göttingen 403.
 — München 125, 367.
 — Münster 417.
 — Rostock 294.
 — Würzburg 367.
 — Polytechnischer, Hannover 471.
 Gesangsvereine, die studentischen 125, 134.
 Gesellschaft z. Verbreitung akad. Vorurteile
 t. Rostock 291.
 — Hamburger, Heidelberg 257.
 — norddeutsche, Würzburg 367.
 Geoner 66, 67.
 Ghibellinen (Ghibellinia).
 — T., Göttingen 403.
 — L., Heidelberg 257.
 — T., München 446.
 — t. T. Stuttgart 471.
 — L., Tübingen 121, 316/317.
 Gießen 368 ff.
 Glacia L., Breslau 433.
 Goethe, 66, 91, 286/67, 447, 448.
 Gollinaen 66/67, 83/84, 112, 280, 285,
 393 ff.
 Gollener C. C. 133.
 Gollhaer E. C. 133.
 Gollhaer (Gollhaia).
 — L., Jena 81.
 — L., Jena 351.
 Gollhaer (Gollhaia).
 — t. V., Berlin 467.
 — t. V. Erlangen 414.
 — t. V., Hannover 471.
 — V., Königsberg 340/341.
 — V., Leipzig 273.
 — t. V., München 469.
 — t. V., Stuttgart 471.
 Gollinga L. (V.), Göttingen 402.
 Gollschall 423.
 Graz 37.
 Greifswald 13, 24, 27, 29, 296 ff.
 Grimmsia V., Leipzig 271, 378.
 Griesbachia f. Westfalen.
 Gullielmia L., Berlin 426.
 — V., Greifswald 299.
 Gymnasien, akad. 36.
 H.
 Halberstädter L., Halle 87, 389.
 Halle 42, 67, 383 ff.
 Hannover 454 ff.
 Hannoveraner (Hannovera).
 — V., Göttingen 256, 400, 402.
 — L., Göttingen 230, 399/403.
 — V., Göttingen 397.

Hannoveraner, 1. V., Hannover 471.
 — E., Jena 81.
 Hanseaten (Hanse)
 — E., Bonn 132, 439.
 — E., Böttingen 400.
 — E., Heidelberg 254.
 — E., Kiel 380.
 — E., Königsberg 340.
 — V., Leipzig 272.
 — E., Rostock 2: 3/94.
 Hanseatica E., Bonn 438, 439.
 Harmonisten (Harmonie)
 — O., Erlangen 411.
 — O., Gießen 324/325.
 — O., Heidelberg 249.
 — O., Jena 84.
 — O., Marburg 324.
 Hase, H., 103, 412, 413.
 Hassia f. Hessen.
 Hassio-Borussia
 — L. V., Darmstadt 472.
 — E., Freiburg 309.
 — L. (V.), Marburg 326.
 Hassio-Nassovia
 — E., Marburg 326.
 Hassio-Rhenania
 — L. V., Gießen 371.
 Heidelberg 27, 243 ff.
 Helmianer E., Erlangen 411.
 Helmstädt 31.
 Helvetia f. Schweizer.
 Henneberger E., Jena 81.
 Hercegia
 — L. V., Braunschweig 463.
 — V., Freiburg 309.
 — E. (L.), Böttingen, 402, 403.
 Hessen (Hassa)
 — L. E., Darmstadt 472.
 — E. (L.), Gießen 370/371.
 — O., Gießen 370.
 — E., Böttingen 397.
 — E., Halle 383.
 — E., Heidelberg 253/254.
 — E. (L.), Marburg 325/326.
 Hewella V., Berlin 426.
 Hieboement, Einführung 224.
 Hilaritas L. V., Stuttgart 471.
 Hildesen V. (L.) (L.), Böttingen 399, 402/403.
 Hildebo-Buephalia
 — E. (L.), Böttingen 402/403.
 Hohenbemia V. (V.), Königsberg 111, 339.
 Hoffstact f. Die Saal.
 Hohenlobia E., Tübingen 316.
 Hohenstaupia E., Tübingen 317.
 Hollandia L. V., Aachen 472.
 Holsheimer (Holsatia) E., Halle 328.
 — E., Jena 81.
 — E., Kiel 377/378.
 — E., Rostock 284/286.
 Holzminia V., Böttingen 402/403.
 Honorar 146/148.
 Horfen, H. 118.
 Hoepitz 182.
 Huberta L. V., Ratlarube 469.
 Hütte L. V., Berlin 467.
 — L. V., Stuttgart 471.
 Humanismus 31 ff.
 Humboldt, W. v., 418, 421.
 Humpen L. V., Ratlarube 469.

2.

Jahn 87/88, 93/95, 420.
 Jena 80, 81, 79 ff., 84 ff., 342 ff.
 Jenerser E., Jena 81.
 Jael V., Tübingen 317.
 Jammatrikulation 153/154.
 Ingenieur-Verein, Akadem.
 — Dresden 470.
 — München 470.
 — Stuttgart 471.
 Ingolstadt 13, 23, 27, 68, 442, 443.
 Innsbruck 37.
 Inviolable O., Halle 388.
 Joberbilmorden, Böttingen 34.
 Jaria E., Landshut 444.
 Jünglingsbund 104.
 — Würzburg 364.
 Jurisencerein Akad., Bonn 440.

3.

Kant 333.
 Karl Eugen, Herzog 314/315.

Karlruhe 455 ff.
 Kartorubensia V., Heidelberg 257.
 Kartschule 41, 315.
 Kassel 38, 322.
 Katholische Studentenverbindungen.
 Kartellverband 135.
 — Studentenvereine,
 Verband 135.
 Kiel 42, 375 ff.
 Kiefer 98.
 Kloster- und Domschulen 1.
 Kreisverein D. (V.), Kiel 378.
 Kirschia V., Bonn 111, 439.
 Kiesel V., Leipzig 111.
 Köln 11, 24, 27, 434, 436.
 Kölner V., Bonn 438.
 Königsberg 30, 325 ff.
 Königsgesellschaft D., Tübingen 317.
 Königshilfer D., Tübingen 317.
 Körner, Th. 270/271, 420.
 Komitat 196/198.
 Kommerz 182 ff.
 Konstanj 304.
 Kopeue 102/103.
 Krazschen 80, 82, 87, 107.
 —, französisches, V., Greifswald 299.
 Kreuzorden, Jena 84.
 Krieg 1870/1871: 125/128.
 Krusenrotter D., Kiel 380.
 Kurländer (Turonen)
 — E., Dorpat 121.
 — E., Böttingen 397.
 — E., Halle 389.
 — E., Heidelberg 251/252.
 — E., Jena 81, 96.
 — E., Rostock 288/289.
 Kurmark L. T., Berlin 467.
 Kurtsachen L., Jena 81.
 Kuppmaul 110.
 Kyffhäuser Verband 136.

4.

Landespaer 189/191, 203.
 Landeshut 68, 443.
 Landemannschaften zu Beginn des 19. Jahrh.
 89 ff.
 — Comments 215.
 — im 18. Jahrh. 78 ff.
 — die deutlichen 133.
 — auf technischen Hochschulen, 466 ff.
 — die neuen 120/121.
 — a. Pennsylvanien 55 ff.
 Landemannschafts-Convent (L.C.) 121.
 Laupfer (Lusatia)
 — E., Breslau 432, 433.
 — E., Halle 388.
 — E. (L.), Leipzig 107, 270/72.
 Leibniz 41.
 Leipzig 12, 23, 27, 29, 67, 68, 126, 258 ff.
 Leonensia V., Heidelberg 257.
 Leopoldina B., Breslau 432/33.
 Lesegesellschaft, deutsche Gießen 94.
 Leserverein, katholischer Berlin 427.
 Licaria V., München 440.
 Lichtenstein V., Tübingen 317.
 Liebia 373.
 Lied, studentisches 200/204.
 Liederfranz, M. dem L. O., Stuttgart, 476.
 Liederladel, akademische, Berlin 125.
 — studentische, Greifswald 299.
 — Breslau 426, 427, 432.
 Lica L. V., Würzburg 366.
 Lillienorden Jena 84.
 Lipota V., Leipzig 121, 227, 271/72.
 Littauer (Littuania)
 — E. (L.), Königsberg 121, 337, 339/40.
 Lipländer (Livonia)
 — E., Dorpat 121.
 — E., Jena 81.
 — E., Leipzig 270.
 Linden 96, 98.
 Lindwiciana O., Gießen 371.
 Lübeck 275.
 Lüneburger (Lunaburgia)
 — V., Böttingen 402, 403.
 — E., Halle 388.
 Lumpia V., Heidelberg 255.
 — V., Würzburg 367.
 Lusatia f. Laupfer.
 Luther über die Reformation 47/48.
 — in Erfurt 23.
 — über Universitäten 25 ff.

M.

Maravia f. Maravia.
 Märker (Marchia)
 — E. (L.), Berlin 420/21, 422, 426.
 — V., Berlin 426.
 — V., Bonn 439.
 — E., Breslau 420, 430.
 — E., Frankfurt a. O. 420.
 — E. (L.), Halle 87, 107, 173, 192/93, 388/90.
 — V., Halle 391.
 — E., Rostock 283—97.
 Magdeburger E., Halle 87, 388, 389.
 Mainz 13, 24, 37.
 Matavia
 — E., Breslau 435.
 — L. T., Hannover 471.
 — E. (V.), München 446.
 — E. (L.), Würzburg 121, 133, 365, 366.
 Mansfelder E., Halle 388.
 Marburg 29/33, 319 ff.
 Markomannen (Marcomannia)
 — E., Berlin 426.
 — V. (V.), Bonn 438.
 — E. (L.), Breslau 433.
 — L. T., Dresden 470.
 — V., Greifswald 299.
 — E. (L.), Königsberg 337.
 — V., Würzburg 367.
 Marxbrüder und Federfächer 209.
 Maschinen-Ingenieur-Verein
 — Dresden 470.
 — München 470.
 Maschinentechniker L. V., Aachen 472.
 Masuren (Majoria) E. (L.), Königsberg 257, 337, 339.
 Mathematisch-naturwissenschaftl. Verein
 L., Stuttgart 471.
 Maturitätsprinzip 460, 467.
 Medlenbur-er (Medlenburgia)
 — E., Berlin 420.
 — E., Halle 388, 389.
 — E., Jena 81.
 — E., Leipzig 269.
 — V., Leipzig 272.
 — E., Rostock 284, 286, 289.
 Meininger E., Jena 81.
 Meißner (Misia)
 — E. (L.), Leipzig 270/72.
 — und Thüringer A., Rostock 284.
 Melanchthon in Tübingen 22.
 — über Universitäten 25.
 — in Wittenberg 23.
 Misia f. Meißner.
 Moenania E. (L.), Würzburg 107, 361, 362, 366.
 Montania E., Leipzig 271.
 Mopsorden Böttingen 33/34.
 Moselländer E., Halle 388.
 Mosellaner E., Erlangen 411.
 — E., Halle 389.
 — E., Jena 79 ff.
 Motta L. V., Berlin 467.
 München 101, 441 ff., 453 ff.
 Mündenia V., Böttingen 402, 403.
 Münster 37, 69, 416 ff.
 Münsteriana V., Bonn 439.
 Munichia E., München 446.

N.

Nassauer (Nassovia)
 — V., Gießen 371.
 — E., Heidelberg 254.
 — E., Würzburg 365/366.
 Nation, ausländische, Rostock 289.
 Nationen 44 ff., 78 ff.
 — in Rostock 282 ff.
 Naturwissenschaftlich-Technischer Verein
 Hannover, 471.
 Nedarbund V., Heidelberg 110/11, 255.
 Neodorussia
 — E., Berlin 422.
 — E. (L.), Halle 121, 133, 391.
 Neo-Hannovera L. E., Hannover 471.
 Neuhumanismus 66, 142.
 Nivaria V., Tübingen 317.
 Niederheiner E., Halle 388.
 — E., Heidelberg 250.
 Niedermald = L. E. 466.
 Niemeyer, Kanzler 385, 387.



Norddeutsche Verbindung, Bonn 440.

Norio L., München 446.

Normannen (Normannia)

— L., Berlin 422, 6.

— L., Berlin 121, 227, 422, 423, 426.

— V., Breslau 433.

— F. D., Greifswald 293.

— L., Halle 121.

— L., Jena 351.

— L. (L.), Königsberg 337.

— L., Leipzig 272.

— V., Marburg 326.

— L., Straßburg 450.

— V., Tübingen 317.

— V., Würzburg 367.

Nürnberg 459.

Q.

Oberreiner L., Halle 385.

— L., Heidelberg 251.

— L., Jena 82.

Odtitia

— L. C., Karlsruhe 469.

— B. (V.), Rostock 294.

— L., Rostock 293.

Osterröcher L., Halle 388.

Osten 98.

Olmütz 37.

Onobdia L., Erlangen 107/108, 411, 413.

Orden der Beständigkeit f. Constantisten.

— Studentische 82 ff.

— und das Duell 214.

Onabrück 37.

Onabrücker N., Rostock 285.

Ostfalia L., Hannover 471.

Ostfriesen L., Halle 87, 388.

P.

Paderborn 37.

Palästina Albertina 341.

Palato-Misalia L., Straßburg 450.

Palatomarchia L. (V.), Halle 391.

— Silezia L., Berlin 426.

— Teulonia B., Berlin 423.

— L., Bonn 439.

— L., Halle 391.

Palatia f. Pfälzer.

Palladia V., Würzburg 366.

Pappenheimer L., Königsberg 337.

Paris 5/8.

Parkverein V. (L.), Kiel 378.

Parkwiche 219, 226, 228.

Paulus

— W., Jena 350/51.

— W., Leipzig 134, 272/73.

Pennalismus 51/52.

Pepiniere 419.

Pestalozzi 92.

Pfälzer (Palatia)

— L., Bonn 132, 438.

— L., Bielefeld 370.

— L. V., Böttingen 403.

— V., Heidelberg 255.

— L. D., Karlsruhe 469.

— L. (L.), Landobut 107, 444.

— L., München 445.

— L., Straßburg 450.

— V., Tübingen 317.

Pflug V., Halle 121/24, 391.

Pharmacia V., Erlangen 414.

Pharmazenten-Verein, München 446.

— Straßburg 450.

— L., Stuttgart 471.

— Würzburg 367.

Philanthropinismus 68.

Philippina L., Marburg 326.

Philologische Vereine, Bonn 440.

Pietismus 40.

Pistolenmensuren 239/40.

Plavia L., Leipzig 121, 227, 271.

Polonia B. (L.), Breslau 431.

Polytechnischer Klub, München 470.

Pommern (Pomerania).

— L. C., Berlin 467.

— L., Böttingen 397.

— L. (L.), Greifswald 298.

— L., Halle 67, 173, 187, 215, 385, 389, 390, 391.

— L., Jena 81.

— N., Königsberg 331, 335, 337.

— L. (N.), Rostock 78/79, 294, 296.

Populonia V., Bonn 438.

Posanonia L., Breslau 433.

Prax 9/10, 12, 37.

Prenzlauer V., Berlin 426.

Preußen (Prußia).

— L., Berlin 426.

— L., Berlin 426.

— L., Bonn 132, 437, 9, 440.

— L., Breslau 432, 433.

— L., Breslau 431.

— L., Greifswald 298.

— L., Halle 390, 391.

— L., Jena 350/51.

— B. (D.), Königsberg 339.

— L., Königsberg 337.

— N., Königsberg 331, 335.

— L. V., Königsberg 340.

— N., Rostock 284/86.

— V. (L.), Rostock 294.

— L. (V.), Tübingen 317.

Primisolaria B. (L.) (V.), Berlin 426.

Professorenburßen und Konviktoristen

63/64.

Progreß, der Studentische III.

— V., Böttingen 400.

Promotion 157/61.

Pufendorf 42.

Q.

Quästur 148.

R.

Raczels B. (V.), Breslau III, 432/33.

Radsfahrer-Verein, Akad., L. Hannover

471.

Ratiabonia L. (L.), München 416.

Redwig, O. v., 115, 116, 119.

Reformation 25 ff.

Reicheländer L., Halle 87.

Reit-Klub, Akad., L. V. Hannover 411.

Reuter, H., Festungsgeld 136.

— auf der Hauenspiegel 421.

— über Rostock 274.

— Student in Rostock 293.

— über das Studentenleben 117/18.

Rhätia L. V., München 446.

Rheinländer (Rhenania)

— L., Berlin 426.

— L., Bonn 437, 439.

— L. C., Braunschweig 468.

— L., Darmstadt 472.

— L., Erlangen 412, 411.

— L. V., Erlangen 414.

— L. (L.), Freiburg 107, 308, 309.

— L., Gießen 371.

— L., Gießen 370.

— L., Göttingen 397.

— L., Heidelberg 253/54.

— L., Heidelberg 250/51.

— L., Jena 350.

— L. C., Karlsruhe 469.

— L. (L.), Marburg 325.

— L. V., Marburg 326.

— B., München 416.

— L., Münster 416.

— L., Straßburg 450.

— L. C., Stuttgart 450.

— L., Tübingen 316, 317.

— L. V., Tübingen 317.

— L., Würzburg 365, 366.

Rhenoborußia L., Rachen 472.

Rhenoborußia L. C., Berlin 467.

— L. V., Darmstadt 472.

— L. V., Kiel 350.

Rhenopolatia L., Heidelberg 257.

— L. C., München 469.

Nieder 462, 463.

Nitterakademien 41.

Nomantiler 92/93.

Notari V., Tübingen 317.

Rostock 12, 24, 27, 29, 39, 274 ff.

Rostocker N., Rostock 284/86.

Rothendurger V., Straßburg 448.

Ruderverein Münster 417.

Rudert 407.

Ruge 101.

Rugla V., Greifswald 129, 299.

Ruländer V., Bonn 438.

Rupertia B. (V.), Heidelberg 110. II, 255.

Rupertia V., Heidelberg 257.

Ruthenia L., Leipzig 121, 227.

S.

Sachsen (Saxonia)

— L. C., Berlin 467.

— L., Bonn 438, 439.

— L., Böttingen 400, 402, 403.

— L., Halle 91/92, 388, 389.

Sachsen, V., Halle 391.

— L. C., Bannover 471.

— B., Heideberg 255.

— L., Jena 350.

— L., Jena 95/96, 98.

— L. C., Karlsruhe 469.

— L. C., Kiel 377, 379, 380.

— B. (D.), Königsberg 339.

— L., Leipzig 107, 271/72.

— V., Marburg 327.

— L. D., Münster 416.

— O. (L.), Rostock 294.

— L., Straßburg 450.

— L., 450.

— L. C., Stuttgart.

— V., Tübingen 317.

— V., Würzburg 367.

Säbelmensur 224/26, 239/40.

Salamander 186/89.

Salerno I.

Salia B., Halle 391.

— L., Jena 351.

— V., Leipzig 272.

— V., Würzburg 367.

Sallugia B., Halle 391.

— L. (D.), Halle 121, 391.

— L., München 446.

Sand 103, 411.

Saravia B., Berlin 426.

Sauerlandia L. V., Münster 416.

Sagoborussen L., Heidelberg 253/54.

Sago-Rhenania V., Bonn 439.

— L., Greifswald 298.

Sago-Silezia B. (L.), Freiburg 309.

Sago-Thuringia L., Halle 391.

Saxonia-Pomerania L., V an 438.

Schaumburg V., Marburg 326.

Scheffel 285, 333, 447.

Schleiermacher 92.

Schleier (Silezia)

— L. V., Berlin 467.

— L. (L.), Breslau 431/33.

— L., Greifswald 298.

— L., Halle 87, 388, 389.

— L. V., Halle 391.

— N., Königsberg 331.

— N., Rostock 284/85.

Schlesische Studierende V., Berlin 426.

Schloßbund V., Heidelberg III.

Schmähliger L. (L.), Breslau 432.

Schottländer (Scotia).

— L. (L.), Königsberg 337.

— V., Tübingen 317.

Schulen, freie des 12. Jahrhunderts. 2.

Schul- und Studentenkomödien 35.

Schwaben (Suevia)

— L. V., Berlin 427.

— L., Breslau 433.

— L., Erlangen 411.

— L. (L.), Freiburg 107, 308, 309.

— L., Halle 388.

— L. (L.), Heidelberg 107, 110, 198, 225, 251/54.

— L., Jena 81, 350.

— L., Landobut 444.

— L., Straßburg 450.

— L., Tübingen 316, 317.

— L., Tübingen 316.

Schwarzburgbund 135.

Schweier (Helvetia)

— L. (L.), Freiburg 308.

— L., Halle 328.

— L., Heidelberg 254.

— L., T

Stammbücher, studentische 34, 35, 63, 76, 77.
 Startenburgia I. C., Darmstadt 472.
 — C., Bielefeld 371.
 Staufia (Staufia).
 — I. C., Berlin 467.
 — D., Leipzig 273.
 — I. B., München 469.
 — I. C., Stuttgart 470.
 Stipendien, literarische 475, 479.
 Stodorpia D., Tübingen 317.
 Stormaria D., Kiel 350.
 Stotmenfuren 213/14, 220/21.
 Strassburg 42, 128, 447 ff.
 Studenten, fahrende 19/20.
 Studentenbäuer 163/66.
 Studentensprache 204/206.
 Studentenverein, literarischer Jena 123.
 — theol. Rostock 294.
 Studentener, heutige 155.
 Studentkosten 161.
 Studienplan 154.
 Stallgarde D., Tübingen 317.
 Stuttgart 451, 456, 466, 470/71.
 Suevia f. Schwaben.

T.

Tapiria D., Jena 351.
 Technisch-Hochschulen 452 ff.
 — Verband der Studierenden, 465, 466.
 Teutonen (Teutonia).
 — B., Berlin 423.
 — C. (V.) (B.), Bonn 121, 439.
 — I. C., Braunschweig 468.
 — B. (C.), Breslau 431.
 — I. D., Darmstadt 472.
 — I. C., Dresden 470.
 — B., Erlangen 411, 412.
 — C., Erlangen 414.
 — B., Freiburg 309.
 — C., Gießen 371.
 — C., Greifswald 299.
 — C. (B.), Halle 95, 121, 389.
 — B., Heidelberg 253.
 — B., Jena 111, 349/50.
 — I. B., Karlsruhe 469.
 — B., Kiel 378.
 — B., Königsberg 340.
 — C. (C.), Königsberg 337.
 — B., Marburg 323.
 — C., Marburg 326.
 — I., München 446.
 — D., Münster 417.
 — B., Tübingen 94, 316.
 — C., Tübingen 91.
 — B. (D.), Würzburg 100, 362, 363, 366.
 — D. (C.), Würzburg 367.
 Thomasia 41/42, 384, 387, 388.
 Thüringer (Thuringia).
 — C., Berlin 426.
 — I. B., Braunschweig 468.
 — I. C., Dresden 470.
 — C., Halle 390, 391.
 — C., Halle 388, 390.
 — C., Jena 350.
 — C., Jena 91, 96, 99, 350.
 — B., Leipzig 271.
 — C., Leipzig 272.
 — C., Leipzig 270/271.
 — I. D., Marburg 326.
 — D., München 446.
 Tirolet L., Landshut 444.
 Trachl, Studentische 16, 32/33, 58/59, 71/72.
 Transsylvania L. (C.), München 446.
 Treubund D. (B.), Gießen 371.
 Trier 13, 37.
 Trinitäten 60/62, 180 ff.
 Troglodytia.
 — C., Jena 350.
 — C., Kiel 379.

Tubingia.
 — B., Tübingen 316.
 — D., Tübingen 317.
 Tübingen 13, 22, 27/29, 310 ff.
 Tugendbund und deutscher Bund 93, 420.
 Tulaco I. C., Hannover 471.
 Tuisconia.
 — D., Halle 391.
 — Karlsruhe 469.
 — I. D., Königsberg 340.
 Turnbund, akadem. 134, 467 ff.
 — I., Berlin 467.
 Turnverein, akadem.
 — I., Berlin 467.
 — Breslau 433.
 — Greifswald 299.
 — Marburg 327.
 Turnvereine (Turnerschaften) 125, 134.
 Turnvereine, akadem., Kartellverband 134.

U.

Ubland 318.
 Ulmer (Ulma).
 — C., Strassburg 448.
 — I. D., Ulm 471.
 — C. (C.), Tübingen 121, 316, 317.
 Unstern L., Halle 388.
 Unstisten.
 — C., Erlangen 411.
 — D., Halle 388.
 — D., Jena 35.
 — C., Rostock 290/291.
 Universitäts-, Mittelalterlicher Sprachgebrauch 2.
 Urania C., Jena 34.
 Ullenstein (Ullenstein) D., Erlangen 123/124, 135, 414.

V.

Vandalen (Vandalia).
 — I. B., Berlin 467.
 — C., Berlin 422, 3, 6.
 — C., Berlin 93, 420.
 — C. (D.), Breslau 433.
 — C., Gießen 371.
 — C., Göttingen 397.
 — C., Halle 391.
 — C., Heidelberg 119, 254.
 — C., Heidelberg 251.
 — C., Jena 95/97, 420.
 — C., Marburg 326.
 — B., Rostock 293.
 Verbindungsleben, heutiges 129 ff., 165 ff.
 Verdensia L. (D.) (C.), Göttingen 121, 402.
 Verein, akadem.
 — — Würzburg 367.
 — — überlokalischer, Kiel 380.
 Verein deutscher Studenten 135/136.
 — — Berlin 426.
 — — — I. 467.
 — — — Bonn 440.
 — — — C., Dresden 470.
 — — — Gießen 371.
 — — — Halle 391.
 — — — Heidelberg 257.
 — — — Kiel 380.
 — — — Königsberg 340.
 — — — Marburg 327.
 — — — Rostock 294.
 — — — Strassburg 450.
 — — — Tübingen 317.
 Vereine, studentische 125.
 Verkehrsvereine, akademischer Verein I., Stuttgart 471.
 Verus 238/39.
 Viadrina D., Breslau 433.
 Vineta D., Heidelberg 257.
 Vireobergia f. Württemberger.
 Visigothia D. (C.), Rostock 294.
 Visurgia L. C., Hannover 471.
 Vitebergia L., Halle 391.
 Vitrovia I. C., München 469.
 Voigtländer L., Halle 388.

W.

Waffeneruf, studentischer 289/39.
 Walballa.
 — D., Heidelberg 110, 235.
 — D., Würzburg 366.
 Wartburg B., Leipzig 271/272.
 Wartburgfest 1917: 99/100.
 — 1818: 111/112.
 Weimaraner L., Jena 81.
 Wehrschaft, Jenerer 98.
 Weinheimer S.C. 466.
 Weistalen (Weisthalla).
 — C. (C.), Berlin 420, 2, 6.
 — I. C., Berlin 467.
 — C., Bonn 437.
 — C., Erlangen 411.
 — C., Freiburg 309.
 — C., Gießen 370.
 — C., Göttingen 391, 397.
 — C., Greifswald 298.
 — C., Halle 87, 91, 328, 389, 390, 391.
 — C., Heidelberg 107, 253.
 — C., Heidelberg 251/252.
 — C. (C.), Jena 229/230, 236 u. 350.
 — C., Jena 91/92, 93, 96.
 — C., Königsberg 331.
 — C., Leipzig 271/272.
 — C. (C.), Marburg 325, 326.
 — C., München 446.
 — C., Rostock 2-3, 285.
 — C., Tübingen 316.
 — I. D., Tübingen 317.
 — C., Würzburg 366.
 Wetterauer.
 — C., Gießen 370.
 — C., Halle 389.
 Wien 10/11, 27, 37/38.
 Wilhelm I. 127, 128, 136, 334, 423, 449.
 — 90. Geburtstag 135/139. [467].
 — Leichenbegängnis 140.
 Wilhelm II. Erlaß vom 11. Okt. 1899: 464.
 — Rede am 6. Mai 1891: 132.
 — Schreiben an die Königsberger Universität 341.
 — als Bonner Student 132, 440.
 Wilhelmitana D., Strassburg 450.
 Kaiser Wilhelms-Akademie 423.
 Winfrida I. D., Göttingen 403.
 Winfrida I. D., Breslau 433.
 Winkelf.
 — Berlin 124, 423, 427.
 — Bonn 124, 439, 440.
 — Breslau 433.
 — Erlangen 123, 414.
 — Geschichtliches 123/125.
 — Gießen 371.
 — Göttingen 402, 403.
 — Greifswald 299.
 — Halle 124, 391.
 — Heidelberg 255/57.
 — der heutige 135.
 — Kiel 380.
 — Leipzig 273.
 — Marburg 124, 326.
 — München 446.
 — Rostock 294.
 — Tübingen 317.
 — Würzburg 367.
 Wircburgia D., Würzburg 367.
 Wittenberg 23, 26/28, 326, 387.
 Wolf, Chr. 67, 323.
 Wormser L., Strassburg 448.
 Wratolavia D., Breslau 433.
 Württemberger (Württembergia).
 — C., Tübingen 316.
 — D., Tübingen 317.
 Würzburg 12, 36, 68/69, 355 ff.

Z.

Zarina D., Heidelberg 257.
 Zeilenossen D., Würzburg 367.
 Zollern B., Tübingen 317.
 Zürich 466.
 Zum Brand, Rompagule Jnaolstadt 444.
 Zwickbrüder L., Gießen 370.



Verzeichnis der Bilder.

- Elitelbild des Manuale scholarium 2.
Aufnahme eines Moolzen in die deutsche Nation zu Bologna 4.
Heinricus de Alemania sein Kolleg über Ethik lesend 7.
C. Heidehoff, Gedendblätter der Universitäten Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Trachten der Landmannschaften mit den Rüstern, Siegeln und Schuttsatzen 8, 10, 11.
Das Kollegiengebäude zu Frankfurt a. O. 13.
Ein mittelalterliches Scholarengele 17.
Heidelberg Strassenzene des 13. Jahrhunderts 18.
Ein Philothenus oder „Clebhaber der Kunst“ 19.
Die Hierana zu Erfurt 22.
Eine Gelehrtenleputation des 16. Jahrhunderts 25.
Das Wittenberger Universitätsgebäude 28.
Das alte Marburger Universitätsgebäude 30.
Die Julia-Carolina zu Helmstedt 31.
Eine Vorlesung des 16. Jahrhunderts 32.
Studentisches Trachtenbild. (Um 1590.) 32.
Satirische Darstellung eines studentischen Trinkgelages im 16. Jahrhundert 33.
Tübinger Stammbuchbild v. J. 1576: 34.
Stammbuchbild v. J. 1593: 35.
Kollegiengebäude der Universität Altdorf 36.
Die Professoren im Festzuge bei Einweihung der Universität Altdorf 1663: 41.
Die Studenten im Festzuge bei Einweihung der Universität Altdorf 1663: 41.
Festmahl bei Einweihung der Universität Altdorf 1663: 43.
Depositionsszenen des 16. Jahrhunderts 44, 45.
Depositionsszene des 17. Jahrhunderts 48.
Leipziger Depositionswerkzeuge 49.
Das Feilen der Hände 50.
Das Ausziehen des Bachantenzahns 51.
Pennal und Storken 53.
Studentisches Ballspiel 56.
Musikierende Studenten 57.
Der Vole bringt Geld 60.
Ständchen verummt Studenten 61.
Nächtliche Tumultszene in Strassburg 62.
Nächtlicher Kampf zwischen Studenten und der Stadtwache 63.
Cornelius, der Tpus eines verbummelten Studenten 64.
Der feierliche Einzug des Markgrafen Friedrich bei Gründung der Universität Erlangen 67.
Der Hofaal der Leipziger Juristenfakultät 69.
Charakteristik der Leipziger, Hallenser, Jenerer und Wittenberger 70.
Jenerer Bursche aus der Zeit des 7 jährigen Krieges 71.
Leipziger Studenten-Trachten 72.
Höflinger Studenten-Trachten 72.
Der faule Student 73.
Der saunende Student 73.
Szenen aus dem Koll der Studentenleben um 1770: 74, 75, 76.
Eine Verbrennungsszene auf dem Jena'schen Jahrmärkte 77.
Der in Schulden stehende Student 78.
Siegel der thüringisch-meinischen Landmannschaft zu Koll 78.
Akademisches Leben eines Vornehmen 79.
Hospiz in Jena 80.
Friedensfest der jena'schen Landmannschaften 81.
Verbrennung der landmannschaftlichen Maschen 82.
Moiellaner Siegel (um 1760) 84.
Ordenskreuz der Amicisten. (Aus: „Guido von Lauffsteden“) 85.
Ordenskreuz der Harmonisten oder Schwarzen Brüder 85.
Studentenleben im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts 86.
Uniformen jena'scher Landmannschafter um 1803: 90, 91.
Uniformen Wittenberger Landmannschafter beim Jubiläum der Universität 1803: 92.
Jadelfändchen der Landmannschaften beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812: 93.
Schluß des Jadenfändchens beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812: 96.
Die Friedensfeier der Universität Jena 1818: 97.
Siegel der Jenerer Burschenschaft 99.
Die Jenerer Burschenschaftsfahne nebst Schwert 99.
Auf der Wanderung nach Eisenach 100.
Burschentrachten aus d. J. 1821: 101.
Die Burschenschaft zu Marburg im Jahre 1828: 105.
Ein Bursch der dreißiger Jahre 106.
Ein Bursch der vierziger Jahre 107.
Studentisches Leben zu Anfang der 40er Jahre 108.
Corpsbild der Rhemania zu Bonn, Sommer 1848: 109.
Corpsbild der Hasso-Massovia zu Marburg 1840: 110.
Nachstandal. — Dulce est desipere in loco 115.
Ein Blutiger. — Ex ungue leonem 116.
Abgesagt. — Eheu fugaces 116.
Am Korb. — Quousque tandem 117.
Am Korb. — Beatus ille 117.
Schroff. — Odi profanum vulgus 118.
Hudeleburg und Sealed 119.
Die Berliner Landmannschaft Normannia i. J. 1848: 120.
Die Göttinger Burschenschaft Hannovera i. J. 1847: 122.
Das Denkmal für die 1810/71 gefallenen Winkelsiten in Eisenach 125.
Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Corpsstudenten auf der Hudeleburg 126.
Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Burschenschaftler auf der Gopelstuppe bei Eisenach 127.
Wartburg von Norden 130.
Burschenschaftsdenkmal in Jena 131.
Wilhelm Prinz von Preußen 132.
Die Veste Coburg 133.
Der Kirschbäuser 136.
Das Biomarddenkmal auf der Hudeleburg 137.
Der Kaiserstein auf der Hudeleburg 138.
Die Studenten in Friedrichsruh 139.
Ein Rektor magnificus 141.
Eine Vorlesung im 17. Jahrhundert 145.
Auf der Rehe zur Universität 148.
Der erste Gang ins Kolleg 149.
Die Immatrikulation 152.
Im Hörsaal der Anatomie 153.
Eine Promotion des 16. Jahrhunderts.
Das Anstehen des Ringes und das Aufsetzen des Doktorbuts 156.
Die feierliche Verkündigung der erfolgten Promotion 157.
Eine Promotion des 17. Jahrhunderts 158.
Das Auditorium Weberianum im Collegio zu Altdorf mit einem Actu Doctorali. 159.
Der zum Doktorat gelangende Student 160.
Das Eintreffen des Wechsels 163.
Auf dem Carcer (Würzburg 1828) 167.
Der Heidelberger Carcer 168.
Der Juch 170.
Juchankunft in Jena, um 1780: 171.
Juchankunft in Jena, 1785: 172.
Juchankunft in Leipzig, um 1780: 173.
Die Juchtaufe 175.
Eine Juchtaufe zu Anfang der 70er Jahre 176.
Juchabrennen der Frankonia zu München. Wintersemester 1842/43: 177.
Juchtritt auf der Heidelberger Schwabenkneipe. 1830: 178.
Juchtritt (30er Jahre) 178.
Juchtritt auf der Saxoborussenkneipe in Heidelberg. 1831: 179.
Ein Juchtritt zu Anfang der 70er Jahre 180.
Hospiz in Jena, 1763: 181.
Hommers auf der Olmühle 182.
Ankerei auf einer Studentenbude 183.
Hommers in Heidelberg um 1815: 184.
Kneipe (Würzburg 1-28) 185.
Der Fürst von Toren 186, 187.
Hommers in Heidelberg 1827: 188.
Landesvater 189.
Landesvater um 1790: 190.
Landesvater in Göttingen (um 1816) 191.
Erkneipe 192.
Eine Erkneipe in den 30er Jahren 193.
Ausfahrt 196, 197, 198.
Anzug eines Erlanger Burschen ins Philisterium, 1797: 199.
Rechercher Comitäl um 1770: 200.
Laubers Leichenbegängnis 201.
Jadelfzug des Heidelberger S.C. 30. Januar 1857: 202.
Singende Scholaren des 16. Jhdts. 203.
„Es ritten drei Burschen zum Thore hinaus“ 204.
„Verkeilen“ 205.
Das Jechen mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts. 208.
Das Kappie jechen im 16. Jhdts. 208.
Jechende adlige Studenten um 1590: 209.
Jechende Studenten zu Anfang des 17. Jhdts. 210.
Der jechende Student 212.
Der rauchende Student 213.
Stoßknall auf dem Markte in Jena (um 1760) 214.
Stoßknall in Erlangen um 1750: 215.
Göttinger Mensur 1808: 216.
Göttinger Mensur (um 1816) 217.
Heidelberger Mensur um 1818: 218.
Bonner Mensur. 1820: 219.
Heidelberger Mensur im „Hausacker“, 1820. 220.

Gießener Mensur auf dem Wehberger Hof.
Sommer 1828: 221.
Schlaggermensur 221.
Würzburger Stogenmensur 222.
Stogenmensur um 1835: 223.
Hiebmenfur um 1835: 224.
Lübinger Mensur. 1859: 225.
Mensur in Göttingen (im Deutschen Haus).
1858: 226.
Heidelberger Mensur, W. S. 1846/47. Ge-
zeichnet von Henneberg 227.
Heidelberger Mensur. 1830. Bez. v.
U. Blum 228.
Bonner Mensur. 1856: 229.
Jenenser Mensur auf der Tanne, W. S.
1853/59. Gezeichnet von Geiling 230.
Göttinger Mensur. 1861: 231.
Krieger Mensur. W. S. 1874/75: 232.
Pauferel des Leipziger L. C. W. S. 1891
bis 92: 233.
Jenenser Säbelmensur 234.
Göttinger Säbelmensur 235.
Krieger Mensur. 1899. Nach einem Öl-
bild von Kleinfang 237.
Nach der Mensur 239.
Der Heidelberger Schlossgarten. 1620: 244.
Heidelberg 1620: 245.
Das heutige Heidelberg 245.
Schloßhof mit Brunnen 246.
Die Universität 246.
Die Aula der Universität 247.
Heidelberg vor 40 Jahren 248.
Heidelberg vom Harlaß aus gesehen 249.
Divat auf dem Heidelberger Universitäts-
platz nach der Rückkehr vom Auszug
nach Neuenheim. 13. Juli 1804: 250.
Sturm nach dem weisfällischen Kommer-
haus. Heidelberg, den 25. März 1810.
251.
Gasthaus zum Hirschen (Pauklokal) in der
Hirschgasse zu Heidelberg 252.
Heidelberger Mensur auf der Hirschgasse,
1826: 253.
Auszug der Heidelberger Studenten nach
Neustadt a. H. 17. Juli 1848: 256.
Das „rote Kolleg“ 259.
Leipzig zu Anfang des 18. Jhdts. 260.
Die Universitäts-Bibliothek 262.
Die heutige Universität 263.
Die Bursa bavaria 264.
Augusteum und Pauliner Kirche um 1840
265.
Der Leipziger Marktplatz um 1840: 265.
Leipziger Studenten-Trachten 266, 267.
Kneipe der Cusatia zu Leipzig 268.
Im Rosenthal 272.
Klost. um 1700: 279.
Das „Weiße Kolleg“ im J. 1867: 280.
Die Universität 281.
Klost. der Studententypen um 1770: 287.
Klost. der Studentenleben um 1770: 288.
Das Rathaus 292.
Der neue Markt mit Marienkirche 293.
Kreuz einer Thor und Jacobikirche 293.
Gesamtansicht von Klost. 294.
Der Greiswalder Reformantel 297.
Greiswald im 17. Jhd. 298.
Die neue Universität und die Bibliothek 299.
Das alte Universitätsgebäude 299.
Der Elisenhain bei Eldena 300.
Die alte Universität, freiburg 302.
Die heutige Universität 304.
Der Münsterplatz mit dem Kaufhaus 306.
Kaiserstraße mit dem mittelalterl. Brunnen
306.
Gesamtansicht vom Schloßberg aus 307.

Bäntherathal 308.
Der Waldsee 309.
Lübinger Rathaus 310.
Universitätsviertel 311.
Ansicht von Westen 311.
Schloß mit Alleenbrücke 312.
Lübinger um 1700: 314.
Marburg von Spiegelslust 320.
Universität und Schloß von der Lahn aus
320.
Marburg um 1700: 321.
Die Universität 322.
Die Aula 323.
Arminienhaus 325.
Haus der Landemannschaft Hasso-Borussia
326.
Das alte Königsberger Universitätsgebäude
332.
Die neue Albertsuniversität 333.
Am Fischmarkt 334.
Die Palästra Albestina 340.
Der Marktplatz zu Jena im 18. Jhd. 343.
Jena im 18. Jhd. 344.
Das Jenenser Kollegiengebäude um 1710
346.
Die heutige Universität 347.
Der Jenenser Carcer 347.
Cumultigenen in Jena am 17. Juli 1792
348.
Der Burgkeller (Arminienhaus) 350.
Zusammenwerfen der Säulen auf dem
Marktplatz zu Jena 351.
Der sechshöhen 352.
Der Markt und die Stadtkirche 352.
Lichtenhain 353.
Jiegenhain und der Hausberg 353.
Die Dornburg 354.
Die feste Marienberg von Osten 356.
Die Neumünster-Kirche zu Würzburg 356.
Das Julius-Hospital um 1700: 357.
Das Kollegiengebäude um 1700: 358.
Die Universität 359.
Würzburg um 1700: 360.
Das 25. Stifungsfeiert der Moenania im
J. 1839. 362.
Kneipe (Würzburg 1828) 365.
Panorama vom Schützenhof 366.
Haus des Akademischen Gesang-Vereins
367.
Ruine Gleiberg mit Brunnen 369.
Burg Braunfels 369.
Das alte Gießen 370.
Auszug der Gießener Studenten auf den
Staufenberg bei Gießen, 7.—9. Au-
gust 1846: 372.
Panorama vor der Starkenburgerkneipe
373.
Neues Universitätsgebäude und chem. La-
boratorium 375.
Der Staufenberg von Osten 374.
Kiel im 17. Jhd. 376.
Die Universität 379.
Gesamtansicht 379.
Der Schloßgarten 379.
Kreuzerthorhaus 380.
Der Kriegsbäsen 381.
Die Universität in Halle 384.
Das landwirtschaftliche Institut 384.
Marktplatz und Marktkirche 385.
Eine studentische Schlittenfabri auf dem
Halle'schen Markt um 1775: 386.
Hospiz in Halle um 1775: 387.
Casse mit Kirke und Wahlforch der 1814
gegründeten Teutonia 389.
Receptionsdecke der Landemannschaft Po-
merania 390.

Haus des Wingolf 391.
Corpshaus der Burschalia zu Halle 391.
Göttingen zu Ende des vorigen Jahrhun-
derts. Nach einem Kupferstich 394.
Landesvater der Göttinger Studenten im
Kerflingeröder Walde, in der Nacht
vom 26. auf den 27. Juli 1790: 396.
Lager der ausgezogenen Göttinger Stu-
denten zu Kerflingeröderfeld vom
26. bis 29. J. 1790: 397.
Typen aus dem „Göttinger Studentenstreit“
im Sommer 1818: 398.
Corpshaus der Hannovera zu Göttingen
399.
Studentenfilhouette Biemarcks 399.
Kneipe der Verbindung Jrisia 400.
Auszug der Studenten aus Göttingen am
17. März 1848 mittags 12 Uhr 401.
Auditorium der Universität 403.
Gesamtansicht 404.
Mari-spring 404.
Rafemühle bei Göttingen 405.
Göttinger Trachtenbilder aus den Jahren
1750, 1790, 1830: 406.
Universitätsgebäude und Kirche zu Erlangen
am Einweihungstage 408.
Die neue Universität 409.
Auszug der Studenten aus Erlangen nach
Alldorf, 26. febr. 1822. Rückkehr am
5. März und Divat auf dem Markte
412.
Budenreutherhaus 413.
Utenreutherhaus 414.
Die neue Akademie zu Münster 415.
Prinzipalmarkt 416.
Totalansicht 417.
Das Berliner Universitätsgebäude um 1810:
419.
Berlin vom Tempelhofer Feld gesehen 420.
Die Universität um die Mitte des Jhdts. 422.
Die königliche Bibliothek um 1840: 423.
Die Universitäts-Bibliothek 424.
Das Friedrich-Wilhelms-Institut 425.
Das Breslauer Rathaus 428.
Das Universitäts-Gebäude 430.
Panorama 431.
Das Rathaus mit dem Denkmal Friedrich
Wilhelms III. 432.
Bonner Marktplatz mit Rathaus und
Brunnensäule 434.
Panorama von Bonn 435.
Ruine Drachenfels 436.
Ruine Godesberg 436.
Bonn vor 50 Jahren 437.
Bonner Furschensfabri 438.
Die Universität 439.
Haus des Akademischen Juristen-Vereins
440.
Hofbräuhaus 442.
München vor 50 Jahren 443.
Die Universität 444.
Bavaria und Ruhmeshalle 445.
Magimilianum 445.
Die chirurgische Klinik 446.
Trachtenbilder aus dem Straßburger
Trachtenbüchlein 448, 449.
Die Universität 450.
Die Berliner Bauhschule vor 50 Jahren 453.
Das Polytechnikum in Charlottenburg 454.
Das Polytechnikum in Dresden 456.
Die technische Hochschule in Hannover 457.
Das Münchener Polytechnikum 458.
Die Technische Hochschule in Stuttgart 460.
Das Polytechnikum in Braunsfaweig 462.
Die technische Hochschule in Darmstadt 463.
Große Baugewerkschule in Karlsruhe 465.



Berichtigungen und Zusätze.

- | | |
|--|---|
| <p>S. 78. Die Unterschrift zu den Siegeln muß lauten: „Siegel der thüringisch-meißnischen und der rostockischen Landsmannschaft zu Rostock“.</p> <p>S. 110. Z. 1 v. u. lies „Nectar“ statt Nektar.</p> <p>S. 124. Z. 17 v. u. lies „Appell“ statt Appel.</p> <p>S. 169. Z. 10 v. u. lies „das“ statt daß.</p> <p>S. 201. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Fabricius beruht die Unterschrift zu dem Bilde auf dieser Seite auf einem Irrtum. Das Bild, dessen Original die Unterschrift trägt: „Laubobers Zeichenbegängnis“, stellt einen Studentenulß dar, und zwar handelt es sich, da „Laubober“ (= Grünober) in der deutschen Karte dasselbe ist, wie „Dame“ in</p> | <p>der französischen, vermutlich um die scherzhafte Verspottung eines gegen das Kartenspielen gerichteten Verbots.</p> <p>S. 298. Die Landsmannschaft Silesia ist mit dem Beginn des W. S. 1899/1900 rekonstituiert worden.</p> <p>S. 317. Die Farben der Germania sind schwarz-gold-rot v. u., die der Derendingia rot-weiß-blau.</p> <p>S. 341. Z. 4 v. u. lies 1894 statt 1814.</p> <p>S. 376. Das Bild „Kiel im 17. Jhdt.“ ist mit Genehmigung des Herrn Verlagsbuchhändlers Eckardt seinem Werke „Alt-Kiel in Wort und Bild“ entnommen worden.</p> |
|--|---|



Handwritten:
7/11/32
6/9/32

CC715070

MAY 6 1932

~~AIR MAIL~~

ONE FEB 15 39

